Lehrbuch der Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen

von

Friedrich Nösselt,
Professor in Breslau.

Dritter Theil.

Zehnte, verbesserte und stark vermehrte Auflage.

1850.



ZWINGLI'S ABSCHIED
VON FRAU UND KINDERN.







Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Von

FRIEDRICH NOESSELT.

Dritter Theil

Zehnte verbesserte und stark vermehrte Auflage.

Mit Stahlstichen.

BRESLAU,
im Verlage bei Josef Max & Comp.
1850.

Inhaltsverzeichniß.

Neue Geschichte, 1517—1789.

Erste Periode.

Von der Reformation bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges, 1517—1618.

Zweite Periode.

Von dem Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges bis zu Friedrich des Großen Thronbesteigung, 1618—1740.

Dritte Periode.

Von Friedrich des Großen Thronbesteigung bis zu Anfang der Französischen Revolution, 1740—1789.

Neueste Geschichte, 1789—1850.

Erste Periode.

Von dem Anfange der Französischen Revolution bis zur Erhebung Bonaparte's zum Consul, 1789—1799.

Zweite Periode.

Von der Erhebung Bonaparte's zum Consul bis zum Wiedererwachen Europas, 1799—1813.

Dritte Periode.

Von dem Wiedererwachen Europas bis auf die zweite französische Revolution, 1813—1830.

Vierte Periode.

Von der zweiten französischen Revolution bis auf die neueste Zeit, 1830—1850.

Erklärung des Titelblattes.

Neue Geschichte. 1517—1789.

Erste Periode.

Von der Reformation bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, 1517—1618.

83. Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546 *).

In einem Dörfchen des thüringer Waldes, Möra mit Namen, zwischen Eisenach und Salzungen, lebten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein braver, fleißiger Bergmann, Hans Luther, und sein treues Weib, Margarethe, geborene Lindemann. Da einmal Jahrmarkt in Eisleben, der Hauptstadt der Grafschaft Mansfeld, war, reisten die beiden Eheleute dahin ab, um sich dort etwas einzukaufen. Da wurde ihnen, am 10. November 1483, ein Knäblein geboren, welches sie gleich am folgenden Tage in dem noch existirenden Taufsteine der dortigen Kirche taufen ließen, und da es gerade der Martinstag war, so nannten sie es Martin. Dies ist der Mann, der von der Vorsehung bestimmt war, die heilige Flamme des Lichts und der Wahrheit, welche in Wiklef's Hand als Funke sich entzündete und in Huß eine hell aufglühende strahlende Fackel wurde, triumphirend durch die Welt zu tragen. Bald darauf gingen sie wieder nach Möra zurück; aber sie blieben nicht lange da. Hans Luther wurde nach Mansfeld versetzt, um in den dortigen Gruben zu arbeiten, und da er ein sehr wackerer Mann war, so wurde er von allen Einwohnern geschätzt und gar in den Magistrat aufgenommen. Uebrigens war und blieb er ein sehr armer Mann, wandte aber Alles, was er erübrigen konnte, auf die Erziehung seines Söhn-

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. 2, S. 3 fg.

chens, das er sehr liebte. Er hielt es aber für den besten Beweis der väterlichen Liebe, das Kind zum Lernen anzuhalten, und ließ ihm keinen Fehler durch. Wenn es böses Wetter war, so trug er den kleinen Martin selbst auf den Armen nach der Schule, stäupte ihn aber auch tüchtig, wenn er unartig war, und eben so bekam Martin vom Schulmeister oft jämmerliche Schläge; denn man hielt es damals für die erste Pflicht der Erziehung, die Kinder mit Strenge aufzuziehen, was diesen freilich nicht gefiel, so lange sie es dulden mußten, was sie aber in spätern Jahren mit vielem Danke erkannten; denn die verzärtelten Kinder sind immer die undankbarsten. Auch seine Mutter, eine tugendsame und gottesfürchtige Frau, hatte einen segensreichen Einfluß auf ihres Sohnes Erziehung. Von ihr erhielt er besonders den Sinn für stille, häusliche Frömmigkeit, und es ist der große Segen nicht zu berechnen, den fromme Mütter über die Gemüther ihrer Kinder verbreiten.

Im 14. Jahre wurde er, da er durch seinen Fleiß gute Hoffnungen erweckte, auf eine höhere Schule, nach Magdeburg, geschickt. Da ging es ihm aber höchst kümmerlich, und nur durch Singen vor den Thüren mußte er sich sein Brot erwerben. Besser, hofften die Eltern, würde es ihm in Eisenach gehen, weil sie in der Nähe Verwandte hatten, und thaten ihn daher schon im folgenden Jahre dahin. Aber die Verwandten kümmerten sich nicht um den armen Schüler; er mußte auch hier, wie die Schüler damals pflegten, singend von Hause zu Hause gehen, und wurde noch dazu vor mancher Thüre mit kränkenden Worten abgewiesen. Einmal stand er auch vor einem Hause und sang und betete recht andächtig. Es war gerade Winter, ein recht stürmischer Morgen, und der arme Junge war ganz vor Kälte erstarrt. Da sah ihn die Frau des Hauses, eines wohlhabenden Patriciers Frau; Frau Cotta hieß sie. „Du lieber Gott! Der arme Knabe!" dachte sie, „ist so erstarrt und muß doch singen! Ist vielleicht noch nüchtern und betet so andächtig!" — Geschwind rief sie ihn herein. Luther gestand, daß er noch nichts gegessen habe. Die gute Frau ließ ihm eine Suppe machen und freute sich recht, wie es ihm so gut schmeckte. Dabei mußte er ihr erzählen, woher er sei, wer die Eltern seien u. s. w., und das that er mit so offenem, ehrlichem Gesichte, daß die Frau

ihn gleich lieb gewann. „Willst du künftig bei mir wohnen und essen, Kleiner?“ fragte Frau Cotta. Es läßt sich leicht denken, daß Martin gern einwilligte. So zog er ein, und die brave Frau that so viel an ihm, daß ihr recht viel von Dem, was Luther hernach gewirkt hat, zuzuschreiben ist. Also wieder eine segensreich wirkende Frau! — Nun wurde erst recht fleißig gelernt. Er übertraf auch bald alle übrige Schüler. Zugleich trieb er mit Vorliebe die Musik, die sein Gemüth wunderbar ergriff. Bald spielte er auf der Flöte, bald sang er zur Laute, ja er componirte selbst damals schon manches Lied.

Noch war er nicht 18 Jahre alt, als er schon auf die Universität nach Erfurt zog, um dort die Philosophie und die Rechte zu studiren. Beides sprach sein lebendiges Gemüth gar nicht an; aber sein Vater wollte es so, und er war ein zärtlicher dankbarer Sohn. Unermüdet saß er den ganzen Tag und oft bis in die Nacht hinein über den Büchern und versäumte dabei nie, zu Gott zu beten. „Fleißig gebetet,“ pflegte er zu sagen, „ist mehr als halb studirt.“ Aber zuletzt fiel er in eine schwere Krankheit. Darin besuchte ihn ein alter Geistlicher und tröstete ihn mit den Worten: „Mein lieber Baccalaurer, seid getrost, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat, dem legt er zeitig das heilige Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen.“ —

Einmal war er auf der Universitätsbibliothek und fand da, ganz mit Staube bedeckt, eine lateinische Bibel. Wie erstaunte er, hier Alles so ganz anders zu finden, als er gedacht hatte! Denn dies Buch, welches jetzt in Jedermanns Händen und für weniges Geld zu kaufen ist, war damals äußerst selten, sehr theuer und in deutscher Uebersetzung fast gar nicht zu haben. Dazu suchten auch die höhern Geistlichen das Lesen des Buches möglichst zu verhindern, damit das Volk ja nicht erfahre, daß Vieles von Dem, was sie lehrten, gar nicht von Jesus gelehrt sei. Nun saß Luther ganze Nächte über der Bibel und immer mehr ging seiner Seele ein neues Licht auf. Dabei fühlte er sich so mächtig angezogen von Dem, was er darin als wirkliche Jesuslehre fand, daß er mit Schaudern an den Willen seines Vaters dachte, ein Rechtsgelehrter werden zu sollen, und dadurch

die Hoffnung aufzugeben, sich so ganz Gott und dem Heilande zuweihen. So geängstigt von widersprechenden Gefühlen und Entschlüssen, wurde er — er war bereits Magister der Philosophie geworden und hielt schon selbst Vorlesungen — durch einen Vorfall tief erschüttert. Sein liebster Freund Alexius wurde in einer Nacht erstochen; von wem und warum, wird nicht erzählt, und bald darauf schlug ein heftiger Blitzstrahl, als er einst von einer Reise nach Erfurt zurückkehrte, so dicht neben ihm in die Erde nieder, daß er lange ganz betäubt davon war *). Beides, der Verlust seines Freundes und die wunderbare Errettung aus der Todesgefahr, wirkten so tief auf sein krankes Gemüth, daß er, die Welt zu verlassen, sich fest vornahm. Er wollte nun seine Seele ganz Gott und der Kirche weihen; denn er glaubte, so wolle es Gott. Noch einmal lud er seine liebsten Freunde zu sich ein, gab ihnen, ohne ein Wörtchen von seinem Plane fallen zu lassen, einen kleinen Abschiedsschmaus, ging noch in derselben Nacht nach dem Augustinerkloster in Erfurt und ließ sich hier einkleiden. Seinem ehrlichen Vater schickte er seine weltlichen Kleider und seinen Magisterring mit einem zärtlichen Briefe, in welchem er ihm seine Gründe auseinandersetzte. Der alte Mann, der gehofft hatte, sein Martin sollte einmal ein gewandter Rechtsgelehrter werden und dann ihn und die Mutter im Alter unterstützen, kümmerte sich darüber sehr, konnte aber endlich nicht umhin, den Gründen seines Sohnes Recht zu geben.

Im Kloster nun ging es dem armen Luther gar traurig. Während seines Probejahrs wurden ihm die allerdrückendsten Geschäfte aufgebürdet. Er mußte die allerniedrigsten Dienste verrichten: die Kirche ausfegen, die Thüren auf- und zuschließen, die Thurmuhr aufziehen, die Unreinigkeiten des Klosters austragen, ja sogar mit dem Bettelsacke auf dem Rücken in Erfurt umherlaufen, um Brot, Getreide, Eier, Fische, Fleisch und Geld zusammenzubetteln (denn der Orden der Augustiner war ein Bettelorden), und dies war ihm um so empfindlicher, da ihn in Erfurt Jedermann kannte und nicht selten die Leute mit Fingern

*) Gewöhnlich wird erzählt, Alexius sei auf einem Spaziergange neben ihm vom Blitze erschlagen worden; allein die Erzählung, wie sie im Texte steht, ist die wahrscheinlichere.

auf ihn zeigten. Aber Alles erträgt der Mensch leicht, wenn er die feste Ueberzeugung hat, daß Gott es so haben wolle; und diese Gewißheit hatte der fromme Luther. Hatte er nur irgend Zeit, so saß er über der Bibel, um immer besser den Willen Gottes kennen zu lernen. Dabei mußte er oft hören, wie die Mönche ihm vorwarfen, man müsse nicht mit Studiren, sondern mit Einsammeln von Eiern, Butter, Brot u. s. w. dem Kloster nützlich zu werden suchen. Sein Gemüth befand sich in einer gar unglücklichen Stimmung. Er machte sich wegen jedes weltlichen Gedankens die allerheftigsten Vorwürfe, und glaubte immer, den Vorschriften Gottes kein Genüge zu leisten, so streng er auch die Klostergelübde beobachtete. Dabei kasteiete er seinen Körper so ab, daß er nur ganz wenig aß und trank, ja manchen Tag nichts als ein wenig Brot und einen magern Hering zu sich nahm. Wie aber Gott Denen, die ihn mit redlichem Herzen suchen, sich nicht unbezeugt läßt, so ließ er ihn gutgesinnte Leute finden, die ihm Trost und Muth einsprachen, wenn er vor Angst vergehen wollte. So lebte in demselben Kloster ein alter, ehrwürdiger Bruder, dem er manchmal seine Gewissensangst beichtete. Der wies ihn aber vornehmlich auf das Hauptgrundstück des Glaubens hin, wo es heißt: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden." Dieser Zuspruch machte einen tiefen, wundersamen Eindruck auf sein gequältes Gemüth, einen Eindruck, den nichts wieder verwischen konnte. Ebenso sprach ihm der Vorgesetzte seines Ordens, der ehrwürdige Johannes von Staupitz, Trost ein. Dieser echtchristliche Mann, Professor an der Universität in Wittenberg, zeichnete den frommen Luther bald vor allen anderen Mönchen aus und suchte ihn aufzurichten. „Du willst mit Gewalt ein Sünder sein," sagte er einst, „und hast doch keine rechte Sünde. Soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus jedem Gedanken gleich eine Sünde machen." Dergleichen Zuspruch half wenigstens auf eine Zeit; dann und wann hatte er aber doch wieder recht trübe Stunden. So schloß er sich einmal mehrere Tage lang in seine Zelle ein, aß und trank nicht und versank ganz in tiefe Melancholie, so daß er nichts von Dem merkte, was um ihn her vorging. Die Mönche dachten endlich, wie er gar nicht mehr zum

Vorschein kam, es sei ihm ein Unglück begegnet, schlugen die Thüre ein, fanden ihn ohnmächtig am Boden liegen und brachten ihn nur durch Töne der Musik wieder zur Besinnung.

Im Jahre 1502 hatte der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, in seiner Residenz Wittenberg eine Universität gestiftet. Hierzu fehlte noch ein tüchtiger Lehrer der Theologie und Philosophie, und er gab Staupitzen den Auftrag, ihm Jemanden dazu vorzuschlagen. Da fiel diesem gleich Luther ein. Aber als er dem schwermüthigen Mönche den Vorschlag machte, wollte dieser erst gar nicht daran. Er meinte, dazu sei er viel zu unwissend und was der Schwierigkeiten mehr waren. Aber Staupitz ließ nicht nach, und so zog Luther 1508, im 25. Jahre seines Alters, nach Wittenberg und nahm seine Wohnung in einer Zelle des Augustinerklosters, die noch jetzt neugierigen Reisenden gezeigt wird. Nun sollte er auch einmal predigen; aber dazu wollte sich der blöde Luther gar nicht bequemen. „Herr Doctor," sagte er zu Staupitz, „Ihr bringt mich um mein Leben; ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Aber Staupitz drang durch, und siehe da! gleich die erste Predigt machte gewaltiges Aufsehen. So hatte man noch Keinen von der Kanzel herab sprechen gehört. Er legte ihnen Wahrheiten aus, welche die guten Wittenberger bisher noch nie gehört hatten, weil sie die Bibel nicht kannten, und sprach mit einer Begeisterung, welche nur die innige Ueberzeugung von der Wahrheit Dessen, was man spricht, geben kann. Nun ließ man ihm keine Ruhe, bis er die ihm vom Magistrat angetragene Predigerstelle annahm, und welch ein Zudrang war nun jeden Sonntag zu seiner Kirche! Oft krachten von der Ueberfüllung die Chöre, daß man besorgt war, sie möchten zusammenstürzen.

Bald darauf, im Jahre 1510, wurde er in Angelegenheiten seines Ordens — denn auch als Professor war er immer Augustiner geblieben — nach Rom geschickt. Hier lernte er recht in der Nähe die Verdorbenheit des päpstlichen Hofes und der Geistlichkeit kennen, und er versicherte nachmals: „Nicht tausend Goldgülden wollte ich nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben." Besonders ärgerte er sich über den abscheulichen Leichtsinn, mit dem diese Leute den Gottesdienst verrichteten, den sie recht eigentlich wie einen Hofdienst betrachteten. „Kaum hatte ich eine Messe

gelesen," erzählt er selbst, „so fehlte bei ihnen schon keine an dem Mandel. Ist's doch, als ob man um den Lohn bete!"

Kaum war er zurück von der Reise, so erhielt er die besondere Auszeichnung, zum Doctor der Theologie ernannt zu werden. Der Kurfürst hatte ihn einmal predigen gehört und war so sehr durch ihn erbaut worden, daß er selbst die Kosten zu seiner Amtserhöhung hergab. Nun darüber wird sich doch Luther recht gefreut haben? — Gerade das Gegentheil! Er wollte durchaus nicht die hohe Ehre annehmen und erklärte, er sei noch gar nicht der Mann, dem eine solche Auszeichnung gebühre; und das Alles nicht aus Ziererei, sondern aus reiner Bescheidenheit. Endlich mußte er doch nachgeben und wurde von nun an in Wittenberg gemeinhin der Doctor genannt. Nun war erst des Studirens kein Ende; denn er wollte doch seiner Würde auch Ehre machen, und mit emsigem Fleiße suchte er Das nachzuholen, was er in seiner Jugend nicht hatte lernen können. Wäre das so geblieben, so würde er zwar immer ein tüchtiger Professor und Prediger geworden sein, aber nicht das Außerordentliche gewirkt haben, wozu ihn die göttliche Vorsehung bestimmt hatte.

Aber ein Vorfall gab seinem Geiste plötzlich eine ganz neue Richtung. Ein Dominicanermönch, Namens Johann Tezel aus Leipzig, reiste damals in ganz Deutschland umher, um Ablaßzettel zu verkaufen, und kam damit bis Jüterbogk, vier Meilen von Wittenberg. Die Päpste hatten nämlich schon seit langer Zeit gelehrt, jeder Mensch müsse eigentlich für seine Sünden ewige Pein leiden; diese könnte ihm aber abgekürzt werden, wenn er schon hier auf der Erde Buße dafür leide. Nur die Priester hätten das Recht, die Strafe aufzulegen oder zu erlassen, und wenn ein Mensch recht gute Werke gethan, d. i. zum Besten der Kirchen und Klöster Geld gezahlt hätte, so wären sie auch geneigt, ihm seine ewige Strafe abzukürzen und ihm vom Verdienste Jesu und der Heiligen Einiges zuzuschreiben. Daher war bestimmt worden, daß gewisse Vergehungen mit Geld gebüßt, d. i. daß statt der für manche Sünden auferlegten Büßungen Geld bezahlt werden konnte. Das nannten sie Ablaß. Anfangs war dies Geld zu guten Zwecken angewendet worden; bald aber hatten schlechte Päpste es zur Vermehrung ihrer Einkünfte gebraucht. Es war dabei nur darauf abgesehen, den armen bethörten Leuten

ihr Geld aus der Tasche zu locken, und man weiß nicht, ob man sich mehr über die Unverschämtheit der Päpste, die ihre Geldgier gar nicht einmal verbargen, wundern, oder über die Leichtgläubigkeit und Dummheit der Leute, die sich solche Dinge weismachen ließen, ärgern soll. Schon im Jahre 1300 hatte der Papst Bonifaz VIII. bekannt gemacht, daß alle Christen, die in diesem Jahre nach Rom kämen und von ihm Ablaß kauften, ganz besonders gut fahren würden; denn dieser Ablaß wäre kräftiger als jeder andere. Ein solches Jahr nannte man ein Jubel- oder Ablaßjahr; es sollte nur alle 100 Jahre vorkommen. Wirklich zog auch eine unglaubliche Menge nach Rom, kaufte den theuern Ablaß und ging betrogen nach Hause; der Papst hatte aber seinen Schatz gut gefüllt. Den folgenden Päpsten dauerte der Zeitraum von 100 Jahren zu lange; wenige konnten ja auch so ein fettes Jahr erleben, und so wurde denn alle 50, dann alle 30 und zuletzt alle 25 Jahre ein Jubeljahr ausgeschrieben. So unverschämt mißbrauchten diese Päpste unsere heilige Religion zu einer betrügerischen Geldschneiderei! Aber diese Jubeljahre waren den Päpsten noch nicht genug. Sie schickten Ablaßverkäufer überall, besonders in Deutschland umher, die ihre Zettel ausboten, und selbst die Fürsten benutzten diesen Mißbrauch, um sich Steuern zu verschaffen. So sollte im Jahre 1430 die Stadt Leipzig befestigt werden. Da bat der Herzog von Sachsen den Papst, ihm doch mit Ablaß zu Hülfe zu kommen; und sogleich wurde bekannt gemacht, daß Der, welcher an Sonn- und Festtagen an den Werken arbeiten würde, 40 Tage Ablaß haben sollte, d. i. es sollten ihm einst in jenem Leben von seiner Strafzeit 40 Tage erlassen werden. Welcher Mißbrauch! — Daß dafür aber der Papst ein reiches Geldgeschenk erhalten mußte, verstand sich von selbst. Besonders waren die Butterbriefe recht einträglich. Wer nämlich die Erlaubniß haben wollte, in der Fastenzeit Butter und Käse zu essen, brauchte sich nur für einen guten Groschen einen solchen Zettel zu lösen, und dergleichen wurden unzählige gelöst.

Damals war Leo X. Papst, ein vergnügungssüchtiger, schwelgerischer Mann, der viel Geld gebrauchte. Da gerade kein Jubeljahr war, so nahm er den Bau der Peterskirche zum Vorwande, einen Ablaß auszuschreiben. Unter den Ablaßverkäufern, die in Deutschland umherzogen, war aber keiner unverschämter,

als eben jener Tetzel, der schon ziemlich lange sein Wesen getrieben hatte. Ob er gleich ein so nichtswürdiger Mensch war, daß das erbitterte Volk ihn schon einmal hatte ertränken wollen, wenn ihn nicht der Kurfürst von Sachsen gerettet hätte, so setzte er doch eine Menge solcher Ablaßzettel ab. Wenn er nach einer Stadt kam, so hielt er einen feierlichen Einzug, damit das Volk recht zusammenlaufen sollte. Die päpstliche Bulle wurde auf einem sammetnen Kissen vorangetragen; die Priester und Mönche, der Magistrat und die Schulen zogen ihm mit Kerzen und Fahnen entgegen und holten ihn ein; alle Glocken läuteten; man begleitete ihn in die Kirche, wo er ein rothes Kreuz mit des Papstes Panier aufrichtete, und nun ging der Handel los. Immer hatte er zwei Kasten bei sich; in einem hatte er die Zettel und in den andern steckte er das Geld, und er pflegte wohl zu rufen: „Sobald nur erst das Geld in meinem Kasten klingt, eure Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel springt!" — Da fand man Ablaßbriefe für alle mögliche Vergehungen: für Diebstahl, Meineid, Gewaltthat, Mord u. s. w. Einmal kam er übel an und wurde recht mit eigener Münze bezahlt. In Jüterbogk meldete sich bei ihm ein Ritter, der einen Ablaßzettel begehrte, weil er Jemanden auf der Landstraße berauben wollte; denn auch Sünden, die man noch begehen wollte, konnte man schon im Voraus abkaufen. Tetzel forderte einen tüchtigen Preis. Dann reiste er ab. Aber als er durch einen Wald fuhr, sprengte plötzlich ein Ritter mit mehrern Knechten herbei, hielt seinen Wagen an und nahm ihm seinen schweren Geldkasten ab. Tetzel schrie wie besessen und verfluchte den Räuber bis in den Abgrund der Hölle. „Sachte! sachte!" rief der Ritter und holte den Ablaßzettel heraus, „kennst du mich nicht mehr? Hier ist ja dein Ablaß!" — Der leere Kasten wird noch auf dem Rathhause von Jüterbogk aufbewahrt. Handelte der Ritter recht? — War dem Tetzel die Strafe zu gönnen?

Der Handel mit diesen Ablaßzetteln machte die Leute ganz gewissenlos; denn sie mußten am Ende glauben, eine Sünde habe weiter nicht viel zu bedeuten; man könnte sie ja mit einigen Groschen, höchstens einigen Thalern abkaufen. Und diesen Glauben suchte Tetzel durch seine schändlichen Predigten noch zu vermehren. Er lehrte geradezu: der Ablaß sei die höchste und allerwertheste

Gabe Gottes; denn dadurch könne man ohne Reue und Buße selig werden. Das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen vermöge eben so viel als Christi Kreuz. Unser Heiland habe dem Papste alle Macht übergeben, und habe nun nichts mehr zu regieren bis auf den jüngsten Tag. Er (Tezel) möge im Himmel mit Petrus nicht theilen; denn er habe durch seinen Ablaß viel mehr Seelen selig gemacht, als der Apostel. Solches gotteslästerlichen Zeuges schwatzte der schändliche Mensch noch viel.

Das gemeine Volk ist immer abergläubisch und war damals noch um ein gutes Theil unwissender als jetzt. Kein Wunder, daß eine Menge von Leuten dem Tezel nachlief und seinen Ablaß kaufte. Manche kamen damit auch wohl zu Luther und fragten ihn, was er dazu meinte? Dieser ergrimmte über diese schändliche Betrügerei nicht wenig. Sein ganzes frommes Gemüth empörte sich, wenn er daran dachte, wie die Einfalt des armen Volkes gemißbraucht würde, es um sein Gewissen und sein Geld zugleich zu betrügen. In diesem edeln Eifer vergaß er ganz, wie unbedeutend er, ein armer und noch junger Mönch, damals noch war, und wie wenig Hoffnung er hatte, gegen den mächtigen Papst und dessen ganze Sippschaft etwas auszurichten. Aber danach fragt ein von edler Begeisterung ergriffenes Gemüth nicht. „Zu der Zeit," sagt Luther selbst, „war ich Prediger allhie im Kloster und ein junger Doctor, neulich aus der Esse kommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift. Als nun viel Volks von Wittenberg lief dem Ablaß nach, und ich, so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte, fing ich säuberlich an zu predigen, man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, als Ablaß lösen." Diese Predigten hatten einen ungeheuern Zulauf; denn wer wollte nicht gern den Mann hören, der mit der ganzen Kraft begeisterter Beredtsamkeit auftrat und einen tief eingerissenen Mißbrauch so muthig angriff? Aber damit war der feurige Doctor nicht zufrieden. Er schlug am 31. October 1517 einen großen Bogen an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg, auf welchen er 95 Sätze (Theses) geschrieben hatte, die er gegen Jedermann mündlich und schriftlich zu vertheidigen sich erbot. Es war dabei besonders auf Tezel gemünzt, aber der hütete sich wohl zu kommen, weil er Luther's weit überlegene Gelehrsamkeit fürchtete; denn er war ein

höchst unwissender Mensch. Er machte, daß er aus der Gegend von Wittenberg wegkam und ließ sich hier nicht wieder sehen. Dagegen wurden Luther's Sätze mit Begierde von Jedermann gelesen. In vielen Tausend Abschriften flogen sie schnell durch Deutschland, so daß man binnen vier Wochen sie schon überall kannte. Ueberall sprach man von dem muthigen Mönche in Wittenberg und was nur noch aus der Sache werden würde.

So wenig übrigens auch dem ehrlichen Luther damals einfiel, das ganze Gebäude des katholischen Glaubens umzustoßen, so war doch das Anschlagen der Sätze der Anfang der Reformation (Kirchenverbesserung), die so ungeheuere Folgen hatte, und man rechnet diese also vom 31. October 1517 an. Mit Abstellung des Ablasses war es aber Luthern ein rechter Ernst. Er schrieb deshalb an den Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, in dessen Namen Tezel umherreiste, und der die Anweisung, auf welche Tezel sich berief, geschrieben haben sollte, und bat ihn flehentlich und demüthig, doch dem argen Mißbrauche zu wehren. „Was soll und kann ich anders thun," schrieb er, „hochwürdigster Bischof und durchlauchtigster Kurfürst, als daß ich Ew. Hochwürden bitte, ihr wollet doch ein Auge väterlicher Sorge auf die Sache haben, und dasselbe Büchlein, was ohne Zweifel ohne euer Wissen und Willen ausgegangen, allerding weg thun, auch den Ablaßpredigern eine andere Weise und Form zu predigen anbefehlen." Gar zu gern hätte der wackere Luther die Sache in der Güte abgemacht; aber er bekam nicht einmal eine Antwort. Die Vornehmen sahen verächtlich auf ihn herab, die Schwachen erschraken vor seiner Keckheit, die Bösen schrien Zeter! über ihn und nur die Guten freuten sich herzlich über seinen frommen Eifer. Es fehlte nicht an Leuten, die ihm Angst zu machen suchten; aber Der fürchtet die Menschen nicht, der Gottes Beistand gewiß ist. Luther spricht selbst: „Da ich zum ersten Mal den Ablaß angriff und alle Welt die Augen aufsperrte und sich's ließ dünken, es wäre zu hoch angehoben, kamen zu mir mein Prior und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich sehr, baten mich, ich sollte den Orden nicht in Schande führen; denn die anderen Orden hüpften schon für Freuden, sonderlich die Prediger (Dominicaner), daß sie nicht allein in Schande steckten, die Augustiner müßten nun auch brennen und

Schandträger sein. Da antwortete ich: Liebe Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben machen. Da schwiegen sie, und geht noch so bisher, wird, so Gott will, auch noch baß gehen bis ans Ende. Amen!" — Wie schön gesagt! — Aber er handelte auch edel, ohne allen Haß gegen seine Feinde selbst. So hatte Tezel die Sätze Luther's öffentlich verbrennen lassen. Die wittenberger Studenten, die ihren Lehrer Luther so verehrten, daß sie sich für ihn hätten todtschlagen lassen, kauften Tezel's Schriften gegen Luther auf und verbrannten sie in einem großen Freudenfeuer öffentlich. Darüber war Luther sehr ungehalten und schrieb darüber an einen Freund: „Traust du mir denn zu, daß ich so sehr allen menschlichen Verstand verloren und mich dermaßen habe vergehen können, daß ich, der ich ein Geistlicher bin, an einem Ort, der nicht mein ist, einem in solchen Ehren sitzenden Manne dergleichen Schimpf anthun sollte?"

Aber das Alles half nichts. Die eifrigen Schleppenträger des Papstes schimpften weidlich auf ihn, weil sie dadurch dem Papste sich gefällig zu machen hofften, besonders die Dominicaner. Da war einer dieser saubern Leute, Prierio, Prior der Dominicaner und Magister des päpstlichen Palastes in Rom, der unter Anderm schrieb: „Wenn du, mein lieber Luther, von unserm Herrn dem Papste ein fettes Bisthum bekämest, würdest du wohl gelindere Saiten aufziehen, und den Ablaß, welchen du jetzt so schwarz machst, selbst erheben." Darüber ärgerte sich Luther mit Recht sehr. „Wenn ich nach einem Bisthum strebte," antwortete er, „redete ich gewiß Das nicht, welches dir so wehe in deinen Ohren thut; denn meinst du, ich wisse nicht, wie man in Rom zu Bisthümern und Prälaturen gelangt?" — Endlich schrieb Luther selbst an den Papst, Leo X., und gab sich alle Mühe, ihm zu beweisen, wie er selber von seinen Schmeichlern betrogen werde. Man muß sich recht freuen, wenn man sieht, wie der brave Luther seine Sache ganz Gott anheimstellte und über den Ausgang ganz furchtlos war. „Christus, mein Herr, mag zusehen," so schrieb Luther damals an Staupitz, „ob dieser Handel, den ich führe, ihn oder Luther belange, ohne welches Wirken und Willen auch des Papstes Zunge nicht reden

kann, was sie will, in welches Hand auch des Königs Herz ist. Soviel aber meine zornigen Feinde, die mir hart dräuen und nachstellen, belanget, weiß ich nichts zu antworten, als: wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren. Ich habe weder Geld noch Gut, begehr auch der keines. Der einige nichtige Leib ist noch übrig; richten sie denselben hin durch List oder Gewalt, thun sie mir wahrlich keinen sehr großen Schaden, verkürzen mir die Zeit meines Lebens irgend eine Stunde oder zwo, und helfen mir desto eher in Himmel. Ich lasse mir genügen, daß ich an meinem lieben Herrn Jesu Christo einen süßen Erlöser habe; den will ich loben und preisen, so lange ich lebe."

Ehe noch Luther's Brief an den Papst in Rom angekommen sein konnte, erhielt er schon von Leo einen Befehl, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen und sich wegen seiner Reden und Schriften zu verantworten. Hier war ihm ein übles Schicksal zugedacht; denn sein Ankläger war eben jener Prierio und zugleich war er auch einer seiner Richter. Eine treffliche Gerechtigkeit, Kläger und Richter in einer Person! — Glücklicherweise ging Luther nicht hin. Der Kurfürst Friedrich der Weise hatte schon damals ihn wegen seiner Freimüthigkeit so lieb gewonnen, daß er erklärte, er werde nicht zugeben, daß man ihn nach Rom schleppe, und er bewirkte, daß Leo seinem Legaten, dem Cardinal Cajetan, Befehl gab, Luther'n in Augsburg zu verhören. Dahin reiste auch dieser 1518 ab und zwar zu Fuße, vom Kurfürsten mit Reisegeld und mit guten Empfehlungsbriefen an einige vornehme Rathsherren, auch mit einem kaiserlichen Schutzbriefe versehen. Diese Empfehlungen kamen ihm sehr wohl zu statten; die ehrenwerthen Männer, besonders Herr Langemantel, nahmen sich seiner freundlich an und waren recht väterlich dafür besorgt, daß ihm kein Leids geschehe. Desto weniger konnte er mit dem Empfange beim Cardinal zufrieden sein. Der Mann verlangte nur immer Widerruf, und wenn Luther ihm einwarf, er sei dazu gern bereit, wenn er ihm nur aus der Bibel beweisen wollte, daß er geirrt habe, so half er sich mit einem vornehmen Lachen, wie wenn Luther eine Ungereimtheit gesagt hätte. Dabei zeigte Cajetan eine solche Unwissenheit, daß Luther sich nicht genug darüber wundern konnte. „Und doch," schreibt Luther, „wird dieser für den allergelehrtesten unter den Dominicanern gehalten; daraus

läßt sich schließen, wie es um Die, so den zehnten und hundertsten Rang haben, müsse beschaffen sein." Auch suchte ihn der Cardinal nach Art unwissender vornehmer Leute zu überschreien, wenn er sich vertheidigen wollte; kurz, sie konnten nicht mit einander auskommen. Nach der letzten Unterredung entließ ihn der Cardinal mit dem wegwerfenden Bescheide: „Gehe hin und komme nicht wieder zu mir, du wollest denn einen Widerruf thun!" Dazu hatte aber Luther keine Lust, und er schreibt selbst darüber recht schön: „Das weiß ich, daß ich der Allerangenehmste und Liebste wäre, wenn ich dies einzige Wort spräche: ich widerrufe! Aber ich will nicht zu einem Ketzer werden mit dem Widerruf der Meinung, durch welche ich bin zu einem Christen worden. Eher will ich sterben, verbrannt, vertrieben und vermaledeiet werden." Da nun Luther zugleich hörte, daß seine Feinde ihm nachstellten und ihn mit Gift oder Schwert umbringen wollten, so gab er dem Andringen seiner Freunde nach, eiligst und heimlich abzureisen. Bei Cajetan entschuldigte er sich schriftlich mit Mangel an hinlänglichem Gelde, um noch länger bleiben zu können. Eines Morgens noch vor Tagesanbruche ließ ihn der brave Langemantel aus einem Pförtchen zur Stadt hinaus. Hier standen schon durch die Fürsorge seiner Freunde zwei gesattelte Pferde. Eines bestieg Luther, das andere ein treuer Rathsdiener, den ihm der Magistrat mitgab, und so ritt Luther, ohne Reitkleider, ja ohne Stiefeln, gleich am ersten Tage acht Meilen. Als er Abends vom Pferde stieg, war er, der des Reitens nicht gewohnt war und ein schwer trabendes Pferd gehabt hatte, so ermüdet, daß er rücklings aufs Stroh niedersank. Indessen war er doch nun auch seinen Feinden aus den Augen gerückt, und das war zu seinem großen Glücke. Denn bald darauf bekam er in Nürnberg die Anweisung zu Gesichte, die der Papst dem Cajetan in Betreff Luther's gegeben hatte. Darin wurde Luther ein Ketzer genannt, und dem Cardinal befohlen: „So du sein mächtig wirst, wollest du ihn ja wohl und gewiß verwahren lassen, bis so lange du von uns weitern Befehl erhältst, auf daß er vor uns gestellt werde. Wo er in seiner Halsstarrigkeit verharrt und du seiner nicht kannst mächtig werden, so geben wir dir gleiche Gewalt und Macht, an allen Orten Deutschlands ihn und Alle, so ihm anhangen, für Ketzer, Verbannte, Verfluchte und Vermaledeite zu publi-

ciren" u. s. w. Glücklicherweise war Cajetan kein böser, sondern nur ein hochmüthiger und, wie diese Leute fast immer, ein einfältiger Mann, und er fügte Luther'n keineswegs so viel Böses zu, wie er wohl gekonnt hätte. Noch einen Versuch machte der zum Frieden geneigte Papst. Er schickte seinen Kammerherrn, Karl von Miltitz, Domherrn zu Mainz, nach Deutschland, um Luther'n durch gütliche Vorstellungen zum Schweigen zu bringen. Die Zusammenkunft fand in Altenburg statt. Miltitz redete Luther'n sehr freundlich zu und bat, ihm die Backen streichelnd, den Streit ruhen zu lassen. Luther erklärte sich dazu bereit, wenn seine Feinde schweigen würden, was aber bekanntlich nicht geschah. „Ich bezeuge," schrieb er damals an den Papst, „vor Gott und vor allen Creaturen, daß ich nie Willens gewest, noch heutiges Tages bin, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weise anzugreifen, oder mit irgend einer List etwas abzubrechen."

Dem guten Kurfürsten waren diese Händel sehr unangenehm; denn noch hatte sich sein sonst verständiger Geist nicht losmachen können von den Lehren, die er bisher als wahr erkannt hatte. Er wünschte daher, daß Luther von Wittenberg weggehen sollte. Endlich, obgleich ungern, entschloß sich dieser dazu, und gab seinen liebsten Freunden eben einen kleinen Abschiedsschmaus, als ein Brief ankam von Spalatin, des Kurfürsten Geheimschreiber: warum er denn noch nicht aufgebrochen sei? Das betrübte den guten Luther tief; fast wäre sein Gemüth verzagt. Aber seine Frömmigkeit ließ ihn nicht sinken. „Vater und Mutter verlassen mich," rief er, den heitern Blick gen Himmel gerichtet, aus; „aber der Herr nimmt mich auf!" Und noch über Tische wurde ihm von demselben Manne ein zweiter Brief gebracht: er solle doch bleiben, wenn er noch da wäre; der Kurfürst wolle ihn schützen. So belohnt sich das Vertrauen auf den Beistand der göttlichen Vorsehung!

Um die Zeit lernte Luther einen Mann kennen, der zur Reformation recht viel mitgewirkt hat, Philipp Melanchthon. Dieser liebe, freundliche Mann war 1497 in Bretten, einem Städtchen im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren worden, also 14 Jahre jünger als Luther. Eigentlich hieß er Schwarz-

erde; aber nach der damaligen Gewohnheit der Gelehrten verwandelte er seinen deutschen Namen in den gleichbedeutenden griechischen. Sein Vater war ein ehrlicher fleißiger Stückgießer und Waffenschmidt, und dabei ein echtfrommer Mann, der nebst der Mutter den kleinen Philipp schon früh zum Gebete angehalten hatte. Dadurch hatte das von Natur sanfte und weiche Gemüth des Knaben eine so schöne Richtung für Religiosität erhalten, daß nichts im Stande war, ihn auf Abwege zu führen. Schon im 11. Jahre hatte er seinen braven Vater verloren; da gab ihm der Großvater einen treuen und geschickten Mann zum Erzieher, bis er auf eine Gelehrtenschule kam. Hier machte er durch eisernen Fleiß so schöne Fortschritte, daß er schon im 14. Jahre — man denke! — auf die Universität nach Heidelberg gehen konnte. Aber was dabei am meisten zu bewundern ist: er blieb der stille bescheidene Jüngling, der er gewesen war, bildete sich nichts auf sein Wissen ein und gewann dadurch Aller Herzen; denn nichts macht so liebenswürdig als Anspruchlosigkeit in solchen Verhältnissen, auf welche Andere sich etwas einzubilden pflegen. Jetzt wurde er, weil seine ungemeine Kenntniß der griechischen Sprache ihm schon großen Ruf erworben hatte, von Friedrich dem Weisen auf die Universität nach Wittenberg berufen, noch nicht 22 Jahre alt, und zufällig war Luther seine erste Bekanntschaft. Bald wurden beide Männer die unzertrennlichsten Freunde. Nur der Tod hat dieses Band für die Erde aufgelöst. Dabei waren sie von ganz verschiedenem Temperamente, und man hat oft die richtige Bemerkung gemacht, daß die Verschiedenheit des Temperaments der Innigkeit der Freundschaft keinen Eintrag thut, sondern daß im Gegentheile Leute von ganz verschiedener Natur oft die allerbesten Freunde sind. War Luther überaus feurig, höchst kräftig, muthig vorwärts strebend, so war dagegen Melanchthon sanft, scheu und besonnen, und beider Männer hat sich die Vorsehung recht sichtlich bedient, das wichtige Werk der Reformation zu fördern, indem Luther die Bedächtigkeit des ruhigen Melanchthon anspornte und mit sich fortriß, Melanchthon dagegen die aufsprudelnde, oft unbesonnene Hitze Luther's mäßigte.*)

*) Luther selbst sagt darüber: „Melanchthon fähret säuberlich und still

Beide waren für Religion und Wahrheit gleich sehr erwärmt. Wer zählt den Segen, den diese beiden trefflichen Männer auf Erden gestiftet haben! — Luther pflegte ihn nie anders als „seinen Philipp," und dieser ihn bloß „den Doctor" zu nennen. Ungeheuer war der Zulauf, den beide Männer in ihren Vorlesungen hatten: Melanchthon hatte manchmal an 2000 Zuhörer; so drängten sich die Jünglinge damals nach Wittenberg, durch den Ruf der beiden großen Männer herbeigezogen.

Gern hätte Luther geschwiegen und bloß seinem Amte gelebt; aber seine Feinde ließen nicht nach, und reizten ihn unaufhörlich durch heftige und spöttische Schriften. Er blieb ihnen keine Antwort schuldig, und kein Monat verging, ohne daß nicht ein oder das andere Schriftchen von ihm erschienen wäre. Alle seine Schriften wurden nicht nur in Deutschland begierig gekauft und gelesen, sondern selbst in Paris, Rom und anderwärts war eifriges Nachfragen danach. Sein ärgster Feind war Doctor Eck, Prokanzler auf der Universität Ingolstadt in Baiern, ein recht hochmüthiger, aufgeblasener, tückischer Mensch. Erst versuchte er Luther'n niederzureden, denn er hatte eine gewaltige Geschwätzigkeit; aber bei Luther kam er damit schlecht an, weil Eck von der Bibel, in welcher Luther so bewandert war, nichts wußte, und dieser ihn also durch Bibelstellen bald zum Schweigen brachte. Das geschah vornehmlich in Leipzig, wo Eck Luther'n zu einer Disputation herausgefordert hatte, die mehrere Wochen dauerte, aber nichts entschied, weil Jeder, wie das ja bei allen gelehrten Streitigkeiten geschieht, sich den Sieg zuschrieb. Als Luther mit einigen anderen Professoren von Wittenberg nach Leipzig fuhr, begleiteten ihn an 200 Studenten, die mit Spießen und Hellebarden neben seinem Wagen herliefen. Die guten Leute wollten sorgen, daß ihrem geliebten Lehrer kein Leid zugefügt würde. Aber vergeblich war diese Disputation doch nicht gewesen; denn Luther fühlte sich nun angetrieben, den Ursprung der päpstlichen Gewalt näher zu untersuchen, und zu seinem Erstaunen fand er in der Geschichte die

---

daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Klötze und Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen und bin der große Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß."

deutlichsten Beweise, daß es Jesus nie eingefallen war, einen Statthalter auf Erden einzusetzen, daß also die ganze Macht des Papstes nichts als Anmaßung, daß das ganze Gebäude der römischen Kirche nur auf Eigennutz, Dünkel und Herrschsucht gegründet und mithin völlig unchristlich wäre. Dadurch verschwand plötzlich auch die letzte Spur von Hochachtung und Furcht vor dem Papste, und er hielt sich nun sogar für verpflichtet, den Menschen darüber die Augen zu öffnen. Wir haben noch eine Schilderung übrig, wie Luther damals aussah, von einem Manne, der mit ihm in Leipzig war. „Martin ist," so schreibt er, „von mittler Leibeslänge, hager von Sorgen und Studiren, so daß man fast die Knochen durch die Haut zählen könnte, annoch von männlichem und frischem Alter und klarer erhabener Stimme. Er ist aber voll Gelehrsamkeit und fürtrefflicher Wissenschaft der Schrift, so daß er gleichsam Alles an den Fingern herzählen kann. Seinem Leben nach ist er höflich und freundlich und hat nichts Sauertöpfisches und Strenges an sich, ja er kann sich in alle Zeiten schicken. In Gesellschaft ist er lustig, scherzhaft, lebhaft und immer heiter, immer muntern und fröhlichen Gesichts, ob ihm die Widersacher noch so sehr drohen, daß man schwerlich denken kann, daß der Mann ohne Gott solche wichtige Dinge vornehme!"

84. Karl V., 1519—1556.

Alles Dies geschah noch zu Lebzeiten des Kaisers Maximilian I. Aber 1519 starb er. Wen sollten die Deutschen nun zum Kaiser wählen? — Anfangs schwankten sie; denn zwei mächtige Fürsten bewarben sich um die hohe Ehre. Der Eine war Maximilian's Enkel, Karl I., seit 1516 König von Spanien, und der andere Franz I. von Frankreich (seit 1515). Schon hatten die Kurfürsten Lust, Keinen von Beiden, sondern lieber den ehrwürdigen Friedrich den Weisen zu wählen; dieser aber schlug die Ehre aus. „Wir brauchen einen mächtigen Kaiser," sprach er; „ich kenne aber Keinen, der darin dem Könige von Spanien gleichkäme." Und so wurde denn dieser mächtige Herr, damals erst 19 Jahre alt, zum deutschen Kaiser gewählt. Nun nannte man ihn Karl V. (er ist schon bei Cortez öfters genannt worden). Dieser Kaiser hatte gegen den Kurfürsten von Sachsen eine besondere Ehrfurcht und Dankbarkeit, und das war für Luther

nachmals von großem Nutzen. Doctor Eck war nach Rom gereist und hatte da Luther'n so arg geschildert, daß endlich der Papst eine Bannbulle gegen Luther ausfertigte, die Eck, voll Freuden, mit derselben seinen Feind ganz zu Boden zu schmettern, mit nach Deutschland nahm und überall eilfertig bekannt machte. Es wurde darin befohlen, Luther's Schriften überall zu verbrennen, ihn selbst aber, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufe, mit allen seinen Anhängern nach Rom zu schicken. Luther selbst verachtete den Bann, weil er wußte, daß er unter Gottes Schutz stehe. „Ich weiß," sprach er, „daß Der, welcher im Himmel sitzt und von Ewigkeit her alle Dinge leitet, auch den Anfang, Fortgang und Ausgang dieser Sache vorausgesehen hat. Diesen Ausgang erwarte ich, und wie auch das Loos falle, mich wird es nicht bewegen. Kein Baumblatt fällt ohne den Willen unsers Vaters auf die Erde; um wie viel weniger werden wir fallen, außer wenn er uns will fallen lassen." Im südlichen Deutschland, wo der Papst noch die meisten Anhänger hatte, freuten sich die Leute mit Eck über den Aerger, den Luther haben würde; aber im nördlichen kam er schlimm an. Hier waren fast Alle schon für Luther eingenommen und führten den Eck tüchtig ab. In vielen Städten riß man die Bulle ab, warf dem Eck die Fenster ein, und in Leipzig drohten die Studenten ihn todt zu schlagen, wenn er sich nicht gleich fortmachen würde. Das war für Luther eine ehrenvolle Genugthuung; aber damit war er noch nicht zufrieden. Besonders hatte es ihn empört, daß seine Feinde in mehrern Städten seine Bücher verbrannt hatten. Zur Vergeltung beschloß er etwas Aehnliches zu thun und that durch einen öffentlichen Anschlag kund, er werde am 10. December (1520) um 9 Uhr Vormittags auf einem Platze vor dem Elsterthore (in Wittenberg) die päpstliche Bulle verbrennen. Eine große Menge von Bürgern fand sich ein. Ein Scheiterhaufen war schon aufgerichtet. Endlich erschien Luther, begleitet von einer großen Schaar jubelnder Studenten. Er zündete den Holzstoß an, warf die Bulle hinein und rief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" — Die Handlung war sehr wichtig, denn dadurch sagte er sich von dem Gehorsame gegen den Papst ganz los. An eine Aussöhnung war nun nicht mehr zu denken; er konnte nicht mehr zurück; nun mußte er obsiegen oder untergehen.

Wie aufgebracht der Papst gegen ihn sei, zeigte sich auch bald. Es erschienen zwei päpstliche Gesandte, die nicht weniger vom Kurfürsten verlangten, als daß er Luther's Schriften verbrennen, ihn selbst aber gefangen nehmen lasse und nach Rom schicke. Aber sie erhielten zur Antwort: wenn Luther etwas Unrechtes gethan oder geschrieben habe, so möge ihn der Papst vor gleichen, gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern, auf ein frei, sicher und genugsam Geleit, an ungefährlichen Oertern verhören lassen; denn unverhört und unüberwunden würden seine Bücher nicht verbrannt werden. Das war denn freilich den Herren nicht recht.

Kaiser Karl hatte auf das Jahr 1521 einen Reichstag ausgeschrieben, der in Worms gehalten werden sollte, und schrieb an den Kurfürsten, er möchte doch auch kommen und den Luther mitbringen, damit dessen Sache da verhandelt würde. Der Kurfürst meinte es schon damals mit dem frommen Luther herzlich gut, und schrieb daher zurück, man möchte ihn damit verschonen. Als er aber Luther'n fragte, ob er wohl nach Worms gehen würde, wenn ihn der Kaiser dahin entböte, so antwortete er: „Wenn ich berufen werde, will ich, so viel an mir ist, mich ehe krank hinführen lassen, falls ich nicht gesund kommen könnte; denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, so mich der Kaiser beruft. Wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, wie es scheint, so ist die Sache Gott zu befehlen. Der lebet und herrschet noch, welcher die drei Männer im feurigen Ofen erhalten. Will er aber mich nicht erhalten, ist's um meinen Kopf eine gar schlechte Sache, wenn selbiger gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach getödtet worden. Hier habt ihr meinen Rath und Meinung. Versehet euch zu mir Alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen aber viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket; denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und Vieler Seligkeit thun!" Endlich wurde ihm beim Kaiser ein sicheres Geleit ausgewirkt, und er erhielt zugleich die Citation des Kaisers, binnen 21 Tagen nach Worms zu kommen, mit der Aufschrift: „Dem ehrsamen, unserm lieben, andächtigen D. Martin Luther, Augustinerordens." Wie oft sprechen und schreiben die Menschen doch so ganz anders als sie denken und empfin-

den! — Als er abreiste, umarmte er noch einmal seinen Freund Melanchthon. „Komme ich nicht wieder," sprach er, „und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder: laß nicht ab, zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier sein kann. Du kannst es noch besser machen. Daher ist auch nicht viel Schade um mich; bleibst du doch da. In dir hat der Herr einen noch gelehrtern Streiter."

So machte sich Luther in anständiger Begleitung nach Worms auf den Weg, auf einem Wagen, den ihm der wittenbergische Magistrat dazu geschenkt hatte. Wohin er unterwegs kam, welcher Zusammenlauf! Meilenweit lief das Volk herbei, den Mann zu sehen, der dreist dem Papste widersprochen hatte. Alle staunten ihn wie einen Wundermann an und suchten sich seine Züge fest einzuprägen. Als er Erfurt, seinem geliebten Erfurt, sich näherte, kam ihm ein langer Zug zwei Meilen weit zu Pferde und zu Fuße entgegen, und in der Stadt konnte der Wagen vor dem Gedränge kaum von der Stelle. Auch ließ man ihm nicht eher Ruhe, bis er predigte, und unter welchem Zulaufe! In Eisenach wurde er krank; doch reiste er weiter. Man warnte ihn, weil man ihn in Worms zu Pulver verbrennen werde. Aber muthig antwortete er: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das zwischen Wittenberg und Worms hinreicht, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben walten lassen." In der Nähe von Worms kam ihm ein Bote von Spalatin, seinem Freunde und des Kurfürsten Geheimschreiber und Hofprediger, entgegen: er solle doch ja nicht nach Worms kommen und sich nicht in solche Gefahr begeben. Er ließ ihm aber antworten: „Und wenn auch so viele Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein!"

So zog er am 16. April 1521 in Worms ein. Vor seinem Wagen ritt der kaiserliche Herold einher; eine Menge von Reitern und Wagen, die ihn eingeholt hatten, folgte seinem Wagen, und mehr als 2000 Menschen drängten ihm nach bis in sein Quartier. Schon am folgenden Morgen erschien der Reichsmarschall bei ihm und citirte ihn, Nachmittags auf der Reichsversammlung zu erscheinen. Zur bestimmten Zeit holte er ihn selbst ab.

Was gab es da für einen Zusammenlauf! Auf der Straße standen die Menschen Kopf an Kopf; ja Viele stiegen auf die Dächer, und alle Fenster waren dicht besetzt. Aber dies Mal warteten die Leute vergebens; denn weil durch das Gedränge nicht durchzukommen war, mußte Luther durch einige Hinterhäuser und Gärten geführt werden. An der Thüre des großen Saales standen mehrere Ritter. Einer davon, der berühmte Georg Frundsberg, klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sprach: „Münchlein! Münchlein! du gehst jetzt einen Gang, einen solchen (Wider-) Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost; Gott wird dich nicht verlassen!" Diese Worte stärkten Luther's Gemüth nicht wenig; denn etwas beklommen war ihm doch ums Herz, als er, der stille Mönch, nun auftreten sollte vor dem Kaiser und den Fürsten und seine Meinung vertheidigen. Jetzt flogen die Saalthüren auf und Luther schritt hinein. Da saß auf dem Throne Kaiser Karl V., ein stattlicher Herr von 21 Jahren, in wahrhaft kaiserlicher Pracht, und in zwei langen Reihen vor ihm saßen die Fürsten, Herzoge und Grafen des deutschen Reiches. Alle schauten Luther starr an, und mehr als 5000 Menschen, die in dem Saale und vor den Fenstern standen, Alle sahen nur auf ihn allein. Aber aus den Augen fast Aller sah er Bewunderung oder Zufriedenheit mit ihm strahlen, und viele der zunächst Stehenden munterten ihn auf, sich nicht zu fürchten vor Denen, die nur den Leib tödten könnten. Der Vicar des Kurfürsten von Trier, der das Wort führte, fragte ihn, ob er die Bücher, die auf dem Tische lägen, als die seinigen erkenne, und ob er widerrufen wolle? — Die erste Frage bejahte er; aber wegen der zweiten bat er sich Bedenkzeit aus, die ihm der Kaiser auch gewährte.

Erst als er den Saal hinter sich hatte, athmete er wieder frei. Das sah er nun doch ein, daß es keine Kleinigkeit sei, so vor Kaiser und Reich zu stehen und seine Meinung zu verfechten; so schlimm hatte er es sich nicht gedacht. Aber schnell gab ihm der Gedanke an den Beistand Gottes, für dessen Wort er hier zu reden habe, neue Kraft, und er freute sich, als er schon am folgenden Nachmittage um 4 Uhr wieder zur Versammlung ab-

gerufen wurde. Nachdem er zwei ganzer Stunden draußen hatte warten müssen, umdrängt von unzähligen Neugierigen, öffneten sich für ihn die Thüren und er trat ein. Schon brannten im Saale alle Kerzen und Fackeln. „Allergnädigster Kaiser, gnädigste Kurfürsten, Fürsten und Herren!" hob er an, „ich erscheine gehorsam auf dem Termine, so mir gestern Abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Maj. und Gnaden wollten diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührlichen Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Geberden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in Dem, was von mir bishero mit einfältigem (aufrichtigem) Herzen gelehrt oder geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit angesehen und gesucht habe." Dann redete er von seinen Büchern und von den darin enthaltenen Lehrsätzen, Alles in deutscher Sprache. Da erinnerte man ihn, der Kaiser verstehe davon nicht viel; er solle doch das mit lateinischen Worten wiederholen. Das that er auch, ob er gleich sehr schwitzte und ihm wegen des Getümmels sehr heiß war. Nachdem er lange überaus bescheiden gesprochen hatte, fiel ihm der Vicar in die Rede und verlangte eine runde, richtige Antwort, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Weil denn," antwortete Luther, „kaiserliche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen überwiesen würde, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Darauf erwiderte der Vicar: „wenn er nicht widerrufen wolle, so würden der Kaiser und die Stände berathschlagen, was mit einem solchen Ketzer zu thun sei." — „So helfe mir Gott," antwortete Luther; „denn einen Widerruf kann ich nicht thun. Möchte nur der Kaiser, das edle junge Blut, sich nicht verführen lassen, vom Evangelium zu weichen und Menschensatzungen unterwürfig zu werden!"

Mit diesen kräftigen Worten trat Luther ab; aber er hatte nicht vergebens geredet. Das freudig und muthig abgelegte Bekenntniß der Wahrheit hatte ihm viele Herzen, auch unter den Fürsten, gewonnen. Der alte Erich, Herzog von Braunschweig, sonst ein großer Feind der Reformation, schickte ihm eine silberne Kanne Eimbecker Bier und hieß ihm, sich damit zu erquicken. Luther fragte den Boten, welcher Fürst seiner so in Gnaden gedenke? und da er hörte, daß es Erich sei und daß er selbst vorher von dem Biere getrunken, so fürchtete er keine Vergiftung, sondern trank beherzt daraus und sprach: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe.“ Erich vergaß die Worte nicht und erinnerte sich ihrer noch auf dem Sterbebette. Besonders aber hatte sich Friedrich der Weise über Luther's Freimüthigkeit gefreut, und er äußerte noch denselben Abend gegen Spalatin: „Recht schön hat Doctor Martin geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs; er ist mir nur zu herzhaft gewest.“

Noch einen Versuch machte der Kurfürst von Trier, Luther'n zum Widerruf zu bewegen; aber er antwortete ihm: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwei bis drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen.“ Nun erhielt er die Erlaubniß abzureisen, und verließ Worms am 26. April; denn Kaiser Karl hielt ihm das versprochene sichere Geleit, so sehr auch der päpstliche Gesandte ihm zuredete, einem Ketzer brauche man sein Wort nicht zu halten. Er antwortete dem Legaten mit Festigkeit: „Ich habe keine Lust wie einst Sigismund zu erröthen!“ (S. Th. 2, S. 250.) Dagegen wurde Luther in die Reichsacht gethan. Es hieß in dem vom päpstlichen Legaten entworfenen Beschlusse, Luther habe nicht als Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte, vieler Ketzer lange Zeit verborgen gebliebene, verdammte Ketzerei in eine stinkende Pfütze gesammelt und selbst etliche von neuem erdacht. Darum solle nun, vom 14. Mai an, Niemand diesen Luther hausen, höfen, ätzen, tränken, und seine Bücher solle Niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken oder abschreiben und drucken lassen u. s. w. Eine recht christliche Gesinnung! —

Zum Glück war Luther, als dieser Beschluß bekannt gemacht wurde, schon an einem Orte, wo ihm seine Feinde nichts Böses zufügen konnten, und überhaupt hat sich auch nachher Niemand an den wormser Beschluß gekehrt. Luther reiste wohlgemuth nach Hause, eben so geehrt als bei seiner Hinreise. Als er nach Eisenach aus dem Hauptwege abbog, um seine lieben Verwandten in und um Möra zu besuchen, siehe! da sprengten plötzlich einige verlarvte Reiter herbei (es waren Hans von Berlepsch, Amtshauptmann des Schlosses Wartburg, und Burkard von Hund, Herr zu Altenstein, nebst zwei Knechten) *), hoben ihn aus dem Wagen, setzten ihn auf ein Pferd und jagten mit ihm waldeinwärts, bis sie erst um 11 Uhr Abends am Fuße eines Berges still hielten, auf dessen Spitze ein altes Ritterschloß lag. Es war die Wartburg, dicht bei Eisenach. Hier wurde er eingesperrt; aber er merkte bald, daß man es nicht böse mit ihm meine, und daß sein gütiger Landesherr, der Kurfürst, das so veranstaltet habe, daß seine Feinde ihn nicht ermordeten, sondern ihn nach und nach vergessen möchten. Daher wurde Luther hier auch recht gut gehalten, bekam gut zu essen und zu trinken, konnte machen, was er wollte, auch auf die Jagd gehen; aber außer Berlepsch wußte hier Niemand, wer er eigentlich sei; man nannte ihn nur den Ritter Jürgen. Auch mußte er seine Kleidung mit einem Wamms vertauschen und sich Haar und Bart wachsen lassen. Nur wenige seiner Freunde, etwa Spalatin und Melanchthon, wußten seinen Aufenthaltsort. Die übrigen glaubten, er sei todt. Erst als dann und wann eine neue Schrift von ihm erschien, merkten sie, daß er noch am Leben sein müsse; aber wo er stecke, konnten sie nicht errathen. Hier auf der Wartburg arbeitete nun Luther fleißig an der Uebersetzung der Bibel. Da kam es ihm einst, erzählt man, so vor, als wenn der Teufel in einem Winkel stände und ihm drohte. Heftig, wie Luther war, ergriff er schnell das Tintenfaß und warf es nach dem Bilde seiner Phantasie, das natürlich augenblicklich verschwand. Mag nun das Histörchen wahr sein oder nicht, — den Tintenfleck zeigt man noch.

Indessen hatte die Reformation in Deutschland, am meisten

*) S. mein Lehrbuch der Geographie für Töchterschulen, 2. Ausg., Th. 1.

in Sachsen große Fortschritte gemacht. Schon in demselben Jahre (1521) wagte ein sächsischer Pfarrer sich zu verheirathen. Viele Mönche sogar traten zu Luther's Lehre über und bekannten öffentlich, sie sähen jetzt ein, daß die ganze Lehre von der Herrschaft des Papstes und der römischen Kirche Lug und Trug sei. Die Augustiner in Wittenberg gaben dazu das Signal. Die jüngern Mönche vereinigten sich, die Messe in ihrem Kloster abzuschaffen; sie erklärten ihr Ordensgelübde für aufgehoben und traten zum Theil in die Welt zurück. Zwar widersprachen der Prior und einige ältere Mönche; aber sie wurden von jenen überstimmt. Auch behaupteten sie mit Recht, es sei unrecht, daß sich der Orden vom Betteln ernähre, da die heilige Schrift beföhle, daß Jeder sich von seiner Hände Arbeit nähren sollte. Ihrem Beispiele folgten auch andere Geistliche und meinten, der Gottesdienst müsse von den vielen in die römische Kirche eingeführten Mißbräuchen gereinigt werden. Jetzt wurden schnell viele Neuerungen vorgenommen: die Messe wurde in deutscher Sprache gehalten, die Hostie nicht mehr emporgehoben und angebetet und das Abendmahl Jedem, der es wünschte, in beiderlei Gestalt, wie es Jesus vorgeschrieben, gereicht. Endlich schaffte man die Messe ganz ab. Dagegen ließ sich nichts sagen. Aber da nichts so schwer ist als die goldene Mittelstraße zu halten, so übertrieben Viele die Sache, beleidigten katholische Priester, stürmten die Kirchen, warfen Bilder und Altäre heraus und trieben andern häßlichen Unfug. An der Spitze dieser Bilderstürmer stand der sonst gutdenkende, aber unüberlegte Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, Professor in Wittenberg. Das erfuhr Luther und wurde entsetzlich böse; denn er fürchtete mit Recht, daß nun alle Welt sagen würde: „Da sieht man, was die neue Lehre anrichtet!" Nun war kein Haltens mehr. Ohne erst den Kurfürsten zu fragen, reiste er auf der Stelle nach Wittenberg und predigte acht Tage hintereinander gegen die Unruhen der Bilderstürmer mit solcher Kraft, daß Alle zur Ordnung zurückkehrten. Luther blieb nun fortwährend in Wittenberg und wirkte rüstig für die Ausbreitung der Reformation. Wollte er sich von der Arbeit erholen, so drechselte er oder arbeitete in seinem Gärtchen. Im Jahre 1524 legte er das Mönchskleid ab und kleidete sich nun weltlich. Daß er einen schwarzen Anzug wählte und daß

dieser daher die Farbe der evangelischen Geistlichkeit geworden ist, hing von einem bloßen Zufalle ab. Der Kurfürst nämlich pflegte Luther'n zu seiner Kleidung dann und wann ein Stück schwarzes Tuch zu schicken, weil dies damals die Hoftracht war; und weil Luther sich so trug, so glaubten auch seine Schüler, sich so tragen zu müssen. — Noch einen stärkern Schritt that Luther 1525, sich von dem Mönchsstande ganz loszusagen. Er heirathete ein tugendhaftes Fräulein, Katharina von Bora, die früherhin Nonne gewesen war, und lebte mit ihr überaus glücklich, besonders als er Vater mehrerer Kinder wurde, die er zärtlich liebte, wie einige Briefe an dieselben beweisen, die wir noch übrig haben *). Späterhin reisten er und Melanchthon in Sachsen umher, um zu untersuchen, wie die Prediger und Schullehrer beschaffen wären. Da fanden sie zu ihrer Verwunderung eine ganz entsetzliche Unwissenheit; wie konnte es auch anders sein, da diese Leute zum Theil ohne guten Unterricht aufgewachsen waren? Das bewog Luther'n, seinen großen und kleinen Katechismus zu schreiben, damit die Leute doch Etwas hätten, wonach sie das arme Volk und die Kinder unterweisen könnten.

Daß diese neuen Einrichtungen so ganz ruhig abgegangen wären, muß nur Niemand glauben. Wirklich hatten auf Betrieb eines päpstlichen Legaten der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, die Herzöge von Baiern und die meisten Bischöfe Süddeutschlands (1524) ein Bündniß in Regensburg geschlossen, die katholische Lehre aufrecht zu erhalten. Die katholischen

*) Einige stehen in Ziegenbein's Lesebuche für Deutschlands Töchter (1816), Th. I. Katharina war, 24 Jahre alt, 1523 aus Kloster Nimptschen bei Grimma mit acht anderen Nonnen entflohen. Luther verschaffte ihnen in Wittenberg Unterkommen in anständigen Häusern. Vergebens warb ein Prediger um ihre Hand, obgleich Luther seine Werbung unterstützte. Glücklicher war Luther selbst. Er wurde mit ihr am 13. Juni 1525 getraut. Sie hatten sechs Kinder, von denen zwei früh starben. Nach Luther's Tode lebte sie ein Jahr in Wittenberg. Als die Kaiserlichen (1547) hierher kamen, wanderte sie mit ihren Kindern aus und erfuhr manchen Kummer. Sie kehrte zwar nach Wittenberg zurück, ging aber (1552), durch die Pest vertrieben, nach Torgau. Unterwegs wurden die Pferde scheu; sie sprang aus dem Wagen und beschädigte sich so, daß sie die Abzehrung bekam, an welcher sie am 20. December 1552 in Torgau starb. Hier liegt sie in der Pfarrkirche begraben.

Geistlichen machten Luther'n und den Anhängern seiner Reformation gar viel zu schaffen, indem sie bald ihnen drohten, bald bei jeder Gelegenheit sie neckten, so daß diejenigen Fürsten, die sich zur neuen Lehre bekannten, endlich darauf denken mußten, sich miteinander zu verbinden, auf den Fall, daß die katholischen Stände sie etwa bekriegen wollten. Die Verbindung geschah zu Torgau und hieß daher der Torgauer Bund (1526). An der Spitze dieser Verbindung standen der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (1525—32), der seinem Bruder, Friedrich dem Weisen, gefolgt war, und der treffliche Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, und außer ihnen nahmen die Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Städte Magdeburg, Straßburg, Augsburg und Nürnberg daran Theil.

85. Der Bauernkrieg. — Thomas Münzer. — Die Wiedertäufer.

Die Bauern hatten es damals in Deutschland sehr schlimm. Sie waren zwar nicht eigentlich Leibeigene, mußten aber manche Tage der Woche für die Herrschaft arbeiten, und wurden nicht allein vom Landesherrn, sondern auch von dem Gutsbesitzer auf eine schamlose Weise mit Abgaben belastet, so daß die armen Menschen ihres Lebens gar nicht froh werden konnten. Sie hatten daher auch schon einige Male vor Luther's Auftreten hier und da versucht, mit Gewalt die Last abzuschütteln; aber man hatte sie jedes Mal mit Härte wieder unterworfen. Nun erfolgte die Reformation und regte die vorhandene Gährung noch mehr auf. Luther lehrte, jeder Mensch müsse christliche Freiheit haben; damit meinte er, daß Jeder die Freiheit haben müsse, Gott und Jesum zu verehren, wie er wollte. Aber die einfältigen Bauern nahmen das anders und glaubten, Luther meine, sie brauchten ihren Herren nicht mehr zu gehorchen, da er doch gerade den Gehorsam recht eingeschärft hatte.

In Schwaben, in der Nähe des Bodensees, brach 1525 der Aufruhr der Bauern zuerst aus und verbreitete sich mit Blitzesschnelle weiter, ehe noch die anwohnenden Fürsten — der sogenannte schwäbische Bund — Zeit hatten, ihre Truppen zu-

sammenzuziehen. Anfangs verfuhren die Bauern noch ziemlich manierlich. Sie setzten ihre Forderungen in 12 Artikeln auf, schickten sie nach Wittenberg und baten Melanchthon und Luther um ihre Meinung. Luther erließ zuerst ein Schreiben an die Fürsten und Herren, und ermahnte sie zur Nachgiebigkeit und Milde; denn einige Forderungen der Bauern wären gerecht und billig. Den Bauern riethen beide, sich sogleich zu unterwerfen. „Vergesset nicht," schrieben sie, „daß in der heiligen Schrift geschrieben stehet: die Rache ist mein; ich will vergelten." Das hatten die Aufrührer nicht erwartet, und beschlossen, sich nun selbst zu helfen. Indessen rückten nun auch die Truppen herbei und schlugen auf sie los. Dadurch entstand ein wüthender Krieg, in welchem scheußliche Grausamkeiten verübt wurden. Fast überall mußten die Bauern den Kürzern ziehen; dafür rächten sie sich an Denen, die ihnen in die Hände fielen. In dem würtembergischen Städtchen Weinsberg fiel ein Graf von Helfenstein nebst 70 Mann Rittern und Knechten in ihre Hände, und da sie gerade erfahren hatten, daß der schwäbische Bund einige der gefangenen Bauern hatte hinrichten lassen, so verurtheilten sie den Grafen und dessen Leute zum Tode. Vergebens warf sich die Gräfin, eine Stieftochter Kaiser Maximilian's, die, von Angst getrieben, ihr zweijähriges Kind auf dem Arme, herbeigelaufen war, auf die Knie und flehte um sein Leben. Der rohe Haufen verhöhnte sie in ihrem Jammer und machte noch vor ihren Augen die Anstalten zu seinem Tode. Vergebens bot der Graf 30,000 Gulden für sein Leben; man antwortete ihm mit Hohnlachen. Während Einige ihre Spieße vorhielten, jagten die Anderen ihn mit Peitschenhieben hinein, und ein Junge, der früher in seinen Diensten gestanden hatte, spielte ihm aus Hohn auf der Pfeife dazu vor. Der Gräfin rissen sie dann das schreiende Kind vom Arme, verwundeten es, mißhandelten sie selbst und führten sie endlich auf einem Mistwagen nach Heilbronn zurück. Ebenso verfuhren aber auch die gegen sie ausgeschickten Truppen, die einmal 800 wehrlose Bauern niederhieben und jenen schändlichen Buben, der dem Grafen zum Tode vorgespielt hatte, am langsamen Feuer verbrannten. Aber je mehr Bauern den Tod fanden, desto reißender griff der Aufruhr um sich und breitete sich fast über das ganze südliche Deutschland aus, bis denn endlich die gemeinsame Macht

der Fürsten die Bauern zur Unterwerfung zwang. Aber das Schicksal der Armen wurde doch nun erleichtert? — O nein! im Gegentheile legte man ihnen nicht nur das alte Joch wieder auf, sondern verfuhr gegen die Irregeleiteten recht grausam. Der Kurfürst von Trier und der Bischof von Würzburg zogen mit dem Scharfrichter umher und hängten, köpften und viertheilten die Wehrlosen, und der Markgraf von Ansbach ließ 85 Bauern die Augen ausstechen, weil sie einmal gesagt hatten, sie wollten ihn nicht mehr ansehen. Wie wenig verstanden doch die Fürsten ihren eigenen Vortheil! Die Zahl der Gebliebenen auf beiden Seiten wurde auf 100—150,000 gerechnet. Beide Theile hatten in blinder Wuth zerstört und verwüstet; in Franken allein waren über 200 Stätten verbrannter Dörfer. Mehrere Tausend Waisen irrten ohne Obdach umher. Die Ruhe war wiederhergestellt, aber es war die Ruhe des Kirchhofs, die nur von dem Jammer unzähliger Opfer unterbrochen wurde. Es währte lange, ehe die blutgedüngten Felder von neuem Früchte trugen, ehe aus der Asche verbrannter Dörfer neue Wohnungen emporstiegen.

Etwas Aehnliches trug sich in demselben Jahre in Thüringen zu. Als Luther die Bilderstürmereien in Sachsen unterdrückt hatte, waren die Wildesten über die Grenze gegangen. Nur ein schwärmerischer Prediger, Thomas Münzer, einst ein Schüler Luther's, war in Thüringen geblieben und trieb nach wie vor sein Wesen; zuerst in Zwickau. Er predigte nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen Luther, weil dessen Lehre nicht weit genug ginge und nur die Kirche, nicht auch die weltliche Obrigkeit verbessern wolle. Es müßte Gemeinschaft der Güter eingeführt und die Gewalt der Fürsten abgeschafft werden. Dabei verlangte Münzer von seinen Anhängern, daß sie sich nicht nur der groben Laster enthielten, sondern auch fasteten, in schlechten Kleidern gingen, immer ernsthaft und traurig aussähen, wenig sprächen, den Bart wachsen ließen und von Gott Offenbarungen durch Träume erwarteten. Wenn dann keine sich zeigten, so müsse man derb auf Gott schelten; das sähe er gern, weil es ein Zeichen eines eifrigen Gemüths sei u. s. w. Daß aber Münzer nicht blos ein überspannter Thor, sondern auch ein Betrüger war, hat sich bald erwiesen. Es lief ihm bald eine Menge von Menschen nach; Alle hatten Träume, erzählten sie Münzer, und

dieser legte sie ihnen aus. Endlich wurde der Lärm so arg, daß der Kurfürst den Patron aus dem Lande jagte. Aber er kam bald wieder, und die Bürger von Mühlhausen in Thüringen wählten ihn gar zu ihrem Prediger. Nun erst wurde der Lärm recht arg. Münzer predigte Aufruhr und Ungehorsam gegen die Obrigkeit, und da der Magistrat das nicht dulden wollte, jagte Münzer denselben aus der Stadt und machte sich zum Bürgermeister. Da er lehrte, daß alle Güter Allen gehören müßten (Communismus), und den Reichen ihre Besitzungen wegnahm, so bekam er auch vom Lande großen Zulauf; das faule Volk wollte nicht mehr arbeiten und schmauste nun von dem Gelde der Reichen. Einzelne Horden zogen unter Pfeifer, einem weggelaufenen Mönche, der Münzer'n an Tollkühnheit noch überbot, in die Nachbarschaft aus, plünderten Häuser und Kirchen und kehrten mit Schätzen beladen wieder heim, und nun wollte Münzer das ganze Land aufwiegeln. Er schrieb an die ehrlichen Bergleute im Mansfeldschen: „Nun ist es hohe Zeit; ganz Deutschland, Frankreich und Welschland sind wach. Der Meister will ein Spiel mit uns machen, die Bösewichter müssen dran. Die Bauern sind auf, an 300,000 stark, und wird der Haufe je länger je größer." So brach er auf und lagerte sich beim Städtchen Frankenhausen in Thüringen. Indessen zogen die benachbarten Fürsten Truppen zusammen, dem tollen Haufen die Köpfe zurecht zu setzen. Johann der Standhafte, Philipp von Hessen und Andere führten ein Heer gegen die Aufrührer. Aus Mitleiden mit dem verblendeten Volke schickten sie erst einen Edelknaben an sie ab und ließen ihnen Gnade anbieten, wenn sie gleich auseinandergingen und Münzer'n auslieferten.

Dieser erschrak über die Gefahr, in der er schwebte, trat auf und hielt eine feurige Rede an die Bauern, die er damit endigte, daß sie sich nur nicht fürchten sollten vor den Kugeln der Feinde; denn die würde er alle mit seinem Aermel auffangen, und wer in der vordersten Reihe niedergeschossen würde, stünde in der hintersten wieder lebendig auf. Ihm sehr zur gelegenen Zeit entstand gerade ein Regenbogen am Himmel. „Seht!" schrie er, „das Zeichen des Bundes, welchen Gott mit uns macht! Dieser Bogen ist der Bürge unseres Sieges und des Untergangs unserer Feinde. Frisch angegriffen also!" — Aber noch standen

die Bauern unschlüssig da, sahen ihn an und stellten Betrachtungen an über seinen Aermel. Da ließ er den armen Edelknaben in Stücke hauen, damit jeder Weg zum gütlichen Vergleiche abgeschnitten würde, und nun griffen Alle zu den Sensen, Piken und anderen Waffen und erwarteten die Feinde. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten. Die Kugeln sausten, die Reiter jagten herbei, und wie Spreu waren die Bauern beim ersten Anlaufe auseinandergesprengt. Sie sahen sich nach Münzer und seinem Aermel um; aber bei dem ersten Kanonenschusse hatte er die Flucht ergriffen und sich in Frankenhausen auf einem Heuboden versteckt. Die armen Bauern sahen nun ihre Verblendung ein, fielen nieder und baten um Gnade. Aber jetzt war es zu spät. Viele wurden niedergeritten, an 5000 erschlagen, und die Gefangenen nachmals enthauptet. Dasselbe Schicksal traf auch verdienterweise Münzer und die anderen Volksanführer.

Da wir einmal bei der Erzählung der Uebertreibungen jener Zeiten der Reformation sind, so wollen wir noch von einer berichten, die sich in den Jahren 1534 und 1535 zutrug. Von Münzer's Anhängern waren einige entkommen und hatten sich nach Holland gewendet, wo sie auch manche Anhänger bekamen. Diese Leute kamen auf den Einfall, Alle, die zu ihnen gehörten, noch einmal zu taufen, weil die Kindertaufe keine wahre Taufe sei; denn die Kinder verständen ja nichts davon. Auch behaupteten sie, Alle, die zu ihrer Kirche gehörten, wären heilig und zur Gründung des Reiches Jesu auf Erden berufen. Einige dieser Wiedertäufer kamen nun nach Westphalen und ließen sich in Münster nieder: der Schneider Johann Bockold (Jan Bockelsohn) von Leyden, Jan Matthiesen, ein Bäcker von Harlem, der Tuchhändler Knipperdolling, Krechting und Andere. Ein Prediger der Stadt, Rottmann, ein unwürdiger Schüler Luther's, schloß sich bald an die Schwärmer an, die immer mehr Anhang unter den Bürgern fanden. Nachdem sie bei Erneuerung des Magistrats durchgesetzt hatten, daß lauter Wiedertäufer zu Magistratspersonen gewählt wurden, erhielten sie die Oberhand und bemächtigten sich des Zeughauses; der Bischof war schon früher weggegangen. Rottmann und Knipperdolling ließen den Leuten auf dem Lande sagen: sie möchten nur zu Hause Alles stehen und liegen lassen und nach der Stadt kommen, da sollten sie das

zehnfach wiederbekommen; denn sie lehrten, wie Münzer, eine allgemeine Gütergemeinschaft. Die Reichen mußten Alles hergeben und verließen je eher je lieber die Stadt, die nun den Armen und den Wiedertäufern allein überlassen blieb. Matthiesen befahl, daß Jeder bei Lebensstrafe sein Gold, Silber und übriges Eigenthum in ein bestimmtes Haus bringen sollte; es geschah. Dann wurden alle Bücher, die Bibel ausgenommen, verbrannt, und alle Kirchenbilder, Orgeln, gemalte Fenster, Thurmuhren u. A. zertrümmert.

Indessen rückte der Bischof von Münster mit einem Heere herbei, die Stadt zu belagern. Da erschien der Bäcker Matthiesen auf dem Markte, suchte sich 30 Männer aus und rief: Gott habe ihm geoffenbart, daß er mit diesen Leuten allein das ganze Heer des Bischofs in die Flucht schlagen würde. Wirklich zog der Tollkopf aus, und Alle waren neugierig, wie es ihm gehen würde. Aber — er wurde gleich vom ersten Soldaten niedergestochen. Da trat der Schneider Bockold auf und sprach: das habe er längst gewußt; denn er sei ja bestimmt, seine Wittwe zu heirathen und auch als Bürgermeister an seine Stelle zu treten. Aber diese Würde verrückte dem armen Schneider vollends den Kopf. Auf sein Geheiß mußte ein anderer Prophet, der Goldschmidt Tausendschur, dem Volke bekannt machen: Gott habe ihm offenbart, daß Bockold König sein, den ganzen Erdball beherrschen und alle Fürsten todtschlagen solle. Da fiel Bockold auf seine Knie und rief: „Meine Brüder, das hat mir Gott schon vor vielen Tagen offenbart; aber ich wollte warten, bis ein Anderer es euch verkündigte." So wurde aus dem Schneider ein König; er ließ sich goldene Kronen, einen Scepter, ein Schwert u. s. w. machen, ertheilte Audienz, ließ einen Thron auf dem Markte errichten, wo er Gericht hielt, und wenn er über die Straße schritt, so trug er einen scharlachnen Mantel mit einer langen Schleppe, die ihm von Edelknaben nachgetragen werden mußte, hatte die Krone auf dem Kopfe und ein glänzendes Gefolge hinter sich. Er erlaubte so viele Weiber zu nehmen, wie Jeder wollte; er selbst brachte es auf 14. Eine enthauptete er auf dem Markte mit eigener Hand, weil sie ihm Vorstellungen über alle den Unsinn machte, und tanzte dann mit Anderen um den blutigen Leichnam herum, indem sie sangen: Ehre

sei Gott in der Höhe! Endlich schickte er 28 Apostel aus in die benachbarten Städte; denn das Reich Christi, sagte er, solle auf Erden aufgerichtet werden. Nun war es Zeit, dem Unwesen ernstlich Einhalt zu thun. Der Bischof schloß die Stadt immer enger ein, und schon nahm hier die Hungersnoth so überhand, daß Viele schon verhungert waren und die Anderen wie Schattenbilder umherwankten. Und doch durfte Keiner sich unterstehen, von Uebergabe zu sprechen. Da flohen zwei Bürger aus der Stadt und zeigten dem Bischofe, wie er die Stadt schnell einnehmen könnte. Das geschah denn auch, und nach einem wüthenden Kampfe, in welchem Rottmann seinen Tod fand, baten die Wiedertäufer um Gnade. Bockold, Knipperdolling und Krechting wurden in eiserne Käfige gesperrt und wie seltene Thiere im Lande herumgeführt und gezeigt, dann aber in Münster grausam hingerichtet. Die Käfige mit den Leichnamen hängte man an dem Lambertusthurme auf; da kann man sie noch heute sehen.

86. Fortgang der Reformation. — Ungarische und türkische Verhältnisse. — Luther's Tod, 1546.

Dadurch wurde die Reformation unstreitig sehr begünstigt, daß Kaiser Karl V. sich nur selten einmal in Deutschland sehen ließ, und daß ihn überhaupt viele andere Dinge beschäftigten, die ihm weit mehr am Herzen lagen, als die Zänkereien der Deutschen. Seitdem er mit König Franz I. von Frankreich, einem jungen ritterlichen Könige, zugleich auf der Wahl gewesen war, hatte eine unvertilgbare Feindschaft zwischen beiden Fürsten gewaltet. Franz konnte es Karl'n nie vergeben, daß dieser ihm vorgezogen war; auch stritten sie über den Besitz von Mailand; und so haben Beide vier erbitterte Kriege gegeneinander geführt. Diese und andere Kriege hielten Karl'n viel aus Deutschland entfernt, und nie hat daher dieser sonst so große Kaiser den Charakter der Deutschen recht kennen gelernt. Nur wenn einmal der Streit in Deutschland zu arg wurde oder er Geld brauchte, schrieb er einen Reichstag aus. So ließ er 1529 einen Reichstag in Speier halten, wo gleich wieder der Religionsstreit zwischen Katholischen und Evangelischen vorgenommen wurde. Nach langem Hin- und Widerreden bewilligten die Katholischen,

daß die Evangelischen nur unter der Bedingung fürs erste freie Religionsübung behalten sollten, daß sie die Messe beibehielten und überhaupt alle Neuerungen unterließen. Das wollten sich aber die Evangelischen nicht gefallen lassen und reichten dagegen eine Protestation ein. Das ist es, wovon sie den Namen Protestanten erhielten.

Nicht allein die Religionsstreitigkeiten beunruhigten damals Deutschland. Die Türken begnügten sich nicht mit dem Besitze des griechischen Kaiserthums, sondern suchten weiter nach Westen vorzudringen und setzten ganz Europa in Schrecken, besonders seitdem 1520 ein sehr kriegerischer und kräftiger Sultan, Suleiman II. der Prächtige, den Thron bestiegen hatte. Zuerst warf er sich auf die Insel Rhodos, die damals (1522) der Sitz des Johanniter-Ritterordens war. Großmeister desselben war der alte Philipp Villiers de l'Isle Adam, einer der muthigsten Männer, welche die Geschichte kennt. Obgleich auf seine Bitte um Hülfe keiner der abendländischen Fürsten ihm Unterstützung schickte, war er doch entschlossen, mit seinen 600 Rittern und 6000 anderen Kriegern den Angriff auszuhalten. Es landeten 200,000 Türken, unter denen 60,000 Schanzgräber waren. Die Stadt Rhodos wurde berennt, und bald wankten die Mauern durch die zahllosen Kugeln der Türken; aber des tapfern Villiers' Entschluß, die Stadt bis aufs äußerste zu vertheidigen, wankte nicht. Mehrere Stürme wurden zurückgeschlagen; Tausende von Türken waren schon vor den Mauern begraben worden, und schon wollte Suleiman zurückgehen, da meldeten ihm seine Kundschafter, daß die Stadt ja nur von einem Häuflein Krieger vertheidigt werde. Suleiman ließ aufs neue anrennen; ein Theil der Mauer stürzte zusammen; die Türken setzten sich in der Stadt fest — da sahen sie am anderen Morgen, daß Villiers eine neue Mauer und einen Graben während der Nacht hatte anlegen lassen. Suleiman erstaunte über den Muth des Großmeisters und ehrte dessen Beharrlichkeit; er bot ihm freien und ehrenvollen Abzug an, wenn er die Stadt übergeben wolle. Auch jetzt noch wollte Villiers den Kampf fortsetzen; aber er wurde von den Rittern überstimmt, welche den Ort für nicht mehr haltbar erklärten. So fiel Rhodos in die Hände der Türken. Suleiman ehrte die Tapferkeit seines Feindes, nannte ihn seinen Vater und

bezeigte ihm sein Bedauern, daß er ihn in seinem Alter aus seiner Wohnung vertreiben müsse. Die Johanniter, nun ihres Obdachs beraubt, erhielten vom Kaiser Karl V. die Insel Malta geschenkt, die damals zum Königreich Neapel gehörte, und nahmen davon den Namen Malteserritter an.

Von nun an wandte sich Suleiman gegen Siebenbürgen und Ungarn. Hier war Wladislav II. König gewesen, ein Enkel des Kaisers Albrecht's II., der als Eidam Sigismund's (1437) König von Ungarn geworden war, und Schwestersohn des jungen Ladislaus, der oben bei Friedrich III. erwähnt worden ist. Mit jenem Wladislav II. hatte Kaiser Maximilian I. eine Doppelheirath verabredet, die für Oestreich sehr ersprießlich geworden, weil Ungarn dadurch an dies Haus gekommen ist. Auf einer Zusammenkunft in Wien nämlich (1515) wurde zwischen beiden Fürsten bestimmt, daß Wladislav's dreijähriges Töchterchen Anna mit Maximilian's vierjährigem Enkelchen Ferdinand (dem nachherigen Kaiser) vermählt werden sollte. Eben so eine Verheirathung zwischen Maximilian's achtjähriger Enkelin Maria und dem neunjährigen Sohne Wladislav's, Ludwig dem Frühzeitigen. Beide Heirathen wurden auch späterhin wirklich vollzogen.

Als Wladislav (1516) gestorben war, wurde sein Sohn Ludwig der Frühzeitige König von Ungarn. Er führte seinen Beinamen davon, daß er fast noch ohne Haut geboren worden war, im 14. Jahre schon einen Bart und im 18. graue Haare hatte. Unter ihm fiel Suleiman der Prächtige in Ungarn ein. Es kam zur Schlacht bei Mohacz (1526) an der Donau, etwas nördlich von der Mündung der Drau. Die Ungern erlitten eine Niederlage, und als der junge König, von Wenigen begleitet, floh, gerieth er in eine morastige Gegend. Sein Pferd wollte einen Morast überspringen, stürzte zurück, fiel auf seinen Reiter und drückte mit seiner Last den unglücklichen Ludwig in den Schlamm, in dem er erstickte. Erst sechs Wochen danach fand man seine Leiche, weil man nicht eher danach suchen konnte. Die Türken zogen erst ab, nachdem sie Ungarn grausam verwüstet hatten.

Da Ludwig ohne Nachkommen gestorben war, so traten die Ungern zu einer neuen Wahl zusammen. Ein Theil der Stände wählte des Kaisers Karl Bruder, Ferdinand, Ludwig's Schwa-

ger; auch die Böhmen hatten ihn nach Ludwig's Tode, der auch ihr König gewesen war, bereits anerkannt. Aber eine andere Partei in Ungarn wählte den Woiwoden von Siebenbürgen, den mächtigen und unruhigen Johann Zápolya. Ferdinand zog nach Ungarn und vertrieb seinen Gegner nach Polen. Als aber Suleiman (1529) wieder in Ungarn erschien, stieg Zápolya von den Karpathen herab; er und die meisten Magnaten vereinigten sich mit Suleiman; dieser eroberte Ofen, die Hauptstadt, und die ungarische Krone, für die Ungern der Gegenstand der höchsten Verehrung, fiel in seine Hände. Er drang bis Wien vor, von wo Ferdinand nach Prag geflüchtet war. Wien wurde von den Türken belagert (1529). Vom hohen Stephansthurme sah man meilenweit nichts als türkische Zelte, und Suleiman vermaß sich, sein Haupt nicht eher niederzulegen, bis er die Christenheit mit seinem Säbel bezwungen. Die Türken gruben Minen und stürmten dreimal, fanden aber an den Wienern kräftigen Widerstand. Indessen war der Winter vor der Thüre; Suleiman, des weiten Rückweges gedenkend, brach auf und zog nach Ungarn zurück. Die ungarische Krone gab er dem Zápolya als türkischem Vasallen. Dieser behauptete sich als König bis an seinen Tod (1540); dann erst ging die Krone an Ferdinand über. Sie ist seitdem beim Hause Oestreich geblieben.

Noch wichtiger war der Reichstag in Augsburg (1530), dem der Kaiser selbst beiwohnte. Auf Anrathen des Kurfürsten von Sachsen hatte der gelehrte Melanchthon eine Schrift aufgesetzt, in welcher die Lehrsätze der Evangelischen enthalten waren. Es war ein wahres Meisterstück diese Arbeit. Jedes Wort war abgewogen, und so klar die Glaubenslehren der Lutheraner auseinandergesetzt waren, so schonend war Melanchthon über die Irrthümer der Katholischen hinweggegangen. Diese Schrift hieß die Augsburger Confession. Sie wurde öffentlich vorgelesen und dann dem Kaiser überreicht, der darauf erwiderte: Er wolle diesen trefflichen, hochwichtigen und merklich großen Handel mit allem Fleiße erwägen und ihnen alsdann seine Entschließung bekannt machen. Er übergab darauf die Schrift einer Gesellschaft von katholischen Geistlichen, unter denen Eck und andere heftige Gegner Luther's waren. Diese faßten eine Gegenschrift ab, wie sie von ihnen erwartet werden konnte, in

so heftigen, unschicklichen Ausdrücken, daß selbst der Kaiser sie mit Unwillen zurückwies und eine andere aufzusetzen befahl. Diese wurde den Evangelischen gegeben, und der Kaiser bedrohte diese mit seiner Ungnade, wenn sie sich nun nicht mit den Katholischen vergleichen würden. Wie war das aber möglich, da sie so himmelweit auseinander waren? Und so wurde gestritten und gestritten, und doch — wie gewöhnlich bei allen Zwisten — blieb Jeder bei seiner Meinung. Die evangelischen Fürsten fuhren aber indessen fort, in ihren Ländern die Kirchen und Geistlichen umzuformen und Alles so einzurichten, wie Luther und Melanchthon es gerathen hatten, und immer mehrere traten zu ihnen über.

Um diese Zeit (1531) schlossen sich auch die Evangelischen näher aneinander an; denn sie wußten wohl, wie feindlich die Katholischen gegen sie gesinnt waren und wie der Papst den Kaiser immer mehr gegen sie aufbringe. Sie kamen deswegen in Schmalkalden, einer hessischen Stadt im Thüringerwalde, zusammen und verabredeten, sie wollten sich gegenseitig beistehen, wenn sie angegriffen würden. Aber als der Landgraf Philipp von Hessen, der die Seele des Bündnisses war, darauf bestand, daß man das Nähere verabreden sollte, da zeigte es sich, wie schwer es hält, viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen. Jeder wollte etwas Anderes, und nichts wurde daher aufs Reine gebracht. Das Einzige, was man beschloß, war, man wollte den Kaiser bitten, sie der Religion wegen unangefochten zu lassen; sonst würden sie einander treulich beistehen. Und selbst dies bestätigten Viele nur mit Zittern und Zagen.

Während dieser Unterhandlungen setzte Kaiser Karl durch, daß die Deutschen seinen einzigen Bruder, Ferdinand, einen guten, friedliebenden Mann, zum römischen König erwählten, damit doch Einer da sei, der in des Kaisers Abwesenheit die Ordnung in Deutschland handhabte. Nur der Kurfürst von Sachsen wollte ihm seine Stimme nicht geben, was ihm der Kaiser nicht vergaß.

Ueberhaupt wurde Kaiser Karl auf die Evangelischen jetzt immer erbitterter, besonders da sie gleich darauf, noch in demselben Jahre (1531), wirklich den schmalkaldischen Bund miteinander abschlossen. Sechs Fürsten, zwei Grafen und 11 Städte

unterschrieben. Auch die Secte der Reformirten, oder, wie sie damals noch hießen, Zwinglianer, wünschte dazu zu treten, und ihr Beitritt hätte den Bund bedeutend verstärkt; aber gleich erhoben sich mehrere unduldsame Stimmen, die erklärten, mit ihnen müsse man sich nicht einlassen, weil sie in einigen (unwesentlichen) Punkten von der augsburgischen Confession abwichen. Wie sehr war doch diese Unduldsamkeit dem wahren Geiste unserer Religion entgegen! — Die Häupter des Bundes waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen. Dieser, ein feuriger, für seine Religion warm fühlender Mann, hätte gern gleich mit dem Schwerte dareingeschlagen; aber dazu war der träge Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich (Johann der Standhafte, sein Vater, war bald nach dem schmalkaldischen Bunde [1532] gestorben), nicht zu bringen. Das gegenseitige Mißtrauen zwischen Katholiken und Protestanten war aber schon so groß, daß jeder Unbefangene wohl einsah, es könnte nicht lange so bleiben und würde endlich zum Kriege kommen. Das ist leider auch geschehen, aber erst im Jahre 1546. So widerwärtig und unchristlich auch die Abneigung war, welche die Lutheraner und Zwinglianer gegeneinander zeigten, so fehlte es doch nicht an Versuchen verständiger Männer, eine Einigung zu Stande zu bringen. Der aufgeklärte Landgraf von Hessen, Philipp, bewirkte, daß die Häupter beider Parteien, Luther, Melanchthon, Zwingli und Andere (1529) auf dem Schlosse in Marburg zu einem Religionsgespräch zusammenkamen und sich freundlich besprachen (s. unten S. 77). Sie einigten sich zwar nicht, versprachen sich aber doch beim Abschiede, einander brüderlich zu lieben. Endlich schien es wirklich, als wenn es dem edeln Melanchthon gelingen sollte, beide Richtungen zu einigen. Er setzte eine Schrift auf, die man die Wittenberger Concordienformel nannte und in der er jedes Wort so vorsichtig abgewogen hatte, daß die Anhänger beider Parteien sie unterschreiben konnten (1536). Selbst Luther war ganz damit einverstanden und für den Augenblick war der Friede wiederhergestellt. Aber nachmals verdarben die heftigen geistlichen Eiferer Alles. Viele lutherische Geistliche wollten nach Luther's Tode lutherischer sein als Luther selbst, warfen dem sanften Melanchthon vor, vom rechten Glauben (?) abzuweichen und ein heimlicher Zwinglianer zu sein, und eiferten wieder

gegen die Andersglaubenden. So war und blieb also die Zeit noch lange fern, wo ein Hirt und eine Heerde sein, und nur der christliche Sinn, nicht aber die Glaubensansichten alle Christen zu einer Kirche vereinigen sollten!

Luther hat den Ausbruch des Krieges zwischen den Katholiken und Lutheranern glücklicherweise nicht erlebt; denn er starb kurz vor dem Ausbruche desselben. Bis dahin hatte er mit ungemeiner Thätigkeit an der Förderung seines großen Werkes gearbeitet und darüber seinen Körper vernachlässigt, der bei einbrechendem Alter immer schwächlicher wurde. Besonders litt er an heftigem Schwindel, der ihn oft verhinderte, seine sonntäglichen Predigten zu halten. Aber diese waren ihm so lieb geworden, daß er sie nur höchst ungern aussetzte und dann zu Hause mit seiner Familie und wenigen Freunden sich erbaute. Um diese Zeit war unter den Grafen von Mansfeld, seinen ehemaligen Landesherren, ein Zwist über die dortigen Silberbergwerke entstanden, und nachdem sie zu ihrem großen Nachtheile eine Weile miteinander Processe geführt hatten, kamen sie auf den vernünftigen Einfall, es sei ja besser, den ehrwürdigen Luther zu bitten, nach Eisleben zu kommen und den Streit zu entscheiden. So kränklich dieser nun auch damals schon war, so machte er sich doch am 23. Januar 1546 von Wittenberg auf, nahm von seiner lieben Frau, die er nicht wiedersehen sollte, Abschied und ließ sich von seinen Söhnen Martin und Paul begleiten. Als er nach Halle kam, mußte er drei Tage bei seinem Freunde, dem Superintendenten Justus Jonas, bleiben, weil die Saale ausgetreten war, und nicht ohne Lebensgefahr setzte er endlich auf einem Kahne über. So kam er am 28. Januar 1546 nach Eisleben, wo ihn die Grafen mit vielen Reitern feierlichst empfingen. Wie klopfte sein Herz vor Freude, seine liebe Geburtsstadt einmal wiederzusehen! Alles Das aber griff ihn so an, daß er sterbenskrank in seine Wohnung kam, und erst nachdem man ihn mit warmen Tüchern stark gerieben hatte, kam er wieder zu sich, erholte sich auch bald so, daß er wöchentlich zwei bis drei Mal den Sitzungen mit den Grafen beiwohnen konnte. Dabei war er stets heiter, scherzte oft über Tische und ließ es sich gut schmecken; „denn, sagte er, „wohl schmeckt es nicht besser als im Vaterlande."

Aber Mittwochs den 17. Februar befand er sich schwächer als vorher, und die Grafen sowohl, als seine Freunde, Doctor Jonas und der Prediger Cölius von Mansfeld, baten ihn, doch lieber heute zu Hause zu bleiben und nicht in die Sitzung zu gehen. Er blieb, und ging dann und wann in seinem Zimmer umher, sah auch öfters zum Fenster hinaus und hier hörte man ihn auch halb laut beten. Einmal wandte er sich zu seinen Freunden. „Doctor Jonas und Herr Cölius," sagte er, „ich bin hie zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hie bleiben sollte?" Zu Tische ging er noch hinunter in die Eßstube, sprach über Tische viel vom Wiedersehen nach dem Tode und äußerte: „Wenn sich meine lieben Landesherren, die Grafen, vertragen, so will ich heimziehen, und mich in den Sarg schlafen legen und den Würmern den Leib zu verzehren geben." Gegen Abend wurde er beklommen; er klagte über Brustschmerzen und Beängstigung; doch ging er auch zum Abendessen noch hinunter; „denn," sagte er, „Alleinsein bringt nicht Fröhlichkeit." Ueber Tische aß er nicht ohne Appetit und scherzte selbst mit seinen Freunden; denn er ahnete nicht, daß ihm die letzte Stunde schon so nahe sei. Nach dem Essen ging er wieder hinauf und klagte über Brustbeklemmung. Man rieb ihn mit warmen Tüchern und wollte den Arzt holen; aber er verbot es, legte sich aufs Ruhebette und schlief an drei Stunden recht ruhig, während Jonas, Cölius, der Stadtschreiber, welchem das Haus gehörte, mit seiner Frau und Luther's zwei kleine Söhne bei ihm wachten. Um 10½ Uhr wachte er auf. „Siehe! sitzet ihr noch?" sprach er gerührt; „möget ihr euch nicht zu Bette legen?" Dann begehrte er, man möchte ihm das Bette in der Kammer auswärmen und ihn hineinbringen. Das geschah, und er sprach sein Abendgebet: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Freunde, betet zu Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohlgehe; denn der leidige Papst zürnet hart mit ihm." Jonas, die beiden Knaben und sein treuer Bedienter Ambrosius schliefen bei ihm, Cölius in der Nebenkammer. So schlief er ruhig bis um 1 Uhr, wo er den Doctor Jonas und den Bedienten rief; letzterer solle doch die Stube heizen, was aber bereits geschehen war. „O Herr Gott!" rief dann Luther zum Doctor Jonas, „wie ist mir so übel! Mich drückts so hart um die Brust! O ich werde zu Eisleben blei-

ben!" Alle erschraken, sprangen herzu, halfen ihm aus dem Bette und führten ihn in die Stube, wo er langsam umherging, dann aber warme Tücher verlangte. Indessen hatten seine Freunde in der ersten Angst das ganze Haus in Bewegung gesetzt. Einige waren nach den beiden Stadtärzten gelaufen, die auch gleich kamen. Auch Graf Albrecht war geweckt worden und eilte mit seiner Frau herbei. Die besorgliche Dame brachte Tropfen mit und gab sie ihm ein. Seine Freunde trösteten ihn damit, daß er schwitze; das sei ein Zeichen, daß Gott Gnade zur Besserung gebe. Er aber schüttelte ungläubig den Kopf. „Es ist kalter Todesschweiß," sprach er; „ich werde meinen Geist aufgeben; denn die Krankheit mehret sich." Nachdem der Eine dies, der Andere jenes ihm gerathen und versucht hatte, fing Luther an zu beten: „Mein himmlischer Vater, ewig barmherziger Gott, du hast mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret; den habe ich gelehrt, den habe ich bekannt, den liebe ich und den ehre ich als meinen lieben Heiland und Erlöser. Nimm meine Seele zu dir!" Nach einer Weile sprach er: „Ich fahre dahin; aber wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet." Dann rief er dreimal: „In deine Hände befehle ich meinen Geist! du hast mich erlöset!" Plötzlich schwieg er und sank zusammen. Die Umstehenden riefen und schüttelten ihn, die Gräfin rieb ihn mit Spiritus; auch schlug er noch einmal die Augen auf, konnte aber nur schwach ja oder nein antworten. Da riefen ihm Cölius und Jonas zu: „Allerliebster Vater, bekennet ihr Christum, den Sohn Gottes, unsern Heiland und Erlöser?" Er antwortete vernehmlich: „Ja!" Gleich wurden ihm aber Stirn und Angesicht kalt, und wie sehr man ihn auch rief und schüttelte, er hörte und antwortete nicht mehr, holte noch einmal einen tiefen Athem und entschlief sanft mit gefalteten Händen. Das war in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr, am 18. Februar 1546. Nun ließen Alle ihren Thränen und Klagen freien Lauf. Ein Eilbote benachrichtigte den Kurfürsten von dem traurigen Todesfalle, und als der Tag graute, verbreitete sich schnell die Trauerpost durch ganz Eisleben, wo Alle ihn wie einen Vater bedauerten. Der Kurfürst schrieb eiligst zurück und befahl, daß die Leiche nach Wittenberg gebracht würde.

Am folgenden Tage trug man sie in feierlicher Procession nach der Hauptkirche. Doctor Jonas hielt hier eine rührende Leichenrede, bei welcher kein Auge trocken blieb. Zehn Bürger blieben dann bei der Leiche als Wache zurück. Am 20. Februar versammelten sich wieder Nachmittags die Grafen und eine ungeheuere Menge von Menschen in der Kirche, hoben den zinnernen Sarg auf den dazu bestimmten Wagen und gaben der theuern Leiche das Geleit bis weit vor die Stadt. In allen Dörfern, durch welche der Zug kam, standen die Bauern der Gegend in ihren Feierkleidern, um dem hochverdienten Manne die letzte Ehre zu erweisen; alle Glocken läuteten. So kam der Zug nach Halle, um 5 Uhr Abends. Eine unzählige Menge von Einwohnern war herausgeströmt, die Leiche zu empfangen. Am Thore standen die Geistlichen und der Magistrat, und die Lehrer mit den Schülern zogen vor dem Leichenwagen mit Gesängen einher, unter so entsetzlichem Gedränge, daß der Wagen oft anhalten mußte und fast zwei Stunden zubrachte, ehe er die Marktkirche erreichte. Hier wurde die Leiche niedergesetzt und Trauerlieder gesungen oder vielmehr geschluchzt; so allgemein und tief war die Betrübniß der treuen Hallenser. Am folgenden Tage begleitete man die Leiche mit denselben Ehren wieder vor das Thor, und am 22. Februar, Montags, traf sie erst in Wittenberg ein und zog durch dasselbe Thor, vor welchem Luther einst die päpstliche Bulle den Flammen übergeben hatte. Nichts von der allgemeinen Trauer der Bürger, der Frauen und Kinder! Nichts von den Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses! Er wurde eingesenkt in eine Gruft vor dem Altare der Schloßkirche, wo noch sein Sarg zu sehen ist. Eine schöne große Metallplatte verschließt die Gruft und zeigt den Ort, wo seine Asche ruht. Erst 14 Jahre nach ihm starb auch der edle Melanchthon. Wie er im Leben neben Luther lehrte und wirkte, so ruht er auch im Tode neben ihm. Luther'n ist erst am 31. October 1821 von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ein kostbares Denkmal auf dem Marktplatze zu Wittenberg errichtet worden. Auf einem ungeheuern, herrlich geschliffenen Granitblocke steht seine Bildsäule, in mehr als menschlicher Größe von Metall gegossen. Er hält in der Linken die aufgeschlagene Bibel, auf welche er mit der Rechten hinweist. Ueber ihm ist eine Decke von Eisen mit hohen

Spitzen, ruhend auf vier eisernen Säulen, welche auf dem Granitblocke aufstehen.

87. Der schmalkaldische Krieg, 1547. — Moritz von Sachsen.

Kaiser Karl hatte wenig Zeit, sich um die Religionsstreitigkeiten in Deutschland zu bekümmern; er hatte nicht nur mit Franz I., König von Frankreich vier Kriege zu führen, sondern unternahm auch zwei Seefahrten nach der afrikanischen Nordküste. Die Türken trieben nämlich damals im mittelländischen Meere viel Seeräuberei und plünderten sogar ungescheut die Küsten von Spanien, Sicilien und Neapel. Besonders gefürchtet machte sich der Seeräuber Hayradin Barbarossa, eines griechischen Töpfers Sohn aus Lesbos, nachher zum mahomedanischen Glauben übergetreten. Er hatte sich mit Erlaubniß des Sultans Algiers bemächtigt, war zum Admiral der türkischen Flotte ernannt worden und hatte endlich das Reich Tunis weggenommen. Der Bei dieses Landes bat den Kaiser Karl um Hülfe. Dieser rief den berühmten Seehelden, Andreas Doria aus Genua, auf, die kaiserliche Flotte zu befehligen, und begleitete dieselbe, 1535. Hayradin wurde aus Tunis vertrieben, diese Stadt erobert und 22,000 gefangene Christensklaven befreit.

Sechs Jahre darauf unternahm Karl einen zweiten Seezug nach der afrikanischen Küste, dies Mal nach Algier, 1541. Hayradin hatte seine Seeräubereien fortgesetzt und die spanischen Küsten ausgeplündert. Andreas Doria befehligte auch dies Mal die kaiserliche Flotte, aber er rieth dem Kaiser die Unternehmung aufzuschieben, weil die Jahreszeit — es war im Herbste — ungünstig sei. Aber Karl ließ sich nicht abreden und begleitete die Flotte. Zwar landete das Heer und berannte Algier. Aber schon in der nächsten Nacht, ehe noch die Zelte, die Kanonen und das Gepäck hatten ausgeschifft werden können, erhob sich ein furchtbares Sturm- und Regenwetter, und am Morgen machten die ausgeruhten Feinde aus der Stadt einen Ausfall und hieben die durchnäßten und ermüdeten Kaiserlichen fürchterlich zusammen. Die Eroberung der Stadt war nun nicht mehr möglich; es galt nur noch die schleunigste Wiedereinschiffung.

Aber der Sturm hatte die Schiffe von dem Anker losgerissen; viele waren gestrandet oder gescheitert, die anderen in die hohe See getrieben. Mit Mühe wurde ein Theil der Schiffe zusammengebracht; das entmuthigte Heer, von den leichten türkischen Reitern verfolgt, eilte, seine Trümmer einzuschiffen, und der Kaiser mußte sich gestehen, daß die Unternehmung ganz verfehlt sei.

Einige Jahre später erhob Karl V. doch noch seine Waffen gegen die Religionsneuerungen in Deutschland. Immer größer war schon in den letzten Lebensjahren Luther's die Spannung zwischen den Evangelischen und Katholischen geworden. Vergebens hatten jene dringend und oft den Kaiser um gleiche Rechte mit den Katholiken und um ungekränkte Religionsübung gebeten. Nun hörten sie gar, der Kaiser rüste sich und habe mit dem Papste ein Bündniß*) geschlossen; denn er war auf sie darum erbittert, weil sie sich weigerten, die Kirchenversammlung in Trient (1545—1563) zu beschicken. Sie fragten daher bei ihm an, wohin die Rüstungen zielten, und erhielten die beunruhigende Antwort: Er werde sich gegen Alle, die ihm gehorsam wären, gnädig und väterlich erweisen, gegen die Ungehorsamen und Widerspenstigen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen. Am folgenden Tage erklärte er sich noch bestimmter: Er habe beschlossen, einige ungehorsame Störer des Friedens, die bisher unter dem Scheine der Religion selbst die kaiserliche Hoheit anzugreifen gewagt hätten, zum Gehorsam zurückzubringen. Die evangelischen Fürsten und Städte verstanden, daß er sie damit meinte, und rüsteten sich geschwind. Nur war leider unter ihnen keine Einigkeit. Johann Friedrich von Sachsen war ein guter Mann, aber von sehr beschränkten Verstandeskräften. Er hatte den sonderbaren Glauben, daß Gott sein Evangelium schon vertheidigen würde, vergaß aber, daß Gott den immer verläßt, der aus Trägheit die Hände in den Schooß legt. Daher hatte er einen großen Abscheu vor dem Kriege und wurde darin von dem friedliebenden Melanchthon noch mehr bestärkt. Ganz anders war dagegen Philipp von Hessen,

*) Der Papst versprach Geld und Soldaten, „um die alte Religion wider die gottlosen und halsstarrigen Ketzer zu vertheidigen."

ein thätiger, verständiger Mann, der wohl einsah, daß es ohne Krieg nicht abgehen würde, und daß es am vortheilhaftesten wäre, schnell anzugreifen, ehe sich der Kaiser völlig gerüstet hätte. Aber dazu war Johann Friedrich nicht zu bringen, und er glaubte, wie alle beschränkte Köpfe, daß er allein den richtigen Weg einschlüge. Verständige Leute konnten schon jetzt leicht ahnen, daß die schmalkaldischen Bundesgenossen unterliegen würden.

Daher schlossen sich auch einige evangelische Fürsten nicht an den Bund an. Dahin gehörte, außer Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der 1540 den evangelischen Glauben angenommen hatte, besonders der junge Herzog Moritz von Sachsen, Johann Friedrichs Vetter. Das Haus Sachsen besteht aus zwei Linien, der ernestinischen und albertinischen. Jene war damals im Besitze des Kurfürstenthumes, dessen Hauptstadt Wittenberg war; diese war die herzogliche und hatte Dresden zur Hauptstadt. Moritz war ein junger, trefflicher Mann, in der Blüthe der Jahre. Aus seinen feurigen Augen blitzte Klugheit und Heldenmuth, und daher war es nicht zu verwundern, daß er sich mit seinem schwerfälligen Vetter, der Alles besser wissen wollte und doch Alles verkehrt anfing, nicht vertragen konnte. Besser stand er mit Philipp von Hessen, dessen Schwiegersohn er war. Aber dennoch hielt er es nicht für gerathen, sich mit ihm zu verbinden; denn er sah wohl ein, daß mit Philipp's aufbrausender Hitze eben so wenig, wie mit Friedrich's träger Unentschlossenheit ein sicheres Bündniß zu schließen sei. Nur war zu bedauern, daß Moritz nicht den hohen Sinn besaß, der alles Irdische Dem, was man als Recht erkannt hat, nachsetzt. Er war zwar auch ein frommer, seinem Glauben treuergebener Fürst; aber Ehrgeiz war seine Schwäche, der er Alles aufopferte. Das wußte der Kaiser; darum machte er ihm Hoffnung, ihm den Oberbefehl über ein Heer zu geben, und diese Aussicht bezauberte ihn so, daß er sich fest an ihn anschloß. Wirklich schätzte ihn auch Karl recht hoch; ja, Moritz galt als sein Liebling.

So standen die Sachen, als der Krieg auszubrechen drohte. Da wurde Moritz recht in Verlegenheit gesetzt. Johann Friedrich bat ihn, während seiner Abwesenheit die Beschützung seines

Landes zu übernehmen; denn er wußte nicht, daß Moritz schon mit dem Kaiser verabredet hatte, dem Kurfürsten, sobald er in den Krieg gezogen, ins Land zu fallen. Sollte die ganze Verabredung nicht gleich verrathen werden, so mußte er den erbetenen Schutz versprechen: eine offenbar treulose Handlung. Kaum waren Johann Friedrich und Philipp auf den Kaiser losgegangen, als Moritz heimtückischer Weise in das Kurfürstenthum einfiel und fast das ganze wehrlose Land eroberte. Mit Recht schrieen die Sachsen und alle Evangelische, das sei eine abscheuliche Verrätherei, die Moritz sowohl an seiner Religion, als an seinem Vetter begehe, und Moritz würde sich gewiß recht ernstlich geschämt haben, wenn ihn sein Ehrgeiz hätte dazu kommen lassen.

Was den Krieg der schmalkaldischen Verbundenen betrifft, so wollen wir kurz davon nur Folgendes sagen: Die Sachsen, Hessen und einige Fürsten und Städte in Schwaben, die letztern unter Anführung des tapfern Sebastian Schärtlin, zogen gegen den Kaiser zu Felde, dessen Soldaten damals die besten waren, die es gab. Dennoch hätten jene ihn vielleicht überwunden, da er noch nicht genug vorbereitet war, wenn sie nur gewagt hätten, ihn herzhaft anzugreifen; aber jedes Mal fürchteten sie, ihn zu sehr zu beleidigen, und Jeder von ihnen wollte etwas Anderes als die Uebrigen. Das Aergste war, daß sie endlich, nachdem sie sein Lager bei Ingolstadt drei Tage lang fruchtlos beschossen hatten, umkehrten und nach Hause zogen. Wie lachte der Kaiser, als er das verkehrte Wesen mit ansah! Er ließ sie fürs Erste ziehen und züchtigte erst alle Städte und Fürsten in Schwaben, die zum Bunde gehörten und die nun froh sein mußten, mit einer schweren Geldsumme wegkommen zu können. Indessen hatte Johann Friedrich sein Land glücklich wieder erobert und obendrein dem Moritz die meisten seiner Städte weggenommen; aber was der Kaiser thun würde, wußte man nicht. So verging der Winter.

Sobald das Frühjahr 1547 anbrach, beschloß Kaiser Karl, den schwachen Johann Friedrich in Sachsen aufzusuchen. Dieser stand mit seinem Heere bei Meißen und war so sorglos, nicht einmal Erkundigungen einzuziehen über die Annäherung des Kaisers, und da man ihm versicherte, der Kaiser sei schon ganz

in der Nähe, so wollte er es gar nicht glauben, sondern meinte, das sei nur ein herumstreifendes Gesindel des Moritz. Doch ging er endlich über die Elbe, brannte die schöne meißner Brücke hinter sich ab und zog sich auf dem rechten Elbufer hinunter bis Mühlberg. Karl zog ihm am linken Ufer nach. Am Abend vor der Schlacht ritt dieser mit seinem Bruder Ferdinand und mit Moritz am Ufer hin, um die Gegend anzusehen. Die breite Elbe fluthete stark und jenseits waren die Feinde; auch hatten diese alle Kähne auf das rechte Ufer geführt. Da brachte Herzog Alba einen jungen Müllerburschen herbei, der sich anheischig machte, ihnen eine Furt durch die Elbe zu zeigen, wo man hindurchreiten könne. Er that dies aus Rache gegen seine Landsleute, die Sachsen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten (ein zweiter Ephialtes!)*). Moritz verhieß ihm 100 Kronenthaler und zwei andere Pferde.

So brach der Morgen an, der 24. April 1547, der des verblendeten Johann Friedrich's Schicksal entscheiden sollte. Ein dicker Nebel lag über der Flur und dem Strome. Einige spanische Scharfschützen versuchten durch die Furt zu setzen, aber die Sachsen feuerten stark herüber. Da meinte der Kaiser, wenn man sich nur der Schiffe, die jenseits ständen, bemächtigen könnte. Sogleich warfen die Spanier den Harnisch ab, nahmen den Säbel zwischen die Zähne, sprangen ins Wasser, schwammen hinüber und jagten den Sachsen einige Schiffe ab, welche sie nun im Triumphe herüberbrachten. Sie wurden mit Schützen bemannt, die den Uebergang der Reiterei beschützen sollten. Vom Müller geführt, ritten jetzt der Kaiser, Ferdinand, Moritz, Alba und andere Führer durch die Furt, die ganze Reiterei mit. Schnell ordnete Karl seine Schaaren; das Fußvolk, für welches eine Schiffbrücke geschlagen wurde, wartete er nicht erst ab. Er hatte sich wie zum Siege geschmückt. Mit der Linken tummelte er sein starkes andalusisches Roß, in der Rechten schwang er seine Lanze, und die eben durchbrechende Morgensonne spiegelte sich an seinem vergoldeten Helme und Panzer.

Indessen brachten Boten auf Boten dem Kurfürsten, der ungeachtet der Gefahr in einer Kirche dem Gottesdienst zuhörte, —

*) Siehe Th. I, S. 123.

es war gerade Sonntag — die Nachricht, Karl rücke an. Aber der Kurfürst wollte es nicht glauben; auch könne er jetzt nicht kommen, sagte er; erst müsse der Gottesdienst beendigt sein. Aber als dieser beendigt war, hatte er kaum noch Zeit, sich eilends in seinen Wagen zu setzen und davonzujagen. Denn mit dem Rufe: „Hispania! Hispania!" stürzten die trefflichen kaiserlichen Reiter auf die Sachsen ein; Moritz focht unter den Vordersten. Leicht wurden die sächsischen Reiter in die Flucht gejagt; sie warfen sich auf ihr eigenes Fußvolk und brachten nun auch dies in Verwirrung; ohne Ordnung liefen die Unglücklichen auseinander und wurden durch die ganze Haide von den Siegern verfolgt. Der Kurfürst warf sich endlich, so schwer er auch wegen seiner Dicke reiten konnte, auf ein starkes Pferd und jagte fort. Einige leichte Reiter holten ihn ein und wollten ihn fangen. Aber der dicke Herr schlug mit dem Schwerte wacker um sich, erhielt einen Hieb in den linken Backen und ergab sich erst, als ihm ein Ritter Moritzen's, Thiele von Trotha, zurief: Er solle doch seines Lebens schonen. „Ja!" antwortete er, „einem Deutschen ergebe ich mich!" zog zwei Ringe vom Finger und gab sie ihm zum Zeichen der Gefangenschaft. Der Ritter brachte ihn zum Herzoge von Alba und dieser, nachdem er sich dreimal geweigert hatte, zum Kaiser. Karl hielt gerade, von seinem ganzen Gefolge umgeben, mitten in der Haide. Da näherte sich ihm Alba mit dem tiefgebeugten Kurfürsten, der allgemeines Mitleiden erweckte. Das Blut lief ihm von der zerhauenen Wange herab; sein Panzerhemde war mit Blut bedeckt. „Herr Gott erbarme dich mein!" sagte er; „nun bin ich hier!" — Alba half ihm vom Pferde, während Aller Blicke auf ihn gerichtet waren und eine Todtenstille herrschte. Er wollte sich auf ein Knie niederlassen; Karl verbat es. Er zog den Blechhandschuh aus, dem Kaiser nach deutscher Weise die Hand zu reichen; Karl wendete sich ab. „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" fing er an. — „So?" fiel ihm Karl ins Wort, „bin ich nun euer gnädigster Kaiser? Ihr habt mich lange nicht so geheißen!" — „Ich bin," fuhr der Kurfürst fort, „Eurer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß!" — „Wohl!" sprach Karl kalt und streng, „ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient!" — Was ist doch irdische Größe!

Nun ging Karl vor Wittenberg, wo die Kurfürstin mit ihren Kindern war. Karl verlangte, daß gleich die Thore geöffnet würden, sonst würde er ihnen den Kopf des Kurfürsten hineinschicken. Die muthige Frau ließ sich aber nicht schrecken; sie mochte wohl die Drohung nicht für Ernst halten. Da sprach Karl wirklich das Urtheil aus: „Daß Johann Friedrich, der sich Herzog zu Sachsen nenne, wegen seiner Rebellion u. s. w., ihm zur Bestrafung und Anderen zum Exempel, durch das Schwert vom Leben zum natürlichen Gerichte fürgebracht werden solle," und befahl zugleich, das Urtheil wirklich zu vollziehen. Als die Männer, die es dem Kurfürsten ankündigen sollten, in sein Zelt traten, saß er gerade mit seinem Mitgefangenen, Herzog Ernst von Lüneburg, am Schachbrete. Wie wahr es ist, daß Menschen, die im Glücke große Schwäche zeigen, oft im Unglücke eine starke Seele offenbaren, zeigte sich auch bei ihm. Ohne zu erschrecken, antwortete er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen an mir handeln sollte. Ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge." Aber zum Glück kam es nicht so weit. Mehrere Fürsten (Joachim und Moritz) legten Fürsprache ein, und so wurde ihm zwar das Leben geschenkt, aber nur unter der sehr harten Bedingung, daß er für sich und seine Nachkommen auf seine Kurwürde und sein Land Verzicht leiste. Zu seinem Unterhalte erhielt er nur einige Aemter: Eisenach, Gotha, Weimar u. s. w., aus denen nachher das jetzige Herzogthum Sachsen, welches noch aus vier Linien besteht, entstanden ist. Aber wer erhielt nun sein Land und seine Würde? — Wer anders als — Moritz, und so ist es gekommen, daß die jüngere (albertinische) Linie die Kurwürde erhielt und noch jetzt das Königreich besitzt. Nun erst wurde recht klar, warum Moritz dem Kaiser gegen seinen unglücklichen Vetter geholfen hatte.

Jetzt war noch Philipp von Hessen zu züchtigen übrig. Die Behandlung Johann Friedrich's nach der Schlacht bei Mühlberg diente ihm zum warnenden Beispiele, sich lieber mit dem Kaiser gütlich abzufinden. Er bat Moritz um die Vermittelung. Der Kaiser war auch bereit und ließ ihm durch Moritz mündlich sagen, wenn er nach Halle zu ihm käme und Abbitte thäte,

so wolle er ihm verzeihen; auch solle ihm solche Ergebung nicht „zu einiger Gefängniß gereichen." Philipp willigte — wiewohl ungern — ein und kam. Aber wie erschrak er, als er zum Kaiser hereintrat und ihn nicht allein fand, sondern auf dem Throne sitzend, vor einer großen Versammlung Selbst der Hof war voll Menschen, die zum Theil auf Leitern in den Saal schauten. Er hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Indeß was war zu machen? Er kniete nieder, und sein hinter ihm kniender Kanzler mußte die Abbitte ablesen, die in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßt war. Das Gefühl der Scham entlockte dem Landgrafen ein unwillkürliches, spöttisches Lächeln, als wenn er sagen wollte: „Wenn ich nur nicht müßte!" — Der Kaiser bemerkte es wohl und rief, indem er drohend den Finger emporhob: „Wel ik sal juw lachen lehren!" Doch ließ er durch seinen Kanzler ablesen, daß er Gnade für Recht ergehen lassen und dem Landgrafen sein Leben, welches er verwirkt habe, schenken wollte. Jetzt erwartete Philipp, der Kaiser werde ihm zur Versöhnung die Hand reichen und ihn aufheben. Da er das aber nicht that, sondern ihn immer noch knien ließ, stand Philipp selbst auf und ging trotzig zur Thüre hinaus. Am Abende war er nebst Moritz und Joachim von Brandenburg zum Herzoge von Alba geladen, und als er von da nach Hause gehen wollte, erklärte ihm dieser, er sei ein Gefangener; der Kaiser wolle es so. Moritz und Joachim protestirten: der Kaiser habe ihnen ja ausdrücklich gesagt, er wolle dem Landgrafen die Freiheit schenken und sie hätten sich diesem dafür verbürgt. Aber nichts half, und Karl selbst leugnete auf den Rath des verschmitzten Cardinals Granvella Alles ab; er habe nur versprochen, es solle ihm „kein ewiges Gefängniß" werden *). So blieb der Landgraf also gefangen, und wurde endlich gar nach Mecheln geschickt und da in ein enges Gefängniß gesteckt. Erst nach fünf traurigen Jahren wurden beide Gefangene wieder freigelassen; doch verlor Philipp seine Länder nicht. In der Gefangenschaft aber hatte es Johann

*) Die Scene der Abbitte geschah auf der sogenannten Residenz, wo Karl seine Wohnung hatte, und die Gefangennehmung in der Moritzburg, wo Alba wohnte.

Friedrich besser; denn er blieb beim Kaiser und zog mit ihm herum.

Jetzt stand Karl auf der höchsten Spitze seiner Macht. Ganz Deutschland war ihm unterworfen, und mit Recht fürchteten die Evangelischen, er werde nun, seinem dem Papste geleisteten Versprechen gemäß, die evangelische Lehre mit Gewalt unterdrücken. Aber das that er nicht, und dies gereicht ihm zur besondern Ehre. Viel mochte zu dieser Mäßigung wohl beitragen, daß er jetzt mit eigenen Augen in Sachsen gesehen hatte, daß die Evangelischen gar nicht so böse wären, als sie von den Katholiken immer geschildert waren. Er rief selbst einmal aus: „Es ist doch Alles ganz anders im evangelischen Lande und unter den evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe!" Und als er hörte, daß man in Sachsen während seiner Anwesenheit den evangelischen Gottesdienst eingestellt habe, rief er mit unverstelltem Unwillen: „Behüte! wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns das nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande (Schwaben) doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" — Als er die Schloßkirche in Wittenberg besuchte, um Luther's Grab zu sehen, rieth ihm Alba, den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen. „Laßt ihn ruhen," sprach er; „ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten."

Aber auch bei Kaiser Karl V. sollte es sich bewähren, Keiner stehe so hoch, daß er nicht fallen könnte. Er hatte sich nach Innsbruck in Tirol begeben, wo er die folgenden Jahre sehr eingezogen verlebte und die Gicht ihn sehr quälte, so daß er selten das Zimmer verlassen konnte. Indessen hatte Moritz sich mehrere Male, aber immer vergebens, für seinen Schwiegervater verwendet. Es kränkte ihn tief, daß Karl immer noch beide Fürsten gefangen hielt; auch mochte ihm wohl sein Gewissen sagen, daß er bei den Evangelischen viel wieder gut zu machen habe. Kurz, es wurde allmälig der Entschluß bei ihm reif, den Kaiser mit Gewalt zu zwingen, seine Gefangenen frei zu geben. Karl arbeitete Moritzen selbst in die Hände. Er trug ihm, dem er mehr als jedem Andern traute, auf, die Stadt Magdeburg, über die damals die Reichsacht ausgesprochen war, zu belagern. Nun hatte dieser einen Vorwand, Soldaten zu sammeln. Er zog die Belagerung ein ganzes Jahr

lang hin; auch dann ließ er die Truppen nicht auseinander gehen, indem er bald diesen, bald jenen Grund vorschützte. Man warnte den Kaiser; aber dieser äußerte, von Moritz könne er nichts fürchten; er habe ihm ja nichts Anderes als Liebes und Gutes erwiesen. Wirklich wußte ihn auch Moritz durch die ausgesuchtesten Verstellungskünste zu täuschen. Er schrieb ihm, er würde nächstens selbst nach Innsbruck kommen, ließ sich dort eine Wohnung miethen, ja er reiste gar schon dahin ab, wurde aber unterwegs plötzlich krank. Endlich, als Alles reif war, brach er auf und flog wie ein Sturmwind herbei, mit solcher Schnelligkeit, daß er beinahe den Kaiser in Innsbruck ereilt hätte. Bei Nacht und Nebel mußte der arme kranke Mann im fürchterlichsten Regenwetter auf und davon. Man setzte ihn, weil er wegen der Gicht weder reiten noch fahren konnte, in eine von Mauleseln getragene Sänfte, leuchtete ihm mit Fackeln vor und führte ihn so durch Bergschluchten und auf Felsenpfaden nach Kärnthen. So weit war es jetzt mit dem sonst so mächtigen Kaiser gekommen, daß er vor einem deutschen Fürsten ängstlich die Flucht ergriff!

Moritz benutzte seinen Vortheil. Er drang dem Kaiser nicht nur das Versprechen ab, augenblicklich beide gefangene Fürsten frei zu lassen und sich an Moritz nie rächen zu wollen, sondern zwang ihn auch, in einem Vertrage in Passau (1552), den Evangelischen dieselbe Gerechtigkeit vor dem Reichskammergerichte zu bewilligen, welche die Katholiken bisher allein genossen hatten, und einen Reichstag zu verheißen, auf welchem endlich einmal die Religionszwistigkeiten ausgeglichen werden sollten. Das geschah auch 1555 in Augsburg, wo der sogenannte Religionsfriede geschlossen wurde. Darin erhielten die Protestanten im ganzen Reiche freie Religionsübung. Weder sie noch die Katholiken sollten einander zum Uebertritte zu verleiten suchen. Kein Landesherr sollte seine Unterthanen zu einer andern Religion zwingen wollen, sondern ihnen das Auswandern erlauben. Wie sauer wurde es nicht unsern Vorfahren gemacht, Das zu erringen, dessen wir uns jetzt so ungestört zu erfreuen haben: die Freiheit, nach unserer Ueberzeugung Gott und Jesus zu verehren!

Der tapfere Moritz erlebte diesen Religionsfrieden leider nicht mehr. Ein wilder Mensch, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, hatte schon lange in Deutschland vielen Unfug getrieben,

war bald diesem, bald jenem Fürsten ins Land gefallen und hatte auf eigene Hand Krieg geführt. Dem Unwesen mußte endlich gesteuert werden. Moritz ging mit dem alten Herzoge von Braunschweig, Heinrich, auf ihn los und traf ihn in der lüneburger Haide, beim Dorfe Sievershausen (1553). Schnell griff er ihn an und warf ihn nach einem hartnäckigen Kampfe in die Flucht. Aber der Sieg war theuer erkauft worden. Bald nach dem Anfange der Schlacht wurde dem Herzoge Heinrich, einem tapfern, aber rohen Krieger, gemeldet, daß sein trefflicher Sohn, ein kräftiger Mann von 31 Jahren, schwer verwundet sei. Der alte Mann bezwang seinen Schmerz und sprach mit erkünstelter Fassung: „Gut! so muß man dem Jungen das Gelbe vom Schnabel wischen." Aber bald kam ein zweiter Bote mit der Nachricht, auch sein ältester Sohn sei entseelt. „Das ist zu viel!" rief er aus, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Mit der Wuth der Verzweiflung stürzte er sich in den Feind, den Tod suchend, aber nicht findend. Da traf ihn der dritte Schlag: auch Kurfürst Moritz sei verwundet. Eben war der Sieg entschieden worden; da wurde Moritz von hinten von einer Kugel erreicht, die ihm in die Eingeweide fuhr. Man hob ihn vom Pferde und lehnte ihn an eine Weide, von wo er noch den nahestehenden Soldaten zurief, die Feinde nachdrücklich zu verfolgen. Jetzt kam der alte kummerbelastete Heinrich. Beim Anblicke des verwundeten Freundes vergaß er des eigenen Verlustes und sorgte, daß der Kranke ins Lager getragen würde. Dieser glaubte, ungeachtet großer Schmerzen, die Wunde sei nicht gefährlich und freute sich über die um ihn herumgestellten erbeuteten Fahnen und Standarten. Aber bald fühlte er, daß er sterben müßte. Er schrieb an seinen Bruder, empfahl ihm seine Frau und Tochter, sein einziges Kind, richtete seine Augen gen Himmel und sprach: „Herr Gott Vater, weil du gesagt hast, aller Menschen Namen seien im Himmel geschrieben, und ich auch ein Mensch bin, hoffe derhalben ungezweifelt, mein Name sei auch geschrieben. Auch weil du gesagt hast, wir seien Alle deine Kinder und Erben, so bitte ich durch Jesum Christum, wollest mir gnädig sein und mich einen Miterben sein lassen und meinen Geist in deine gnadenreiche Hand durch Jesum Christum nehmen." Mit diesen Worten verschied er sanft, erst 32 Jahre alt, von Allen bedauert. Selbst Johann Friedrich sprach

bei der Nachricht von seinem Tode: „Ich habe die beste Ursache, ihm gram zu sein; aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann."

88. Karl's V. letzte Jahre.

Seit der durch Moritz erlittenen Demüthigung hat Kaiser Karl keine frohe Stunde mehr verlebt. Alles mißlang ihm. Er hatte einen einzigen Sohn, den finstern, stolzen, heimtückischen Philipp; den hätte er gern den Deutschen zum Kaiser aufgedrungen; aber sobald sie ihn nur sahen, hatten sie schon genug an seinem finstern Gesichte, das nie zum Lachen sich verzog; auch wollte Ferdinand nicht die Krone abtreten*). Dann fing Karl wieder einen Krieg mit Frankreich an; aber seine Heere wurden geschlagen. Dabei marterte ihn eine giftige Krankheit, die ihm keine schmerzensfreie Stunde vergönnte. Da faßte er endlich den Entschluß, seine Regierung niederzulegen und in klösterlicher Stille die ihm noch übrigen Jahre zuzubringen. Im Herbste 1555 reiste er dazu nach Brüssel, ließ seinen Sohn Philipp dahin kommen, und trat ihm in feierlicher Versammlung die Regierung der Niederlande ab. Neapel hatte er ihm schon früher übergeben. Es war ein rührender Anblick, den kranken Kaiser zu sehen, wie er von dem Leben Abschied nahm. Mit Mühe erhob er sich aus seinem Sessel, gestützt auf die Schulter des Prinzen von Oranien, und hielt eine erschütternde Rede. Er erzählte, wie er seit seinem 16. Jahre unablässig mit der Regierung seiner weitläufigen Staaten beschäftigt gewesen sei und für sich fast gar keine Zeit übrig behalten habe. Ueberall habe er gesucht, mit eigenen Augen zu sehen, und sein Leben sei daher eine stete Pilgerschaft gewesen. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sei er in England und zweimal in Afrika gewesen, überhaupt

---

*) Dabei zeigte sich einmal wieder die kecke Anmaßung des Papstes. Als dieser von der Abdankung Karl's Nachricht bekam, erklärte er diese für ungültig, weil Karl die Krone in seine, des Papstes, Hände hätte niederlegen müssen; denn unter den Kurfürsten wären drei Ketzer. Ferdinand solle daher seiner Wahl entsagen und die Entscheidung dem römischen Stuhle anheimstellen!!

habe er elf Seereisen gemacht. Jetzt erinnere ihn seine Hinfälligkeit, jüngern Schultern die Last zu übergeben. Habe er während seiner vielen Regierungsgeschäfte etwas Wichtiges versäumt oder etwas nicht recht gemacht, so bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende stets in Liebe gedenken und für sie beten. Nun wendete er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie vor ihm niederließ und seine Hand küßte. „Sieh, mein Sohn," sprach er, „du wärest mir schon Dank schuldig, wenn ich dir nach meinem Tode so blühende Länder hinterließe; aber ich übergebe sie dir noch bei meinem Leben. Regiere deine Unterthanen mit Gerechtigkeit und Güte, wie ein Vater seine Kinder." Philipp versprach Alles und — hat Nichts gehalten. Aller Augen schwammen in Thränen.

Wenige Monate später übergab ihm Karl auch die Regierung von Spanien und eilte nun nach seinem Zufluchtsorte, den er sich in der wildesten Gegend Spaniens, bei dem Hieronymitenkloster S. Juste in Estremadura, nahe an der portugiesischen Grenze, erwählt hatte. Aber der undankbare Philipp kümmerte sich wenig um seinen Vater, sobald er erst die Regierung erlangt hatte, und Karl war noch in den Niederlanden, als er an sich selbst erfuhr, wie hinfällig alles Irdische ist. Als er in Vliessingen auf günstigen Wind wartete, hatte er eines Abends einen Gesandten seines Bruders Ferdinand bei sich. Als dieser endlich weggehen wollte, klingelte Karl den Bedienten, dem Fremden zu leuchten. Aber keiner erschien. Da nahm Karl selbst das Licht, so sehr auch der Fremde sich sträubte, und leuchtete ihm vor, indem er sagte: „Vergiß nicht, daß Kaiser Karl, nach so vielen Mühseligkeiten der Regierung, jetzt, da er sich ausruhen will, so weit gebracht ist, daß selbst die Diener ihn verlassen haben und er dir, der ihm sonst gedient hat, selbst dient und das Licht vorträgt." Auch den ausbedungenen Jahrgehalt zahlte ihm Philipp höchst unordentlich aus, so daß Karl manchmal darben mußte.

In S. Juste (sprich San Chuste) lebte er in dem kleinen Häuschen, welches er sich neben dem Kloster hatte bauen lassen, ganz einsam, und brachte den Tag abwechselnd mit Beten, Drechseln, Uhrmachen und Gartenarbeit zu. Endlich kam er auf die sonderbare Idee, noch bei seinem Leben ein feierliches Todtenamt

halten zu lassen, als wenn er gestorben wäre. Er legte sich in einen offenen Sarg und ließ diesen von den Mönchen in die schwarz ausgeschlagene Kirche tragen, Trauerlieder singen und Seelenmessen lesen. Rings umher brannten Wachskerzen und eine Trauermusik hallte schwermüthig durch das hohe Kirchengewölbe. Das Alles machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er wenige Tage darauf (1558) wirklich starb.

Noch ist zu erwähnen, daß unter seiner Regierung der nachher so berüchtigte Orden der Jesuiten entstanden ist. Ein überspannter spanischer Ritter, Ignaz von Loyola, kam bei der Langenweile, die er während der Heilung einer schweren Verwundung empfand, auf die Grille, einen geistlichen Ritterorden zu stiften, der Das für den Papst im geistlichen Sinne leiste, was die Soldaten für die weltlichen Fürsten thun. Nachdem er bald in Europa, bald in Asien weite Reisen voll Beschwerden und Abenteuer gemacht hatte, kam er auch zum Papste und bat ihn um Bestätigung des Ordens. Natürlich war dieser gleich willig dazu; denn was konnte ihm gelegener kommen, als ein solcher Orden, der seine Macht allenthalben auszubreiten und zu erweitern versprach. Die Einrichtung war ungefähr folgende: ein General stand an der Spitze; ihm mußten die Mitglieder, zu denen man nur entweder sehr verschmitzte, oder gelehrte, oder reiche, oder mächtige Männer nahm, nicht nur streng gehorchen, sondern auch von Allem, was sie erfuhren, Nachricht geben. Um recht großen Einfluß auf die Fürsten zu bekommen, drängten sie sich danach, Beichtväter derselben zu werden, und um das Volk nach Gefallen zu leiten, ertheilten sie unentgeltlichen Unterricht. Recht viel Böses hat dieser Orden gestiftet; denn er hatte den Grundsatz, jede Handlung sei erlaubt, wenn man nur dadurch einen guten Zweck zu erreichen hoffte, und sein guter Zweck war, die Macht des Papstes und Ordens möglichst zu erhöhen. Wegen vieler Verbrechen wurde der Orden 1773 durch Papst Clemens XIV., einen der aufgeklärtesten Päpste, aufgehoben; aber wirklich meinte er auch damit sein Todesurtheil unterzeichnet zu haben, und als er bald darauf starb, glaubte man, daß Jesuiten ihn vergiftet hätten. Pius VII. erneuerte den Orden 1814, und seitdem hat er in mehrern Ländern, namentlich in der Schweiz, wieder Aufnahme gefunden, während sich andere dagegen verwahrt haben.

89. Lukas Cranach, Albrecht Dürer und Hans Holbein.

Ehe wir in der Geschichte jener Zeit weiter fortfahren, müssen wir bei diesem Kleeblatte berühmter Künstler stehen bleiben. Nicht allein die Wissenschaften hatten damals einen so ungemeinen Fortschritt gemacht; die allgemeine Gährung der Geister war auch den Künsten förderlich gewesen, und wir sehen zu gleicher Zeit so ausgezeichnete Künstler hervortreten, wie die frühere Zeit sie nicht hatte hervorbringen können. Und diese drei Künstler waren zugleich auch als Menschen ausgezeichnet, ein Umstand, der zwar nicht zu den Ausnahmen gehört, aber doch dem menschlichen Herzen recht wohl thut, wenn man da, wo ein schöpferischer Geist mit kunstgeübter Hand herrliche Werke hervorbrachte, auch zugleich Güte des Herzens und Bildung des Geistes findet.

Lukas Cranach war 1472 in Cranach, einer kleinen Stadt am Fuße des Fichtelgebirges, geboren. Er hieß eigentlich Lukas Sunder, nahm aber, wie damals zuweilen geschah, den Namen seines Geburtsortes an. Wer sein Vater war, ist ungewiß. Doch soll er von diesem den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten haben. Von seinen frühern Lebensschicksalen ist eben so wenig bekannt; auch wissen wir nicht, wie er sein großes Talent ausgebildet habe. Daß er aber schon früh ausgezeichnete Fortschritte gemacht haben müsse, geht daraus hervor, daß er schon als Jüngling zum sächsischen Hofmaler ernannt wurde, und das ist er unter den drei Kurfürsten: Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen und Johann Friedrich, über 60 Jahre lang geblieben.

Im Jahre 1493 unternahm Friedrich der Weise eine Reise nach Jerusalem. Auch Cranach befand sich unter der sehr zahlreichen Begleitung von Rittern, Herren und Geistlichen und malte auf Befehl seines Herrn eine sogenannte Reisetafel auf Leinwand, d. i. er stellte auf derselben alle Städte, Schlösser und Gegenden dar, durch welche sie reisten. Sie ist, auf eine hölzerne Tafel geklebt, noch jetzt in der Schloßkirche Wittenbergs, obgleich durch den Krieg beschädigt, zu sehen.

Nach seiner Rückkehr wählte Cranach Wittenberg zu seinem beständigen Wohnorte und hat 46 Jahre da zugebracht. Er

verheirathete sich mit des Bürgermeisters in Gotha Tochter, Barbara Brangbier, und lebte mit ihr in recht glücklicher Ehe; denn er war ein sanfter, gutmüthiger Mann, den alle Leute darum achteten und liebten. Auch erwiesen seine Mitbürger ihm das Vertrauen, ihn 1519 zum Kämmerer und Senator, und 1537 gar zum Bürgermeister zu wählen. Dies Amt bekleidete er sieben Jahre; dann legte er es freiwillig nieder, weil ihn das Alter drückte. Auch während der Verwaltung seines Amtes malte er fleißig, besonders die Bildnisse der sächsischen Kurfürsten und Prinzen und seiner Freunde Luther und Melanchthon, die er häufig vervielfältigte, auf Befehl Friedrich's des Weisen auch die Bildnisse aller Vorfahren desselben.

Da er mit ganzer Seele an seinem Herrn hing, so betrübte ihn der Tod des guten Friedrich (1525) ungemein. Er war unter Denen, die seiner Leiche folgten, als diese von dem Schlosse, wo er gestorben war, nach Wittenberg gebracht wurde, und hatte die Ehre, dabei jedem der Armen auf Befehl des neuen Kurfürsten Johann einen Groschen auszutheilen. Auch Johann starb schon 1532; doch ersetzte ihm Johann Friedrich durch große Gnade und unbedingtes Vertrauen den Verlust aufs reichlichste, so daß Cranach recht eigentlich der Freund seines Kurfürsten war.

Ein harter Schlag traf den guten Cranach im Jahre 1536. Er hatte nämlich seinen ältesten Sohn Johann nach Italien geschickt, um sich dort in der väterlichen Kunst noch mehr auszubilden. Da bekam er unerwartet die Nachricht, daß sein Johann in Bologna gestorben wäre. Dieser Tod schlug ihn um so mehr danieder, da er und seine Frau sich als die Ursache seines Todes anklagten, weil sie ihm zur Reise ihre Einwilligung gegeben hätten. Luther und andere Freunde besuchten ihn und versuchten vergebens, ihn zu trösten. Jener erzählt davon selbst: „Anno 1536 den 1. December besuchte ich den Bürgermeister Lukas Maler, der sehr bekümmert war über seines lieben gehorsamen Sohnes Abschied, so mit der Aeltern und anderer Gottesfürchtigen Rath, Wissen und Willen in Italien gezogen und zu Bononien den 9. October auf dem Abend im schönen, herrlichen, christlichen Bekenntniß gestorben war. Aber die Aeltern waren über ihre natürliche Neigung auch im Gewissen geplagt und gemartert, gleich als wären sie seines Todes Ursache gewesen, weil sie ihn hätten

hineingeschickt. Darauf sprach ich: «wenn das gälte, so wäre ich so sehr eine Ursache als ihr; denn ich's euch und ihm treulich gerathen habe; wir haben's aber nicht in der Meinung gethan, daß er sterben sollte» u. s. w." Fünf Jahre darauf verlor er auch seine geliebte Frau und nach abermals fünf Jahren seinen Freund Luther.

Fast noch mehr als diese häuslichen Kümmernisse schlugen den alten Mann die Unglücksfälle nieder, die 1547 sein Vaterland Sachsen und seinen Kurfürsten trafen. Als Kaiser Karl nach dem Siege bei Mühlberg vor die Residenz Wittenberg rückte und sie belagerte, waren fast alle angesehene Einwohner, selbst der edle Melanchthon, aus Furcht vor dem Kriegsungemache fortgegangen. Nur Cranach hielt es für seine Bürgerpflicht zu bleiben, und zu erwarten, was da auch kommen würde. Als Karl die Stadt erobert hatte, erinnerte er sich des berühmten Malers, und daß dieser ihn einst als Kind gemalt hätte. Er ließ ihn daher in sein Lager holen und sprach mit ihm dies und jenes über Gegenstände der Kunst. Ein Zeitgenosse erzählt darüber Folgendes: „Als der alte Maler Lukas aus der Stadt ins Kaisers Zelt gefordert, und Karl anzeigte, wie daß ihm der gefangene Kurfürst von Sachsen auf dem Reichstage zu Speyer eine schöne Tafel, so er, Lukas, gemalt, geschenkt, die er oft mit Lust und Wohlgefallen angesehen und von seinen Gemälden viel gehalten hätte. «Es ist aber zu Mecheln,» sagte der Kaiser, «in meinem Gemache eine Tafel, auf welcher du mich, als ich noch jung war, gemalt hast. Ich begehre deswegen zu wissen, wie alt ich damals gewesen bin.» Darauf der alte Lukas geantwortet: «Ew. Majestät waren damals acht Jahre alt, als Kaiser Maximilian euch bei der rechten Hand führte und Ew. Gnaden in Niederland huldigen ließ. Indem ich aber anfing, Ew. Majestät abzureißen, hat Ew. Majestät sich stetig gewendet, worauf Euer Präceptor, welchem Eure Natur wohl bekannt, vermeldet, daß Ew. Majestät ein sonderliches Gefallen zu schönen Pfeilen trüge, und darauf befahl, daß man einen kunstreich gemalten Pfeil an die Wand gegenüber stecken sollte, davon Ew. Majestät die Augen niemals gewendet, und ich desto besser das Conterfey zu Ende gebracht.» Diese Erzählung hatte dem Kaiser sehr wohl gefallen und hat dem alten Lukas Maler freundlich zugesprochen.

Als aber der gute alte Mann an seines Herrn und des lieben Vaterlandes Unglück dachte, ist er mit weinenden Augen auf seine Knie gefallen und hat für seinen gefangenen Herrn gebeten. Darauf der Kaiser sanftmüthig geantwortet: « Du sollst erfahren, daß ich deinem gefangenen Herrn Gnade erzeigen will. » Hat ihn darauf mildiglich begabt und wieder in die Stadt ziehen lassen." Der Kaiser ließ ihm nämlich als Zeichen seiner Gunst einen silbernen Teller voll ungarischer Dukaten überreichen. Am liebsten hätte Cranach die Gabe zurückgewiesen; aber das würde den Herrn beleidigt haben. Daher nahm er davon so viel, als er zwischen zwei Fingerspitzen fassen konnte, lehnte auch alle Anträge des Kaisers ab, ihm nach den Niederlanden zu folgen. Dagegen erbat er sich die Erlaubniß, seinem unglücklichen Herrn im Gefängnisse Gesellschaft leisten zu dürfen.

Nachdem Moritz die Regierung von Kursachsen angetreten hatte, ließ er sich von seinen neuen Unterthanen huldigen. Nur Cranach vermochte nicht, dem Manne Treue und Gehorsam zu geloben, der so zweideutig an seinem geliebten Herrn gehandelt und sich auf dessen Unkosten erhoben hatte. Er verließ das Land, das ihn so lange ernährt hatte, sagte seinen zahlreichen Freunden und Verwandten in Wittenberg für immer Lebewohl und reiste nach Innsbruck in das Gefängniß seines Herrn. Hier blieb er drei Jahre und suchte mit seltener Treue dem armen Gefangenen die Langeweile zu vertreiben. Ein alter Geschichtschreiber sagt: „Wenn seine fürstliche Gnaden Morgens aufgestanden, haben sie bei einer Stunde in ihrem Gemach allein gebetet und in der heiligen Bibel oder in Doctor Luther's Schriften, sonst vielfältig in vornehmen deutschen und französischen Historienbüchern gelesen, und nächst denselben noch damit ihre Zeit vertrieben, daß sie den berühmten Maler, den alten Lukas Cranach, allerhand Contrafacturen und Bildwerk machen lassen."

Im August 1552 ließ endlich der Kaiser dem Kurfürsten seine Freiheit ankündigen. Schon am sechsten Tage darauf saßen er und der treue Cranach auf dem Reisewagen, um sich nach Weimar zu begeben, wo und in Jena sie mit großer Freude und Auszeichnung empfangen wurden. Mehr aber als Alles erfreute den alten Lukas, daß er seine Tochter Barbara, die Frau des sächsischen Kanzlers Brück, hier fand. Von nun an beschloß er,

in Weimar zu bleiben. Schon im folgenden Jahre (1553) starb er hier in den Armen seiner Tochter, im 81. Jahre. Sein Grabmal ist hier noch zu sehen.

Cranach war ein eben so geschickter Maler, als ausgezeichnet biederer, rechtlicher Mensch, der seinem Fürsten in Glück und Unglück Freund und Rathgeber war. Am meisten hat er Bildnisse und Thiere gemalt, und oft wurde er in seinem Arbeitszimmer von den hohen Herrschaften besucht, die ihm mit Vergnügen zusahen und die er wieder auf die Jagd zu begleiten pflegte. Wurden besonders schöne und große Thiere erlegt, so war er gleich bei der Hand, sie abzumalen. Unter seinen Freunden waren besonders Luther und Melanchthon. Wir haben noch einen Brief übrig, den ihm Luther vom Reichstage von Worms schrieb: „Meinen Dienst, lieber Gevatter Lukas: Ich segne und befehle euch Gott! u. s. w. Ich meinte, Kaiserliche Majestät sollt einen Doctor oder 50 versammlet, und den Mönch redlich überwunden; so ist nichts mehr gehandelt, denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja. Willst du sie widerrufen oder nicht? Nein. So hebe dich! O ihr blinde Deutschen! wie kindisch handeln wir, und lassen uns so jämmerlich die Romanisten (Päpstliche) äffen und narren. Sagt meiner Gevatterin, eurem lieben, lieben Weibe, meinen Gruß, und daß sie sich dieweil wohl gehabe. — Ade, hiemit allesamt Gott befohlen; der behüte euer Aller Verstand und Glauben in Christo für den römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang. Amen!"

Als Luther um seine nachherige Frau, Katharina von Bora, warb, begleitete ihn sein Freund Cranach. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber erzählt: „Käthe von Bora (damals 26 Jahre alt) ist zu dem Stadtschreiber, Herrn Philipp Reichenbacher, gekommen, da sie sich still und wohl verhalten, welches Lutherum bewogen, daß er sich unversehens den 13. Juni 1525 mit Herrn Doctor Pommer, Lukas Cranachen, damals Rathsverwandten, hernach aber Bürgermeistern, und einem Juristen Apell in des Stadtschreibers Haus verfügt, und bei demselben um Jungfer Käthe von Bora geworben, die anfänglich nicht gewußt, ob es Ernst gewesen, und da sie solches vermerket, darein gewilliget, und weil man damals vielleicht mehr Gäste zu bewirthen nicht gefaßt gewesen, ist ein ehrlich öffentlich Verlöbnißmahl des an-

dern Tages gehalten worden, auf welches auch der Rath dieses Orts 14 Maaß allerhand Wein, neben gewöhnlichen Glückwünschen, anbieten lassen." Als nun Luther 14 Tage darauf den Hochzeitschmaus feierte, war wieder Cranach zugegen, und erschien auch das Jahr darauf bei der Taufe des erstgeborenen Sohnes Luther's als Taufzeuge. Bei allen Gelegenheiten zeigte er sich als Luther's wahren Freund. Dieser hatte einst eine kleine Schrift drucken lassen. Einige Exemplare hatten auf dem Titel seinen Namen, andere nicht. Eins der letztern kam in die Hände des Herzogs Georg von Sachsen, des bekannten eifrigen Feindes Luther's. Er las es und es gefiel ihm ungemein. Gerade kam Cranach zu ihm. „Sieh, Lukas!" sprach Georg, „du rühmst mir immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er so gelehrt sei, und allein wohl reden und gute Bücher deutsch schreiben könne; du irrst aber hierin, wie in vielen anderen Stücken. Hier habe ich ein Büchlein, das ist so gut und besser, als es der Luther nimmermehr machen könnte." Geschwind holte Cranach sein Exemplar hervor und zeigte ihm Luther's Namen auf dem Titel, zu Georg's großem Aerger und nicht geringer Verwunderung. „Es ist doch Schade," sprach er, „wie dieser verkehrte Mönch ein so schönes Buch hat schreiben können!"

Cranach's Ruhm war so groß, daß der König Ferdinand ihn nach Wien berief und mit seinen hier verfertigten schönen Gemälden seine Schlösser ausschmückte. Die meisten seiner Gemälde sind aber an den sächsischen Höfen zu finden, und ihm verdanken die Bildergalerien in Wien, München, Prag und besonders in Dresden ihre Entstehung. So lieblich auch seine Gesichter sind, so beging er nur den Fehler, daß er allen seinen Figuren die zu seiner Zeit übliche Kleidung gab, so daß alte römische Feldherren und Senatoren wie sächsische Ritter oder wittenbergische Bürgermeister gekleidet sind. Außer seinen größern Oelmalereien machte er auch treffliche Miniaturgemälde; man findet sie noch in den schönen Gebet- und Geschichtsbüchern der damaligen Kurfürsten. Seine besten Sachen malte er zwischen den Jahren 1520—1530. Wie sehr er geschätzt wurde, geht aus einem Briefe eines damaligen Professors in Wittenberg hervor. „Wer kennt nicht," schreibt er unter Anderem, „deine ausgezeichnete Tugend? Wem sind die herrlichen Eigenschaften

deines Gemüths unbekannt? Du maltest einst in Oestreich Trauben auf den Tisch so natürlich, daß in deiner Abwesenheit eine Elster stets hinflog, und wegen der Täuschung erbost mit Schnabel und Klauen das neue Kunstwerk zerhackte. Du hast zu Koburg einen Hirsch gemalt, welchen fremde Hunde, so oft sie ihn sehen, anbellen. Was soll ich erst von jenem wilden Schweine sagen, welches unser großmüthiger Fürst dem Kaiser zum Geschenke machte, und welches du nach deiner Gewohnheit so künstlich gezeichnet hast, daß ein Jagdhund bei dessen Anblicke wegen der über den ganzen Körper verbreiteten Stachelborsten anfangs mit einem ungeheuern Gebelle tobte, bald aber die Flucht ergriff. Als die Fürsten dich im letzten Sommer nach Niederland, blos um mit deiner Geschicklichkeit zu prahlen, gesendet hatten, hast du gleich beim ersten Eintritt in das Gasthaus eine von der Pfanne abgelöschte Kohle ergriffen, und das Bildniß Kaiser Maximilian's so natürlich auf die Wand gezeichnet, daß es von Allen erkannt und bewundert wurde. Unsern redlichen Fürsten Johannes hast du so vortrefflich gemalt, daß die Einwohner von Lochau beim Eintritt in die Burg, wenn sie durch das Fenster einen Theil des Gemäldes sahen, von Ehrfurcht ergriffen, das Haupt entblößten und die Knie beugten. Zu Torgau hast du Hasen, Fasanen, Pfaue, Rebhühner, Enten, Wachteln, Krammetsvögel und verschiedenes anderes Flügelwerk der Art aufgehängt, welche einst der Graf Schwarzburg, als er sie sah, hinauszubringen befahl, damit sie nicht übel röchen, und da er sich vom Fürsten ausgelacht sah, trat er sogleich näher, und betheuerte eidlich, es sei wenigstens ein Flügel einer lebendigen Ente gewesen. Wie die alten Maler sich durch eine besondere Freundlichkeit auszeichneten, so bist du sehr höflich, beredt, freigebig, menschenfreundlich und verbindlich." Dies wurde geschrieben, als Lukas 38 Jahre alt war. Er hinterließ einen Sohn, Lukas Cranach den Jüngern, auch einen braven Maler, der aber doch nicht das große Talent seines Vaters besaß.

Nur um ein Jahr älter war Albrecht Dürer. Er stammte aus Ungarn her; sein Großvater war da Goldarbeiter gewesen. Dieselbe Kunst trieb auch sein Vater, der sich in Nürnberg niederließ. Albrecht war der älteste Sohn seiner Aeltern, die nach ihm noch 17 Kinder hatten. Er wurde 1471 in Nürnberg geboren

und vom Vater zu seiner Kunst angehalten. Auch ließ ihn dieser fleißig zeichnen und Mathematik lernen, weil er glaubte, daß ihm beides einmal bei seiner Beschäftigung nützlich sein könnte. Aber je älter Albrecht wurde, desto mehr verlor sich die Lust zur Kunst seines Vaters; er wünschte dagegen ein Maler zu werden. Der Vater hatte nichts dagegen und gab ihn zu einem geschickten Maler der Stadt in die Lehre. Zu seinem Glücke trieb dieser Mann auch zugleich die Holzschneiderei und Kupferstecherkunst. Der fleißige Albrecht aber übte sich auch darin, und brachte es in allen drei Künsten bald so weit, daß seine Mitlehrlinge mit rechtem Neid auf ihn sahen und ihn auf alle Weise neckten und kränkten. Dazu kam nun noch der Tod seines Vaters, der ihn und seine übrigen Geschwister ganz ohne Vermögen hinterließ.

Das war nun freilich schlimm, aber Gott läßt keine Kinder verhungern, sondern fügt es immer so, daß sie irgend ein Unterkommen finden. So auch hier. Seine Armuth trieb den verlassenen Jüngling nur noch mehr zum Fleiße an, und nach Ablauf seiner drei Lehrjahre war er so weit, daß er vier Jahre lang auf Reisen gehen konnte, um sich in Deutschland, Italien und den Niederlanden in seiner Kunst zu vervollkommnen. Ueberall nahm man ihn gut auf, weil er nicht nur geschickt, sondern auch ein höchst liebenswürdiger Mensch war. Sein Körper war wohlgebaut, aus seinen Augen leuchtete Freundlichkeit und Offenheit, seine Stirn war stets heiter, wie sein Gemüth, und bis auf die Schultern fielen seine braunen Locken herab. Wenn er sprach, hörte man ihm mit Vergnügen zu; denn er redete lebhaft, offen und angenehm. Dabei war er die Bescheidenheit selbst und urtheilte darum auch mild über Andere. Sollte er über eine fremde Arbeit urtheilen, die nicht besonders gerathen war, so sagte er: „Nun, der Meister hat viele Mühe darauf verwendet." War sie aber vorzüglich, so lobte er sie und hob ihre Vorzüge heraus.

Als er 23 Jahre alt war, kam er von seinen Reisen zurück und ließ sich in seiner Vaterstadt Nürnberg nieder. Um eine eigene Haushaltung zu führen, nahm er die Tochter eines berühmten Mechanikus, Agnes Frei, zur Frau. Schön war sie nicht, auch nicht reich; aber als häuslich und wirthschaftlich war sie ihm gerühmt worden. Doch kaum waren die ersten Flitter-

wochen vorüber, so erkannte er, welchen Fehlgriff er gethan hatte; denn sie war verdrießlich, zänkisch, herrschsüchtig und geizig, mit einem Worte: ein böses Weib. Wenn er, von der Arbeit ermüdet, bei seiner Agnes sich erholen wollte, so überschüttete sie ihn mit Scheltworten; nichts war ihr recht; den ganzen Tag hörte das Keifen nicht auf, und da sie keine Kinder hatte, mit denen sie schelten konnte, so mußte der arme Mann herhalten. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn er jede Erholungsstunde außer dem Hause zugebracht hätte; aber dazu war er ein zu guter und häuslicher Mann. Machte er sich aber ja einmal eine Zerstreuung außer dem Hause, so hatte er es desto schlimmer, wenn er nach Hause kam; denn da empfing sie ihn mit einer Flut von Scheltworten. „Kannst du nicht lieber arbeiten," schrie sie da, „statt daß du herumläufst und das Geld durchbringst? Gleich an die Arbeit!" Je sanfter, geduldiger und ruhiger er war, je mehr er ihr vernünftige Vorstellungen machte, desto wüthender wurde sie; ja, es war ihr ein rechtes Bedürfniß, den armen Mann zu quälen.

So duldete Dürer 24 Jahre, ohne sich von Nürnberg fortzurühren. Da endlich mußte er nach Italien reisen, und nun erst schöpfte er leichter Athem, da er sein Haus mit dem bösen Weibe hinter sich hatte. Auf dieser Reise wurde er in Venedig wie in anderen italienischen Städten mit großer Freundlichkeit aufgenommen; denn seine schönen Arbeiten hatten ihm überall großen Ruf verschafft. Eines Tages bat ihn ein berühmter Maler, der besonders die Feinheit und Natürlichkeit der von ihm gezeichneten Haare bewunderte, ihm doch einen seiner feinen Pinsel abzulassen, mit denen er diese saubere Arbeit verrichtete. „Mit Vergnügen!" war die Antwort; „hier sind alle meine Pinsel; suche dir die feinsten aus." — „Solche habe ich selbst," meinte endlich der Maler; „ich wünschte solche ganz feine, mit denen du die Haare malst." Da nahm Dürer eine Leinwand und malte ihm sogleich mit seinen gewöhnlichen Pinseln einen so schönen, feinen Lockenkopf hin, daß der Maler sich über seine Geschicklichkeit nicht genug wundern konnte.

Aber nicht allein als Maler zeichnete sich Dürer besonders durch den Fleiß der Ausführung und durch seine schönen Farben aus, sondern er war auch ein ganz vorzüglicher Holzschneider, Kupferstecher und Bildschnitzer. Die niedlichsten Figuren aus

Holz, Stein, Gyps und Elfenbein auszuschneiden oder in Metall einzugraben, war ihm eine Kleinigkeit. Einst als er in Bologna mit mehrern andern Künstlern zusammen war, brachte einer von ihnen in Vorschlag, daß jeder eine Probe seiner Kunst gäbe. Endlich kam auch die Reihe an Dürer. Da nahm er ein Stück Kreide, zog auf dem Tische einen Kreis, machte in die Mitte einen Punkt und ließ nun einen Zirkel holen, damit Alle sähen, daß der gemachte Zug um kein Haar breit vom Zirkel abwiche.

In Rom besuchte er den berühmten Michel Angelo Buonaroti; ohne seinen Namen zu sagen, gab er sich für einen Farbenreiber aus und bat, ihn in seine Dienste zu nehmen. Das geschah. Angelo arbeitete damals gerade an einem Bilde, auf welchem der Besuch des Engels bei der Maria vorgestellt war. Als einst Angelo ausgegangen war, nahm Dürer geschwind einen Pinsel und malte auf die Stirne des Engels eine Fliege mit solcher Natürlichkeit, daß Angelo, als er nach Hause kam, sie wegjagen wollte. Endlich sah er, daß sie gemalt war, und erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie gearbeitet war. „Wahrlich!" rief er aus, „das kann nur Albrecht Dürer gemalt haben!" Der war aber bereits über alle Berge und ließ sich nicht wieder sehen. Seitdem hatte Angelo große Hochachtung für Dürer's Kunst.

Als dieser nach Nürnberg zurückkam und sich Agnes über seine Wiederkehr freute, benutzte er ihre gute Laune, sie recht herzlich zu bitten, doch etwas friedlicher und freundlicher zu sein. Aber das Zanken war ihr nun einmal so zur anderen Natur geworden, daß der alte Hader bald wieder anfing. Darüber grämte sich der arme Mann so, daß er täglich sich mehr abzehrte und seine Freunde sich endlich der Sache annahmen. „Weißt du was?" sagte ihm einst sein bester Freund, der berühmte Bilibald Pirkheimer, des Kaisers Rath und einer der angesehensten Männer der Stadt, „reise heimlich fort von ihr und laß sie allein zurück; dann wird sie schon zahm werden!" Dürer hatte schon längst Lust gehabt, einmal die Niederlande zu sehen. Also machte er seine Anstalten, und als eines Morgens die böse Agnes aufwachte, war Dürer fort. Im ersten Augenblicke war sie ganz wüthend vor Zorn. Da sie aber Niemanden hatte, an dem sie ihn auslassen konnte, so mußte sie sich wohl

beruhigen. Zuletzt lief sie zu Pirkheimer und klagte ihm ihre Noth. Dieser aber benutzte die Gelegenheit, ihr das Gewissen zu schärfen und ihre schlechte Aufführung ihr vorzuhalten. Ihrem Manne ging es indessen in den Niederlanden sehr wohl. Ueberall wurde er mit Entzücken aufgenommen, und ihm war so wonniglich, einmal unter freundlichen Leuten zu sein und das Schelten seiner Frau nicht zu hören, daß er an die Rückkehr nicht denken wollte. Agnes dagegen härmte sich ab, nicht, weil sie ihn liebte, sondern weil er ihr von dem Gelde, das er sich unterwegs verdiente, nichts schickte. Sie nahm daher abermals zu Pirkheimer ihre Zuflucht und bat ihn flehentlichst, ihr doch ihren Mann wieder herzuschaffen. „Wie kannst du glauben," antwortete er ihr, „daß Albrecht sich nach dir zurücksehne, da es ihm unter seinen Freunden so wohl geht? Ehe er nicht gewiß weiß, daß du dich ganz geändert hast, kommt er gewiß nicht." Da gab sie denn die allerschönsten Worte und weinte dabei so viele Thränen, daß Pirkheimer endlich an ihn zu schreiben versprach. „Er soll gewiß," schrie sie, „die allersanfteste Frau nun an mir haben, Ihr sollt es sehen." Pirkheimer redete also Dürer'n zu, zurückzukommen, seine Agnes scheine sich ganz geändert zu haben.

Nach einer einjährigen Abwesenheit kam er, und wirklich empfing sie ihn freundlich genug, so schwer es ihr auch sein mochte, zu schweigen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Wie war es auch zu erwarten, daß eine Frau im Alter die Fehler ihrer Erziehung ablegen sollte! Sie war selbst zu bedauern, daß sie sich und Die, welche mit ihr leben mußten, so unglücklich machte. Am meisten war aber der unglückliche Dürer zu beklagen. Der Gram über sein häusliches Unglück drückte ihn endlich so danieder, daß er täglich mehr abmagerte und endlich seinem Kummer ganz unterlag. Er starb 1528 unvermuthet. Nun schrie und jammerte das böse Weib wie eine Unkluge, fühlte die heftigste Reue und hätte gern Alles dahingegeben, ihn ins Leben zurückzurufen. Seine Freunde empfanden den Verlust des liebenswürdigen Mannes, der trotz seines häuslichen Leidens immer so heiter gewesen war, sehr tief, besonders Pirkheimer. In einem Briefe an Ulrich von Hutten schrieb er: „Wie oft ich auch schon den Schmerz gefühlt habe, der aus dem Hinscheiden naher Verwandten zu erwachsen pflegt, so weiß ich doch nicht, ob je der

Tod eines derselben mir einen solchen Gram verursacht hat, als den ich nun gegenwärtig durch den plötzlichen Tod unsers besten und theuersten Albrecht Dürer's in meinem Herzen spüre. Denn unter Allen habe ich Keinen so sehr geliebt noch so hoch geachtet als diesen, seiner zahllosen Tugenden und seiner ausgezeichneten Redlichkeit willen." An einen anderen Freund schrieb er über Dürer's häusliche Leiden wörtlich so: „Ich hab wahrlich an Albrechten der besten Freund' einen, so ich auf Erdreich gehabt hab, verloren, und dauert mich nichts höher, dann daß er eines so hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach der Verhängniß Gottes Niemand dann seiner Hausfrauen zusagen kann, die ihm sein Herz dermaß gepeinigt hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat. Dann er vas (war) ausgedorret vie ein Schaub, dorft niendert (hienieden) keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehen, also hat das bös Weib sein Sorg, das ihr doch wahrlich nit Noth gethan hat. Zu dem hat sie ihne Tag und Nacht zu der Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum, daß er Geld verdienet und ihr das ließ, so er starb; dann sie allweg (immer) verderben hat wollen, wie sie dann noch thuet, unangesehen, daß ihr Albrecht bis in die 6000 Gulden Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen und in Summa ist sie allein seines Todes ein Ursach. Ich hab sie selbs oft für ihr argwöhnig sträflich Wesen gebeten und sie gevarnet, auch ihr vorgesagt, vas das End hievon sein vurd, aber damit hab ich nichts anderst dann Undank erlangt. Dann, ver diesem Mann vohl gevollt und um ihn gevest, dem ist sie feind geworden, das vahrlich den Albrecht mit dem höchsten bekümmert und ihme unter die Erden bracht hat. Ich hab ihr seit seines Todes nie gesehen, sie auch nit zu mir vollen lassen, vievohl ich ihr dannach in viel Sachen hülflich gevest bin; aber da ist kein Vertrauen. Wer ihr Widerpart halt und nit aller Sach' Recht giebt, der ist ihr verdächtlich, dem vird sie auch als bald feindlich; darum sie mir lieber von veit von mir, dann um mich ist. Es sind ja sin und ihr Schwester nit Bubin (Schelme), sonder, vie ich nit zweifel, der ehren fromm und ganz gottes furchtig Frauen; es sollt aber einer lieber ein Bubin, die sich sunst freundlich hielt, haben, dann solch nagend, argvöhnisch und kiefend (scheltend) fromm Frauen, bei der weder Tag noch Nacht

Ruhe oder Fried haben konnt" u. s. w. An dieser Agnes möge sich Jede ein Beispiel nehmen, wie man sich und Andere unglücklich macht!

Dürer wurde von Hohen und Niederen geehrt. Kaiser Maximilian hielt ihn sehr hoch. Einst mußte Dürer in einem Schlosse des Kaisers an einer Wand eine Vorzeichnung entwerfen. Er stand dabei auf einer Leiter, und da Maximilian fürchtete, sie möchte umfallen, so befahl er einem seiner Höflinge, sie zu halten. Dieser aber machte dazu ein saures Gesicht und vermerkte unterthänigst, es gezieme sich wohl nicht, daß ein Edelmann einem Maler einen Dienst erzeige. „Weißt du nicht," antwortete ihm der Kaiser, „daß Dürer's Kunst mehr werth ist als dein ganzer Adel? Es ist mir ein Leichtes, aus einem Bauer einen Edelmann zu machen; aber aus einem Edelmann einen Dürer machen, kann ich nicht.

Der Dritte jener großen deutschen Maler war Hans Holbein. Er war 1498 in Augsburg geboren, also 27 Jahre jünger als Dürer. Auch sein Vater war ein Maler und hielt den Knaben früh zur Malerkunst an. Nachdem der Vater an verschiedenen Oertern gewesen war, ließ er sich endlich in Basel nieder, und hier zeichnete sich der Jüngling bald so aus, daß ihm der Magistrat den Auftrag gab, die Wände des Rathhauses inwendig und auswendig mit Malereien zu schmücken. Davon ist aber so gut wie nichts mehr vorhanden, weil die Feuchtigkeit Alles unscheinbar gemacht hat. In seiner Jugend hatte er wenig zu leben und mußte daher jede Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, annehmen. Man hebt noch in Basel ein Aushängeschild auf, welches er für einen Schulmeister malte; oben ist eine Schulstube mit Kindern und erwachsenen Schülern dargestellt und darunter eine Einladung zum Eintreten. Auch Häuser hat er oft bemalt; denn damals war es üblich, die ganze Vorderseite der Häuser mit allerhand Geschichten zu bemalen. Davon erzählt man folgende Anekdote: Ein Apotheker gab ihm einst den Auftrag, sein Haus auswärts mit dergleichen Bildern zu versehen. Holbein machte dazu ein Gerüste und verhängte dies so, daß man von außen nur seine beim Sitzen herabhängenden Beine wahrnehmen konnte. Zuweilen wurde dem Maler die Zeit lang, und da er ein lebenslustiger Jüngling war, so schlich er dann und wann nach

einem benachbarten Weinhause. Sah nun der Apotheker die Beine nicht, so merkte er seine Abwesenheit und schalt hernach. Was hatte Holbein zu thun? Er malte seine herabhängenden Beine auf die Wand, und zwar so natürlich, daß der gute Apotheker lange dadurch getäuscht wurde. Aber er malte nicht nur, sondern war auch ein überaus geschickter Form- und Holzschneider, und seine Holzschnitte werden noch jetzt sehr geschätzt.

Etwas unbesonnen muß er in der Jugend gewesen sein. Das zeigt auch, daß er den wichtigsten Schritt des Lebens, seine Verheirathung, ohne Ueberlegung that. Er heirathete, als er kaum 20 Jahre alt war, und ohne so viel Einkünfte zu haben, um ein Hauswesen ohne Sorgen zu unterhalten. Es ging ihm in der Ehe nicht viel besser, als dem Albrecht Dürer. Seine Frau — ihr Name ist unbekannt — war weder hübsch noch freundlich, und soll ihm durch Schelten und Zanken viele böse Tage gemacht haben. Auch war sie wahrscheinlich älter als er, was selten glückliche Ehen giebt. Da er in Basel schlecht bezahlt wurde und nicht genug zu thun hatte, machte er sich auf, um als wandernder Maler sich Geld zu verdienen. Er reiste in der Schweiz und in Schwaben umher und bemalte die Häuser reicher Leute von innen und von außen.

Eine wichtige Bekanntschaft machte Holbein nach seiner Zurückkunft in Basel. Der berühmte Erasmus, einer der witzigsten und gelehrtesten Köpfe jener Zeit, gewann den jungen Künstler lieb, obgleich eine innige Freundschaft schon wegen Verschiedenheit des Alters nie zwischen ihnen stattfand. Einmal fiel dem Maler des Erasmus kleine Schrift: Lob der Narrheit, in die Hände. Er fand das Buch sehr ergötzlich und versah es sogleich am Rande mit 83 schönen Federzeichnungen. Als man die Arbeit dem Erasmus brachte, freute sich dieser sehr darüber und bat den Maler, die Figuren in Holz zu schneiden, und nachmals wurde das Buch, so oft es wieder gedruckt wurde, immer mit den Holzschnitten Holbein's versehen. So wie Cranach die Bilder Luther's und Melanchthon's sehr vervielfältigt hat, so hat Holbein den Erasmus unzählige Male gemalt.

So beliebt auch Holbein nun schon durch seine Kunst in und um Basel geworden war, so gab es doch nur sehr geringen Verdienst. Zugleich hatte er bei seinem zänkischen Weibe wenig

Freude. Daher war ihm der Antrag eines englischen Großen, der durch Basel reiste, in England sein Glück zu versuchen, ganz recht. Daß er Kinder daheim ließ, machte ihm wenig Kummer, so wie ihm denn überhaupt der sanfte, liebenswürdige Charakter des guten Dürer ganz fehlte. Er hatte mehr Sinn für Lebensfreuden, und die hoffte er in England mehr als in Basel am Hungertische und bei seiner bösen Frau zu finden. Er ließ ihr seine vorräthigen Gemälde zurück, um durch den Verkauf derselben das nöthige Geld zu erhalten, versah sich mit Empfehlungsschreiben von Seiten des Erasmus und reiste 1526, 28 Jahre alt, fröhlich von Basel ab. Wovon unterwegs leben, war ihm nicht bange; sein Pinsel sollte ihn ernähren.

In Straßburg soll sich mit ihm ein ähnlicher Spaß, als oben von Dürer erzählt ist, zugetragen haben. Er ging nämlich, da es ihm an Gelde fehlte, zu dem ersten Maler der Stadt und bat um Arbeit, ohne aber seinen Namen zu sagen. Der Maler verlangte eine Probe seiner Geschicklichkeit, und da malte Jener, während der Maler einmal weggegangen war, auf die Stirn eines halbvollendeten Kopfes eine Fliege. Als der Maler nach Hause kam, wollte er die Fliege wegjagen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß sie gemalt war. Sogleich schickte er in der ganzen Stadt umher, den Fremden aufzufinden, aber vergeblich; Holbein hatte sich schon fortgemacht. Er reiste durch die Niederlande, kam glücklich nach London, ging sogleich zum berühmten Kanzler Thomas Morus, gab hier seinen Empfehlungsbrief von Erasmus ab und wurde sehr freundlich in des Kanzlers Haus aufgenommen. Hier übte er sich im Englischen, lernte die englischen Sitten, um sich öffentlich mit Anstand zeigen zu können, und malte für seinen freundlichen Hauswirth viele treffliche Stücke. Einst fragte ihn Morus, wie der englische Große geheißen, der ihn zuerst zur Reise nach England aufgemuntert habe? „Ich weiß es nicht," antwortete er; „aber seine Züge sind mir noch gegenwärtig." Und nun malte er sogleich das Bild des Herrn auf eine Tafel mit so treffender Aehnlichkeit, daß Morus sogleich ausrief: „Das ist der Graf Arundel!"

König Heinrich VIII. pflegte den Kanzler öfters auf seinem Landhause zu besuchen. Einst kam er auch und Morus führte ihn in die Halle, deren Wände mit den Gemälden Holbein's

ganz bedeckt waren. Der König, ein Freund der Kunst, erstaunte; etwas so Herrliches hatte er noch nie gesehen. „Lebt der Künstler noch," fragte er, „und ist er für Geld zu haben?" — „Er wohnt bei mir, Sire," antwortete Morus, „und die ganze Sammlung steht Ew. Majestät zu Diensten." — Sogleich wurde Holbein geholt und dem Könige vorgestellt, der ihn in seine Dienste nahm. „Nun ich den Meister habe," sagte der König, „bedarf ich dieser Bilder nicht; er soll mich schon befriedigen."

Nun begann für Hans Holbein ein ganz neues Leben. Der sonst so arme baseler Maler, der froh war, wenn er Häuser und Aushängeschilder zu malen hatte, wohnte nun im königlichen Schlosse, bekam einen bestimmten Gehalt und wurde außerdem noch für jedes Gemälde besonders bezahlt. Er war jetzt ein feiner Weltmann geworden und wurde von allen Großen eifrig gesucht. Obgleich England damals voll von geschickten Malern war, so erkannten doch Alle dem Hans Holbein den ersten Rang zu; denn er verschönerte nicht, wie es unsere Maler zu machen pflegen, sondern malte getreu nach der Natur, und zwar mit solcher Klarheit und Genauigkeit, daß man unwillkürlich davon angezogen wird. Von der großen Gunst, in welcher Holbein bei dem Könige stand, ist folgende Geschichte ein Beweis: Eines Tages, als Holbein mit einer geheimen Arbeit für den König beschäftigt war, kam ein englischer Graf und verlangte seine Arbeit zu sehen. Holbein wollte die Thüre nicht aufmachen und wies den Lord erst mit guten Worten zurück. Da dieser sich aber dadurch beleidigt fühlte, so kam es bald zu heftigem Wortwechsel, der sich damit endigte, daß der äußerst aufgebrachte Lord die Thüre einzubrechen anfing. Das war dem Maler zu arg. Voll Zorn sprang er heraus und stieß den Lord die Treppe hinunter, merkte aber aus den Klagetönen des Gefallenen und aus dem Lärm der herbeieilenden Bedienten, daß es nicht ohne Beschädigung abgelaufen sei. Erschrocken kehrte er in das Zimmer zurück, verriegelte die Thür: und flüchtete sich durchs Fenster über ein Dach aus dem Hause. Dann eilte er geradeswegs zum Könige, erzählte den Vorfall und bat um Gnade. „Ich will dir verzeihen," antwortete dieser gnädig, „wenn du den Grafen um Verzeihung bittest." Das versprach Holbein und wurde, da man

eben die Stimme des Grafen hörte, in ein Nebenzimmer gebracht. Mit verbundenem Kopfe und kläglichem Gesichte wurde dieser zum Könige geführt und bat um strenge Bestrafung des Schuldigen. „Beruhige dich," sprach der König, „und sei mit der Abbitte des Malers und dem scharfen Verweise zufrieden, den er in deiner Gegenwart erhalten soll." Der Lord, der eine ganz andere Genugthuung für einen Mann seines Standes erwartet hatte, vergaß sich so sehr, daß er drohte, er würde sich selbst Recht verschaffen. Aber einen größern Dienst hätte er dem bedrängten Maler nicht leisten können; denn der heftige König konnte keinen Widerspruch ertragen und gerieth daher in heftigen Zorn. „Nun hast du es mit mir zu thun," rief er mit funkelnden Augen; „geh und denke daran, daß ich die mindeste Selbstrache, die du an dem Maler nimmst, ahnden will, als wäre sie an meiner eigenen Person verübt. Glaubst du, daß mir wenig an diesem Manne gelegen ist, so wisse, daß ich aus sieben Bauern eben so viele Lords machen kann, aber aus sieben Lords nicht einen Holbein!"

Nach einem dreijährigen Aufenthalte reiste Holbein nach Basel zum Besuch, um sein Weib und seine Kinder zu sehen. Zugleich schickte Morus seinem Freunde Erasmus ein Gemälde, seine Familie vorstellend, von Holbein gemalt, worüber der Beschenkte eine große Freude hatte. „Ich habe keine Worte," schrieb er an des Kanzlers Tochter zurück, „meiner Freundin, der Zierde Britanniens, die Freude zu schildern, die mir der Familienverein gemacht hat, den Holbein's Meisterhand so glücklich mir vor Augen stellt, daß ich sie Alle, als wäre ich mitten unter ihnen, erkannt und mich zurückgesehnt habe nach dem unvergeßlichen Hause, dem ich so viel meines Glückes und Ruhmes schuldig bin." Viele, die den armen Maler früherhin über die Schultern angesehen hatten, drängten sich jetzt an den berühmten, von Königen und Fürsten gesuchten Holbein, wurden aber nun kalt abgefertigt. Auch dies Mal reiste er wieder ohne Frau und Kinder ab. Daß er lieber ohne jene lebte, war natürlich, und die Kinder konnte er, der fast immer außer dem Hause arbeitete, nicht beaufsichtigen. Da er aber noch immer ein Bürger von Basel war und ein solcher nicht ohne Erlaubniß des Rathes abwesend sein durfte, so erhielt er nur auf einige Jahre Urlaub. Wie sehr

man jetzt seinen Werth in Basel zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß ihm der Rath 50 Gulden Wartegeld aussetzte und außerdem seiner Frau alle Jahre 40 Gulden zahlte. Dennoch blieb er in London und hat Basel nur noch zweimal auf kurze Zeit besucht.

Auch nach Heinrich's VIII. 1547 erfolgtem Tode stand Holbein bei seinem Sohne und Nachfolger Eduard VI. in großen Gnaden. Als dieser aber schon nach sechs Jahren starb und die katholische Maria, Heinrich's älteste Tochter, Königin wurde, die Alle, welche nicht Katholiken waren, haßte, scheint er sich mehr vom Hofe zurückgezogen zu haben; denn er war der Reformation zugethan. Er starb endlich 1554 in London an der Pest, 56 Jahre alt.

90. Zwingli und Calvin. — Die Bartholomäusnacht, 1572.

Zu derselben Zeit, als Kaiser Karl V. in Deutschland, Spanien und Neapel herrschte, war in Frankreich sein erbitterter Feind, Franz I., König (1515—47). Unter ihm lebte der berühmte Ritter Bayard, den man den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel nannte, von dessen Thaten zu erzählen hier aber der Raum fehlt. Schon unter Franz war die neue Lehre nach und nach aus der Schweiz nach Frankreich gekommen. In der Schweiz nämlich waren, mit Luther fast zu gleicher Zeit, zwei treffliche Männer, Zwingli in Zürich und Calvin in Genf, darauf gekommen, die Christen zu der einfachen Lehre unsers Heilandes zurückzuführen und alles Das aus unserer Religion zu verbannen, was erst nach und nach durch Menschenwerk hineingebracht war. Beide waren, wie Luther, durch das Lesen der Bibel darauf geleitet worden und hatten, wie er, mancherlei Verfolgungen ausstehen müssen. Die Lehre dieser beiden Männer stimmte ziemlich überein und ihre Anhänger wurden nachmals Reformirte genannt. Man merke sich von beiden berühmten Männern Folgendes:

Huldreich Zwingli wurde 1484, also ein Jahr später als Luther, im Dorfe Wildhaus im Canton St. Gallen (zwischen Wallenstädt und Appenzell) in Helvetien geboren. Obgleich sein Vater, ein Amtmann, acht Söhne hatte, so sorgte er doch, daß

sie gut unterrichtet wurden, und schickte den Huldreich nach Basel, späterhin nach Bern auf die Schule. Nachdem er in Wien und in Basel studirt hatte, wurde er Pfarrer in Glarus. Hier war ihm eine Bibel in die Hände gefallen und sie wirkte auf ihn eben so wie auf Luther. Er konnte nicht von ihr wegkommen; Alles zog ihn unwiderstehlich an, und wie erstaunte er, als er fand, daß ja von den meisten Lehrsätzen der römisch-katholischen Kirche kein Wort in der Lehre Jesu stände. Als er 1516 Prediger in dem berühmten Kloster und Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln geworden war, trat er mit Unerschrockenheit zur Vertheidigung der Wahrheit auf. Er predigte, unterstützt von dem aufgeklärten Abte daselbst, dem zu Tausenden nach dem Gnadenorte strömenden Volke, daß die Wallfahrten und die anderen äußeren Leistungen keinen Werth hätten, wenn der innere Mensch sich nicht bessere. Wohl mochten die anderen Geistlichen darüber den Kopf schütteln; aber er galt für einen so durchaus frommen Mann, daß Keiner von ihnen seine Lehre anzutasten wagte.

Nun berief man ihn nach Zürich, zwei Jahre später, als Luther die 95 Sätze angeschlagen hatte (also wann?). Gleich in seiner ersten Predigt lehrte er das reine Evangelium, wie es uns die Apostel hinterlassen haben, frei von allen menschlichen Zusätzen, und so fuhr er fort zu lehren und bekämpfte muthig Aberglauben, Unglauben und Laster, wo er sie fand. Damals reiste in der Schweiz ein italienischer Franziskanermönch, Bernardin Samson, umher und predigte, wie Tezel in Norddeutschland, den Ablaß. Aber Zwingli eiferte gegen den schändlichen Mißbrauch so laut, daß Samson nicht in Zürich eingelassen wurde. Dies ermunterte den braven Zwingli weiter zu gehen und auch die anderen Mißbräuche der römischen Kirche anzugreifen, und dadurch wurde ihm sein Werk erleichtert, daß der Rath von Zürich ihm Beifall gab und seine Verbesserungen unterstützte; ja schon 1520 wurde befohlen, daß in Zürich und dessen Gebiete das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte, und nachdem dies zwei Jahre lang geschehen war, wurden auch die äußeren Gebräuche, die dem reinen Evangelium zuwider sind, die Messe, die Ohrenbeichte u. dergl. abgeschafft. Da nun Zwingli fortfuhr, für Ausbreitung der einfachen Lehre Jesu thätig zu wirken, so bot

ihm der Papst (Hadrian) hohe geistliche Ehrenstellen an, in der Hoffnung, ihn dadurch zum Schweigen zu bringen. Aber Zwingli achtete den Beifall Gottes und den Schatz im Himmel für höher als menschliche Ehre und lehnte alle Anträge ab. Der Rath von Zürich berief darauf alle Geistliche, die Zwingli's Lehre glaubten widerlegen zu können, nach dieser Stadt, und obgleich über 600 zusammenkamen, so ging er doch siegreich aus der Disputation hinweg. Nun gab er sein Glaubensbekenntniß von der wahren und der falschen Religion heraus und äußerte sich darin fast ganz auf dieselbe Weise wie Luther. „Nur die Bibel," sagte er, „muß über unsern Glauben und unser Thun entscheiden; alle menschliche Zusätze sind verwerflich, und eher wird es um uns nicht gut stehen, bis wir zu der Einfachheit der christlichen Kirche, wie sie in der ersten Zeit nach Christus Weggang war, zurückkehren." Nur in einigen wenigen unwesentlichen Stücken wich er von Luther ab, besonders in der Lehre vom Abendmahl, indem er lehrte, daß bei dem Tische des Herrn Brot und Wein als Erinnerungszeichen an Jesus genossen würde; denn die Worte: „das ist mein Leib!" hießen nichts Anderes als: „das bedeutet meinen Leib!" und behaupten zu wollen, man genieße wirklich den Leib und das Blut Jesu, sei ja gegen alle Vernunft. Luther aber war anderer Meinung und behauptete, man müsse sich an den Buchstaben der heiligen Schrift halten und nicht an dem Worte Jesu klügeln. Dieser habe einmal gesagt: „das ist mein Leib!" und dabei müsse es bleiben. Wie das zugehe, daß das Brot Jesu Leib werde, wüßten wir freilich nicht anzugeben; aber darüber müßten wir auch nicht forschen; Gottes Wort sage es nun einmal und darum müßten wir es glauben. Philipp von Hessen gab sich Mühe, beide Männer zu vereinigen, und veranstaltete deshalb ein Religionsgespräch in Marburg (1529), zu welchem sich außer Luther und Zwingli auch der edle Melanchthon einfand. Luther behandelte seinen Gegner liebevoll und freundlich, vereinigte sich auch mit ihm über die Hauptlehren des Christenthums; nur was die Abendmahlslehre betrifft, blieb Jeder bei seiner Meinung; aber sie schieden mit dem Versprechen, sich dennoch christlich zu lieben.

Zwei Jahre darauf brach der Haß zwischen den katholischen Cantons der Schweiz und dem evangelisch gesinnten Zürich in

einen erbitterten Krieg aus, und Zwingli erhielt vom züricher Rathe den Ruf, als Prediger das Banner zu begleiten. Vor seiner Wohnung auf dem Stiftplatze sammelte sich das Kriegsvolk. Das Pferd, welches ihn tragen sollte, ward herbeigeführt; er schnallte sich den Panzer um und sprach nun zu seiner treuen Frau: „Die Stunde ist gekommen, daß wir uns trennen! Es sei so! der Herr will es so! Er sei mit dir, mit mir und mit den Unseren!" Und als er sie zum letzten Mal in seine Arme schloß und sie vor Schmerz kaum sprechen konnte, blickte sie weinend gen Himmel und fragte: „Und wir sehen uns wieder?" — „Wenn der Herr es will," antwortete Zwingli voll festen Vertrauens, „sein Wille geschehe!" — „Und was bringst du zurück, wenn du kömmst?" fragte Anna weiter. — „Segen nach dunkler Nacht!" sprach er mit fester Stimme. Dann küßte er die Kleinen, riß sich los und eilte fort. Noch sah ihm Anna mit gepreßtem Herzen nach, und als er um die Ecke der Straße bog und sie ihm das letzte Lebewohl zugewinkt hatte — da hatten sich Beide hienieden das letzte Mal gesehen.

Anna warf sich weinend mit ihren Kindern in der einsamen Kammer auf die Knie und betete zu Dem, der im Gebete Kraft giebt: „Vater, nicht mein, dein Wille geschehe!" Auch sie erhielt diese Kraft, so daß sie nicht erlag, als die Kunde kam, daß die Schlacht verloren gegangen und ihr geliebter Gatte umgekommen sei.

Am 11. Nov. 1531 war es bei Cappel, zwischen Zürich und Zug, am südlichen Abhange des Albis, zur Schlacht gekommen. Die Züricher wurden von der Uebermacht der katholischen Cantons besiegt; auch Zwingli, der unter den Vordersten kämpfte, wurde mit Wunden bedeckt, sein Pferd getödtet; zuletzt sank er selbst nieder. Eben erst hatte er einem Sterbenden trostreiche Worte zugerufen. Mehrere der Feinde umstanden den edeln Mann, der mit heiterm Gesicht, den Blick gen Himmel gerichtet, dalag, und fragten ihn, ob er einen Beichtiger verlange? Da er dies, so wie die Anrufung der Heiligen, die man ihm zumuthete, ablehnte, rief ihm der Hauptmann Vokinger aus Unterwalden zu: „so mußt du sterben, du hartnäckiger Ketzer!" und durchstach sein treues Herz. Erst nach der That erkannte man ihn, und nun strömten auf die Nachricht, der Ketzer Zwingli liege draußen erschlagen,

Unzählige herbei und starrten mit wahrer Schadenfreude die Leiche des braven Mannes an. Nur ein Einziger zeigte Gefühl, ein Conventual; ihm traten die Thränen in die Augen und gerührt sprach er: „Welches auch dein Glaube gewesen ist, ich weiß, daß du ein frommer Eidgenosse warst. Gott sei deiner Seele gnädig!“ Der Leichnam wurde noch an demselben Tage geviertheilt und verbrannt; aber sein Andenken und seine Lehre vermochten seine Feinde nicht zu tilgen.*) Anna Reinhard, Zwingli's Witwe, war eine der wackersten Frauen ihrer Zeit. Sie verband mit seltener weiblicher Anmuth ein edles, feinfühlendes Gemüth. Ihren ersten Mann verlor sie früh. Sie lebte als Witwe mit ihren Kindern sehr eingezogen in Zürich und war eine der Ersten, die sich der durch Zwingli verkündigten evangelischen Lehre zuwandten. Ihre Frömmigkeit, Bescheidenheit und Muttertreue blieb ihm nicht unbekannt, und da ihr Sohn, ein höchst talentvoller Jüngling, Zwingli's liebster Schüler war und er ihn wie seinen Pflegesohn ansah, so wurden dadurch Anna und Zwingli einander näher gebracht. Ihre Vermählung war 1524, als Anna bereits 37 Jahre zählte. Hatte sie schon vorher eingezogen gelebt, so entsagte sie nun allem kostbaren Schmucke, trug sich ganz einfach, half ihrem Gatten, so viel sie vermochte, in seinen Berufsarbeiten und erheiterte seinen Geist in trüben Stunden. Sie nahm ihm manchen lästigen Besuch ab, stand ihm mit ihrem Rathe bei, besuchte die Kranken und war eine Zuflucht der Armen, kein Wunder, daß sie bei Hohen und Niederen in allgemeiner Achtung stand. Am Tage der Schlacht bei Cappel, zu welcher außer ihrem Gatten auch ihr geliebter ältester Sohn und mehrere andere Verwandte ausgezogen waren, fand sie beim Hall der fernen Schüsse im inbrünstigen Gebete allein Trost. Endlich kam die Trauerpost: Zwingli ist gefallen, mit ihm ihr Sohn, ihr Bruder, ihr Tochtermann und ihr Schwager. Fünffach verwaist, hielt dennoch ihr inniges Vertrauen auf Gott sie aufrecht, und gerade der Hinblick auf ihre verlassenen Kleinen gab ihr den festen Muth, Gott werde sie nicht verlassen. Aus der Nähe und Ferne bezeigte man ihr die innigste Theilnahme; sie aber entsagte nun jedem Umgange

*) An der Stelle, wo er gefallen ist, steht ein Denkstein, dicht an der Landstraße.

mit der Welt und lebte einzig und allein ihren Kindern und den von ihrem Sohn hinterlassenen Waisen. Der Nachfolger Zwingli's nahm sie und die Ihrigen in sein Haus auf, und als sie sieben Jahre nach ihrem Gatten starb, wurde der brave Mann (Bullinger war sein Name) der Pfleger und Versorger der verlassenen Kleinen.

Wenn wir den sanften Zwingli mit dem menschenfreundlichen Melanchthon vergleichen können, so finden wir dagegen in der Charakterstärke und Heftigkeit Calvin's manche Züge, die uns an Luther erinnern. Johann Calvin war 1509 in Noyon in Frankreich geboren. Sein Vater, ein angesehener Mann, erzog ihn mit äußerster Strenge und bildete wohl dadurch den Eigensinn und die Härte des Gemüths aus, die wir nachher bei ihm wahrnehmen. Seine innige Religiosität verdankte er vorzüglich seiner frommen Mutter, die ihn schon als kleines Kind zu ihm, dem Unsichtbaren, hinleitete. Schon auf der Schule zeichnete er sich durch Fleiß und Kenntnisse aus, und er war erst 18 Jahre alt, als er schon eine Pfarrstelle erhielt. Wie die anderen Reformatoren, so wurde auch er durch die Kenntniß der Bibel zum evangelischen Glauben geführt. Nachdem er in ihr aufmerksam gelesen und von der Lehre Zwingli's viel gehört hatte, fing er an zu zweifeln, ob es wohl mit den Lehren der römischen Kirche seine Richtigkeit habe. Anfangs wurde es ihm schwer, sich von den Vorurtheilen, die ihm der Jugendunterricht beigebracht hatte, loszumachen. Endlich überzeugte er sich von ihrer Falschheit, und nun ergriff er die neue, oder vielmehr altchristliche Lehre mit der ganzen Kraft der innigsten Ueberzeugung. Seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nun nicht länger, seine Pfarrstelle zu behalten; er legte sie nieder und ergriff das Studium der Rechte. So große Fortschritte er darin auch machte, weil er Alles, was er trieb, mit Verstand und Eifer anfing, so zog ihn doch bald der Gedanke, die aus der Bibel geschöpften Wahrheiten des Evangeliums unter den bisher durch das Papstthum verblendeten Menschen zu verbreiten, noch mehr an. Er predigte und fand ausnehmenden Beifall. Das trieb ihn noch mehr an, seinen Entschluß auszuführen, und nun trat er ganz zu der Lehre Zwingli's, die in Frankreich schon viele Verehrer gefunden hatte, über. Da aber der König von Frankreich, Franz I., die Evangelischen

verfolgte, so sah sich auch Calvin genöthigt, das Reich zu verlassen. Er wandte sich nach Basel, und als er auf einer Reise in Genf bewogen wurde, zu predigen, fand er so ungeheuern Beifall, daß man ihn nicht mehr wegließ und er eine Predigerstelle annehmen mußte. Mit der größten Thätigkeit nahm er sich nun hier seiner Kirche an; aber seine Herrschsucht und Rechthaberei zog ihm viele Feinde zu, so daß noch keine zwei Jahre vergangen waren, als der Magistrat ihn schon aus der Stadt wies. Kaum hörte man davon in Strasburg, als man den nun schon berühmten Mann als Professor und Prediger berief. Hier heirathete er auch, blieb aber nur drei Jahre da; denn in Genf hatte sich indessen die Stimmung geändert: seine Freunde im Magistrate hatten die Oberhand gewonnen und baten ihn nun, zurückzukehren. Das that er auch und wurde mit Entzücken empfangen. Sein Ansehen war durch den Wechsel so gestiegen, daß man sich nun allen seinen Vorschriften unterwarf. Er führte eine strenge Kirchenzucht ein, zwang alle Die, welche unsittlich lebten, zu einer Kirchenbuße und ließ sich durch kein Geschrei dagegen irre machen. Auch ist dabei nicht zu leugnen, daß er ein sehr rechtschaffener, arbeitsamer und uneigennütziger Mann war. Ob er gleich nur 50 Thaler Gehalt nebst einigen Nebeneinkünften hatte, so wollte er doch durchaus keine Zulage annehmen und wurde ernsthaft böse, als seine Freunde darauf bestehen wollten.

So brav nun auch dieser Sinn Calvin's war und so viele Achtung er auch deshalb verdiente, so verwerflich war die Heftigkeit und Unduldsamkeit, die er gegen Andersdenkende zeigte. Am auffallendsten ist dies in der Geschichte des unglücklichen Michael Serveda. Dieser Mann war ein spanischer Arzt, aber zugleich ein großer Freund theologischer Untersuchungen. Während er als Arzt im südlichen Frankreich lebte, hatte er mehrmals an Calvin geschrieben. Aber kaum nahm dieser aus den Briefen wahr, daß Serveda über die Lehre von der Dreieinigkeit andere Begriffe habe, als er sogleich den Briefwechsel abbrach; ja, als endlich Serveda seine Ansichten in einem besondern Werke umständlicher auseinandersetzte, betrachtete ihn Calvin als einen fluchwürdigen Ketzer! Der ehrliche Spanier ahnete von dem Allen nichts, und als er nach einiger Zeit auf einer Reise durch Genf kam,

hielt er sich in dieser evangelischen Stadt sicherer als irgendwo. Aber kaum erfuhr Calvin, der von ihm so verabscheute Serveda sei angekommen, so drang er in den Magistrat, den Mann sogleich festnehmen und ihm als Ketzer und Verbreiter falscher Lehren den Proceß machen zu lassen. Wie erstaunte Serveda, als man ihn ins Gefängniß führte und Calvin als sein Ankläger gegen ihn auftrat. Zuerst gab dieser sich alle Mühe, den Fremden zur Abschwörung seiner ganz unschuldigen Meinungen zu bewegen. Da aber dieser bezeugte, er könne nicht gegen seine Ueberzeugung sprechen, so wurde der Arme wirklich zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Anfangs schien es ihm ganz unglaublich, daß man in einer evangelischen Stadt so unduldsam sein könnte; dann bat er, man möchte, wenn er nun einmal durchaus wegen seiner Meinung sterben sollte, ihn doch nur enthaupten. „Nein!" schrie man, „ein Ketzer müsse verbrannt werden." Und das geschah wirklich, und Calvin glaubte in seinem Eifer eine recht verdienstliche Handlung zu begehen. Ob wohl der Glaube dieser Leute, die das erste Gebot Jesu, die christliche Liebe und Duldsamkeit, so mit Füßen traten, der rechte gewesen sein mag? — Elf Jahre darauf (1564) starb Calvin.

Wie unterschied sich aber die Lehre Luther's von der des Zwingli und des Calvin?

Alle Drei stimmten darin überein, daß kein menschliches Ansehen in Sachen der Religion, sondern allein die heilige Schrift entscheiden könne. Nur darin wichen sie ab, daß Luther sich an die Worte der Bibel buchstäblich hielt, Zwingli dagegen dieselben nach der Vernunft erklärte. Ferner ließ Luther viele äußere Gebräuche und Verzierungen der Gotteshäuser stehen; Zwingli dagegen schaffte alles Alte ab und duldete in den Kirchen keine Bilder, keine Altäre, keine Musik. Luther setzte fest, daß unter den Geistlichen einige die Vorgesetzten der anderen seien, Zwingli verlangte eine völlige Gleichheit unter ihnen. Alle Drei erkannten, daß die Obrigkeit in Sachen des Gottesdienstes eine Stimme habe, aber nicht in Gegenständen des Glaubens; Zwingli räumte ihr eine größere Gewalt ein als Luther und Calvin. Die Ansicht Luther's und Zwingli's vom Abendmahle ist schon erwähnt worden. Calvin ging von Beiden darin ab, daß er meinte, Wein und Brot wären beim Abendmahle nicht bloße Zeichen des Blutes und Leibes

Jesu, sondern die Gläubigen genössen den Leib und das Blut Jesu auf eine geistige Weise wirklich. Ob sich der Mann dabei etwas Deutliches gedacht habe? — Auch hatte er eine eigene Ansicht von der sogenannten Gnadenwahl. „Der Mensch," sagte er, „kann vermöge der Erbsünde durchaus nichts Gutes wollen. Darum kann Keiner selig werden, als Der, welchen Gott durch seine Gnade zu sich zieht. Dies findet aber nur bei einigen Menschen statt. Die guten Menschen sind von Gott zur Seligkeit, die bösen zur Verdammniß bestimmt, ohne daß wir wissen, warum er gerade diese oder jene auserwählt habe. Diese Gnade Gottes ist ganz frei und nimmt auf die Handlungen der Menschen gar keine Rücksicht." Ob er darin wohl recht hatte? Und warum wohl nicht? —

Die Kirche, welche nun Zwingli und Calvin durch ihre Lehre gründeten, wurde die reformirte genannt und fand vorzüglich in der Schweiz, in den Niederlanden, in Schottland, in einem Theile von Deutschland und auch in Frankeich Eingang, so grausam auch Franz die Hugenotten, wie man hier die Reformirten nannte, verfolgte.

Nach Franz (gest. 1547) regierte sein Sohn Heinrich II. (1547—59), der ein sehr böses Weib zur Frau hatte; Katharina von Medicis hieß sie und war aus Florenz gebürtig. Sie verfolgte, wo sie nur konnte, die Hugenotten, die doch keines andern Verbrechens sich schuldig machten, als einen andern Glauben zu haben, und in aller Stille Gott auf ihre Weise verehrten. Aber trotz dieser Verfolgung mehrte sich ihre Zahl zusehens und viele Große des Hofes traten zu ihnen über. Vor Allem stand an ihrer Spitze der alte, würdige Admiral Coligny, ein Mann, der von Allen geachtet wurde und dem jungen Prinzen von Condé und dem eben so jungen Heinrich von Navarra, die auch Beide zur Partei der Hugenotten gehörten, mit Rath an die Hand ging. Nach König Heinrich's Tode regierten hintereinander die drei ältesten Söhne desselben, Franz II. (1559—60), Karl IX. (1560—74) und Heinrich III. (1574—89); aber eigentlich regierte Katharina für sie. Sie war eine herrschsüchtige Frau, die Zeitlebens nicht zur Ruhe gekommen ist, weil ihre Leidenschaften und Ränke sie aus einer Unruhe in die andere warfen. Nachdem sie drei blutige Kriege geführt hatte, ohne die

verhaßten Hugenotten besiegen zu können, beschloß sie, es einmal mit List zu versuchen, und sie entwarf mit einigen eben so grausamen Rathgebern einen Plan, der ganz einer Livia oder Agrippina würdig war.

Sie stellte sich nämlich mit einem Male recht freundlich gegen die Hugenotten. Den jungen Heinrich von Navarra, einen 16jährigen, hoffnungsvollen Jüngling, verheirathete sie mit ihrer eigenen Tochter, Margaretha von Valois, lud seine Mutter, Johanna (d'Albret) von Navarra (welche vom Papste, weil sie protestantisch war, vor sein Gericht nach Rom citirt und, da sie nicht erschien, aller Würden für verlustig erklärt wurde) nach Paris ein, umarmte sie so zärtlich bei der Ankunft, als wenn sie die besten Freundinnen wären, und fragte dann nachher ihren Sohn, den König Karl IX., ob sie nicht ihre Rolle recht gut gespielt habe? Auch Coligny, Condé und andere Häupter der Hugenotten wurden eingeladen, und die Freundschaft der Königin schien so aufrichtig, daß die arglosen Leute in die Falle gingen und über die glückliche Aussöhnung recht herzlich erfreut waren. Man warnte zwar den Admiral; aber er war so sicher, daß er sich alle Einflüsterungen seiner Freunde zuletzt verbat und nach Paris ging. Plötzlich aber starb Johanna von Navarra, und die Hugenotten munkelten, daß sie vergiftet worden sei, eine Beschuldigung, die nicht erwiesen worden ist; aber die Unruhe legte sich bald wieder bei den fortgesetzten Freundschaftsversicherungen der Katholiken.

Auf den Admiral hatten diese es besonders abgesehen; denn er war das gefürchtetste Haupt der Hugenotten. Der König Karl, ein junger, erst 22jähriger Bösewicht, faßte ihn bei seiner schwachen Seite und machte ihm weis, die Truppen, die er jetzt zusammenzöge, wären gegen die Spanier in den Niederlanden bestimmt und Coligny sollte sie anführen. Darüber war der gute alte Mann so erfreut, daß er seitdem von nichts Anderem als von dem Feldzuge gegen die Spanier träumte.

Indessen bereitete man ihm seinen Untergang. Katharina dung einen Meuchelmörder, der mit geladenem Gewehre in einem Hause, bei welchem der Admiral täglich vorbeiging, wenn er vom Louvre kam, hinter eine Fenstergardine sich stellte und ihm auflauerte. Coligny kam, der Schuß fiel, die Kugel durch-

bohrte ihm den linken Arm und zerschmetterte den Zeigefinger der rechten Hand. Doch hatte er noch so viel Besonnenheit, auf das Fenster zu weisen, aus welchem der Schuß gekommen war. Während einige seiner Begleiter ihn nach Hause führten, schlugen andere die Hausthüre ein; aber der Mörder hatte sich bereits gerettet. Als der König erfuhr, daß der Streich mißlungen sei, warf er — er spielte gerade Federball — wüthend das Schlagnetz auf den Boden und rief: „Werde ich denn nie Ruhe haben?" Schnell faßte er sich wieder und nahm zur unverschämtesten Heuchelei seine Zuflucht. Dem jungen Condé und Navarra, die zu ihm kamen, um sich über den versuchten Meuchelmord zu beschweren, betheuerte er: Niemand könne darüber aufgebrachter sein als er, und er würde den Thäter aufs härteste bestrafen. Dann besuchte er mit seiner Mutter den kranken Admiral selbst, schwur bei Gott, er werde eine schreckliche Rache ausüben, und sagte ihm die schönsten Worte.

So verdorben der junge König auch schon war, so hatte er sich doch noch aus einem Ueberreste von menschlichem Gefühle der Ermordung aller Hugenotten widersetzt. Aber Katharina wußte ihn zu behandeln. In dem Staatsrathe, der deswegen gehalten wurde, und dem die wüthendsten Hugenottenfeinde beiwohnten, gab sie vor, Coligny habe eine Verschwörung gegen die Katholiken gemacht. Da stand der König heftig auf und schwur, daß er und alle Hugenotten sterben müßten; nicht Einer dürfte entrinnen.

Nun wurden geschwind die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Der Admiral Coligny erhielt, wie er es selbst zu seiner Sicherheit gewünscht hatte, eine Ehrenwache. In die Nähe seiner Wohnung wurden alle übrige mit ihm nach Paris gekommene Hugenotten gebracht, und der 24. August (1572), der Bartholomäustag, zu der Ausführung bestimmt. Die Ermordung des Admirals übernahm Heinrich von Guise, ein böser, rachsüchtiger und auf die Hugenotten bis zur Wuth erbitterter Mensch. Der Marschall von Tavannes, auch ein wüthender Katholik, ließ darauf die Vorsteher der Kaufmannschaft zu sich kommen und befahl ihnen, die Bürgercompagnien zur nächsten Nacht bereit zu halten. Als sie den Zweck erfuhren, waren sie bestürzt und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen. Tavannes fuhr sie an und drohte ih-

nen mit Ungnade des Königs. „Gut!" antworteten sie schnell, „wenn es sich so verhält, da sind wir zu Allem bereit." Welche Gewissenhaftigkeit! — Nun deutete ihnen Tavannes an: sobald die Glocke auf dem Schlosse geläutet würde, sollten die Lichter in die Fenster gestellt, die Ketten vor die Straßen gezogen und die Wachen auf den Kreuzwegen bereit gehalten werden; zum Unterschiede von den Hugenotten sollten sie um den linken Arm ein leinenes Tuch und auf dem Hute ein weißes Kreuz tragen.

So brach der Abend des blutigen Tages an. Mit einer seltenen Verschwiegenheit hatte Keiner die scheußliche Verschwörung verrathen. Der König Karl erwartete mit einer geheimen Angst die Stunde des Mordanschlags. Seine Mutter verließ ihn keinen Augenblick und sprach ihm Muth ein. Man mußte ihm den Befehl zum Läuten der Glocke erst abnöthigen. Noch war Alles still. Plötzlich hörte man einen Pistolenschuß. Keiner wußte, woher er kam; aber der Knall setzte Alle so in Schrecken, daß sie sich vor Unruhe nicht zu lassen wußten, und der König schickte einen Officier an den Herzog von Guise, nichts gegen den Admiral zu unternehmen. Allein es war schon zu spät.

Guise hatte sich beim ersten Schlage der Glocke mit 300 Bewaffneten nach der Wohnung des Admirals begeben. „Im Namen des Königs! macht auf!" rief er am Hofthore. Man öffnete, und sogleich wurde die Schildwache niedergestoßen. Die dem Admiral gegebene Ehrenwache, statt ihn zu schützen, lief auseinander und versteckte sich. Drei Oberste, begleitet von Soldaten, drangen die Treppe hinauf, schlugen die Thüre ein, welche zu Coligny's Schlafzimmer führte, und stürzten mit dem Geschrei: „Mord! Mord!" ins Zimmer. Coligny war beim ersten Lärm aufgestanden; man fand ihn an die Wand gelehnt betend. Böhm, einer jener Officiere, bemerkte ihn zuerst. „Bist du Coligny?" rief er. „Ich bin es," antwortete der Admiral ruhig; „achte meine grauen Haare." — Aber Böhm stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus und hieb ihm so lange ins Gesicht, bis er todt zu Boden sank. Dann rief Böhm zum Fenster hinunter: „Es ist vorbei!" — „Der Herzog von Angouleme will es nicht glauben," antwortete Guise, „bis er ihn zu seinen Füßen liegen sieht." Man stürzte den

Leichnam aus dem Fenster; Angouleme wischte ihm das Blut aus dem Gesichte, um seine Züge zu erkennen, und gab ihm dann einen Fußtritt.

Sobald die Glocke sich hatte hören lassen, hatten sich die davon unterrichteten Katholiken mit fürchterlichem Geschrei und Mordgeheul von allen Seiten erhoben. Die Hugenotten kamen, zum Theil halbangekleidet und schlaftrunken, aus den Häusern, um zu sehen, was es gäbe. Einige wollten nach der Wohnung des Admirals, wurden aber gleich an der Thüre von der Wache niedergestoßen. Andere, welche nach dem Louvre, dem Residenzpalaste des Königs, eilten, wurden von der Garde mit Pikenstößen und Flintenschüssen zurückgetrieben und fielen auf dem Rückwege den Soldaten des Herzogs von Guise oder den Bürgerwachen in die Hände, die ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichteten. Nachdem Alle ermordet waren, die man auf den Straßen gefunden hatte, drangen die Mörder in die Häuser ein; die verschlossenen Thüren wurden aufgesprengt und Alle, die man fand, wurden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergestoßen; überall tönte Mordgeschrei oder das Aechzen und Röcheln der Sterbenden. Diese Abscheulichkeiten währten die ganze Nacht hindurch; jeden Augenblick entdeckten die Mörder neue Schlachtopfer. So brach der Morgen an und die Sonne beleuchtete das gräßliche Schauspiel. Hier und da wurden geköpfte Leichen aus den Fenstern gestürzt; auf den Straßen und Hausfluren lagen todte und sterbende Körper umher und unzählige Leichen wurden durch die Straßen nach der Seine geschleppt. Guise und andere Große gingen in den Gassen umher und munterten die Bürger zu den Ermordungen noch mehr auf: es sei ausdrücklicher Wille des Königs, daß die ganze Schlangenbrut umkomme. Ein Goldarbeiter lief mit nackten, blutigen Armen umher und rühmte sich, mehr als 400 todtgeschlagen zu haben. Aber nicht bloß Hugenotten wurden getödtet. Die nichtswürdigen Menschen, von denen Paris immer gewimmelt hat, benutzten die Mordnacht, um alle Die umzubringen, deren Tod ihnen nützlich sein konnte. Manche mordeten ihre Verwandten, um sie früher zu beerben, Andere die Reichen, deren Schätze sie plünderten, noch Andere ihre Feinde, um sich zu rächen, Dienstboten ihre Herrschaft, kurz, unzählige Greuel wurden in dieser Nacht begangen.

Auch im Louvre verging diese Nacht unter großer Unruhe. Mehrere Edelleute hatten sich zu Heinrich von Navarra geflüchtet und brachten bei ihm angstvoll die Nacht zu. Gegen Morgen ließ der König sowohl Heinrich als Condé rufen und sagte ihnen mit einem vor Wuth glühenden Gesichte, er wisse sehr wohl, daß sie mit zu der Verschwörung des Admirals, der jetzt auf seinen Befehl getödtet sei, gehörten; aber ihrer Jugend wegen wolle er ihnen vergeben, wenn sie ihre falsche Religion abschwüren und sich zur römischen Lehre bekennten. Drei Tage wolle er ihnen Bedenkzeit geben. — Die neuvermählte Frau Navarra's, die von nichts unterrichtet war, befand sich die ganze Nacht in tödtlichster Angst, was man denn vorhabe. Gegen Morgen schlug Jemand mit lautem Hülfsgeschrei an ihr Schlafzimmer. Sie ließ öffnen. Ein junger Edelmann, verfolgt von drei Gardesoldaten, stürzte leichenblaß herein. Er blutete aus zwei Wunden und flehte sie um Hülfe an. Sie war außer sich vor Schrecken und wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe. Endlich erschien der Hauptmann der Garden und versicherte auf ihr Bitten dem Manne das Leben. Als sie ins Vorzimmer trat, wurde drei Schritte von ihr ein anderer Edelmann mit einer Hellebarde niedergestoßen, worauf sie in Ohnmacht sank. Welche Greuel! — Auf dem Corridor des Schlosses hatten sich die Gardesoldaten in zwei Reihen gestellt, während Andere ihnen die hugenottischen Edelleute, die sich ins Louvre gerettet hatten, zuführten. Alle diese wurden mit Hellebarden in Stücke gehauen, indem Einige schweigend den Tod litten, Andere aber schmerzlich ausriefen: „Großer Gott! was haben wir denn gethan? Gerechter, himmlischer Richter, rette uns Unschuldige!"

Die Ermordungen währten drei ganze Tage und Nächte. König Karl war, nachdem nur einmal das Morden angefangen hatte, ganz wüthend geworden. Man sah ihn selbst aus dem Fenster auf die Fliehenden schießen. Am Tage ging er durch die Straßen der Stadt, von seinem Gefolge begleitet, um sich am Anblicke der Ermordeten zu weiden, dann vor das Thor, wo die Galgen standen, um den Leichnam des ehrwürdigen Admirals zu sehen, den man erst durch die Straßen geschleppt, dann ins Wasser geworfen, endlich auf Feuer gelegt und zuletzt halbverbrannt mit den Füßen an einen Galgen gehängt hatte.

Ja man zwang gar die Kinder des Ermordeten, hinauszugehen und den gräßlich verunstalteten Leichnam des Vaters anzuschauen! Würden wir Deutsche wohl im Stande sein, solche Unmenschlichkeiten zu begehen? *)

Nur wenige Züge von Edelmuth hat die Geschichte aus diesen Tagen des Grausens aufbewahrt. Hier einer davon! Vezins, ein Edelmann, war der Nachbar Regnier's, eines Hugenotten. Sie waren Feinde, und Vezins hatte diesem hundertmal schon den Tod gedroht. Jetzt zitterte Regnier, daß Vezins diese Gelegenheit wahrnehmen und ihn ermorden würde. Plötzlich schlug man seine Hausthüre ein. Vezins war es, der in Begleitung zweier bewaffneten Bedienten mit bloßem Degen eintrat und dem zitternden Regnier mit barscher Stimme befahl, sogleich ihm zu folgen. Draußen standen vier Pferde; auch Regnier mußte aufsteigen und wurde, ohne daß Vezins ein Wort sprach, bis auf sein Landgut geführt. Als sie hier allein waren, sprach Vezins: „Siehe, nun bist du in Sicherheit! Ich hätte die Gelegenheit benutzen und mich rächen können, aber tapfere Leute müssen die Gefahr theilen; dazu habe ich dich gerettet. Wenn du willst, so sollst du mich bereit finden, unsern Streit auszufechten, wie es sich für Edelleute geziemt.“ Regnier erschöpfte sich in Danksagungen und bat ihn um seine Freundschaft. „Ich lasse dir,“ antwortete Vezins, „ganz die Freiheit, ob du mich lieben oder hassen willst, und ich habe dich eben hierher gebracht, um frei wählen zu können.“ Und ohne die Antwort abzuwarten, drückte er seinem Pferde die Sporen ein und flog davon.

Nicht nur in Paris, sondern im ganzen Königreiche wurde auf des Königs Befehl die Ermordung der armen Hugenotten vollzogen, so viel man ihrer auffinden konnte. Die Leichname ließ man zum Theil unbegraben verfaulen; viele warf man in die Flüsse, so daß lange Zeit hindurch Niemand Flußwasser zu den Speisen gebrauchen und Fische essen wollte. Nur wenige Statthalter hatten Gewissen genug, sich der Ausführung des königlichen Befehles zu widersetzen. Der Commandant von

*) Allerdings gehört zur Rache an einem Leichnam die tiefste Roheit und Verdorbenheit; doch hat uns das Jahr 1848 leider auch einige Thaten kannibalischer Wuth aufgewiesen.

Bayonne wagte es, dem Könige zurückzuschreiben: „Sire, ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Unterthanen und Soldaten mitgetheilt und habe lauter gute Bürger und brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker gefunden. Daher bitten wir demüthigst, unsere Arme und unser Leben zu möglichen Dingen zu gebrauchen." Als sich die Nachricht dieser Greuelthat verbreitete, war man in protestantischen Ländern, namentlich in England und Deutschland, darüber aufs äußerste entrüstet. Der duldsame Kaiser Maximilian II. äußerte sich darüber: „Obgleich mein Schwiegersohn (Karl IX.) weniger selbst regiert als andere Könige, so kann er doch wegen dieser Schandthat nicht entschuldigt werden. Nie soll man Religionssachen durchs Schwert entscheiden wollen; nie führt dieser Weg zum Ziele. Auch haben Jesus und die Apostel immer nur das Wort der Liebe angewandt." Aber die Katholiken frohlockten, und Philipp II. von Spanien schrieb an die Königin-Mutter: „Diese werthvolle, kluge Handlung, dieser große Dienst zum Ruhme und zur Ehre Gottes war für mich die schönste und größte Nachricht, die mir zukommen konnte, und ich küsse Ihnen zum Danke die Hände. Fahren Sie fort, das Königreich von der Pest der Ketzerei zu säubern; es ist dies die größte Wohlthat, die Ew. Majestät widerfahren kann." Zur Feier ließ er ein Schauspiel aufführen: „Der Triumph der kriegführenden Kirche," und Papst Gregor XIII. ließ ein Dankfest feiern, die Kanonen lösen, Freudenfeuer anzünden und eine Medaille schlagen!

Doch genug von den Greueln, die unter den Augen und auf Befehl des Königs und seiner schändlichen Mutter vorfielen. Die gerechte Vergeltung des Himmels, die wir bei so vielen Vorfällen der Weltgeschichte schon bemerkt haben, zeigte sich auf eine recht auffallende Weise auch bei dieser nichtswürdigen Familie. Katharina erlebte zwar, daß drei ihrer Söhne den französischen Thron bestiegen; aber der erste, Franz II., starb (1560) noch ganz jung, der zweite, Karl IX. (1574), zwei Jahre nach der Bartholomäusnacht, die man auch wohl die pariser Bluthochzeit zu nennen pflegt, und der dritte, Heinrich III., wurde von einem Mönche ermordet (1589). Ein vierter starb noch vor ihr. Alle vier starben ohne Kinder; sie selbst erlebte ein hohes Alter, wurde aber gehaßt und verachtet von Jedermann; denn

böse Menschen werden selbst von ihres Gleichen verachtet. Sterbend gab sie, von Gewissensbissen gefoltert, ihrem Sohne Heinrich III. den Rath, seinen Unterthanen Gewissensfreiheit zu geben, weil er ohne das nie ruhig regieren würde. So wie die Familie August's nach den Greuelthaten des Caligula und Nero ausstarb, so auch die Familie der Valois nach den Schandthaten der Bartholomäusnacht! Eine wichtige Lehre für jeden nachdenkenden Menschen! — Auch Heinrich von Guise starb eines gewaltsamen Todes. Heinrich III. ließ ihn durch einige seiner Leibgardisten erstechen, weil er Anstalten gemacht hatte, den König seines Ansehens zu berauben.

91. Heinrich VIII. und seine sechs Frauen.

Zu der Zeit, als Karl V. in Deutschland Kaiser war und Franz I. in Frankreich regierte, war Heinrich VIII. König von England (1509—47). Er war ein Sohn jenes Heinrich VII., der dem schändlichen Richard III. Krone und Leben geraubt hatte, und gehörte zu der Familie der Tudor (sprich Todder). In mehr als einer Hinsicht ist Heinrich VIII. ein merkwürdiger König. Zu Anfange seiner Regierung mischte er sich bald in die Kriege, die Karl V. und Franz I. miteinander führten, und stand bald dem Einen, bald dem Andern bei; denn er war ein Mann von unerträglichen Launen und großer Eigenliebe, die sehr leicht beleidigt werden konnte. Diese Kriege kosteten ihm vieles Geld und brachten ihm keinen Ruhm, weil die Engländer nichts ausrichteten.

Mit dem Papste stand er anfangs auf einem so guten Fuße, daß ihm dieser den Titel „Beschützer des Glaubens" gab. Aber die Freundschaft dauerte nicht lange. Heinrich hatte auf Befehl seines Vaters schon im 18. Jahre die 24jährige Katharina von Arragonien, Ferdinand des Katholischen und der Isabella Tochter, heirathen müssen, und, wie das bei gezwungenen und ungleichen Heirathen meist geschieht, sie war ihm zuwider geworden. Indessen hatte sie aus Gefühl der Pflicht geduldet; sie hatte ihm auch nie Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben, und er hatte eine Tochter von ihr, welche Maria hieß. Plötzlich aber, nachdem er schon 18 Jahre lang mit ihr verheirathet gewesen war, behauptete er, die Ehe mit ihr sei unrechtmäßig, weil sie

früherhin seines verstorbenen Bruders Frau gewesen sei. Der eigentliche Grund war wohl dieser: eine Hofdame seiner Frau, die Anna Boleyn (sprich Bullen), hatte ihn durch ihre Schönheit und Annehmlichkeit so bezaubert, daß er seine Frau los sein wollte, um Jene zu heirathen. Glücklich hatte er nie mit ihr gelebt. Als ihm aber mehrere Kinder starben, hielt er dies für eine Strafe Gottes, und die Neigung zu Anna Boleyn mochte allerdings den Ausschlag geben. Aber um sich scheiden zu lassen und eine Andere zu nehmen, war die Erlaubniß des Papstes nöthig. Dieser hätte es wohl auch bewilligt, aber Katharina war Kaiser Karl's V. Base, und der nahm sich ihrer daher an und drohte dem Papste, wenn er die Scheidung aussprechen würde. Geradezu wagte indessen der Papst nicht, dem Könige von England sein Gesuch abzuschlagen; er stellte sich daher, als wollte er die Sache erst untersuchen und hielt ihn damit an vier Jahre hin. Endlich riß dem leidenschaftlichen Heinrich die Geduld. Er brach die Unterhandlungen mit dem Papste ganz ab, und da ein kluger Geistlicher (der Erzbischof von Canterbury, Cranmer) auf den Einfall kam: der König könne ja bei den Universitäten sich Raths erholen, ob es Unrecht sei, sich von Katharina zu scheiden und die Anna Boleyn zu heirathen, so ergriff er diesen Rath geschwind. Zu seiner großen Freude sprachen auch die Universitäten ganz so, wie er gewünscht hatte. Sie erklärten die Ehe mit Katharina für unrechtmäßig und die mit jeder Andern für erlaubt. Katharina weinte bittere Thränen und beschwor ihren Gemahl bei der ihm nun 20 Jahre lang bewiesenen Treue, sie doch nicht zu verstoßen. Aber Heinrich war unerbittlich, und so erhielt sie die Weisung, sich nach einem der königlichen Lustschlösser zu begeben, wo sie vier Jahre später gestorben ist.

Heinrich heirathete gleich nach Katharina's Verstoßung die Anna Boleyn und fühlte sich überaus glücklich. Aber auf den Papst war er so erbittert, daß er sich von der römischen Kirche nun ganz lossagte, worauf der Papst ihn nach Rom citirte und ihn, da er nicht erschien, in den Bann that, seine Unterthanen von ihrem Eide lossprach und England dem rechtgläubigen Könige von Schottland gab (!). Vielleicht hätte er die lutherische Lehre, die in England viele Anhänger gefunden hatte, angenom-

men; aber Luther hatte ihm früherhin einmal einen derben Brief geschrieben, und das konnte ihm der eitle Heinrich nicht vergessen. Er schrieb daher nach seinen eigenen Gedanken ein Lehrbuch des christlichen Glaubens und verlangte, daß alle Unterthanen sechs von ihm aufgestellte Artikel, die er für unerläßlich erklärte, und die zwar meist mit der römischen Lehre übereinstimmten, aber den Papst verwarfen, annehmen sollten. Viele Katholiken sowohl als Lutheraner, die sich nicht entschließen konnten, ihren ihnen einmal lieb gewordenen Glauben sogleich aufzugeben, wurden grausam hingerichtet und durchs ganze Land rauchten die Scheiterhaufen. Unter den Opfern ihres Glaubens war der berühmteste der Kanzler Thomas Morus (weil er die Suprematie des Königs verwarf), der schon oben bei Holbein genannt worden ist und der nun mit der größten Heiterkeit den Todesweg ging. Dann hob er auch die Klöster auf und hätte dabei große Summen gewinnen können, wenn hierbei nicht so verschwenderisch verfahren und die meisten geistlichen Güter verschleudert worden wären. Daher sagte Kaiser Karl V. mit Recht: „Der König von England hat die Henne todtgeschlagen, welche ihm die goldenen Eier legte;“ denn nun fielen die reichen Abgaben weg, welche er bisher jährlich von den Klöstern und Stiftern erhoben hatte.

Anna Boleyn hatte dem Könige indessen eine Tochter geboren, die nachher so berühmt gewordene Elisabeth. Aber noch war Heinrich kaum drei Jahre in Anna's Besitze, als er auch ihrer schon überdrüßig war und auf eine dritte, Johanna Seymour (sprich Simour), eine Hofdame der Anna, seine Neigung gerichtet hatte. Darauf hatten die Feinde der guten Anna lange gewartet. Feinde hatte sie, so freundlich und herablassend sie auch gegen Jedermann war, genug, weil Viele ihr ihren hohen Stand nicht vergeben konnten, und ihres Bruders Frau war die giftigste darunter. Diese erfüllte des Königs argwöhnisches Herz mit solcher Eifersucht, daß er die Anna zu verderben fest beschloß. Die Eifersucht brach aus, als ihr bei einem Turniere ihr Taschentuch entfiel und ein junger Höfling es ihr aufnahm. Anna hatte nämlich einen höchst muntern, heitern Sinn, so daß sie sich bei Allem, was sie that, nichts Arges dachte; dabei war sie so weit entfernt von Hochmuth, daß sie mit Allen, die sonst ihres

Gleichen gewesen waren, eben so freundlich und zutraulich wie ehedem umging. Das Alles hinterbrachte die schändliche Rochesford (sprich Ratschford) dem Könige; jede freundliche Miene, jedes milde Wort, jede gutthätige Handlung wurde der Armen als Verbrechen gedeutet. Der König konnte ihr nicht vergeben, daß sie sich unterstände, mit Leuten, die unter ihr ständen, ein freundliches Wort zu sprechen; sein Stolz fühlte sich aufs tiefste beleidigt, und ohne Verhör wurde sie plötzlich ergriffen und in den Tower geführt. Als sie das Gefängniß betrat, fiel sie auf ihre Knie nieder, rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an und bat ihn, sie so gewiß selig zu machen, als sie unschuldig sei. Hier zeigte sich wieder, wie an Höfen nur dem Glücklichen die allgemeine Gunst sich zuwendet. Kaum war Anna in Ungnade gefallen, als alle ihre bisherigen Verehrer und Freunde ihr den Rücken zuwandten und nur ein Einziger fand sich, der es wagte, für sie beim Könige zu sprechen.

Aus dem Tower schrieb sie an den König einen rührenden Brief, um ihn zu mildern Gesinnungen zu bewegen *). Aber

---

*) Sire! Die Ungnade Ew. Majestät und meine Gefangenschaft sind so überraschend für mich, daß ich gar nicht weiß, was ich schreiben, oder was ich entschuldigen soll. Wenn aber das Bekenntniß einer Wahrheit mir in der That Sicherheit verschaffen kann, so will ich mit aller Bereitwilligkeit und mit Gehorsam Ihren Befehl vollziehen.

Aber Ihro Maj. wollen doch niemals glauben, daß Ihre Gemahlin sich jemals werde dahin bringen lassen, einen Fehler zu bekennen, an welchen sie nicht einmal gedacht hat. Um die Wahrheit zu sagen, nie hat ein Fürst eine Gemahlin gehabt, welche in ihrer Liebe treuer gewesen wäre, als Sie in Anna Boleyn immer gehabt haben. Mit diesem Namen und Stande hätte ich mir so gern genügen lassen. Niemals habe ich mich in meiner Erhebung als Königin so weit vergessen, daß ich nicht immer einen solchen Glückswechsel, wie ich jetzt erfahre, erwartet hätte; denn da meine Erhebung auf nichts Anderem als auf einem Einfalle Ew. Maj. beruhte, so sah ich wohl ein, daß die geringste Veränderung hinreichend wäre, Ew. Maj. Gedanken auf einen andern Gegenstand hinzulenken. Sie haben mich aus einem niedrigen Stande gewählt, Königin und Ihre Gesellschafterin zu sein, weit mehr als ich verdiente und verlangte. Wenn Sie mich denn solcher Ehre würdig fanden, theurer, gnädiger König, so geben Sie nicht zu, daß ein nichtiger Einfall oder ein böser Rath meiner Feinde mir diese königliche Gnade entziehe, und lassen Sie Ihrer gehorsamsten Gemahlin und der unmündigen Prinzessin, Ihrer Tochter, nicht eine solche Schande zufügen. Las-

Alles war vergebens. Heinrich wollte sie los sein, darum mußte er sie schuldig finden, und obgleich ihre erbittertsten Feinde ihre Richter waren, so konnte ihr doch kein Verbrechen bewiesen werden. Einem der Hofleute, die der Freundlichkeit wegen, mit welcher Anna mit ihnen sollte gesprochen haben, auch gefangen gesetzt waren und hingerichtet werden sollten, bot man das Leben an, wenn er die Königin anklagen wollte. „Behüte der

---

sen Sie mich gerichtlich verhören, theurer König; aber lassen Sie mich ein gesetzmäßiges Verhör haben und meine geschworenen Feinde nicht meine Ankläger und Richter zugleich sein. Ja lassen Sie mich öffentlich vor ein Gericht stellen; denn meine Treue hat keine öffentliche Schande zu befürchten. Dann werden Sie sehen, wie entweder meine Unschuld bewiesen, Ihr Argwohn und Gewissen befriedigt, den Schmähungen und Verleumdungen der Welt Einhalt gethan, oder meine Schuld öffentlich erklärt wird. Dann würde Ew. Maj. in Allem, was Gott oder Sie über mich bestimmen, von allem öffentlichen Tadel frei sein, und wenn so meine Schuld gesetzmäßig entschieden würde, so hätten Ew. Maj. die Freiheit vor Gott und vor Menschen, nicht nur eine verdiente Strafe an mir als einer ungetreuen Gemahlin zu vollziehen, sondern auch Ihrer Neigung zu folgen, die bereits auf diejenige Person gefallen ist, um derentwillen ich mich jetzt in diesem unglücklichen Zustande befinde, und deren Namen ich schon seit geraumer Zeit hätte nennen können, weil Ew. Maj. mein Argwohn darin nicht unbekannt ist.

Wenn Sie aber über mich schon etwas verhängt haben, und wenn nicht nur mein Tod, sondern auch eine schändliche Nachrede Ihnen zum Genuß Ihres erwarteten Glücks verhelfen muß, so bitte ich Gott, daß er Ihnen darin Ihre große Sünde vergeben wolle, ingleichen meinen Feinden, als den Werkzeugen derselben, und daß er Sie für Ihre unkönigliche und grausame Behandlung meiner an seinem allgemeinen Gerichtstage, wo sowohl Sie als ich in Kurzem erscheinen müssen, und wo, wie ich nicht zweifle, meine Unschuld an den Tag kommen wird, nicht zu einer strengen Rechenschaft fordern möge.

Meine letzte und einzige Bitte soll sein, daß ich allein die Last der Ungnade Ew. Maj. tragen möge, und daß sie nicht die unschuldigen Seelen derjenigen armen Männer treffe, welche, wie ich erfahre, meinetwegen gleichfalls in enger Gefangenschaft sind. Wenn ich jemals Gnade in Ihren Augen gefunden habe, wenn jemals der Name Anna Boleyn Ihren Ohren angenehm geklungen hat, so gewähren Sie mir diese Bitte. Ich will Ew. Maj. nicht weiter beschweren, und mit meinem innigen Gebete Gott bitten, Ihro Maj. in seiner Obhut zu behalten und Sie in allen Ihren Handlungen zu leiten. — Aus meinem traurigen Gefängnisse, den 6. Mai 1536.

Ihre gehorsamste und ewig treue Gemahlin

Anna Boleyn.

Himmel!" rief er aus, „ich halte sie für unschuldig und wollte lieber tausend Leben verlieren, als einen unschuldigen Menschen verleumden."

Dennoch sprachen die Richter ihr: Schuldig! aus. Sie sollte, nach der Entscheidung des Königs, entweder verbrannt oder enthauptet werden. Als man ihr das Urtheil ankündigte, erschrak sie nicht, aber sie hob ihre weißen Hände gen Himmel und rief: „O Vater, der du der Weg, die Wahrheit und das Leben bist, du weißt, daß ich diesen Tod nicht verdient habe." Dann ließ sie dem Könige sagen, sie danke ihm sehr, daß er so eifrig auf ihre Erhebung bedacht sei. Aus einem bloßen Fräulein habe er sie zur Marquisin, dann zur Königin erhoben, und nun, da sie auf der Erde nicht höher steigen könne, sorge er dafür, daß sie eine Heilige im Himmel werde. Dann empfahl sie ihm ihr unmündiges Töchterchen Elisabeth. Auf dem Blutgerüste betete sie noch mit Inbrunst für den König und gab ihm das Zeugniß, er sei sonst gegen sie immer ein guter und gnädiger Herr gewesen. Endlich überließ sie sich einer stillen Andacht, legte den Kopf auf den Block und unter den Worten: „Christus befehle ich meinen Geist!" machte Ein Hieb ihrem Leben ein Ende.

Gleich den Tag nach dieser ungerechten Hinrichtung vollzog der König seine Ehe mit Johanna Seymour und rühmte sich vor dem Parlamente, daß er aus Liebe zu seinem Volke, ungeachtet seiner Unglücksfälle in den beiden ersten Ehen, sich zu einer dritten entschlossen habe. Wer weiß, wie lange seine Liebe zu seiner dritten Frau gedauert hätte, wenn diese nicht schon im folgenden Jahre gestorben wäre. Vorher noch hatte sie ihm einen Sohn, Eduard VI., geboren, worüber er große Freude hatte. Ihr Tod betrübte ihn sehr. Doch dachte er gleich wieder an eine neue Heirath.

Nachdem er hier und da seine Anträge gemacht hatte *), wurde ihm Anna von Cleve als eine große Schönheit empfohlen. Er schickte gleich einen Gesandten hinüber, ließ um sie anhalten und freute sich außerordentlich, als er das Jawort erhielt;

*) Unter anderen hielt er um die Witwe eines Herzogs von Mailand an, die ihm aber antwortete: „Sire! ich habe nur Einen Kopf, hätte ich deren zwei, so stände einer davon Ew. Maj. recht gern zu Diensten."

denn er hatte ein Portrait von ihr gesehen, welches der berühmte Hans Holbein verfertigt hatte, und konnte nun ihre Ankunft gar nicht erwarten; ja, er reiste ihr bis an die Seeküste entgegen. Aber wie erschrak er, als er eine große vierschrötige Person aussteigen sah, mit der er nicht einmal sprechen konnte; denn sie verstand kein Wort englisch und zeigte bald, daß es ihr an aller Geistesbildung fehle. Auch die größte Schönheit würde nicht fähig gewesen sein, der unglücklichen Anna die Zuneigung des Königs zu erhalten, da ihr ungebildeter Geist ihn gleich zurückstieß. — Heinrich schwankte, ob er sie nicht gleich wieder ins Schiff packen sollte. Das ging aber doch nicht gut an, da schon die Hochzeit bereitet war. Die Trauung wurde also vollzogen; aber je mehr er sie ansah, desto widriger wurde sie ihm. „Nein!" rief er, „sie muß fort! Ich kann sie nicht ausstehen!" Die arme Prinzessin erhielt den demüthigenden Bescheid, sie möchte sich nur vom Hofe wegbegeben; sie hat bis zu ihrem Tode auf einem einsamen Schlosse gewohnt. Heinrich war so verdrießlich über die ganze Sache, daß er gegen alle Die wüthete, die zu dieser Verbindung gerathen hatten. Besonders fiel sein Zorn auf seinen mächtigen Minister Cromwell, den er in den Tower setzen und zum Tode verurtheilen ließ. Dies wird hier erzählt, um zu zeigen, theils zu welchen Ungerechtigkeiten ein launenhaftes Gemüth sich so leicht verleiten läßt, theils wie nicht selten Weiber die Männer an Standhaftigkeit im Unglücke übertreffen. Als er im Gefängnisse saß, schrieb er an den König einen demüthigen Brief, der sich so endigte:

> „Ich bin ein jammervoller Gefangener, ich muß mich in den Tod ergeben, wenn es Gott und Ew. Maj. so gefällt. Aber mein schwaches Fleisch dringt mich, um Gnade und Verzeihung zu bitten. — Geschrieben im Tower mit schwerem Herzen, mit zitternder Hand, von Ew. Maj. allererbarmungswürdigsten Gefangenen, Ihrem armen Sklaven,
>
> Thomas Cromwell.
>
> N. S. Allergnädigster Herr, ich bitte um Gnade, Gnade, Gnade!

Welch ein Contrast gegen die Ruhe und Ergebung, mit welcher die unschuldige Anna Boleyn starb!

Heinrich tröstete sich bald über den gethanen Mißgriff und heirathete als fünfte Frau eine vornehme Engländerin, Katharina Howard (sprich Hauert), mit welcher er anfangs überaus glücklich lebte. Noch kein Jahr aber war vergangen, da entdeckte er, daß sie eine lasterhafte Person sei, die ihre Neigung anderen Männern geschenkt habe. Da er sie aufrichtig geliebt hatte, so stand er wie vernichtet da; lange konnte er kein Wort hervorbringen und endlich brach er in Thränen aus. Aber die Verbrechen der Königin waren so offenbar und der Stolz und die Ehre des Königs so stark beleidigt, daß er dem Gerichte freien Lauf lassen mußte, welches sie zum Tode verurtheilte. Und — wie gerecht sind die Wege der Vorsehung! — die schändliche Rocheford, die durch ihre Verleumdung die unschuldige Anna Boleyn aufs Blutgerüst gebracht hatte, erhielt jetzt die gerechte Strafe; denn man fand, daß sie die schlechten Streiche der Katharina befördert hatte, und darum wurde sie mit ihr zugleich enthauptet.

Man hätte glauben sollen, nun würde das Heirathen dem Könige verleidet gewesen sein. Aber wenige Jahre darauf vermählte er sich mit der Witwe eines Lords, Katharina Parr (sprich Pärr), und wirklich hat er mit keiner seiner vorigen Frauen so glücklich gelebt wie mit dieser. Sie war aber auch eine Frau von hoher Geistesbildung und vielem Verstande, und wußte ihn zu behandeln und sich in seine Launen zu schicken. Dennoch wäre sie einmal beinahe schlecht angekommen. Heinrich wurde im Alter sehr stark und dies machte ihn so verdrießlich und grausam, daß Alle vor ihm zitterten. Nur seine treue Frau hielt bei ihm aus, pflegte ihn mit Sorgfalt, unterhielt ihn und war die Sanftmuth und Folgsamkeit selbst. Am liebsten sprach Heinrich über theologische Gegenstände, über die er seine eigenen, sonderbaren Begriffe hatte, die er aber für unwidersprechlich richtig hielt und worin ihm Niemand widersprechen durfte. Bei einer solchen Unterredung legte ihm Katharina auch ihre Meinung einmal vor, ohne sich dabei etwas Arges zu denken. Aber seine Augen wurden immer stierer, und als sie fort war, theilte er seine Entdeckung seinem Beichtvater mit, der ihn noch mehr aufbrachte und ihn bat, der Königin als Ketzerin den Proceß machen zu lassen; denn je höher sie stände, desto größern Eindruck würde ihre Bestrafung machen. So wurde also der Proceß eingeleitet,

ohne daß die Königin etwas ahnete. Zufälligerweise ließ der Kanzler das Papier, auf dem die Anklage stand, aus der Tasche fallen. Einer der Anhänger der Königin fand es und brachte es ihr, und nun sah sie, in welcher großen Gefahr sie schwebte. Aber als eine kluge Frau faßte sie sich bald. Sie ging zum Könige, setzte sich ruhig zu ihm, und als er wieder auf seine theologischen Sätze das Gespräch brachte und sie um ihre Meinung fragte, antwortete sie: solche tiefe Untersuchungen paßten sich nicht für Weiber. Diese wären dazu da, den Männern zu gehorchen. Dem Manne käme es allein zu, die Grundsätze für die Frau zu wählen, und diese müßte in allen Dingen die Denkart ihres Mannes annehmen. Sie müsse das um so mehr, da sie so glücklich wäre, einen Mann zu besitzen, der im Stande wäre, Religionsvorschriften für ganze Nationen zu entwerfen. Je länger sie sprach, desto mehr klärte sich das Gesicht des Königs auf, und endlich rief er, indem er sie umarmte: „Nein, bei der heiligen Maria, du bist ein Doctor geworden, Kätchen, und bist geschickter, mich zu unterrichten, als ich dich!" Sie antwortete bescheiden, dies Lob käme ihr gar nicht zu. Sie habe wohl zuweilen gewagt, eine andere Meinung aufzustellen; das habe sie aber nur gethan, um mehr Leben in die Unterhaltung zu bringen und ihm Gelegenheit zu geben, sie zu belehren. „Ist das wirklich wahr, meine Liebe?" rief Heinrich; „nun da sind wir ja wieder vollkommen gute Freunde." Als nun Beide in freundlichem Gespräche umhergingen, kam der Kanzler, rief den König bei Seite und brachte ihm die Nachricht, daß der Proceß eingeleitet sei. Aber er kam schlimm an. Der König nannte ihn einen Narren, Schurken und Esel über den andern, so daß der Mann ganz verwirrt davonschlich.

Heinrich starb endlich in demselben Jahre, da Franz I. starb (1547).

92. Johanna Gray. — Maria von England.

Heinrich's VIII. und der Johanna Seymour Sohn, Eduard VI. (1547—53), wurde nun König, ein erst zehnjähriger, gutgearteter Knabe. Dennoch wollte man ihn schon verheirathen und zwar an die junge Königin von Schottland, Maria Stuart, damit beide Königreiche vereinigt würden. Aber die Schotten

konnten die Engländer nicht leiden und schickten die junge Maria lieber nach Frankreich, wo sie an Franz II., den ältesten Sohn der Katharina von Medicis, vermählt wurde.

Mit Besorgniß dachten die Engländer daran, wer einmal König werden sollte, wenn Eduard stürbe; denn er hatte die evangelische Lehre eingeführt. Er hatte zwar zwei Stiefschwestern, Maria und Elisabeth; aber jene war wegen ihrer Vorliebe für die katholische Lehre verhaßt, und wenn sie übergangen wurde, mußte auch Elisabeth übergangen werden. Da beredete ein überaus ehrgeiziger Mann, der Herzog von Northumberland (sprich Nohrßomberländ), der den jungen König ganz in seiner Gewalt hatte, denselben, die Johanna Gray, eine junge, sehr sanfte und sorgfältig unterrichtete Dame, eine Enkelin der jüngsten Schwester Heinrich's VIII., zur Nachfolgerin zu ernennen. Eduard willigte ein und Northumberland vermählte sie an seinen Sohn Guilford Dudley (sprich Gilford Doddli). Eduard selbst richtete die Hochzeit prächtig aus; denn er hatte die sechzehnjährige Johanna, die mit ihm aufgewachsen, viele Lehrstunden mit ihm getheilt und oft ihn übertroffen hatte, herzlich lieb. Guilford war nur ein Jahr älter und nie war Jugend und Unschuld in einem Brautpaare schöner erschienen. Bald darauf starb der junge König nach sechsjähriger Regierung.

Sogleich reisten ihr Vater, der Herzog von Suffolk (sprich Suffock) und der Herzog von Northumberland nach ihrem stillen Landsitze, wo sie sich mit den Wissenschaften beschäftigte, und kündigten ihr auf ihren Knien — so wollte es die Sitte — ihre Erhebung als Königin an. Im ersten Augenblicke war sie betroffen; als sie sich gefaßt hatte, bot sie alle Beredtsamkeit auf, um die angebotene Würde, die ihr nicht gebühre, von sich abzulehnen. „Der Schwester Eduard's," sprach sie, „nicht mir, kommt der Thron zu. Ungeachtet meiner Jugend bin ich alt genug, um die Wechsel des Glücks zu kennen, und habe in Katharina von Aragonien und Anna Boleyn warnende Beispiele. Auch fühle ich mich zu schwach für eine solche Würde, und möchte meine Freiheit und meine Ruhe nicht gegen goldene Fesseln vertauschen. Wer mich wahrhaft liebt, wird mich nicht Stürmen aussetzen wollen, die unvermeidlich sind."

Aber Vater, Schwiegervater und Gemahl stürmten mit

Bitten auf sie ein. Endlich ergab sie sich. Als sie in London einzog, tönte ihr nirgends ein Freuderuf entgegen; denn allgemein war Northumberland verhaßt. Mit schwerem Herzen stieg sie, wie das gewöhnlich war, im Tower ab und wurde in London als Königin ausgerufen. Indessen wuchs im Lande der Aufruhr. Immer größer ward der Anhang der durch Heinrich's VIII. Testament ernannten Maria. Mit schwerem Herzen zog Northumberland mit einem Heere gegen sie aus. Als er durch die Straßen von London zog, sprach er seufzend zu einem seiner Begleiter: „Viele kommen herbei, uns zu sehen; aber ich höre nicht Einen rufen: Gott stehe Euch bei!"

Kaum war er fort, so erklärte sich auch London für Maria. Johanna war kaum eine Woche Königin, als sie das Jauchzen des herbeiströmenden Volks vernahm, und leichenblaß kündigte ihr ihr Vater an, daß Alles verloren sei. Mit großer Ruhe hörte sie ihn an und sprach: „Viel freudiger steige ich vom Throne herab, als ich ihn angenommen habe. Meine willige Lossagung mag nun gut machen, was Andere verschuldet haben." Northumberland hatte schnell den Muth verloren und rief nun selbst Maria zur Königin aus. Aber jetzt war die Reue zu spät; Maria fühlte kein Erbarmen. Sie befahl, ihn gefangen zu setzen; und ihn, den mächtigen Northumberland, vor welchem noch vor wenigen Tagen ganz England gezittert hatte, sah man jetzt vor dem Grafen von Arundel (sprich Aeróndel), der ihm Arrest ankündigte, auf den Knien liegen und um sein Leben flehen. Er starb auf dem Blutgerüste, von Niemand betrauert. Auch Suffolk, Dudley und Johanna Gray wurden zum Tode verurtheilt, aber das Urtheil nicht gleich vollzogen. Jener schien nicht gefährlich, und für die beiden Letztern sprach ihre Jugend.

Maria (1553—58) war von ihrer Mutter, der Katharina von Aragonien, erzogen worden und hatte eine glühende Vorliebe für den römischen Glauben eingesogen. Alle Neuerungen, die ihr Vater und ihr Bruder eingeführt hatten, auszurotten, und die römische Lehre mit allem ihren Prunke in voller Glorie in ihrem Reiche wiederherzustellen, war ihr fester Wille. Die vertriebenen Bischöfe wurden wieder eingesetzt, und wer sich der Messe widersetzte, ins Gefängniß geworfen; und als einige ihrer Unterthanen es wagten, sie an ihr bei der Thronbesteigung ge-

leistetes Versprechen, nichts in der Religion zu ändern, zu erinnern, erhielten sie eine halb drohende, halb spöttische Antwort. Nur eine Angelegenheit, Marien nicht weniger wichtig, konnte für kurze Zeit die Ausführung ihrer unduldsamen Vorsätze hindern: die Wahl eines Mannes. Sie erklärte sich für Philipp II., Karl's V. einzigen Sohn. Die Verwandtschaft mit ihm, die Gleichheit des Glaubens, seine vornehme Geburt und seine Jugend (er war erst 26 Jahre, sie schon 38 alt) empfahlen ihn vorzüglich. Ganz England war über diese Heirath aufgebracht; man fürchtete den Stolz und die Grausamkeit des heimtückischen Philipp.

Diese Stimmung benutzten Suffolk und noch andere ehrgeizige Männer, einen Aufruhr zu erregen, aber nur zu ihrem und der armen Johanna Unglück; denn Maria unterdrückte die Unruhen schnell, Suffolk und die Anderen wurden hingerichtet und nun auch der Johanna und ihres Mannes Tod beschlossen, so unschuldig Beide auch an der Unternehmung ihres Vaters waren. Johanna wird uns von allen Geschichtschreibern als ein Ideal weiblicher Schönheit, fleckenloser Tugend und einer ganz seltenen Geistesbildung geschildert. Ihr Unterricht war freilich ganz anders gewesen, als er bei den Töchtern der gebildeten Stände unserer Zeit ist. Die Lehrer waren gelehrte Geistliche, welche auch die Mädchen, die man ihnen zum Unterrichte übergab, in fremden Sprachen, besonders der lateinischen und griechischen, unterwiesen. Das war freilich eine sehr verkehrte Art; indessen hatte doch diese Bildung dem Geiste der guten Johanna schon in ihrer frühen Jugend eine gewisse Reife verschafft, so daß sie frühzeitig etwas viel Höheres kennen lernte als den Glanz ihrer Krone, und daß ihr das Leben in der Wissenschaft viel wünschenswerther schien, als die gefahrvolle Höhe eines Thrones. Unmöglich kann ein durch Wissenschaften wahrhaft gebildetes Mädchen Geschmack finden an den eiteln Thorheiten, mit denen Andere ihres Alters und Standes ihre Jugendjahre hinbringen.

Johanna's hohe Bildung bewährte sich herrlich in den letzten Tagen und Stunden ihres Lebens. Sie saß mit ihrem Manne im Tower gefangen. Was aus ihr werden sollte, blieb ihr zwar noch dunkel, aber sie suchte und fand Trost und Beruhigung in den Wissenschaften, vorzüglich aber in der Religion, an welcher

sie mit ganzer Seele hing. Sie empfing die Nachricht von ihrer Verurtheilung mit großer Ruhe und beklagte mehr als sich ihren jungen Gatten und besonders ihren Vater, den der Vorwurf peinigen mußte, seine Tochter aufgeopfert zu haben. Maria hoffte, sie wenigstens im Angesichte des Todes zu der römischen Kirche herüberzuziehen, und schickte einen gelehrten und feingebildeten Geistlichen zu ihr. Sie empfing ihn mit einer Milde und Zartheit, die ihn selbst tief bewegte. Mit ihm über Religion zu streiten, vermied sie. Sie habe, sagte sie, die wenigen übrigen Stunden nöthig, sich zu sammeln und auf den wichtigen Schritt vorzubereiten. Er glaubte in diesen Worten ihren Wunsch zu erkennen, daß die Hinrichtung aufgeschoben würde, und bewirkte ihr eine Frist von drei Tagen. Sie war ihr willkommen. Bei den wiederholten Besuchen vertheidigte sie gegen den Geistlichen ihren Glauben mit Gewandtheit und Beredtsamkeit, und schrieb an ihren ehemaligen Lehrer, der aus Furcht seinen Glauben gegen die katholische Lehre aufgegeben hatte, einen noch vorhandenen bittern Brief, der sich mit den innigsten Bitten, zur Wahrheit zurückzukehren, endigte. Auch an ihre Schwester schrieb sie in griechischer Sprache einen rührenden Abschiedsbrief und beschwor sie, dem evangelischen Glauben treu zu bleiben.

So kam der Tag des Todes heran. Guilford Dudley sollte zuerst sterben. Er wünschte Johanna noch einmal zu sehen. Sie fürchtete aber das Ergreifende der Abschiedsscene und ließ ihn bitten, sich und ihr den Kampf zu ersparen und sie lieber jenseits zu erwarten, da nur wenige Augenblicke zwischen ihrer Wiedervereinigung lägen. Als er zum Tode geführt wurde, winkte sie ihm aus dem Fenster ihres Gefängnisses das letzte Lebewohl zu, sah bald darauf den in ein weißes Tuch gehüllten Leichnam vorübergetragen werden und freute sich, zu hören, daß er standhaft und seinem Glauben treu gestorben sei. Der Lieutenant des Towers bat sie um ein Andenken. Sie gab ihm ihre Schreibtafel, in welche sie eben noch einige Denksprüche über die Nichtigkeit alles Irdischen und über das gerechte Gericht, welches die Unschuld jenseits erwarten dürfe, in verschiedenen Sprachen geschrieben hatte.

Man besorgte, die Oeffentlichkeit ihrer Hinrichtung möchte Unruhen erregen, und hatte daher befohlen, das Blutgerüst

innerhalb des Towers zu errichten. Der katholische Geistliche begleitete sie ohne ihren Willen. Ihr Gebetbuch in der Hand, achtete sie wenig auf seine Zusprache. Doch dankte sie ihm noch zuletzt sehr freundlich für seine theilnehmende Güte und wünschte, daß Gott ihn erleuchten wolle, die Wahrheit zu erkennen. Dann hielt sie eine kurze Rede an die Umstehenden, klagte sich an, daß sie schwach genug gewesen sei, die Krone anzunehmen, obgleich ihr Herz sich nie danach gesehnt habe, und demüthigte sich vor Gott, der sie durch Leiden von der Liebe zum Irdischen habe losreißen wollen. „Ich bin nicht ganz frei gewesen," sprach sie, „von Eitelkeit und Wohlgefallen an vergänglicher Lust. Aber ich habe durch mein Unglück Zeit bekommen, meine Fehler zu bereuen und meinen Frieden mit Gott zu machen. Uebrigens nehme ich Sie, Mylords und übrige hier Versammelte, zu Zeugen, daß ich als eine evangelische Christin sterbe und allen Verdiensten vor Gott durch meine Werke entsage, da ich wohl weiß, wie viel an ihnen fehlt, um nicht allein auf seine Gnade und auf das Verdienst Jesu zu rechnen." Sie endigte mit dem lauten Gebete des 51. Psalms.

Darauf nahm sie selbst Halstuch und Handschuhe ab und ließ sich von ihren treuen Dienerinnen Elisabeth und Helena das Oberkleid ausziehen. Dem kniend um Verzeihung bittenden Scharfrichter antwortete sie freundlich und bat ihn nur, schnell mit ihr zu enden. Als man ihr das Tuch zum Verbinden der Augen reichte und sie den Block erblickte, fragte sie: „Wird mich der Hieb treffen, ehe ich mich darauf gelegt habe?" Da man ihr das Gegentheil versicherte, verband sie sich schnell die Augen, tappte nach dem Blocke, und nachdem man sie daran geführt hatte, legte sie ihr Haupt willig hin. Unter dem andächtigen Gebete: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist!" wurde es vom Körper getrennt *). In der Kapelle des Towers wurde sie neben ihrem Gatten beigesetzt. Kein Auge, selbst Derer, die an Maria hingen, blieb dabei trocken. „In alle Länder ist der Ruf ihres seltenen Verstandes und ihrer schönen Seele gedrungen; überall, auch spät noch, sind nah und fern ihrem Schick-

---

*) „Da ging ihr Kerker auf; und ihre Seele schwang
Auf Engelsflügeln sich empor zur ew'gen Freiheit." Schiller.

sale Thränen geflossen. Künstler und Dichter haben gewetteifert, sie in ihren Werken zu verherrlichen. Der Oberrichter aber, der ihr Todesurtheil gesprochen hatte, ist nach dessen Vollziehung wahnsinnig geworden, hat unaufhörlich gerufen: «Weiche — weiche von mir, Johanna!» — und so ist er gestorben *)."

Je lieblicher die holde Weiblichkeit der unglücklichen Johanna erscheint, desto widerlicher stößt der Charakter Maria's zurück.

Sie nur empfand bei der Nachricht von Johanna's edelm Benehmen in ihrer Todesstunde nicht die geringste Theilnahme, sondern sah nur mit größter Ungeduld der Ankunft Philipp's entgegen. Bitter beklagte sie sich, daß er so lange zögere und ihr noch nicht einmal geschrieben habe. Seitdem sie bemerkte, daß die Engländer mit Unmuth der spanischen Verbindung entgegensahen, haßte sie ihre eigene Nation und nahm sich vor, sich blutig an ihr zu rächen. Dieser Philipp war den Engländern so verhaßt, daß der englische Admiral, der ihn nach England herüberholen sollte, der Königin unumwunden erklärte, er könne nicht dafür stehen, daß nicht seine Matrosen den Prinzen unterwegs mißhandelten. Während seiner Ueberfahrt quälte sie sich mit tausend ängstlichen Gedanken. Bald fürchtete sie, die Franzosen möchten ihn auffangen, bald, ihre alternde, abgemagerte Figur möchte dem weit jüngern Philipp wenig gefallen, und erhob sich gar ein Wind, so fiel sie vor Angst aus einer Ohnmacht in die andere. Endlich landete der Heißersehnte und die Vermählung wurde schnell vollzogen. Philipp hielt einen stattlichen Einzug in London; aber alle seine zur Schau getragenen Kostbarkeiten vermochten nicht, ihm die Achtung und Liebe der Engländer zu verschaffen. Er war so kalt, zurückhaltend und vornehm gegen die englischen Großen, daß sie sich unwillig von ihm abwandten. Desto entzückter war Maria. Sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie ihn gleich nach ihrem Lustschlosse Windsor abführte.

Sobald die erste Freude vorüber war, ging Maria gleich wieder an ihr Reformationswerk und verfolgte die Andersdenkenden mit unnatürlicher Grausamkeit. Selbst der Erzbischof Cranmer mußte das Blutgerüst besteigen. Ueberall in England

*) Niemeyer's Beobachtungen auf Reisen, Th. I.

sah man wieder die Scheiterhaufen rauchen. Wir haben schon mehr, als wir wünschen, Ruchlosigkeiten erzählen müssen; also wollen wir schweigen von der Härte, mit welcher sie und die katholische Geistlichkeit die Evangelischen zu Tode quälte, und von der Standhaftigkeit, mit welcher diese für ihren Glauben starben. Verbrannt wurden allein 270 Personen. — Gehaßt von ihren Unterthanen, nicht einmal von ihrem Philipp geliebt, starb sie nach einer fünfjährigen Regierung.

93. Elisabeth (1558—1603) und Maria Stuart. Jacob I. (1603—1625).

Elisabeth, die Tochter Heinrich's VIII. und der Anna Boleyn, hatte eine höchst traurige Jugend verlebt. Der Haß der Katharina von Aragonien gegen Anna Boleyn war auf die Töchter Beider fortgeerbt, und Maria hatte Elisabeth mit glühendem Hasse verfolgt, obgleich diese ihrer Stiefschwester die tiefste Ehrerbietung bezeigte; und hätte sich nicht Philipp, der dadurch die Liebe des englischen Volks zu gewinnen hoffte, ihrer noch angenommen, so hätte Marien nichts abgehalten, sie gleich der Johanna Gray hinrichten zu lassen; denn schon war sie in den Tower gesetzt. Sobald sie ihre Freiheit wieder erhielt, benutzte sie diese, um aufs Land zu gehen, wo sie in stiller Abgeschiedenheit blos der Natur und den Wissenschaften lebte. Aber auch hier wurde sie einige Jahre unter strenger Aufsicht gehalten; alle ihre Freunde wurden von ihr entfernt, ja sie durfte nicht einmal ohne Erlaubniß und Begleitung ihr Schloß verlassen. Nur durch die tiefste Ehrerbietung, die sie ihrer Schwester bezeigte, gelang es ihr, das Mißtrauen derselben zu besiegen und die Erlaubniß zu erhalten, auf ihrem stillen Landsitze in Freiheit zu leben, doch immer nur unter entfernter Aufsicht. Kam sie dann und wann nach London, so hatte ihre Schwester ihr auch gewiß bittere Kränkungen aufgespart. Sie behandelte sie als eine unechte Tochter ihres Vaters und wies ihr immer den Platz hinter den Frauen der Herzöge an.

Jetzt, sobald Elisabeth den Tod ihrer Schwester erfuhr, eilte sie mit einem unnennbar frohen Gefühle nach London und wurde vom Volke jauchzend empfangen. Als sie in den Tower trat,

übermannte sie die Erinnerung an die Zeit, die sie in diesem düstern Schlosse hatte zubringen müssen. Tief gerührt fiel sie auf die Knie nieder und dankte Gott mit heißen Thränen für ihre Errettung aus den Händen ihrer Verfolger. Diese fromme Rührung machte ihr Herz unempfänglich für die Gefühle der Rachsucht. Sie schien alles Gedächtniß für früher ihr zugefügte Kränkungen verloren zu haben, und empfing selbst Die, welche ihr früher alles Herzeleid angethan hatten, mit Freundschaft. Das gewann ihr natürlich Aller Herzen. So oft sie sich öffentlich sehen ließ, strömte das Volk herbei, und die Gesprächigkeit und Herablassung, die sie bei solchen Gelegenheiten zeigte, machte sie zum Abgott des Volkes.

Elisabeth war damals 25 Jahre alt. Ohne eigentlich schön zu sein (denn sie war etwas breitschulterig und hatte eine zu große Nase), besaß sie außerordentlich viel Liebenswürdigkeit, die nie mehr bezaubert, als wenn sie durch hohe Geburt und Bescheidenheit noch mehr gehoben wird. Nur Schade, daß sie so überaus eitel war. Sie hielt sich für ausnehmend schön *) und duldete nicht nur, sondern sah es gern, daß ihre Hofleute ihr die unsinnigsten Schmeicheleien sagten. An Elisabeth sieht man ein trauriges Beispiel, wie bei großer Klugheit doch große Thorheit wohnen könne. Diese unglückliche Eitelkeit war es auch, welche vorzüglich den Haß gegen Maria Stuart erzeugte und Elisabeth zur unversöhnlichen Feindin der hülfesuchenden Königin machte.

Was von Johanna Gray gerühmt ist, kann auch von Elisabeth gerühmt werden: sie besaß ausgezeichnete Kenntnisse, ohne

---

*) Man erzählt, sie habe einem berühmten englischen Maler befohlen, sie ohne allen Schatten zu malen, weil dieser die blendende Weiße ihrer Gesichtsfarbe verdunkle. Man hat noch eine von ihrem Kanzler geschriebene Bekanntmachung vom Jahre 1563, worin Allen und Jedem verboten wird, die Person oder auch das bloße Gesicht der Königin anders zu malen, zu zeichnen oder zu stechen, als nach dem **Muster der schönsten Natur**, weil Ihro Majestät bemerkten, daß viele ihrer getreuen Unterthanen mit den in dieser Art begangenen Verunstaltungen unzufrieden wären und dieselben als eine sehr große Beleidigung ansähen. An diesem Versehen war die große Nase Schuld, die sie, wenn auch nicht in der Natur, doch auf ihren Bildnissen kleiner gemacht haben wollte. O über die Eitelkeit der großen Frau!

Anderen damit lästig zu werden, und einen sehr gebildeten Verstand. Während ihrer ländlichen Einsamkeit hatte sie den Wissenschaften mit großem Eifer obgelegen. — Ihre erste Handlung nach ihrer Thronbesteigung war, daß sie die evangelische Lehre einführte; nur behielt sie mehr Ceremonien und die bischöfliche Verfassung bei. Sie verlangte die Annahme von 39 Artikeln, die in einzelnen Stücken von der lutherischen und reformirten Lehre abwichen. Aber auch hier verfuhr sie als kluge Frau. Nur langsam und nach und nach wurden die unter Maria wieder eingeführten katholischen Gebräuche abgeschafft. Keine solche Greuelscenen, wie unter Heinrich VIII. und Maria, kamen dabei vor; doch ließ sie Diejenigen, welche ihre Befehle nicht befolgen und die von ihr eingeführte bischöfliche (oder hohe) Kirche stürzen wollten, streng bestrafen. Besonders betraf dies die Puritaner (auch Presbyterianer genannt), welche nicht nur alle Ceremonien, Bilder, Kreuze, Altäre, Orgeln u. s. w. verwarfen, sondern auch die Oberaufsicht der Regierung über die Kirche (Suprematie) nicht anerkennen wollten.

Elisabeth hat sich nie vermählt. Ob sie gleich gern sich mit Männern unterhielt, schien sie einen Widerwillen gegen jede Art von Gebundenheit zu haben, vielleicht eine Folge der Unterdrückung, in welcher sie früherhin gelebt hatte. Jederzeit hatte sie einen oder mehrere Günstlinge; aber zu einer bleibenden Neigung konnte sie sich nie entschließen, so viele einheimische Große und fremde Könige und Königssöhne auch um sie warben. Selbst Philipp II. war unter ihren Bewerbern, und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich sei, seine Hand zurückzuweisen.

Einen großen Einfluß auf ihr ganzes Leben hat die unglückliche Feindschaft gegen Maria Stuart gehabt. Dieser Name setzte alle Leidenschaften Elisabeth's in Bewegung und die gehässige Behandlung der unglücklichen Königin ist offenbar der schwärzeste Punkt in Elisabeth's Geschichte. — Heinrich VIII. hatte zwei Schwestern gehabt. Die jüngere war die Großmutter der Johanna Gray, die ältere aber war mit Jacob IV., König von Schottland, vermählt worden. Ihr Sohn war Jacob V., der Vater der Maria Stuart. Es war, als ob über diese von ihrer Geburt an ein unglückliches Schicksal walten sollte, das nur durch wenige kurze glückliche Zwischenzeiten unterbrochen wurde.

Schon sieben Tage, nachdem sie das Licht der Welt erblickt hatte, starb ihr königlicher Vater (1542). Sie wurde dadurch, kaum wenige Wochen alt, Königin von Schottland. Ihre Erziehung übernahm ihre Mutter, eine Französin und Base des bei der Bartholomäusnacht erwähnten Herzogs von Guise. Schon als ein zartes Kind mußte sie sich von ihrer geliebten Mutter trennen. Sie wurde, sechs Jahre alt, nach Frankreich gebracht, das sie nachher so lieb gewann, daß sie es höher hielt als ihr Vaterland. Ihre Mutter folgte ihr drei Jahre darauf nach, und herrlich entfaltete sich unter der sorgfältigsten Erziehung der schöne Keim; Maria Stuart wurde das liebenswürdigste Geschöpf ihrer Zeit. Sie wurde, als sie noch nicht 16 Jahre alt war, mit dem Dauphin Franz unter großem Pompe vermählt. Dies waren die glücklichsten Jahre ihres Lebens, welches so wenige Freuden zählen sollte. Aber es änderte sich bald. Durch den Tod Heinrich's II. von Frankreich wurde ihr junger Gemahl (1559) König, und Maria sah sich jetzt im Besitze des größten Glanzes. Alles huldigte ihrer Würde, ihrer Jugend und ihrer Schönheit — als der frühe Tod Franz' II., nach einer kaum anderthalbjährigen Regierung, und der Tod ihrer Mutter plötzlich das Glück ihrer frohen Jugend für immer unterbrach.

Maria's Mutter war schon mehrere Jahre vorher nach Schottland zurückgegangen und hatte hier für ihre abwesende Tochter die Regierung geführt. Aber die verdrießlichsten Händel hatten ihr dies Geschäft verbittert. Die Lehre Calvin's hatte sich auch nach Schottland verbreitet und hier einen außerordentlichen Beifall gefunden. Am ärgsten aber wurde der Lärm, als Johann Knox (spr. Nax), ein Schüler Calvin's, aus Genf nach Schottland zurückkehrte und mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit und Ueberzeugung die neue Lehre empfahl. Seine gar zu heftigen Reden entflammten das Volk so zur Glaubenswuth, daß es die katholischen Kirchen ausplünderte und die Priester mißhandelte. Und als die Regentin die Uebermüthigen bestrafen wollte, stand Alles gegen sie auf, und sie mußte mit ihnen einen Vergleich eingehen, nach welchem der katholische Gottesdienst nicht nur ganz abgeschafft, sondern auch Allen, die eine Messe lesen oder ihr beiwohnen würden, harte Strafe gedroht

wurde. Noch während dieser Unruhen starb sie (1560) und überließ ihrer unerfahrenen Tochter die schwere Regierung.

Maria Stuart war noch in Frankreich, als ihre Mutter starb, und schauderte vor dem Gedanken, dies Land, den Zeugen ihrer Jugendfreuden, mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Rauh, wie die Luft dieses Landes, war damals auch das Volk; dabei ohne Achtung vor der Hoheit der Königin und voll wilden Hasses gegen den katholischen Glauben, dem Maria zugethan war. Noch mißlicher aber wurde die Lage der Maria durch die Nachbarschaft der Elisabeth. Auf Zureden der Guisen hatten sich früher Franz II. und Maria beigehen lassen, den Namen und das Wappen des englischen Königshauses anzunehmen, weil Elisabeth wegen Verstoßung ihrer Mutter nicht allgemein für die rechtmäßige Erbin Heinrich's VIII. angesehen wurde. Dies war genug, um in Elisabeth's Herzen Argwohn und Unwillen zu entzünden. Ihre ängstlichen und argwöhnischen Augen waren seit dieser Zeit bis zu Maria's Gefangennehmung auf Schottland gerichtet und keine Bewegung dort entging ihren aufmerksamen Blicken. Mit Vergnügen sah sie, wie gleich nach der Regentin Tode die Schotten allgemein die reformirte Lehre einführten. Daß Maria Stuart in diese Veränderung nicht einwilligte, versteht sich von selbst, aber danach fragten die Schotten nicht weiter, um so weniger, da sie noch in Frankreich war. Hier hatte es sich aber für die arme Maria ganz geändert. Ihr Mann war todt; ihre Verwandten, die Guisen, hatten gerade damals weniger zu sagen, und Katharina von Medicis konnte sie nicht leiden. Sie entschloß sich also, in ihr Vaterland zurückzukehren, so sehr auch ein dunkles Vorgefühl dagegen sprach, und hielt bei Elisabeth um die Erlaubniß an, ihren Weg durch England nehmen zu dürfen. Die Antwort war: sie solle die freundlichste Aufnahme finden, wenn sie den Titel und das Wappen einer Königin von England ablege. Mit dieser Antwort war Maria sehr unzufrieden und sie konnte ihre Empfindlichkeit gegen den englischen Gesandten nicht verbergen. „Nichts beunruhigt mich so sehr," sprach sie, „als daß ich so angelegentlich um eine Gefälligkeit gebeten habe, an deren Erlangen mir im Grunde wenig gelegen ist. Ich kann mit Gottes Gnade in mein Land zurückkehren, ohne ihre Erlaubniß." Solche Reden wurden der Elisabeth getreulich

hinterbracht, und ihr Haß wurde immer heftiger. Sie rüstete eilig eine Flotte aus, um Maria aufzufangen, wenn diese von Frankreich nach Schottland führe. Ohne diese Gefahr zu ahnen, schiffte sich Maria in Calais ein und nahm gerade den Weg, wo die englische Flotte lauerte. Glücklicherweise verbarg sie ein starker Nebel, und so entkam sie. Mit tiefer Betrübniß hatte Maria den ihr so theuern französischen Boden verlassen; Alles, was ihr noch so theuer war, ließ sie dort zurück. Mit sehnsüchtigen Blicken sah sie unverwandt nach dem geliebten Frankreich zurück, bis die Dunkelheit und die Entfernung sie nichts mehr erkennen ließ. Dann ließ sie sich auf dem Verdecke ein Lager bereiten und befahl dem Steuermann, sie sogleich zu wecken, wenn am Morgen das Ufer noch sichtbar sein sollte, um noch einmal Abschied zu nehmen von dem Lande, an welchem alle ihre Neigungen hingen. Am andern Morgen hatte sie auch die wehmüthige Freude, die geliebte Küste noch einmal zu sehen, die sie nie wiedersehen sollte. Die starren Augen auf das ferne Gestade geheftet, rief sie im schmerzlichsten Tone mehrmals aus: „Lebe wohl, Frankreich! lebe wohl! Ich werde dich nie wiedersehen!"

Maria's erste Aufnahme in Schottland war besser, als sie selbst erwartet hatte. Von allen Seiten strömten ihre Unterthanen herbei, sie zu sehen. Kaum 19 Jahre alt, stand sie jetzt in der Blüthe ihrer Schönheit und Jugend, und ihr freundliches, anmuthiges Wesen nahm Aller Herzen für sie ein. Aber dieser Trost blieb ihr nur kurze Zeit. „Soll man leiden," schrien die Prediger von den Kanzeln, „daß dieser Götze (die katholische Lehre) wieder in dem Reiche aufgerichtet werde?" Nichts half, daß sie Jedem seinen Glauben ließ und nur für sich um die Erlaubniß bat, Messe in ihrer eigenen Kapelle halten zu dürfen. „Die Messe ist schrecklicher," rief Knox von der Kanzel, als 10,000 fremde Soldaten, die in dem Königreiche landeten." Und ein Kirchendiener, den das Volk Lichter in ihre Kapelle tragen sah, wurde vor dem Schlosse Maria's gemißhandelt und entging mit Mühe der Ermordung.

Maria, durch ihre Jugend und Erziehung an muntere und gesellige Freude gewöhnt, verwünschte wohl tausendmal ihren Entschluß, nach Schottland gekommen zu sein, und versank in eine bittere Wehmuth, wenn sie die in Frankreich so froh ver-

lebten Tage mit ihrem jetzigen Leben verglich. Jede Freude ward ihr hier verbittert; ihre Munterkeit wurde für Leichtsinn, ihr ungezwungenes Wesen für Eitelkeit gescholten, und in dieser Strenge, mit der man sie beurtheilte, mag wohl zum Theil der Grund ihrer nachmaligen Vergehungen liegen. Indessen versah sie es allerdings darin, daß sie auf die Sittenstrenge der Schotten zu wenig Rücksicht nahm und Manches that, was Anstoß gab. So lebte sie zuweilen wochenlang mit ihren Frauen in einem einfachen Bürgerhause ganz als Bürgerin, um sich von allen Geschäften und allem Zwange loszumachen. In ihrer hülflosen Lage mußte bei ihr der Wunsch rege werden, sich mit Elisabeth auszusöhnen, damit sie im schlimmsten Falle an ihr einen Rückhalt gegen ihre Feinde hätte. Sie ließ daher Elisabeth begrüßen und sie bitten, sie doch als nächste Verwandte zur Nachfolgerin zu erkennen; gern wollte sie dagegen allen gegenwärtigen Ansprüchen entsagen. Aber Elisabeth traute der Aufrichtigkeit Maria's nicht und gab ihr eine abweisende Antwort. Doch versöhnten sie sich wenigstens zum Scheine und wechselten seit dieser Zeit Briefe, so daß es schien, als wären sie Freundinnen geworden. Aber immer blieb Elisabeth in einer ängstlichen Spannung; denn der Gedanke an die Möglichkeit, daß Maria sich mit einem auswärtigen Fürsten vermählen könnte, ließ ihr keine Ruhe. Endlich rückte sie daher mit dem Vorschlage heraus: wenn Maria sich entschließen könnte, den Robert Dudley, Grafen von Leicester (sprich Lester), einen Bruder des unglücklichen Guilford, zu heirathen, so sei sie bereit, sie als Thronerbin anzuerkennen. Dieser Leicester war damals Elisabeth's Günstling, und Elisabeth mochte theils durch diesen Vorschlag ihrem Liebling ein Glück bereiten wollen, theils hoffen, auf diese Weise sich vor Maria's Ränken sicher zu stellen. Indessen wurde sie bald andern Sinnes, und als Maria sich zu der Verbindung bereit erklärte, machte Elisabeth Ausflüchte, und Maria war über dies doppelzüngige Benehmen nicht wenig verlegen. Nicht viel fehlte, so wäre es zu einem Bruche gekommen; um ihn zu verhüten, sandte Maria den Sir Jacob Melvil nach London.

Dies war ein munterer, gewandter Hofmann, und seine Königin hatte ihm befohlen, sich durch unterhaltende Gespräche in das Vertrauen der Elisabeth zu stehlen. Das gelang ihm denn

auch so ganz, daß diese ihre Schwächen, besonders ihre große Eitelkeit, ihm ganz offen darlegte. Einmal erzählte ihr Melvil von seinen Reisen und von den Trachten der Weiber in verschiedenen Ländern, welche Vorzüge jede hätte und durch welche die Schönheit und Gestalt besonders gehoben würde. Elisabeth hörte aufmerksam zu und sagte endlich: sie hätte Anzüge aus allen Ländern. An dem folgenden Tage erschien sie bald in dieser, bald in jener ausländischen Tracht, und endlich fragte sie den Gesandten geradezu, in welchem Anzuge sie sich am besten ausnehme? „Im italienischen," antwortete der schlaue Hofmann; denn er wußte, daß sie diesem vor allen den Vorzug gab, weil sie darin ihre fliegenden Locken zeigen konnte; und sie war auf ihre blonden, oder eigentlich etwas rothen Haare vorzüglich eitel. Nun legte sie ihm eine Menge Fragen vor: Welches ihm die beste Farbe von Haaren schiene? Ob die Haare seiner Königin oder die ihrigen schöner wären? Endlich fragte sie ihn sogar, welche von Beiden überhaupt die Schönste wäre? Melvil lachte innerlich über diese Eitelkeit. Schnell faßte er sich aber und antwortete sehr klug: „Ihro Majestät sind die Schönste in England und meine Königin in Schottland." Ferner fragte sie, welche von ihnen am größten wäre? — „Meine Königin," antwortete Melvil. — „O!" erwiderte Elisabeth, „dann ist sie zu groß; denn ich habe gerade die beste Größe." — Da sie von ihm gehört hatte, daß Maria manchmal die Laute spielte, auf welcher Elisabeth Meisterin zu sein glaubte, so befahl sie eines Tages einem ihrer Höflinge, er solle den Gesandten wie zufällig in ein Zimmer führen, wo er sie hören könnte. Melvil merkte die Absicht und, seinem angenommenen Charakter treu, stürzte er, wie entzückt von den süßen Tönen, in das Zimmer der Königin, die sich zwar anfänglich unwillig stellte, aber doch nachher fragte, ob er sie oder Maria für eine größere Meisterin halte. Daß Melvil ihr den Vorzug gab, versteht sich von selbst; und als er nach Schottland zurückkehrte, konnte er seiner Königin versichern, daß Elisabeth es nie mit ihr gut meinen würde und daß alle ihre Freundschaftsversicherungen nichts als Falschheit und Verstellung wären.

Bald fand sich auch eine Gelegenheit, die Wahrheit dieser Behauptung zu erfahren. Elisabeth schlug Maria vor, den

Sohn des Grafen Lenox, Heinrich Darnley (sprich Därnli), zu heirathen. Lenox, von Geburt ein Schotte und ein Verwandter des Hauses Stuart, hatte seit lange in England gewohnt, wo auch sein Sohn geboren war. Das Alter und der Adel seiner Familie und der Wunsch der Elisabeth empfahlen den Darnley vorzüglich, obgleich die Schotten, weil er katholisch war, die Verbindung nicht wünschten. Darnley war jetzt in seinem 20. Jahre, schön von Wuchs und Gesicht und von einnehmendem Betragen, so daß Maria schnell in den Vorschlag einging. Aber plötzlich änderte nun Elisabeth ihre Meinung. Sie stellte sich höchst erstaunt und mißvergnügt, ließ Maria die ernstlichsten Gegenvorstellungen thun und that, als wenn das Wohl Englands in Gefahr stände. Man denke sich das Erstaunen und den Unmuth der Maria über diese Zweizüngigkeit. Aber nun bestand sie auch fest auf der Verbindung mit Darnley und 1565 wurde sie wirklich vollzogen. Darnley wurde König unter dem Namen Heinrich. Elisabeth befahl dem Grafen Lenox und seinem Sohne, augenblicklich nach England zurückzukehren, und da sie natürlich nicht kamen, zog sie ihre Güter ein.

Maria achtete diesen Zorn nicht, und hoffte im Besitze ihres Mannes nun recht froh und glücklich zu leben. Wirklich hatte sie auch bisher so mild und gerecht regiert und sich in ihrer schwierigen Lage so klug benommen, daß die Schotten selbst schon angefangen hatten, mit ihr recht zufrieden zu werden. Aber ihre Verbindung mit Darnley erregte allgemeines Mißfallen. Knox und andere Eiferer fingen wieder an, gegen sie und Darnley zu eifern. „Um uns zu strafen," rief er einmal von der Kanzel, als Darnley ihm gegenüber saß, „hat Gott die Gewalt über unser Volk Knaben und Weibern in die Hände gegeben." Wirklich zeigte sich auch Maria auffallend verändert, und sie ließ nicht undeutlich merken, daß sie darauf denke, den evangelischen Glauben zu unterdrücken. Der Pöbel rottete sich zusammen, die Großen griffen zu den Waffen und baten Elisabeth um Beistand. Diese munterte die Unzufriedenen auf und unterstützte sie selbst mit Geld. Maria ging rasch auf die Rebellen los, die nicht den gehofften Anhang gefunden hatten, und sich genöthigt sahen, nach England zu entfliehen. Als Eli-

sabeth sah, daß ihr Plan gescheitert war, leugnete sie allen Antheil an der Empörung ab, gewährte aber den aus Schottland Geflüchteten sichern Aufenthalt in England. Von Schottland ausgestoßen, von England verleugnet, blieb den Rebellen nichts übrig, als die Gnade Maria's anzuflehen, und diese verzieh ihnen und vergaß schnell das ihr zugefügte schwere Unrecht.

Das Glück, welches Maria im Besitze Darnley's zu finden gehofft hatte, fand sie leider nicht. Seine äußere Anmuth hatte sie getäuscht. Bei näherer Bekanntschaft fand sie, daß es ihm ganz an Geistesbildung fehlte; er war ein heftiger, trotziger, hochfahrender Mensch, unfähig, Maria's Zärtlichkeit zu erkennen und zu erwiedern, weil er glaubte, daß diese nichts als ein seinen Vorzügen schuldiger Tribut sei. Maria hatte ihm nicht genug Liebes und Gutes zu erweisen gewußt; um so schmerzlicher war nun ihr Herz durch seine rohe Kälte getroffen, und sie fing an, sich von ihm zurückzuziehen. Dies brachte aber sein wildes Gemüth noch mehr auf, und er sah sich um, wer ihm wohl Maria's Liebe entzogen haben könnte. Wer einmal eifersüchtig ist, findet auch bald einen Gegenstand dazu. Es hielt sich damals an Maria's Hofe ein Italiener, Rizzio mit Namen, auf, ein Mensch von niederer Herkunft, der Sohn eines Musiklehrers, selbst Musikus und mit dem savoyschen Gesandten nach Schottland gekommen. Maria, die eine große Freundin der Musik war, nahm ihn wegen seines Spieles und Gesanges in ihre Kapelle auf, und da er schlau, kriechend und ehrgeizig war, so schmeichelte er sich bald bei ihrer Gutherzigkeit so ein, daß sie ihn zu ihrem Schreiber erhob und ihm ihr besonderes Vertrauen schenkte. In dieses Glück wußte sich nun dieser Mensch nicht zu finden. Alles ging durch seine Hände. Sein Uebermuth beleidigte die schottischen Großen, deren Einfluß täglich mehr sank, je mehr der seinige wuchs. „Rizzio und kein Anderer" — sprachen sie zu dem eifersüchtigen Darnley —, „Rizzio ist es, der Euch die Gunst der Königin raubt. Dieser Schimpf heischt den Tod. Der verächtliche Fremdling sollte über Euch, seinen König und Herrn, triumphiren? Nimmermehr! Er muß fallen, wie er es zehnfach verdient." Darnley war leicht zu bereden, und als Maria am 9. März 1566 ganz unbefangen mit ihrer Halbschwester, der

Gräfin von Argyle (sprich Aerdschihl), dem Rizzio und einigen Andern Abends bei der Tafel sitzt, hört sie einen großen Lärm. Einige ihrer Gesellschafter, unter ihnen der Graf **Bothwell** (sprich Boßwell), wollen fliehen, finden aber bereits alle Thüren mit Wachen besetzt, und entspringen aus dem Fenster. Plötzlich öffnet sich die Thüre, Darnley tritt herein, und setzt sich neben die Königin an die Tafel. Gleich darauf erscheinen die beiden Lords **Ruthwen** und **Douglas** mit Dolchen, hinter ihnen andere Verschworene. Ruthwen, den Helm auf dem Kopfe, alle Züge durch eine lange Krankheit entstellt und so schwach, daß er kaum seine Waffen tragen konnte, jagte ihr, einem Gespenste gleich, Furcht und Entsetzen ein. „Wir haben mit dir zu reden!" schnaubten die Verschworenen den Rizzio an. Voll Entsetzen fragte Maria den König, was sie unternehmen wollten. „Ich weiß es nicht," knirschte er zwischen den Zähnen. — „Bei der Strafe des Hochverraths entfernt Euch sogleich!" rief Maria dem Ruthwen zu; „fordert Rizzio vor ein Gericht, wenn Ihr von ihm beleidigt seid." Ohne darauf zu achten, packte Ruthwen den Rizzio. Dieser sprang auf, und suchte bei seiner Gebieterin, deren Knie er hülfebittend umfaßte, seine Zuflucht. Maria suchte ihn zu vertheidigen, aber Douglas stach ihm einen Dolch in den Leib. Die Uebrigen schleppten ihn, der laut um Hülfe jammerte, in das Nebenzimmer und tödteten ihn dort durch 56 Stiche. Maria war außer sich vor Schmerz und Zorn; dazu war ihr Zustand damals ohnedies kränklich. Wenn dieser Vorfall ihren Tod nach sich ziehen sollte, sprach sie, so hinterließe sie in dem Könige von Spanien, dem Kaiser, dem Könige von Frankreich, ihren Oheimen aus dem Hause Guise, dem Papste und vielen Fürsten Italiens Rächer, welche das Verbrechen an den Schuldigen und an deren Kindern ahnden würden. Und wirklich scheinen die Verschworenen es auch darauf abgesehen zu haben, Maria durch das Uebermaß von Schrecken, Schmerz, Wuth und Verzweiflung zu tödten. Das Gerücht von dem Vorfalle hatte sich indessen in der Stadt verbreitet; der Magistrat ließ die Sturmglocke läuten, und das Volk strömte haufenweise herbei, um sich nach dem Leben seiner Königin zu erkundigen. Darnley beruhigte es, indem er sich ihm vom Balcon aus zeigte und sich für die Sicherheit der Königin verbürgte. Nie vergaß Maria ihrem Ge-

mahle die Ermordung Rizzio's, und vielleicht war sein später erfolgter gewaltsamer Tod das Werk ihrer Rache.

Drei Monate darauf hatte Maria die Freude, einen Sohn zu bekommen, der Jacob genannt wurde und als König von England unter dem Namen Jacob I. bekannt ist. Sogleich wurde wieder der treue Melvil nach London gesandt, der Elisabeth dies wichtige Ereigniß zu melden. Als er ankam, befand sich Elisabeth gerade auf einem Balle. Sie war ausnehmend heiter und liebenswürdig. Als aber Melvil zu ihr trat und sie von ihm die Neuigkeit erfuhr, durchzuckte der alte Neid und die nie ruhende Eifersucht ihr ganzes Wesen. Sie war plötzlich wie umgewandelt; die heitere Laune war fort und eine düstere Schwermuth verbreitete sich über ihr Gesicht. Sie stützte ihren Kopf auf den Arm und klagte gegen ihren Begleiter, daß die Königin von Schottland nun Mutter eines schönen Sohnes, sie aber nichts als ein unfruchtbarer Stamm wäre. Am folgenden Tage aber ärgerte sie sich über sich selbst, daß sie ihre Gesinnung so verrathen hatte. Sie ließ Melvil kommen, stellte sich recht heiter, dankte ihm für die angenehme Nachricht und versicherte ihn der zärtlichsten Freundschaft für Maria.

Rizzio's Ermordung hatte das Verhältniß zwischen Darnley und Maria noch gehässiger gemacht; es war, als wenn das Gespenst des Ermordeten sich zwischen Beide gestellt hätte. Desto eifriger bemühte sich Bothwell um die Gunst der Königin. Graf Bothwell war aus einer angesehenen schottischen Familie, von äußerlicher Annehmlichkeit, aber ausschweifenden Sitten. Es war ihm gelungen, Maria's Gunst in dem Grade zu erlangen, daß sie nichts ohne seinen Rath unternahm, und ihre Abneigung gegen Darnley erregte in ihm die Hoffnung, sie durch eine Scheidung von ihm zu befreien und dann durch eine Vermählung mit Maria selbst auf den schottischen Thron zu steigen. Mit Unwillen aber verwarf Maria den Vorschlag zu einer Scheidung von ihrem Gemahle. „Nein," sagte sie, „ich will nichts thun, was meinen guten Namen und mein Gewissen verletzen könnte. Laßt die Sachen wie sie sind, bis es Gott gefallen wird, dem Uebel abzuhelfen." Doch ist sie nicht von der Schuld frei zu sprechen, die Hoffnungen Bothwell's durch Gunstbezeugungen aufgemuntert zu haben. Von der Zeit an dachte

Bothwell darauf, die Königin auch selbst wider ihren Willen von Darnley zu befreien.

Darnley hatte sich nach Glasgow begeben, wo er nach einiger Zeit so plötzlich krank wurde, daß man eine Vergiftung vermuthete. Maria reiste zu ihm, da sie erfuhr, daß er ihre Gegenwart sehnlichst wünsche, und als er etwas hergestellt war, nahm sie ihn mit sich nach Edinburg, wo sie mit ihm ein Landhaus bezog, welches in der höchsten und gesundesten Gegend vor der Stadt lag. Hier pflegte sie ihn sorgfältig und brachte acht Tage bei ihm zu. Ihre Aussöhnung schien aufrichtig, aber wohl ist zu bezweifeln, ob sie es wirklich auch war. Nach Dem, was folgte, ist fast zu glauben, daß sie ihn nur sicher machen wollte. Indessen entwarf Bothwell mit einigen Andern den Plan, den König schnell und sicher aus der Welt zu schaffen. Maria war fortwährend um ihren Gemahl; nur eine Nacht war sie abwesend, weil sie in ihrem Schlosse in der Stadt einer ihrer Kammerfrauen eine Hochzeit ausrichtete und den Ball selbst zu eröffnen versprochen hatte. Am 9. Februar 1567 verließ sie ihn Abends 11 Uhr; sie küßte ihn beim Abschiede und schenkte ihm einen Ring, den sie sich vom Finger zog. Und eben diese Nacht wählten die Verschworenen zur Ausführung ihres Vorhabens. Gegen 2 Uhr des Morgens flog das Haus, in welchem sich der König befand, mit einem fürchterlichen Knalle in die Luft. Maria war oder stellte sich erschrocken; sie jammerte laut auf, und versprach, Alles aufzubieten, den Thäter der scheußlichen That zu entdecken. Der Hauptverdacht fiel auf Bothwell; da man aber wußte, in wie hoher Gnade er bei Maria stand, so wagte es Niemand, ihr die öffentliche Vermuthung mitzutheilen. Nur in der Nacht ließen sich in den Straßen Stimmen hören, welche Bothwell und Maria die Mörder des Königs nannten, und häufig fand man an den Straßenecken Zettel angeklebt, die ungescheut das Nämliche behaupteten. Ob Maria an der Ermordung Darnley's unschuldig war, ist zwar nicht erwiesen, aber unwahrscheinlich. Sie zeigte zwar eine tiefe Betrübniß und setzte eine große Belohnung auf die Entdeckung des Mörders, aber es ist nicht zu glauben, daß Bothwell ohne ihre Zustimmung die Schandthat gewagt haben würde, wenn er auch auf seinem Sterbebette in Malmöe (in Dänemark) an Eidesstatt erklärte,

daß er Darnley auf Anstiften Murray's und zweier Anderen ermordet habe. Wahrscheinlich ist, daß schon vor Darnley's Ermordung ein Verständniß zwischen ihr und Bothwell stattgefunden, und daß sie durch ihr Betragen den Verschworenen gezeigt habe, sie würde Darnley's Tod nicht ungern sehen und dem Bothwell ihre Hand zu geben bereit sein. Höchst unbesonnen war, daß sie nicht einmal den Schein vermied. Zwar wurde ein Gericht niedergesetzt; da es aber an bestimmten Beweisen fehlte und Bothwell sogar Vorsitzer des Gerichtes war, so wurde er für unschuldig erklärt. Darauf beging sie in ihrer Verblendung die Unbesonnenheit, seinen Bitten um Vermählung nachzugeben. In dieser Absicht verabredete sie mit ihm eine Entführung. Bei einem Spazierritt, den sie in weniger Begleitung unternahm, begegnete er ihr mit einigem Gefolge wie zufällig und führte sie nach seinem Schlosse. Hier vermählte sie sich, als wenn sie es halb gezwungen thäte, drei Monate nach Darnley's Ermordung mit ihm (1567). Dieser Leichtsinn war um so sträflicher, da Bothwell sich, um sie heirathen zu können, von seiner Frau, mit der er erst ein halbes Jahr vorher vermählt worden war, mußte scheiden lassen. Hat aber Jemand für seinen Leichtsinn schwer gebüßt, so war es unstreitig Maria. Mit Bothwell lebte sie höchst unglücklich. Kein Tag verging, an dem er sie nicht schlecht behandelte und sie über ihn Thränen vergoß. Das ist der Fluch, der auf jeder Ehe ruht, welche mit einem Verbrechen beginnt!

Der ganze schottische Adel war über die Vermählung Maria's mit Bothwell dermaßen empört, daß er sich gegen die Königin verband und ins Feld zog. Schon eingeschlossen, entwischen Maria und Bothwell, können sich aber in offenem Felde nicht halten; Maria wirft sich den Verbündeten in die Arme und Bothwell entflieht nach den orcadischen Inseln. Hier trieb er eine Zeit lang Seeräubereien, flüchtete dann nach Dänemark, wo er im Gefängniß nach etwa 10 Jahren wahnsinnig starb; ein warnendes, von der Geschichte unzählig oft wiederholtes Beispiel, daß große Verbrechen ihrer Strafe nicht leicht entgehen. Alle drei Mörder erfuhren die Wirkung der Nemesis. Murray ward ermordet, ein Anderer (Morton) durch Jacob VI. als Mörder

seines Vaters zum Tode verurtheilt, und der letzte (Maitland) durch unbekannte Hand vergiftet.

Fast noch härter büßte die unglückliche Maria ihren Leichtsinn. Sie wurde von den Rebellen im Triumphe nach Edinburg geführt, wo der Pöbel sie verhöhnte und ihr eine Fahne vortrug, auf welcher die Ermordung Darnley's zu sehen war. Man denke sich, was Maria bei diesem Anblicke litt; nur zu Thränen und vergeblichen Klagen konnte sie ihre Zuflucht nehmen. Von hier führte man sie in ein festes Schloß (Lochleven), behandelte sie mit der größten Strenge und Verachtung, und zwang sie endlich, eine Schrift zu unterzeichnen, durch welche sie der Regierung entsagte und diese ihrem Sohne Jacob übertrug, für den, so lange er unmündig sei, Graf Murray (sprich Morré), ihr Stiefbruder, die Regentschaft führen sollte. Mit vielen Thränen unterschrieb sie das verhaßte Papier und hoffte nun in Freiheit gesetzt zu werden; aber vergebens; im Gegentheile versäumte man nichts, wodurch man sie kränken zu können glaubte. Diese unwürdige Behandlung erweckte ihr dagegen das Mitleiden des Volkes und vieler Edelleute, die es jammerte, die liebenswürdige Königin in dieser jammervollen Lage zu sehen. Sie entwarfen den Plan, sie zu retten; ein junger Edelmann (Lord Douglas) entführte sie aus dem Bergschlosse, in welchem sie gefangen saß, und ihre Freunde sammelten sich um sie, um mit den Waffen sie wieder auf den Thron zu setzen. Murray aber sammelt eilends seine Kriegsvölker, geht auf sie los und schlägt sie unweit Glasgow völlig aufs Haupt. Ihre Anhänger stoben wie Spreu auseinander, sie selbst aber floh mit wenigen Begleitern, nicht wissend, wo sie nun noch eine Zuflucht finden sollte. Da erinnerte sie sich der freundlichen Theilnahme, welche Elisabeth während ihrer Gefangenschaft gezeigt hatte. Zu ihr beschloß sie ihre Zuflucht zu nehmen. Schnell warf sie sich in ein Fischerboot und landete noch denselben Tag in Carlisle (Kärleil) auf englischem Boden. Sie war so eilig entflohen, daß sie kein Geld, nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke bei sich hatte. Nur 16 Personen waren in ihrem Gefolge. Ein Eilbote ward nach London abgefertigt, für die hülfesuchende Königin Schutz zu erflehen (1568).

Hätte Elisabeth den ersten Gefühlen des Mitleidens folgen

dürfen, so hätte Maria ohne Zweifel sogleich die Erlaubniß, nach London zu kommen, erhalten. Allein ihre Minister, besonders Cecil, riethen ihr, sich nicht zu viel mit ihr zu schaffen zu machen, um es nicht mit den Schotten zu verderben. Elisabeth folgte diesem Rathe und ließ ihr sagen, sie bedauere sie zwar sehr, könne ihr aber für jetzt nicht erlauben, nach London zu kommen; erst müsse sie sich von dem Verdachte, an der Ermordung Darnley's Antheil genommen zu haben, reinigen. Das hatte Maria nicht erwartet. Nach der ersten Bestürzung weinte sie bitterlich. Gern — sprach sie — wolle sie ihre Sache der Entscheidung einer so gütigen Freundin unterwerfen. Elisabeth setzte sogleich in York unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk ein Gericht nieder, vor welchem der Graf Murray und die Abgeordneten Maria's erschienen. Murray klagte Maria der Mitwissenschaft an Darnley's Ermordung an, und legte Briefe vor, welche sie in jener Zeit an Bothwell geschrieben habe und aus denen ihre Schuld hervorginge. Ihr Benehmen zeigte, daß ihr Gewissen nicht rein war. Sie leugnete die Echtheit der Briefe ab und erklärte zugleich, daß sie sich auf keine weitere Erklärung einlassen würde, wohl aber sich mit den Schotten zu vergleichen wünsche. Murray versicherte eidlich, daß die Briefe echt wären, und 20 Lords, unter denen selbst einige Freunde Maria's waren, erklärten, daß sie Maria's Handschrift erkennten. Als diese nun fortfuhr, ihre Unschuld zu behaupten, ohne doch Beweise dafür beibringen zu können, und ihre Bitten um eine Zusammenkunft mit Elisabeth wiederholte, so antwortete ihr diese: sie könne nicht eher darein willigen, bis sich Maria gerechtfertigt habe; aber die Briefe sollten ihr vorgelegt werden, wenn sie verspreche, ohne Winkelzüge zu antworten, und auf jede Unterstützung verzichte in dem Falle, daß aus der Untersuchung ihre Unschuld nicht vollständig hervorginge. Statt nun umständlich zu antworten, fuhr Maria fort, auf nichts einzugehen, und beschuldigte die Elisabeth der Parteilichkeit, so daß man wohl erkannte, daß die Briefe echt sein mochten, und daß sie eine Untersuchung scheue, die zuletzt ihre Mitschuld an den Tag gebracht haben würde.

Daß die traurige Lage Maria's bei Vielen Mitleiden erregte, war natürlich. Jener Herzog von Norfolk (sprich Norfock), ein

Katholik, beschloß sie zu retten und dann sie zu heirathen. Er macht sich heimlich einen Anhang; Maria selbst willigt in die Entführung aus dem Schlosse Bolton, wohin man sie gebracht hatte; schon ist Alles verabredet und vorbereitet — als der wachsame Leicester die Verschwörung entdeckt, und ehe Norfolk sich entschließt, ob er Elisabeth um Gnade flehen oder rasch die That ausführen soll, läßt ihn Elisabeth in den Tower werfen. Gegen das Versprechen, an eine Vermählung mit Maria nicht mehr zu denken, kommt er diesmal noch los und Maria wird nach Coventry gebracht, wo man sie genauer beobachtet. Drei Jahre darauf versuchte der kühne, leidenschaftliche Norfolk zum zweiten Male die Gefangene zu retten; ja, er ging so weit, mit dem Herzog von Alba einen Plan zu entwerfen, Elisabeth in London durch die katholische Partei, von Spaniern unterstützt, zu überfallen und zu jeder Bedingung zu zwingen oder gar zu ermorden. Ein kleiner Zufall entdeckte die Verschwörung. Norfolk wurde wieder plötzlich eingezogen, und diesmal konnte nichts sein Leben retten. Er büßte sein Mitleiden für Maria auf dem Blutgerüste und starb mit großer Entschlossenheit, im Bewußtsein, eine gute That gewollt zu haben.

Es konnte nicht fehlen, daß Elisabeth durch diese Versuche, Maria zu befreien, in eine ängstliche Spannung gesetzt wurde. Sie sah mit Schrecken, daß Maria mit der ihr feindseligen Partei der Katholiken in England, Schottland, Frankreich und Spanien in Verbindung stand; Maria hatte, während sie fortfuhr, die freundlichsten Briefe an Elisabeth zu schreiben, ihren Ansprüchen auf die englische Krone noch nicht entsagt, und wie leicht war es daher möglich, daß diese Partei sie vom Throne stieße, Maria befreite und zur Königin von England machte. Daß ihr Maria, die auf der einen Seite sie durch Klagen zu Mitleid zu bewegen suchte, und auf der andern gegen sie Einverständnisse unterhielt, immer verhaßter werden mußte, war natürlich. Dazu kam, daß kurz vorher in Frankreich in der berüchtigten Bartholomäusnacht die Reformirten niedergemetzelt waren, daß Philipp II. den reformirten Glauben in den Niederlanden blutig verfolgte, daß die Jesuiten ungescheut die Verdienstlichkeit der Ermordung evangelischer Fürsten predigten und zu verschiedenen Malen in England die Katholiken zur Empörung aufreizten. Zwar wur-

den die Jesuiten aus England verbannt; dennoch mußte Elisabeth immer fürchten, daß jene durch ihre weitverbreiteten Einverständnisse eine Mörderhand gegen sie bewaffnen möchten. In der That geschah dieses 1586. Zwei fanatische Katholiken, der Franzose Johann Ballard und der Engländer Anton Babington (sprich Bäbingten), Schüler der Jesuiten in Rheims, kamen nach England, entwarfen einen Plan, Elisabeth zu ermorden, den Kerker Maria's zu sprengen, sie auf den Thron zu setzen und den evangelischen Glauben in England zu unterdrücken. Mehrere andere Katholiken werden in das Geheimniß gezogen. Aber die Verschworenen wissen nicht, daß schon Alles verrathen ist. Ein treuloser Katholik hat Alles den englischen Ministern verrathen, und ehe sie es sich versehen, werden sie gefangen gesetzt, und Ballard und Babington nebst 12 Andern enthauptet. Man hatte bei ihnen Briefe vorgefunden, welche außer Zweifel stellen, daß Maria den Mord gebilligt hatte, und daß sie mit den Verschworenen sonst einverstanden gewesen war. Ueberhaupt war Maria um Ausflüchte nie verlegen, und zeigte bei allen Verhandlungen mit Elisabeth eine geübte Heuchelei.

Diese Verschwörung hatte Elisabeth aufs neue mit Entsetzen erfüllt; sie schauderte vor der Gefahr, in welche die verhaßte Maria sie gestürzt hatte, besonders da man immer neue Ränke und Verschwörungen, durch die sie ihre Freiheit erhalten wollte, entdeckte. Elisabeth erkannte, daß alle wiederholte Freundschaftsversicherungen nichts als Heuchelei waren. Graf Leicester rieth, sie heimlich durch Gift aus der Welt zu schaffen, aber rechtlichere Räthe erklärten ihren Abscheu davor. Zunächst wurde sie nach Fotheringhay (sprich Foderinghé) bei Peterborough gebracht und in engen Verwahrsam genommen; dann ein Gericht von 47 Lords niedergesetzt, welches ihren Antheil an der Verschwörung untersuchen sollte. Alle Anklagepunkte räumte sie ein; nur das leugnete sie hartnäckig, daß sie in die Ermordung Elisabeth's gewilligt hätte. Diese Anschuldigung beruhte auf den Aussagen ihrer Schreiber Nau und Curle, welche versicherten, daß die Briefe echt wären, und mit denen Maria vor Gericht zusammengestellt zu werden bat, wo sie dann gewiß ihre Aussagen zurücknehmen würden. Aber dies wollten die Richter vermeiden und schlugen der Maria ihr Begehren ab. Endlich sprachen sie (25. De-

tober 1586) das Todesurtheil über Maria aus, und sobald das Parlament es bestätigt hatte, wurde es ihr bekannt gemacht. Sie empfing die Nachricht mit vieler Fassung, und dankte Gott für die Gnade, die er ihr erwiese, indem er ihren zwanzigjährigen Qualen ein Ende setzte; denn sie wurde wirklich im Gefängnisse streng behandelt. Es fehlte ihr oft an den Mitteln, die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Ihre Hüter erhielten nun Befehl, alle Zeichen der königlichen Würde, ihren Thronhimmel und dergleichen aus ihrem Zimmer wegzuräumen. Sie lächelte bitter bei dieser Demüthigung. „Was auch eure Monarchin immer thun mag,“ sagte sie mit Ruhe, „so bin ich bis an meinen letzten Hauch doch Königin. Mein Charakter ist unauslöschlich und ich werde ihn mit meiner Seele Gott wiedergeben, von dem ich ihn empfangen habe und der meine Unschuld kennt.“

Es fehlte nun der Vollziehung des Todesurtheils weiter nichts, als die Unterschrift der Elisabeth. Da sie damit zögerte, so legte das Parlament ihr die Bitte vor, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Die Antwort Elisabeth's lautete, sie habe nie das Verderben Maria's gesucht, ja ihr früher das Anerbieten gemacht, die öffentliche Untersuchung aufzuheben, wenn sie ihr insgeheim ihre Schuld bekennen wolle. „Wüßte ich,“ so fuhr sie fort, „daß dies Reich durch meinen Tod glücklicher werden würde, so wäre ich ja gern bereit, mein Leben hinzugeben, um euch einen bessern Herrscher zu verschaffen. Das Gericht habe ich nur eingesetzt, um Maria zu warnen, und in dieser Absicht die ersten Männer des Reichs dazu berufen. Jetzt muß ich Gott bitten, daß er meinen Verstand erleuchte, und ich Das beschließe, was zum Besten des Staats und der Kirche gereicht.“ Wenn wir Elisabeth's Lage bedenken, so haben wir keine Ursache, an der Wahrheit ihrer Worte zu zweifeln. Denn wenn auch Mariens Tod sie von einer großen Sorge befreien mußte, so konnte ihr doch nicht entgehen, daß eine Hinrichtung derselben ihr nicht nur in ganz Europa einen schlimmen Leumund machen mußte, sondern ihr auch sehr viele Verdrießlichkeiten und selbst Gefahren zuziehen konnte. Zwölf Tage nach jener Antwort ließ sie dem Parlamente sagen, es möge auf andere Mittel zur Beruhigung des Reiches sinnen; denn das vorgeschlagene stimme zu

wenig mit ihrer Neigung überein. Allein einstimmig antwortete das Parlament: man wisse kein anderes Mittel aufzufinden; denn so lange Maria lebe, sei weder für Elisabeth noch für England Ruhe zu erwarten.

Maria brachte indessen, in der Erwartung der Vollziehung des über sie gefällten Urtheils, ihre noch übrige Zeit theils mit Nachdenken über sich selbst und mit Vorbereitung auf ihren nahen Tod, theils mit Schreiben an ihre auswärtigen Freunde und Verwandten zu.*)

---

*) Vorzüglich rührend sind zwei ihrer letzten Briefe an ihren Vetter, den Herzog Heinrich von Guise. Der erstere war im October 1586, also um die Zeit geschrieben, als das Gericht das Todesurtheil über sie aussprach.

Maria Stuart an den Herzog von Guise.

Wenn Gott und Sie nächst ihm es jetzt nicht möglich machen können, ihrer armen Muhme beizustehen, so ist es um sie geschehen. Der Ueberbringer dieses wird Ihnen sagen, wie ich nebst meinen beiden Geheimschreibern hier behandelt werde. Um Gottes willen, kommen Sie ihnen zu Hülfe, und retten Sie, wenn es Ihnen möglich ist. Man will uns beschuldigen, daß wir den Staat haben beunruhigen wollen und Verschwörungen wider das Leben dieser Königin angestiftet oder darein gewilligt haben; ich habe ihnen aber geantwortet, wie es die Wahrheit ist, daß ich nicht das Geringste davon weiß. — Lassen Sie Gott für mich bitten; sorgen Sie dafür, daß mein Körper von hier weggebracht und in heil'ger Erde begraben werde, und haben Sie Mitleiden mit meinen armen, aus ihrem Lohn gesetzten Bedienten; denn es ist mir hier Alles genommen worden und ich halte mich auf Gift oder eine andere geheime Todesart gefaßt. — Doch werde ich deswegen den Muth nicht sinken lassen, in der Hoffnung, Derjenige, der mich in der Religion, in der ich erzogen bin, hat geboren werden lassen, werde mir die Gnade erweisen, daß ich für seine Sache sterben darf, welches die einzige Ehre ist, die ich in dieser Welt wünsche, um durch dieses Mittel der Barmherzigkeit Gottes in der andern Welt gewiß zu sein. Ich wünschte, daß mein Leichnam zu Rheims neben meiner guten seligen Mutter und mein Herz neben dem verstorbenen durchlauchtigen Könige ruhen möchte. — Adieu, mein guter Vetter! Gott erhalte Sie in seinem Dienste, wie auch alle die Unsrigen, und erweise mir seine Gnade in dieser und seine Barmherzigkeit in jener Welt. Ihre gute Muhme, Maria.

Den zweiten Brief an den Herzog von Guise schrieb Maria einen Monat später, am 24. November 1586.

Maria Stuart an den Herzog von Guise.

Mein guter Vetter, außer dem mir Keiner auf dieser Welt so werth ist, ich sage Ihnen Lebewohl, indem ich nun bald nach einem ungerechten Urtheil den Tod leiden werde, so wie ihn noch nie Jemand aus unserer Fa-

Auch an Elisabeth schrieb sie, und bat sie, „um Gottes und Jesu Christi willen, ihr die Versicherung zu geben, daß ihre Diener bei ihrer Hinrichtung zugegen sein, und daß nach ihrem Tode ihr Körper in Frankreich in heilige Erde solle begraben werden." Sie beschwor Elisabeth um die Bewilligung dieser und einiger anderer kleiner Gefälligkeiten bei ihrer nahen Verwandtschaft, bei der Seele und dem Andenken Heinrichs VIII., ihres gemeinschaftlichen Vorfahren, und bei der königlichen Würde, an welcher sie Beide gleichen Antheil hätten. Elisabeth — gab ihr keine Antwort darauf, vielleicht weil ihr der Brief nicht übergeben worden war.

Sobald die Verurtheilung der Königin von Schottland bekannt wurde, machten auswärtige Monarchen der Elisabeth die dringendsten Vorstellungen. Namentlich verwandten sich der König von Frankreich, Heinrich III., und Maria's Sohn, Jacob VI. von Schottland, für Maria. Gewiß machten diese Verwendungen zweier Könige, die Elisabeth zu schonen hatte, auf dieselbe Eindruck. Aber auch die Erinnerung an ihre durch das Henkersbeil ihr entrissene Mutter mußte sie zur Milde und zur Vermeidung des Aeußersten stimmen. Auf der andern Seite sah sie, so lange ihre Feindin lebte, kein Ende ihrer Sorgen und ihrer Gefahr, und die neue Verschwörung der Katholiken gegen ihr

milie, am wenigsten eine Person von meinem Range, erlitten hat. Aber, mein guter Vetter, danken Sie Gott dafür; denn ich war in dem Zustande, in welchem ich mich befand, für die Welt und die Sache Gottes und seiner Kirche unnütz, und ich hoffe, mein Tod werde meine Standhaftigkeit im Glauben und meine Bereitwilligkeit, für die Aufrechthaltung und Wiederherstellung der katholischen Religion auf dieser unglücklichen Insel zu sterben, beweisen. Und obgleich noch Niemand von unserm Geblüte unter dem Beile des Henkers gestorben ist, so schämen Sie sich deswegen nicht, mein Freund; denn das von Feinden der Kirche ausgesprochene Urtheil, wozu sie in Absicht auf mich, als eine freie Königin, gar keine Befugniß haben, ist vor Gott den Kindern seiner Kirche vortheilhaft. — Gott wolle Ihre Gemahlin, Ihre Kinder, Brüder und Vettern und besonders unser Haupt, meinen guten Bruder und Vetter, und alle die Seinigen erhalten. Der Segen Gottes und der Segen, den ich meinen Kindern geben würde, sei über den Ihrigen. Sie werden Geschenke von mir zum Andenken erhalten, um Sie zu erinnern, daß Sie für die Seele Ihrer armen Muhme bitten lassen, welche von allem menschlichen Trost und Beistand verlassen, sich bloß auf Gott allein verläßt."
Heinrich von Guise wurde ein Jahr nach Maria's Tode ermordet.

Leben, welcher der französische Gesandte nicht fremd gewesen zu sein scheint, erhielt sie in beständiger Aufregung. Dazu kam, daß das Volk und das Parlament sich für die Hinrichtung Maria's deutlich ausgesprochen hatten. Wir müssen uns daher ihren Gemüthszustand als sehr peinlich vorstellen, und ihr Benehmen zeigte deutlich, daß sie zu keinem Entschluß kommen konnte. Man sah sie oft allein und nachdenkend, bald schweigend, bald halbverständliche Reden bei sich murmelnd. Endlich ließ sie ihren Secretär Davison (Devisen) rufen und befahl ihm, einen Befehl zur Hinrichtung der Königin aufzusetzen, um auf den Fall, wenn wieder ein Versuch, Maria zu befreien, gemacht würde, oder fremde Truppen landeten, davon Gebrauch zu machen. Sie unterschrieb ihn und befahl dem Davison, von dem Kanzler das Siegel darunter drücken zu lassen. Am folgenden Tage ließ sie ihm sagen, die Vollziehung noch aufzuschieben, und als Davison ihr meldete, daß das Siegel bereits darunter wäre, schien sie etwas unwillig, ohne aber sich deutlich zu erklären. Der Secretär, der noch unerfahren in diesen Geschäften war, wußte nicht, wie er das verstehen sollte, und fragte die Mitglieder des geheimen Raths, was zu thun sei. Diese versicherten, es sei die Absicht Elisabeth's, das Urtheil vollstrecken zu lassen, versprachen, die ganze Verantwortung zu übernehmen, und schickten es sogleich an die Grafen von Shrewsbury (sprich Schrusbĕri) und Kent, um die Anstalten zur Hinrichtung zu treffen.

Beide Grafen begaben sich unverzüglich am 6. (16.) Februar 1587 nach Fotheringhay, und sagten Maria, sie möchte sich zum folgenden Morgen um 8 Uhr zum Tode fertig halten. Sie schien über diese Nachricht mehr verwundert als erschrocken, und sagte mit heiterm Gesichte: sie glaube nicht, daß Elisabeth in ihren Tod gewilligt habe, da sie nicht unter den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit Englands stehe. „Wenn es aber ihr Wille ist," fügte sie hinzu, „so soll der Tod, der alle meine Leiden beendigt, mir sehr willkommen sein. Ich kann auch die Seele der Seligkeit des Himmels nicht für würdig halten, die ihren Körper unter den Schrecken des Todesganges nicht aufzurichten vermag." Darauf bat sie die beiden Grafen, einigen ihrer Bedienten und ihrem Beichtvater zu erlauben, die letzten Stunden ihres Lebens bei ihr zuzubringen; jene schlugen aber die Bitte

ab und meinten, es sei gegen ihr Gewissen, ihr darin gefällig zu sein; dagegen wollten sie den Dr. Fletcher, Dechant von Peterborough, einen Mann von großer Gelehrsamkeit, schicken, der sie in den Lehren der englischen Kirche unterrichten solle. Doch dies verbat sie sich und betheuerte nochmals bei dem Evangelium, daß sie an der Verschwörung gegen Elisabeth unschuldig wäre, und nie um Babington's sträfliche Entwürfe gewußt hätte. Uebrigens verließe sie sich auf Gott, der ihre Unschuld dereinst ans Licht bringen würde. Bei dem Allen blieb sie ruhig und zeigte keine Spur von Todesfurcht; sie verlangte früher als gewöhnlich zu Abend zu essen, damit sie vor Ende der Nacht ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen könnte. Sie tröstete Die, welche um sie waren, und setzte sich dann mit ihrem Arzte zu Tische. Sie rief alle ihre Bedienten und trank auf ihr ferneres Wohlergehen. Alle zerflossen in Thränen, fielen ihr zu Füßen und baten sie schluchzend um Verzeihung ihrer Fehler und um ihren Segen. Maria bat von ihrer Seite um Vergebung wegen der Demüthigungen, die sie von ihr erfahren haben möchten, wenn ihre so oft gereizte Empfindlichkeit sie manchmal ungehalten gemacht habe. Alle Anwesende unterbrachen diesen rührenden Abschied durch lautes Weinen.

Nach dem Essen setzte sie sich zum Schreiben. Zuerst schrieb sie an ihren Beichtvater, der in demselben Schlosse wohnte, aber nicht zu ihr gelassen wurde, und bat ihn, nachdem sie ihm ihre Sündhaftigkeit gebeichtet hatte, um Absolution. Er möchte doch — fuhr sie fort — diese Nacht für sie wachen und beten und ihr die passendsten Gebete anzeigen. Dann schrieb sie eigenhändig und ohne anzuhalten ihr Testament, in welchem sie keinen ihrer Bedienten vergaß. Auch an den König von Frankreich, Heinrich III., schrieb sie einen Brief, in welchem sie ihm ihre Diener zur Versorgung empfahl, ihm Gesundheit und ein langes Leben wünschte und um Gründung einer jährlichen Seelenmesse bat. Sie unterzeichnete diesen Brief um 2 Uhr nach Mitternacht. Sie theilte darauf die wenigen ihr noch übriggelassenen Kostbarkeiten unter ihre Diener aus, und gab ihnen zugleich den Brief an den König von Frankreich, so wie einen an den Herzog von Guise mit. Nun legte sie sich zur Ruhe, und schlief vier Stunden lang recht sanft. Dann stand sie auf und brachte die wenigen Stunden

bis zu ihrem Tode mit Gebet zu; sie genoß auch eine Hostie, welche der Papst geweiht und einst ihr zugeschickt, sie aber bis zu diesem Augenblicke aufbewahrt hatte. Als die achte Stunde nahte, zog sie, ohne sich bedienen zu lassen, ein Kleid von Sammet und Seide, wie zu einem Festtage, an. Die übrigen Kleider hatte sie Abends vorher mit vertheilt. „Gern," sprach sie, „hätte ich Euch auch dies Kleid, das reichste von allen, gelassen; aber Maria Stuart muß auf ihrem letzten Gange anständig erscheinen." Darauf bedeckte sie sich mit einem weißen Schleier, der bis auf die Füße herabwallte.

Um 8 Uhr Morgens (7. oder 17. Febr. 1587) trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer und zeigte ihr an, daß die Stunde da sei. „Ich bin bereit," antwortete Maria. Noch einmal sagte sie ihren Dienern Lebewohl und ging, gestützt auf zwei Bedienten ihres Hauses, mit bescheidenem, aber majestätischem Anstande durch die an ihr Zimmer stoßende Halle. Hier fand sie die beiden Grafen, ihren Hüter und andere Staatspersonen. Auch ihr Haushofmeister Melvil stand hier. Er warf sich ihr zu Füßen, rang die Hände und rief, von unnennbarem Schmerze ergriffen: „O wie unglücklich bin ich! Wer war je vor mir Ueberbringer so betrübter Botschaft, wie ich jetzt überbringen muß, wenn ich in mein Vaterland zurückkehren und erzählen werde, daß ich meine gnädige Königin und Gebieterin in England enthaupten sah?" Die Thränen erstickten seine fernere Rede. „Höre auf, getreuer Diener," antwortete Maria tief gerührt, „höre auf zu weinen. Freue dich vielmehr, daß nun Maria's Leiden sich enden. Sage meinen Unterthanen, daß ich, ohne in meiner Religion zu wanken, und unverändert in meiner Ergebenheit für Frankreich und Schottland, sterbe. Der Himmel verzeihe Denen, die meinen Tod verlangt, die nach meinem Blute gedürstet haben. Gott!" rief sie aus, „du weißt, wie sehr ich das gute Vernehmen zwischen Schottland und England gewünscht, wie sehr ich gewünscht habe, die Quellen so vieler Zwistigkeiten zu verstopfen. Melvil," fuhr sie ruhiger fort, „empfiehl mich meinem Sohne; sage ihm, daß ich, ungeachtet aller meiner Leiden, nichts gethan habe, was dem Staate und dem Königreiche Schottland Nachtheil bringen könnte." Bei diesen Worten rollten ihr Thränen aus den Augen; sie beugte sich über ihn und küßte ihn.

„So lebe denn wohl, guter Melvil," setzte sie hinzu, „lebe wohl! Noch einmal, lebe wohl, guter Melvil! Bete für deine Königin!"

Sie bat darauf die Grafen, welche die Aufsicht bei der Hinrichtung hatten, dem Melvil, ihrem Arzte, ihrem Wundarzte und ihrem Apotheker zu erlauben, bei ihrem Tode gegenwärtig zu sein, „damit ihre Augen sähen und ihre Herzen zeugten, wie geduldig ihre Königin ihre Hinrichtung leiden könnte und wie standhaft sie in ihrer Anhänglichkeit an ihren Glauben beharrte." Aber der Graf von Kent war hart genug, es ihr abzuschlagen, unter dem Vorwande, diese Leute möchten durch Weinen und Geschrei die nöthige Stille unterbrechen; auch besorgte er, sie möchten abergläubische Gebräuche ausüben, etwa ihre Schnupftücher in ihr Blut tauchen. „Mylord," sagte Maria mit sanftem Tone, „ich gebe Euch mein Wort, obschon es nur todt ist, daß sie keinen Vorwurf wegen einer der Handlungen verdienen sollen, die Ihr genannt habt. Aber ach! die armen Seelen! es würde ihnen ein großer Trost sein, ihrer Gebieterin Lebewohl zu sagen. Und ich hoffe," setzte sie hinzu, „Euere Gebieterin wird als eine jungfräuliche Königin in Betracht der weiblichen Sittsamkeit es gut heißen, daß ich bei meinem Tode einige meiner eigenen Leute um mich habe." Da aber dennoch Kent auf seiner Weigerung beharrte, erhob sich noch einmal ihr königliches Selbstgefühl; sie warf einen gebietenden Blick auf den Grafen und sprach mit erhobenem Tone: „Ich bin die Base Eurer Königin und aus dem königlichen Geblüte Heinrich's VIII. entsprossen, eine vermählte Königin von Frankreich und eine gesalbte Königin von Schottland." Weiter wagte Kent den Widerstand nicht zu treiben, und willigte endlich darein, daß sie einige ihrer Leute mit sich nehmen durfte. Sie wählte vier männliche und zwei weibliche Bedienten.

So trat sie in die schwarz ausgeschlagene Halle, aus deren Mitte das Blutgerüst sich erhob, auf welchem zwei Scharfrichter sie erwarteten. Ohne die Miene zu verändern, sah sie die Anstalten zur Hinrichtung. Die ganze Halle war mit Zuschauern erfüllt, Alle tief gerührt, indem sie ihre königliche Würde, ihre Standhaftigkeit sahen, und den Wechsel des Geschickes betrachteten, das diese einst mächtige Königin von Frankreich und Schottland

auf das Blutgerüst führte. Aller Augen waren auf sie allein geheftet, und ein tiefes Schweigen hielt alle Zungen gefesselt. Als sie mit festem Schritte das Blutgerüst bestiegen hatte, wurde ihr nochmals der Befehl zur Hinrichtung vorgelesen. Still und nachlässig hörte sie zu; als nun aber der Dechant von Peterborough auftrat und sie ermahnte, ihren irrigen Glauben abzuschwören, bat sie ihn mehrmals, von seinem unnützen Bemühen abzustehen; denn sie sei fest entschlossen, auf den Glauben ihrer Väter zu sterben, in welchem sie bisher gelebt hätte. Dann fiel sie auf die Knie nieder, betete leise, und sprach darauf laut einige Gebete in englischer Sprache, für die bedrängte Kirche, für das Ende ihres eigenen Jammers, für ihren Sohn und für die Königin Elisabeth, und bat Gott, diese Fürstin lange beglückt zu erhalten und sie zu seinem Dienste zu gebrauchen. Es zeigte wenig Gefühl von Seiten Kent's, ihr den Gebrauch des Crucifixes zu verweisen und es eine päpstliche Betrügerei zu nennen; er ermahnte sie, Christum im Herzen und nicht in den Händen zu haben. „O!" erwiderte Maria, „wie könnte man das Bild des Heilandes berühren, ohne daß das Herz von innigster Rührung durchdrungen würde?"

Als Maria Anstalt machte, ihr Kleid abzulegen, traten die Scharfrichter hinzu, ihr behülflich zu sein. Lächelnd wies sie dieselben zurück; sie sei nicht gewohnt, sich von solchen Aufwärtern bedienen zu lassen. Dann umarmte sie ihre Frauen, wandte sich gegen ihre Bedienten und sagte ihnen Lebewohl. Diese guten Leute fingen, da sie den Augenblick der Hinrichtung kommen sahen, laut an zu jammern; sie aber legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß sie sich bezwingen möchten. Selbst die rohe Natur der Scharfrichter war von der Hoheit der Verurtheilten gerührt, und sie baten dieselbe wegen der Vollziehung des Befehls um Verzeihung. „Ich verzeihe," sagte Maria mit fester Stimme, „Allen, die meinen Tod gewünscht und bewirkt haben; ich betheure, daß ich nie nach der Gewalt, noch nach dem Leben Elisabeth's getrachtet, daß ich absichtlich nichts gethan habe, was Tadel verdient, wenn mir anders nicht meine Religion zum Verbrechen gemacht werden soll." Nachdem sie ihre Dienerschaft eingesegnet und sie gebeten hatte, für sie zu beten, ließ sie sich von einer ihrer Frauen die Augen verbinden, legte

das Haupt selbst auf den Block und sprach: „O mein Gott, laß mich nicht zu Schanden werden.“ Ihr Gebet währte noch einen Augenblick; dann sagte sie laut: „Mein Gott, ich befehle dir meinen Geist.“ Mit Mühe hatte der Scharfrichter, den der Anblick der liebenswürdigen Königin außer Fassung gebracht hatte, sich indessen wieder gesammelt; aber erst mit dem dritten Hiebe wurde das Haupt vom Körper getrennt. Alle Zuschauer waren tief erschüttert; nur der Dechant rief: „So müssen alle Feinde der Königin Elisabeth untergehen!“ und nur der einzige Kent antwortete: „Amen!“ In Thränen gebadet, warfen sich die Frauen der Entseelten vor ihrem bisherigen Hüter auf die Knie und baten flehentlich um die Erlaubniß, den Leichnam waschen und ankleiden zu dürfen; Alles, was sie besaßen, boten sie ihm für diese Vergünstigung an. Aber mit Roheit stieß man sie zurück und überließ den Scharfrichtern die Besorgung des Leichnams, die ihn in den anstoßenden Saal trugen, und mit einem alten Tuche, welches auf eine Billardtafel gehörte, zudeckten.

So endete Maria Stuart im 45. Jahre ihres Alters und im 19. einer herben Gefangenschaft. Bei vielem Geist und hinreißender Liebenswürdigkeit fehlte ihr das Talent zu herrschen, durch welches allein sie ihre rohen Unterthanen hätte zügeln und ihrer Nachbarin Elisabeth Ehrfurcht gebieten können. Sie fiel als ein Opfer ihres jugendlichen Leichtsinns und der Heuchelei, die ein Hauptzug ihres Charakters gewesen war.

Elisabeth, als sie die Nachricht von der Hinrichtung Maria's erhielt, schien vor Bestürzung nicht sprechen zu können, stand wie versteinert da und brach, als ihr Kummer Luft bekam, in Weinen und Wehklagen aus. Denn wenn auch durch Maria's Tod ihr Herz von einer großen Last befreit wurde, so mußte sie sich doch sagen, daß sie vor ganz Europa als die Urheberin der That erscheinen würde, und demnach ist wohl zu glauben, daß ihre Bestürzung und ihr Zorn nicht erheuchelt war. An Maria's Sohn, Jacob, schrieb sie: sie wünsche, daß er den unaussprechlichen Gram kennen möchte, den sie wegen dieses traurigen Ereignisses fühle, welches ganz ohne ihr Wissen und Willen sich zugetragen hätte. Davison wurde ins Gefängniß geworfen und zu einer Strafe von 10,000 Pfund verurtheilt, wodurch er um sein ganzes Vermögen kam. Dennoch war Jacob außer sich

vor Kummer und Zorn, und wollte durchaus mit den Waffen den Tod seiner Mutter rächen; nur mit Mühe gelang es Elisabeth, ihn nach und nach zu besänftigen.

Nun erst fing Elisabeth recht an zu leben, da sie der Furcht vor Maria überhoben war. Ungestört konnte sie sich nun der Sorge für ihr Land überlassen, und wirklich hat sich auch seit jener Zeit England erst recht gehoben. Vorzüglich fing auch unter ihr erst der englische Handel an zu blühen. Unter ihr lebten die trefflichen Seemänner, Walther Raleigh (sprich Reli), Franz Drake (sprich Dräke) und Thomas Cavendish (sprich Cävĕndisch). Drake war der erste Engländer, der eine Reise um die Welt machte, d. h. der die Erde umschiffte. In drei Jahren hatte er die große Reise vollendet, und als er (1580), mit Reichthümern beladen, zurückkehrte, besuchte ihn Elisabeth, die seltenes Verdienst gern ehrte, auf seinem Schiffe, hielt dort ein Mittagsmahl und schlug ihn eigenhändig zum Ritter. Er ist als Verpflanzer des Tabacks und der Kartoffeln nach Europa besonders merkwürdig. — Cavendish, ein nicht weniger kühner Seemann, befuhr mit drei kleinen Schiffen das Südmeer und that dort den Spaniern unendlichen Abbruch. Er nahm ihnen 19 zum Theil reich beladene Schiffe ab und hielt, als er mit reicher Beute (1586) zurückkehrte, einen feierlichen Einzug die Themse hinauf. Seine Matrosen und Soldaten waren in Seide gekleidet, seine Segel von Damast, und seine Beute wurde für die reichste gehalten, die je nach England war gebracht worden. Den größten Dienst erwies aber Drake seiner Königin, als er die große Armada, welche Philipp von Spanien (1588) gegen England ausgerüstet hatte, zerstören half. Er war zwar nicht Oberbefehlshaber der englischen gegen die Armada ausgesandten Flotte, nahm aber thätigen Antheil daran.

Philipp von Spanien war aus mehrern Ursachen gegen Elisabeth aufgebracht, und beschloß, eine Landung in England zu versuchen. Der Papst (Sixtus V.) hatte die ketzerische Königin dazu in den Bann gethan, weil „kein Ketzer ein Recht habe, über Rechtgläubige zu regieren" (!), und dem Philipp England geschenkt — wenn er es nämlich erobern könnte. Dazu rüstete Philipp eine ungeheuere Flotte aus, wie man früher noch nie eine gesehen hatte, ließ Schiffe von ungeheuerer Größe bauen und

nannte die Flotte die unüberwindliche Flotte oder Armada. Hochmuth kommt vor dem Fall, das hat die Geschichte schon oft gelehrt; das Schicksal der Armada gab auch ein Beispiel dazu. Bei dem Allen war der Elisabeth bei diesen Rüstungen nicht wohl zu Muthe. Schiffe hatte sie fast gar nicht, und mußte daher den Kaufleuten erst viele abmiethen. Ob die Engländer zur See gegen die versuchten Spanier bestehen würden, war auch noch eine Frage, und erst zu Lande gab es damals keine bessern Soldaten als die spanischen. Aber in solchen mißlichen Lagen zeigte gerade Elisabeth ihre Größe. Dann schien sie eine ganz andere Frau zu sein, als die eitle, furchtsame und gehässige, wie sie sich in der Geschichte der Maria Stuart zeigte. Sie war jetzt ganz Thätigkeit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Hierhin und dorthin stellte sie Soldatenhaufen auf, bemannte die Schiffe, sah nach Allem selbst, und zeigte hier ganz, daß sie zum Herrschen geboren sei. So erschien sie eines Tages selbst im Lager. Auf einem edeln Streitrosse, einen Marschallsstab in der Hand, einen Brustharnisch von polirtem Stahl über dem prachtvollen Anzug, einen Pagen hinter sich, der den weißbefiederten Helm trug, ritt sie mit entblößtem Haupte von Glied zu Glied. Der Muth strahlte aus ihren Augen; ihr Anstand zeigte, daß sie die Königin war, und als das laute Hurrahgeschrei der jauchzenden Soldaten schwieg, hielt sie eine Rede an sie, durch welche der Muth dieser Leute bis zur Kampflust gesteigert wurde.

Endlich erschien die Armada im Kanal, geführt vom Herzoge von Medina Sidonia, und fuhr mit stolz aufgeschwellten Segeln bei Englands Küste vorüber. Aber schnell brachen die vielen kleinern englischen Schiffe hervor, fielen die hintersten Schiffe an, schnitten sie ab, versenkten einige, und führten andere im Triumphe davon. Dazu kam ein entsetzlicher Sturm, der die unbehülflichen Schiffe schrecklich umherwarf. Viele gingen unter; der Ueberrest wagte nicht zu landen, und kam in einem ganz zerrütteten Zustand wieder nach Hause. Dem Herzoge war mit Recht für seinen Kopf bange, denn Philipp war nicht der Mann, der Entschuldigungen anzuhören pflegte. Aber als Sidonia vor allen Hofleuten sich vor ihm auf die Knie warf und einige Entschuldigung herstammelte, winkte ihm Philipp aufzustehen,

und sprach: „Ich habe Euch gegen Menschen, nicht aber gegen Stürme und Wellen geschickt. Steht auf!“

Elisabeth, die nie ohne Günstlinge hatte leben können, hatte deren auch im Alter. Der berühmteste darunter ist der Graf von Essex wegen seines unglücklichen, obgleich wohlverdienten Schicksals. Er war aus einem alten Hause und wurde in der Blüthe seiner Jahre von dem Glücke ausnehmend begünstigt. Ohne sich durch Talente besonders auszuzeichnen, gelang es ihm, die Gunst der Königin in solchem Grade zu erhalten, daß er sie völlig beherrschte. Aber auf die höchste Stufe des Glücks erhoben, bemeisterte sich seiner eine unselige Verblendung, die ihn tiefer hinabstürzte als er sich erhoben hatte, und so machte er den Ausspruch wahr, daß es schwerer sei, glücklich, als unglücklich zu sein. Sobald er bei Hofe erschienen war, machte ihn seine Schönheit und sein feines verbindliches Wesen bald zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Auch Elisabeth bemerkte ihn bald und beehrte ihn mit ihrer vorzüglichen Gunst. Folgender Vorfall soll ihm zuerst ihre Gnade verschafft haben: Als Elisabeth mit ihrem Gefolge, unter welchem sich auch Essex befand, einmal einen Spaziergang machte und an eine Stelle kam, über die sie nicht hingehen konnte, ohne sich die Schuhe zu beschmutzen, sprang Essex vor und breitete, ohne sich zu bedenken, seinen sammtnen goldgestickten Mantel über die unreine Stelle. Elisabeth wurde durch diese ungemeine Galanterie ebenso gerührt, als durch seinen dabei gezeigten edeln Anstand betroffen, und da Essex ihre schwache Seite, die Eitelkeit, berührt hatte, so wandte sie ihm von der Zeit an ihre vorzügliche Gunst zu *). Essex hätte weniger lebhaft und ehrgeizig sein müssen, wenn ihn diese Auszeichnung nicht hätte übermüthig machen sollen, und wenig fehlte, daß er nicht schon vor seiner Verschwörung gegen Elisabeth durch seinen Trotz ihre Gnade verloren hätte. Einmal hatte Elisabeth ihren Staatsrath versammelt und forderte die Räthe einzeln auf, ihr Rath zu ertheilen. Als die Reihe an Essex kam, vergaß er sich in der Hitze des Streites, weil er eine andere Meinung als die Königin hatte, so, daß er ihr nicht nur unan-

*) Dasselbe wird auch von Walther Raleigh, dem kühnen Seefahrer, erzählt.

ständig widersprach, sondern ihr gar verächtlich den Rücken zudrehte. Reizbar, wie Elisabeth war, fuhr sie heftig auf und eine rasche Ohrfeige strafte die Ungebühr des Grafen, der aber, statt dadurch von seiner Verblendung zurückzukommen und um Verzeihung zu bitten, die Hand trotzig an den Degen legte und stolz ausrief, er würde eine solche Behandlung selbst von Heinrich VIII. nicht geduldet haben. Und wer weiß, wie weit der Zorn noch Beide geführt haben würde, hätten seine Freunde sich nicht zwischen ihn und Elisabeth geworfen. Voll Unwillen verließ Essex den Hof und wies jede Ermahnung, der Königin seine Unbesonnenheit abzubitten, mit Uebermuth zurück. Elisabeth dachte edler. Nachdem der Rausch des Zorns verflogen war, vergab sie ihm und schenkte ihm aufs neue ihre Gunst.

Schon im folgenden Jahre hatte Elisabeth Gelegenheit, ihm diese durch eine öffentliche Anerkennung zu beweisen. In Irland waren Unruhen ausgebrochen, und ein recht umsichtiger Mann wäre nöthig gewesen, sie zu dämpfen. Aber Elisabeth sah nun einmal in ihrem Günstlinge alle mögliche Talente und Tugenden, die kein Anderer an ihm fand; kurz, Essex wurde zum Vicekönig von Irland ernannt. Eine herrliche Armee wurde mit großen Kosten ausgerüstet; Essex ging nach Irland ab, und Jedermann erwartete nun bald von seinen großen Thaten zu hören, da er die Unternehmungen seiner Vorgänger zu tadeln so herrlich verstanden hatte. Aber es ging dem Essex wie Vielen, *die an Allem, was Andere machen, etwas zu tadeln finden, aber es selbst nicht besser machen können.* Er richtete durchaus nichts aus, und Elisabeth war sehr ungehalten, da sie alle große, auf diese Unternehmung gewandte Kosten weggeworfen sah. Kaum erfuhr aber Essex die Ungnade seiner Gebieterin und den Eifer seiner Feinde, ihren Zorn noch mehr anzuschüren, als er gegen den ausdrücklichen Befehl Elisabeth's das Heer verließ, nach London eilte, mit Staub und Schmutz noch bedeckt, in das Zimmer der Königin stürzte und sie auf den Knien um Verzeihung anflehte. Sein Anblick hatte sie so überrascht und alle vorige Empfindungen der Zuneigung wieder so aufgeregt, daß sie ihn freundlich aufnahm; aber kaum hatte er ihr Zimmer verlassen, als sie sich sagte, daß er so leicht doch nicht wegkommen dürfe und eine Strafe verdient habe. Sie verbot ihm, ihr

vor die Augen zu kommen, ließ ihn festsetzen und von ihren Ministern verhören. So viel Trotz er früher gezeigt hatte, mit so viel Demuth unterwarf er sich jetzt jeder Verfügung der Königin. Er schrieb die demüthigsten Briefe an sie, bezeugte die lebhafteste Reue und bat nur, ihm zu erlauben, ihr wieder dienen zu dürfen. Manchmal brach bei diesen Gesinnungen der Königin das Herz; aber theils immer neue Nachrichten von seiner schlechten Verwaltung in Irland, theils das Vorgeben seiner Feinde, daß er noch lange nicht gedemüthigt genug sei, hielten den Ausbruch der königlichen Gnade noch immer zurück. Essex hatte bisher den sehr einträglichen Alleinhandel mit süßen Weinen gehabt. Jetzt war die Zeit um, und Essex bat Elisabeth, ihm diese Vergünstigung zu verlängern. Er hatte bei sich beschlossen, die Entscheidung der Königin solle über seine Hoffnungen entscheiden, ob er je wieder zu Gnade angenommen oder für immer verworfen werden würde. Hätte er gewußt, daß dies die letzte Prüfung sein sollte, die ihm Elisabeth auflegte, — gewiß, er würde sich von seiner Hoffnungslosigkeit nicht zum Majestätsverbrechen haben hinreißen lassen. Kurz, Elisabeth schlug ihm seine Bitte mit den Worten ab: „Einem unbändigen Thiere müsse man sein Futter verkürzen."

Das hatte Essex nicht erwartet. Lange genug, meinte er, habe er seinen Stolz unterdrückt, jede Demüthigung willig ertragen. Er warf jeden Schein der Mäßigung und Ehrerbietung ab und ließ seiner natürlichen Heftigkeit ganz den Zügel schießen. Durch Gastfreiheit und Freundlichkeit suchte er die Zahl seiner Freunde unter dem Volke zu vermehren. Ueber Elisabeth stieß er die beleidigendsten Reden aus. Er nannte sie ein altes Weib, das so krumm an der Seele wie am Körper sei. Das wurde der Königin getreulich hinterbracht, und diese kannte sich kaum vor Wuth; denn nichts konnte sie mehr aufbringen, als Beleidigungen ihrer Eitelkeit, und noch jetzt, obgleich nahe am 70. Jahre, hörte sie es mit großem Wohlgefallen, wenn man von ihrer Schönheit sich bezaubert stellte, sie in jedem Liebreiz mit der Venus, auf der Jagd mit der Diana und im Gesange mit Orpheus verglich. Ihre Hofleute, welche diese Schwachheit kannten, sprachen daher jederzeit im Tone der Leidenschaft und Bezauberung zu ihr, und glaubten sich für diesen Zwang dadurch

schadlos halten zu können, daß sie hinter ihrem Rücken sie auslachten. Eine lehrreiche Warnung für weibliche Eitelkeit!

Essex ging noch weiter. Er ließ sich in eine Verbindung mit Jacob VI. von Schottland ein und entwarf mit einem Haufen anderer unruhiger Köpfe eine Verschwörung gegen Elisabeth. Er zog mit ihnen nach London, rief das Volk in den Straßen zur Beihülfe auf; Alle gafften ihn voll Neugier an, aber nur Wenige wollten für ihn zu den Waffen greifen. Er hatte gehofft, das ganze Volk würde für ihn sich gegen Elisabeth erheben; da er nun das Gegentheil sah, sank ihm und seinen Begleitern der Muth. Nachdem einer nach dem andern sich fortgemacht hatte, sah er auch keine andere Rettung als in der Flucht. Er warf sich in sein Haus, wo er, von Allen verlassen, sich auf Gnade und Ungnade der Wache, die Elisabeth gegen ihn ausgeschickt hatte, ergeben mußte. Sein Verbrechen lag zu sehr am Tage, als daß er diesmal der Verurtheilung entgehen konnte; alle Richter sprachen das Todesurtheil über ihn aus. Und Elisabeth? — Ihr Zustand war diesmal wirklich bemitleidenswerth. Lange wurde sie von der größten Unentschlossenheit umhergeworfen; in ihrer Seele kämpften unaufhörlich Haß und Liebe, gekränkter Stolz und Mitleid, die Pflicht, ein solches Verbrechen streng zu ahnden, und der Wunsch, ihren Liebling nicht ganz sinken zu lassen. Bald unterzeichnete sie den Befehl zur Hinrichtung, bald widerrief sie ihn. Wenn er sie nur wenigstens um Gnade bäte, meinte sie, so würde sie ihm wohl vergeben. Immer noch hoffte sie darauf; aber da keine demüthige Unterwerfung erfolgte, willigte sie endlich, in einem Anfalle von Erbitterung, in die Hinrichtung. Sie ging 1601 im Tower vor sich. Essex, erst 34 Jahre alt, starb mit tiefer Reue und mit dem Bekenntniß, seine Strafe verdient zu haben.

Zwei Jahre darauf verfiel die Königin in eine tiefe Schwermuth. Als Ursache giebt man eine traurige Entdeckung an, die ihr in Betreff des unglücklichen Essex gemacht worden war. In den Zeiten der höchsten Gunst hatte Essex der Königin einst sein Bedauern geäußert, daß die Gunst der Großen so unbeständig sei. Gerührt schenkte sie ihm damals einen Ring, mit dem Beifügen: er möchte auch noch so sehr in Ungnade fallen, so würde sie doch, sobald er ihr diesen Ring sendete, allen Groll fahren

lassen und ihm wieder Gehör geben. Sorfältig hatte Essex dieses wichtige Kleinod verwahrt und sich seiner in den mannichfachen Verlegenheiten seines Hoflebens nicht bedient, ihn immer für die äußerste Noth aufsparend. Als er aber zum Tode verurtheilt war und auch die letzte Hoffnung sank, nahm er zu ihm seine Zuflucht. Er überreichte ihn der Gräfin Nottingham (sprich Nattingäm), und bat sie, ihn der Königin einzuhändigen. Unglücklicherweise war der Gemahl der Gräfin ein Todfeind des Essex; er beredete sie daher, den Ring nicht abzugeben, und so erhielt Elisabeth keine Nachricht davon, wie sehnlich Essex auf das Wort der Gnade harrte. Erst als drei Jahre darauf die Gräfin auf dem Sterbebette lag und von ihrem Gewissen beunruhigt wurde, ließ sie die Königin um einen Besuch bitten, eröffnete ihr das Geheimniß und bat sie mit Thränen um Vergebung. Elisabeth war wie vom Donner gerührt. Als das Entsetzen ihr die Sprache wiedergab, brach sie in Wuth aus, schüttelte die sterbende Gräfin in ihrem Bette und schrie krampfhaft ihr zu: „Gott verzeihe Euch; ich aber vermag es nie!" So stürzte sie von ihr hinaus und überließ sich der trostlosesten Schwermuth. Sie verwarf allen Trost, wollte nicht essen und trinken, und warf sich winselnd zur Erde. Sprachlos, ihren Schmerz nur durch Stöhnen und Seufzen erleichternd, lag sie 10 Tage und 10 Nächte auf einem Teppich, den Kopf auf Kissen gelehnt, und kein Arzt konnte sie bereden, sich ins Bette zu legen, oder Arznei zu nehmen. Sichtlich näherte sich ihre Auflösung. Die Vornehmsten des Reichs traten zu ihr und fragten, wen sie zu ihrem Nachfolger bestimmte? Sie nannte mit schwacher Stimme Jacob VI. von Schottland, ihren nächsten Verwandten. Da der Erzbischof von Canterbury sie ermahnte, ihr Herz Gott zuzuwenden, antwortete sie, das thue sie schon und nicht im Geringsten entferne sich ihr Herz von ihm. Bald darauf verlor sie die Stimme; ihre Sinne schwanden; sie fiel in einen ohnmächtigen Schlummer, aus dem sie nicht wieder erwachte. Fast 70 Jahre hatte diese merkwürdige Frau gelebt und 45 Jahre meist mit Ruhm regiert. Hätte sie es vermocht, den Reizungen der Eitelkeit zu widerstehen, — sie würde zu den größten Frauen, welche einen Thron zierten, gezählt werden können. Sie starb 1603.

Unter Elisabeth lebte auch der berühmte Shakspeare

(sprich Schäkspier), der Verfasser so vieler unvergleichlichen dramatischen Dichtungen. Er war der Sohn eines Wollhändlers in einer kleinen englischen Stadt, und hatte anfangs dasselbe Geschäft getrieben, bis ihn ein Jugendstreich nöthigte, nach London zu flüchten, wo er als Schauspieler und Dichter auftrat. Seine Stücke sind auch ins Deutsche übersetzt, besonders von August Wilhelm Schlegel und Johann Heinrich Voß und seinen Söhnen.

Von Jacob I. (1603—25) ist nicht viel zu sagen. Finster und in sich gekehrt, war er nicht dazu gemacht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, die unwillkürlich einen ihm sehr ungünstigen Vergleich zwischen ihm und seiner Vorgängerin anstellten. Sein steifes Aeußere, seine pedantische Gelehrsamkeit und seine Peinlichkeit in allen Dingen, wo er Entschlossenheit hätte zeigen sollen, entzogen ihm durchaus die Volksgunst. Einer Begebenheit unter ihm muß erwähnt werden, die seine Regierung merkwürdig gemacht hat, der Pulververschwörung (1605).

Es hatten nämlich die Katholiken in England große Hoffnungen auf Jacob I., weil er der katholischen Maria Stuart Sohn war, gebaut. Diese Hoffnungen sahen sie aber nachher nicht erfüllt, und sie beschlossen, sich auf eine ausgezeichnete Weise an ihm zu rächen. Damit aber auch alle Die, von welchen die Gesetze gegen die Katholiken ausgegangen waren, vernichtet würden, so sollte das Parlament an dem Tage, an welchem der König es durch eine Rede, wie gewöhnlich, eröffnete, durch Pulver in die Luft gesprengt werden. Dann wollten sie sich der kleinen Tochter des Königs, Elisabeth (nachmals Gemahlin des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich's V.), bemächtigen und sie zur Königin ausrufen. Gesagt, gethan! Einer der Verschworenen, Piercy, miethete ein Haus neben dem Parlamentsgebäude, um durch seinen Keller in den dieses Gebäudes durchzubrechen. Allein dieser Mühe bedurfte es nicht einmal; denn der Keller des Parlamentshauses sollte gerade vermiethet werden und Piercy miethete ihn. Die Verschworenen gingen nun rasch ans Werk. Sechsunddreißig Tonnen Pulver werden hineingebracht und mit Reisern und Büschen wohl bedeckt; Alles ist schon bereitet, die Lunten liegen fertig und der Tag, an dem sich das Parlament versammeln soll, rückt heran. Zehn Tage vorher aber

erhielt Monteagle (sprich Montigel), ein Katholik, folgendes Billet von unbekannter Hand: „Mylord, aus Liebe, die ich für einige Ihrer Freunde habe, bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen also, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, einen Vorwand zu erfinden, um bei diesem Parlamente nicht erscheinen zu dürfen; denn Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu bestrafen. Verachten Sie diese Warnung nicht, sondern gehen Sie auf Ihr Landgut, wo sie den Ausgang ruhig abwarten können. Denn obgleich kein Aufruhr vorhanden zu sein scheint, so sage ich Ihnen doch, daß dieses Parlament einen schrecklichen Streich empfangen und doch nicht sehen wird, von wannen er kommt. Diesen Rath müssen Sie nicht verachten, weil er Ihnen nützen und nicht schaden kann; die Gefahr wird so geschwind sein, als Sie diesen Brief verbrennen."

Monteagle erschrak. Er begab sich zum Staatssecretair, und dieser zum Könige, und Alle waren der Meinung, daß die letzten Worte auf eine Pulverexplosion deuteten. Sogleich wurde eine Untersuchung der Parlamentshäuser anbefohlen. Graf Suffolk, der den Auftrag dazu erhält, verschiebt sie absichtlich bis auf den Tag vor der Zusammenkunft. Bei seinem Eintritte in den Keller findet er einen Menschen von verdächtigem Ansehen in einem Winkel stehen. Es war ein gewisser Fowkes (sprich Fauks), sonst Officier in spanischen Diensten, ein verwegener Kerl und Theilnehmer an der Verschwörung. Man findet bei ihm eine Menge Lunten, und als man die Reiser auseinanderwirft, entdeckt man die Vorräthe Pulver. Auf die Folter gebracht, gesteht er sein Verbrechen und nennt die Theilnehmer. Piercy und die andern Verschworenen, 80 an der Zahl, fliehen, von ihrem Gewissen verfolgt, nach Warwikshire (sprich Warikschier), verschanzen sich in einem Hause und werden von den Soldaten des Königs angegriffen. Während des Kampfes fängt das Pulver der Verschworenen Feuer und wirft krachend einen Theil derselben in die Luft; die Uebrigen werden gefangen und büßen auf dem Schaffote ihr Unternehmen. — Jacob starb 1625.

94. Heinrich IV. von Frankreich, 1589—1610.

Während der letzten 14 Jahre Elisabeth's regierte in Frankreich Heinrich IV., der beste König, welchen die Franzosen seit

Ludwig IX. gehabt hatten, und der noch jetzt bei ihnen in gesegnetem Andenken steht. Es ist derselbe, der bei der Erzählung der Bartholomäusnacht unter dem Namen Heinrich's von Navarra oder Bearn öfters erwähnt worden ist. Nachdem der dritte Sohn der bösen Katharina von Medicis, Heinrich III., 1589 in St. Cloud von einem Mönche (Clement) ermordet worden war, gab es in Frankreich keinen nähern Verwandten des nun ausgestorbenen Hauses Valois, als Heinrich von Navarra, das Haupt des Hauses Bourbon, das nun den französischen Thron bestieg. Aber — er war ein Hugenotte; Grund genug, daß die Franzosen ihn verabscheuten. Wollte er daher König von Frankreich werden, so mußte er sich die Krone erkämpfen. Er war jetzt 36 Jahre alt, in der Blüthe der Jahre, ein schöner, kraftvoller Mann, dessen Körper und Geist gleich gesund waren; dabei die Thätigkeit selbst, ein Feind der trägen Ruhe und des übermäßigen Schlafes. Seine Mutter war Johanna von Navarra, die kurz vor der pariser Bluthochzeit so plötzlich gestorben war. So würdig er nun auch der Krone war, so mußte er doch fünf schwere Jahre Krieg führen, ehe er Paris gewann und die Franzosen nur einigermaßen mit sich versöhnte. Seine Feinde, unter denen die Familie der Guisen obenan stand, deren Haupt damals der Bruder des Heinrich von Guise, der Herzog von Mayenne, waren so erbittert auf ihn, daß sie gar die Spanier ins Land riefen, um ihm nur widerstehen zu können. Dennoch konnten sie dem tapfern Heinrich nichts anhaben, der sie überall schlug, wo sie nur auf ihn trafen. Einmal fragten ihn seine Officiere vor einer Schlacht (bei Ivry, in der Nähe von Paris), wohin man sich zurückziehen sollte, wenn die Schlacht verloren ginge? Da antwortete er: „Unser Abzug geht nur über das Schlachtfeld!“ Und nachdem er seine Soldaten geordnet hatte, und so viele Tausend Menschen beisammen sah, meist von einem Volke, die im Begriff waren, sich gegenseitig zu morden, rührte ihn dieser Gedanke und er sprach mit gen Himmel gehobenen Händen: „Du, Herr, dessen göttliche Blicke durch alle Verstellung dringen, der du mein Herz und das Herz meiner Feinde bis auf den Grund durchschauest und der du alle menschliche Schicksale in deiner Gewalt hast, wenn du siehst, daß meine Regierung deinen Ruhm und das Wohl deines Volkes befördern werde, wenn du weißt, daß ich

keinen andern Ehrgeiz habe, als zu der Ehre deines heiligen Namens und zum Besten dieses Landes etwas beizutragen, so begünstige, o großer Gott, die Gerechtigkeit meiner Waffen. Wenn es dir aber gefallen hat, es anders zu machen, oder wenn du siehst, daß ich zu der Zahl der Könige, die du in deinem Zorn giebst, gehören sollte, so nimm mir mit der Krone das Leben. Dann laß geschehen, daß ich heute das Opfer deines heiligen Willens werde. Mache, daß mein Tod Frankreich von dem Elende des Kriegs befreie, und daß mein Blut das letzte sei, welches in diesem Streite vergossen wird." Die Soldaten waren bis zu Thränen gerührt, fühlten sich zu hoher Tapferkeit begeistert und riefen laut aus: „Hoch lebe der König!" Dann setzte er den Helm auf, von welchem ein hoher Federbusch emporragte, ritt durch die Reihen und sprach: „Gefährten, wenn ihr heute das Leben für mich wagt, so wage ich auch das meinige für euch. Wenn ihr euere Standarten verlieren solltet, so sehet nur nach meinem weißen Federbusche; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden." Die kurze Anrede that Wunder; seine Leute erfochten einen herrlichen Sieg, und als sie dem fliehenden Feinde nachjagten, rief er ihnen nach: „Schonet der Franzosen, und macht nur die Fremden nieder!"

Ungeachtet aller Siege machten ihm seine Feinde so viel zu thun, daß er einsah, Frankreich würde nicht eher beruhigt werden, bis er wenigstens äußerlich wieder zur katholischen Kirche überträte; denn er und Condé hatten nach der Bartholomäusnacht zwar den katholischen Glauben annehmen müssen, waren aber bald wieder zur Partei der Hugenotten übergegangen. Jetzt glaubte er seinem Reiche das große Opfer bringen zu müssen, nahm öffentlich den katholischen Glauben wieder an, wurde aber erst ein Jahr darauf durch den Papst vom Banne losgesprochen. Das wirkte. Viele seiner Feinde schlugen sich nun zu ihm, und endlich hatte er auch die Freude, daß ihm Paris übergeben wurde (1594). Als er hier seinen Einzug hielt, sah er sich anfänglich ängstlich um; denn er wußte wohl, daß er noch von den meisten Katholiken gehaßt wurde und daß Keiner seinen Uebertritt für aufrichtig ansah. Zum Glücke ging Alles ruhig ab. Als das Volk ihm überall entgegenrief: „Es lebe der König!" sagte er: „Ich sehe wohl, daß das arme Volk lange in der Tyrannei

gehalten worden ist." — Sein Zug ging zunächst nach der Notredamekirche. Hier war das Gedränge so arg, daß er fast hineingetragen wurde. Seine Soldaten wollten ihm Platz verschaffen. Er verbot es aber. „Ich will lieber," sagte er, „mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht bequem sehen können; denn sie scheinen recht hungerig darnach zu sein, einen König zu sehen." — Seine ärgsten Feindinnen, ein paar Damen aus dem Hause Guise, die Herzogin von Montpensier und Nemours, die Alles von seiner Rache fürchteten, besuchte er noch denselben Tag, und als man ihm rieth, doch nun seine Feinde zu züchtigen, antwortete er: „Ich will Alles vergessen, ich will Alles verzeihen; und kann man wohl diesen Leuten ihr Betragen mehr verargen als einem Rasenden, wenn er zuschlägt, und als einem Verrückten, wenn er unbekleidet umherläuft?" — Einige tadelten ihn deshalb und meinten, seine gutgesinnten Unterthanen würden sich darüber ärgern, wenn seine Feinde so ungestraft davonkämen. „Meine Siege," erwiederte er, „kommen von Gott, und da er mir vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben."

Seine schönste Regierungshandlung war das Edict von Nantes (1598). Dadurch gab er den Reformirten, denen er im Herzen immer zugethan blieb, völlige Religionsfreiheit und das Recht, alle Ehrenstellen zu bekleiden. An den meisten seiner trefflichen Verordnungen hat vielen Antheil sein braver Minister, der Herzog von Sully, der zugleich, was bei Fürsten so selten ist, der vertraute Freund seines Herrn war. Eines solchen bedurfte der gute Heinrich auch um so mehr, da er in seinem Hause gar nicht glücklich lebte. Seine Frau, Margarethe von Valois, eine Tochter der Katharina von Medicis, hatte ihn nie aufrichtig geliebt und zeigte ihm so deutlich ihre Abneigung, daß er sich endlich von ihr scheiden lassen mußte (1599). Jetzt würde er die schöne Gabrielle d'Estrées, die er innigst liebte, geheirathet haben, wenn sie ebenbürtig gewesen wäre. Auch starb sie schon in demselben Jahre. Darauf nahm er seine zweite Frau, Maria von Medicis, eine Italienerin und Nichte jener Katharina. Diese machte ihm durch ihr herrisches, heftiges und zänkisches Wesen das Leben sehr schwer. Seine größte Freude war der kleine Sohn, der ihm ein Jahr darauf geboren wurde. Es ist derselbe,

der als König späterhin Ludwig XIII. hieß. Das waren seine vergnügtesten Stunden, wenn er mit dem kleinen Knaben spielen konnte. Die Geschichte ist bekannt, daß der spanische Gesandte, als er ihn einmal auf seinem Rücken in der Stube herumreiten ließ, gerade hereintrat. „Herr!" fragte der König, „haben Sie auch Kinder?" — „Ja, Sire," erwiderte dieser. — „Gut," sprach Heinrich, „dann werden Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich meinen Ritt fortsetze."

So gut es auch Heinrich mit seinen Unterthanen meinte, so konnten es ihm doch Viele nicht vergeben, daß er ein Hugenotte gewesen war und das Edict von Nantes gegeben hatte. Besonders waren die Jesuiten seine geschworenen Feinde, und bekanntlich hielten diese Leute keinen Mord, nicht einmal den eines Königs, für unrecht, wenn er nur ihren Absichten nützlich war. Schon hatte er einmal erstochen werden sollen. Joh. Chatel, ein Jesuitenschüler, hatte sich bis in sein Zimmer geschlichen und wollte ihm ein scharfes Messer in die Kehle stoßen. Zum Glück bückte sich Heinrich gerade, um einige Fremde zu begrüßen, so daß das Messer nur die Lippe verletzte und ihm einen Zahn ausstieß. Seitdem hatte Heinrich immer eine innere Angst, daß er noch einmal durch die Hand eines Mörders fallen würde. Im Jahre 1610 wollte er in einen Krieg gegen Oestreich ziehen und seiner Frau indessen die Regentschaft übertragen. Sie plagte ihn aber, er möchte sie doch krönen lassen, damit sie mehr Ansehen habe, und ließ ihm nicht eher Ruhe, bis er nachgab. „Ach, mein Freund," sagte er zu Sully, „wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt; aber mein Herz prophezeiet mir ein Unglück. Bei Gott! ich werde in der Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen; sie werden mich umbringen; denn ich sehe wohl, daß sie kein anderes Mittel für sich haben, als meinen Tod." — Auch erzählte er ihm, es sei ihm geweissagt worden, er werde in einem Wagen sterben.*)

*) So erzählt Sully selbst. „Also giebt es doch wohl Prophezeiungen und Ahnungen!" wird Manche sagen. Daß nicht unter so vielen zuweilen zufällig einmal eine treffen werde, wird Niemand leugnen; und Sully's Nachrichten sind erst nach Heinrich's Tode geschrieben. Ein gut unterrichtetes Mädchen wird in unserm aufgeklärten Jahrhunderte doch nicht mehr an solche Dinge glauben!

Die Krönung ging endlich in St. Denys, eine Meile von Paris, vor sich, und drei Tage darauf sollte die Königin ihren feierlichen Einzug in Paris halten. Am folgenden Tage nach der Krönung, den 14. Mai 1610, befahl der König Nachmittags, den Wagen anzuspannen; er wollte die Anstalten dazu besehen. Er war an diesem Tage besonders verstimmt, aß wenig und wies mehrere Personen, die ihm aufwarten wollten, ab. Sieben Hofleute begleiteten den König im Wagen; denn die Staatswagen waren damals ausnehmend groß, etwa wie unsere Postwagen. Der Kutscher fragte, wohin er fahren solle? „Bringe mich nur weg von hier!" antwortete Heinrich. Als er aus dem Schlosse fuhr, ließ er den Wagen von allen Seiten zurückschlagen, um Alles genau ansehen zu können. So kam er in eine Gasse, wo der Wagen wegen der vielen Karren, die im Wege standen, stillhalten mußte. Die Bedienten gingen, um Platz zu machen; die dem Könige gegenüber sitzenden Herren hatten sich umgedreht, um nach den Pferden zu sehen, und der König bog sich eben zu seinem Begleiter und sagte ihm etwas ins Ohr. In dem Augenblicke sprang ein Mensch auf das eine Hinterrad und versetzte dem Könige mit einem langen, scharfen Messer schnell hintereinander zwei Stiche in die Brust, und stieß auch zum dritten Male, aber der Stich ging fehl. Keiner, außer dem Könige, hatte die That bemerkt. Dieser schrie: „Mein Gott; ich bin verwundet!" und in dem Augenblicke überzog Todtenblässe sein Gesicht; er war nicht mehr.

Man kann sich leicht die Bestürzung denken, die sich Aller bemächtigte. Der Mörder hätte während derselben leicht entfliehen können. Aber er blieb ruhig neben dem Wagen stehen, das blutige Messer in der Hand. Man ergriff ihn, indessen der Wagen langsam nach dem Schlosse zurückfuhr, und fragte, wer er sei. Da fand sich, daß er Franz Ravaillac heiße und ehemals ein Barfüßermönch gewesen; aber er war, weil man ihn für einen Narren hielt, aus dem Kloster gestoßen. Auf der Folter zeigte er die größte Unempfindlichkeit und wollte von keinem Mitverschworenen etwas wissen. Er habe, sagte er, den König ermordet, weil dieser den Papst getäuscht habe und ein Freund der Hugenotten gewesen sei. Wahrscheinlich aber hatten sich Heinrich's Feinde dieses Schwachkopfs bedient, um den guten König

aus dem Wege zu räumen; ja, man munkelte selbst, daß Maria von Medicis darum gewußt habe. Welche Abscheulichkeiten sind doch schon in Frankreich begangen worden! — Heinrich war erst 56 Jahre alt, und hätte nach seinem Alter und seiner Gesundheit noch lange sein Volk beglücken können. Er war aus der Familie der Bourbons, zu welcher alle ihm nachfolgende Könige gehört haben.

Sein nächster Nachfolger war jener Ludwig XIII. (1610—43), über dessen Geburt sich Heinrich so gefreut hatte. Aber der Geist seines Vaters ruhte nicht auf ihm. Er war ein höchst schwacher und unfähiger König, der von seinem klugen Minister, dem Cardinal Richelieu, ganz regiert wurde, so daß eigentlich dieser, nicht der König, als Beherrscher Frankreichs zu betrachten war.

95. Die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph II.*).

Ferdinand I., der nach seines Bruders Karl's V. Niederlegung der Krone deutscher Kaiser wurde, regierte von 1556—64 lobenswürdig. Den großen Geist seines Bruders hatte er zwar nicht, dafür war er aber milder, gütiger und duldsamer, und dieser Sinn war allerdings der Ausbreitung der evangelischen Lehre sehr förderlich. Er machte ihm um so mehr Ehre, da er im Herzen ein sehr eifriger Katholik war und die Lehre der römischen Kirche für die wahre christliche Religion hielt. Auch in seinen Erblanden fand die evangelische Lehre immer mehr Eingang; selbst die Geistlichen, die wegen der schlechten Bildungsanstalten, die sie im Oestreichischen fanden, zum Theil in Wittenberg studirt hatten, suchten sie möglichst auszubreiten. Aber gegen keinen Andersdenkenden erlaubte er sich eine Härte; nur durch freundliche Zuredungen suchte er sie zu bewegen, zur alten Kirche zurückzukehren, und behaupteten sie, daß ihr Gewissen es ihnen verbiete, so ließ er sie gewähren. Gern hätte er den Papst bewogen, den Abendmahlskelch und die Priesterehe zu gestatten; aber nur das Erstere konnte er erlangen, und selbst dies wurde

*) Siehe meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. 2, S. 135—158.

bald wieder zurückgenommen. Ferdinand's Milde war auch um so nöthiger, wenn der kaum geschlossene Religionsfriede erhalten werden sollte, da noch großes Mißtrauen zwischen beiden Parteien herrschte, und jede Bewegung von der entgegengesetzten Partei ängstlich beobachtet wurde. Selbst unter den Evangelischen fehlte es nicht an Uneinigkeiten. Die Lutheraner und die Reformirten haßten sich, dem echt christlichen Sinne so ganz entgegengesetzt, aufs bitterste, und eben so konnten auch die Lutheraner unter sich nicht in Uebereinstimmung kommen. Ein Theil derselben, besonders Die, welche nicht gern selbst denken wollten, hielten sich streng an Luther's Worte, und meinten, das ganze Christenthum hänge von der genauen Befolgung seiner Vorschriften ab; die Andern dagegen hingen Melanchthon's milderem Geiste an, der immer auf Frieden und Einigkeit gedrungen und, wie Jesus selbst, das thätige Christenthum für die Hauptsache erklärt hatte. An der Spitze der Eiferer stand Professor Flacius in Jena, der Melanchthon wüthend haßte, weil dieser bei seinem Magister-Examen seine Unwissenheit lächerlich gemacht hatte, und nun dafür den ehrwürdigen Melanchthon und die ganze Universität Wittenberg und Leipzig der Ketzerei beschuldigte. Wie schwer ist es doch, sich selbst rein zu erhalten von den Fehlern, die man an Andern rügt! Wie hatten doch am Anfange der Reformation die Lutheraner über die unchristliche Verfolgungssucht der Katholiken, und das mit Recht, geklagt, und nun machten sie es nicht besser!

Das ist zu bedauern, daß Ferdinand den Jesuiten erlaubte, sich in den östreichischen Staaten niederzulassen. Seine Absicht dabei war allerdings gut; er wollte nämlich auch dadurch seine Duldsamkeit zeigen, und hoffte, daß durch diese Leute, die allerdings zum Theil recht gelehrt waren, der Unterricht in seinen Ländern verbessert würde. Dies mag auch wohl im Ganzen geschehen sein; aber auf der andern Seite haben sie dadurch unsäglichen Schaden gestiftet, daß sie, wenn auch nicht unter Ferdinand und seinem Sohne, doch unter den folgenden Kaisern heimlich den Evangelischen entgegenarbeiteten und die Kaiser zur Unduldsamkeit aufforderten. Ihnen besonders ist es zuzuschreiben, daß die östreichischen Unterthanen, die größtentheils sich zur evangelischen Lehre hinneigten, zur katholischen Kirche zurückgedrückt worden sind.

Unter Ferdinand wurde das Concil in Trident (1545 — 63) beendigt. Die große Verdorbenheit der römischen Geistlichkeit, die vielen eingerissenen Mißbräuche und die gänzliche Abweichung von dem Geiste der apostolischen Kirche hatten vielen Fürsten, namentlich auch dem Kaiser Karl V., es wünschenswerth gemacht, daß eine Kirchenversammlung die Mißbräuche abschaffte und den Frieden in der Kirche wiederherstellte. Aber die Päpste fürchteten, daß ihrer Gewalt dadurch Abbruch geschehe, suchten daher Ausflüchte, und erst als es unvermeidlich schien, willigte der damals lebende Papst (Paul III.) in die Versammlung, suchte sie aber für sich gleich dadurch unschädlich zu machen, daß seine Legaten den Vorsitz einnahmen, daß er durchsetzte, daß nach Personen gestimmt werden sollte — aus Italien waren die meisten Bischöfe gekommen — und daß er ausdrücklich erklärte: es sollte nur über die Ausrottung der Ketzerei und über die Wiederherstellung des Kirchenfriedens verhandelt werden. Der Papst gab seinen Legaten die ausdrückliche Anweisung, alle Lehren und Gebräuche, die von den Protestanten verworfen waren, zu bestätigen, die „Rebellen" (gegen den Papst) durch Kirchenstrafen zu bändigen, die Ketzerei auszurotten und die Völker unter den Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzuführen. Und so siegte wirklich die päpstliche List über das Bestreben derjenigen Bischöfe, denen es mit der Verbesserung des Papismus ein Ernst war. Ihre Stimmen drangen nicht durch; die italienischen Bischöfe, die im Solde des Papstes waren und die ihren Vortheil bei der Erhaltung der bisherigen Hierarchie fanden, überstimmten jene, und durch die Beschlüsse des Concils wurden die bisher vereinzelten päpstlichen Verordnungen erst recht in ein Ganzes gebracht. Das Gebäude des römischen Katholicismus wurde dadurch vollendet, und daher kommt es, daß man sich bei allen Streitigkeiten über Lehren der römischen Kirche auf die Beschlüsse des tridentinischen Concils zu berufen pflegt.

Von diesen Beschlüssen wollen wir nur einige herausheben: Neben der Bibel gilt auch jede mündliche Tradition, die sich in der Kirche erhalten hat. Die Stellen der Bibel haben nur den Sinn, den ihnen die Kirche und die Kirchenväter gegeben haben. Der Clerus ist ein von Gott eingesetzter und durch fortgehende göttliche Eingebung infallibler Stand, dem allein die kirchliche Ge-

walt zusteht. Die Bischöfe sollen schwören: dem Papste treu und gehorsam zu sein, die Rechte und die Gewalt des heiligen (?) Stuhles zu erhalten, zu vermehren und gegen Jedermann zu vertheidigen, alle Ketzer und dem Papste Ungehorsame aber nach allen Kräften zu verfolgen. Die sieben Sacramente theilen Dem, an dem sie verrichtet werden, eine göttliche Gnade mit, seine Gesinnung und sein Glaube sei, welche sie wolle. Bei dem Abendmahl wird durch die Weihung das Brot und der Wein in den Leib und das Blut Jesu verwandelt (Transsubstantiation) und daher muß die Hostie (Oblate) göttlich verehrt werden. Die Messe ist ein sichtbares Versöhnopfer, welches das Volk auch ohne Abendmahl geistlich genießt, und daher Jedem, der daran Theil nimmt, nütze. Die Beichte ist durchaus nothwendig zur Vergebung der Sünden. Die Bußübungen sind eine Genugthuung gegen Gott. Die Heiligen sollen angerufen und die Reliquien verehrt werden u. s. w.

So war also jede Hoffnung, daß sich die evangelische und katholische Kirche jemals einigen könnten, verschwunden; denn durch die Beschlüsse der Kirchenversammlung war jede Verbesserung der römischen Kirche abgeschnitten. Uebrigens hatte die Reformation in Deutschland schon solche Fortschritte gemacht, daß sich bereits neun Zehntel dazu bekannten, und es würde gewiß bald ganz Deutschland von den Fesseln des Papstthums losgemacht worden sein, wenn nicht die Jesuiten durch List und Gewalt die Unterthanen der römisch-katholischen Fürsten wieder unter das alte Joch zurückgebracht hätten.

Maximilian II.*), Ferdinand's Sohn, folgte dem Vater 1564 und trat ganz in seine Fußtapfen, ja er war noch duld-

*) Maximilian's Bruder, Erzherzog Ferdinand, Besitzer der Grafschaft Tirol, ist bekannt als Gatte der durch Schönheit und Annehmlichkeit berühmten Philippine Welser. Als er einst (1547) nach Augsburg zum Reichstage ritt, erblickte er sie, die Tochter eines der Welser, die mit den Fuggers in Augsburg die reichsten Kaufleute waren, am Fenster. Ihre Schönheit machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er, ein 19jähriger Jüngling, um ihre Hand warb. Er vermählte sich mit ihr ohne Vorwissen seines Vaters Ferdinand und seines Oheims Karl's V. Beide waren darüber sehr erzürnt, und einige Zeit lang durfte der Erzherzog seinem Vater nicht vor die Augen kommen. Indessen lebte er mit ihr auf Schloß Ambras bei Innsbruck, wo man noch ein großes Bild, ihren Putztisch, Schreibzeug

samer als jener; denn er hatte, obgleich römisch-katholisch erzogen, doch einen evangelischen Lehrer gehabt und war daher ganz evangelisch gesinnt; wer weiß, ob er nicht selbst zu dieser Kirche sich bekannt hätte, wenn er nicht wegen seiner anderen der römischen Kirche anhängenden Länder hätte auf den Papst Rücksicht nehmen müssen, und wenn die Streitigkeiten der evangelischen Theologen ihn nicht angewidert hätten. Aber seinem milden Sinne verdankte es Deutschland vorzüglich, daß auch unter ihm der Friede im Lande nicht gestört wurde, wenn er auch nicht vermochte, die ängstliche Spannung aufzuheben, die in den Gemüthern herrschte.

Das Einzige, was man ihm vielleicht vorwerfen kann, ist die große Härte gegen den Herzog von Gotha. Der unglückliche Johann Friedrich von Sachsen hatte einen noch unglücklicheren Sohn, der auch Johann Friedrich hieß und Herzog von Gotha war. Dieser ließ sich mit einem Ritter, Wilhelm von Grumbach, einem raubsüchtigen Menschen, ein und schützte ihn gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers, ihn auszuliefern. Die Folge davon war, daß Gotha belagert, eingenommen und er gefangen wurde. Da er gegen wiederholte Warnungen taub gewesen war, so ließ ihn der Kaiser Maximilian II. (1567) nach Wien bringen, auf einem offenen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopfe, durch die Straßen führen und dann ins Gefängniß werfen. Seine Frau Elisabeth, eine Tochter Friedrich's III. von der Pfalz, war trostlos über das unglückliche Schicksal ihres Mannes. Statt sich — sie war erst 27 Jahre alt — durch Vergnügen zu zerstreuen, dachte sie nur an ihn, und hatte nirgends Ruhe und Rast. Fünf Jahre lang hörte sie nicht auf, flehentlich zu bitten, man möchte sie doch nur zu ihrem lieben Manne lassen. Endlich wurde es ihr bewilligt, aber nur auf einige Monate. Wie freute sie sich, als sie ihn wiedersah! Nun konnte sie ihn doch pflegen und ihm seine Einsamkeit erleichtern; denn eine andere Freude kannte das gute Weib nicht. Nach

---

u. a. zeigt, in der glücklichsten Ehe. Erst nach acht Jahren wurde der Kaiser Ferdinand, als er sie zum ersten Male sah und sprach, durch ihre große Liebenswürdigkeit versöhnt. Sie starb nach 30jähriger Ehe in Innsbruck, und liegt dort in einer Kapelle der Hofkirche nebst ihrem Gemahl. Eine schöne Figur von Marmor auf ihrem Grabe zeigt die liebliche Frauengestalt.

Verlauf einiger Monate sollte sie ihn wieder verlassen; aber sie bat den Kaiser so lange, bis er ihr endlich erlaubte, sich bei ihm einsperren zu lassen; nur unter dieser Bedingung wurde es ihr gewährt. Aber das war ihr ein kleines Opfer für das Vergnügen, seine Leiden zu theilen und zu erleichtern. So ist sie auch bei ihm geblieben, bis sie nach einer 22jährigen Gefangenschaft in den Armen ihres dankbaren Mannes starb. Viele Fürsten hatten oft und dringend den Kaiser um seine Freilassung gebeten; aber vergebens. Er saß noch bis ins folgende Jahr (1595) gefangen; dann entführte ihn der Tod ins Land der ewigen Freiheit, nachdem er 28 Jahre eingesperrt gewesen war.

Um die Zeit der Grumbach'schen Händel (1566) ereignete sich eine berühmte Waffenthat in Ungarn: die Vertheidigung von Szigeth durch Zrini. Der alte Suleiman der Prächtige lebte noch; er war wieder in Ungarn eingefallen und belagerte da Szigeth an der Theiß. Hier war der tapfere Zrini Commandant; er beschloß mit seiner kleinen Schaar den Platz bis aufs äußerste zu halten. Alle Stürme der Türken waren vergebens; 20,000 waren schon vor den Mauern gefallen. Da starb Suleiman plötzlich, vom Schlage getroffen; aber man verbarg seinen Tod, damit das Heer nicht muthlos werden möchte. Indessen hatte sich die Besatzung in das innere Schloß zurückziehen müssen. Drei Tage nach des Sultans Tode stürmten die Türken aufs neue und setzten das Schloß in Brand. Als Zrini keine Rettung sah, versammelte er seine 600 Mann um sich. „Es ist unmöglich," sprach er, „den Platz länger zu behaupten. Ich bin entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als mich der Gnade der Türken zu ergeben. Denkt ihr wie ich?" Alle stimmten ihm bei. Da verschloß er hinter sich das Thor des brennenden Schlosses, steckte den Schlüssel in die Tasche und versicherte, daß ihm denselben Keiner bei lebendigem Leibe nehmen solle. Den Degen in der Hand stürzte er sich auf die Feinde und wurde endlich durch zwei Schüsse zu Boden gestreckt. Mit ihm fiel seine kleine Heldenschaar. Als nun das Feuer den Pulverthurm ergriff, flog das Schloß mit einer großen Menge von Türken krachend in die Luft.

Wie unduldsam die Lutherischen damals gegen Andersden-

kende waren, zeigte sich recht auf einem Reichstage, den Maximilian in Augsburg (1566) hielt. Eigentlich hatte der Kaiser die Fürsten darum hierher berufen, um sie dahin zu vermögen, ein Heer gegen die Türken aufzubringen. Aber dergleichen Gelegenheiten benutzten die Fürsten gleich, um ihrem Religionshasse freien Lauf zu lassen. Die Lutherischen beklagten sich über die Katholiken, und diese über jene, beide aber über die Reformirten, die sie überhaupt ganz aus Deutschland vertrieben haben wollten. Nun war kurz vorher der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz zur reformirten Kirche übergetreten. In unsern Tagen hätte man ihn gewähren lassen, weil Jeder seiner Ueberzeugung folgen muß. Aber in jenen Zeiten waren die Menschen so unduldsam, daß sie Jeden, der nicht genau Das für wahr hielt, was sie glaubten, für einen Unmenschen hielten. So war es auch in der Sache des Pfalzgrafen. Lutherische und Katholiken drangen in den Kaiser, daß er den Kurfürsten doch wegen seiner Religionsveränderung bekriegen möchte. Glücklicherweise war Maximilian so vernünftig, ihr Ansinnen zurückzuweisen und sie zu bedeuten, daß man Jeden bei seinem Glauben lassen müsse. Friedrich ließ nun von seinen Theologen eine Schrift entwerfen, welche die Lehren, zu denen er sich bekannte, enthielt. Man nennt sie den Heidelberger Katechismus. Die Lehre Calvin's war darin gemilderter vorgetragen.

Als Maximilian 1576 starb, war die Trauer allgemein. Unter seinen Söhnen wurde der älteste,

Rudolph II., zum Kaiser gewählt. Weit mehr als von den beiden vorigen ist von diesem zu sagen; aber nicht immer ist das ein Zeichen einer löblichen Regierung. Er hat von 1576 — 1611, also 35 Jahre, aber keineswegs glorreich regiert. Und doch war er ein kenntnißreicher Herr und hatte großes Interesse für Wissenschaften und Künste. Aber diese hatten seinen Geist nicht wahrhaft durchdrungen, sonst hätte er nicht so abergläubisch sein können. Seine Lieblingswissenschaft war die Astrologie oder Sterndeuterei; denn es war damals fast allgemeiner Glaube, daß man aus dem Stande der Sterne die künftigen Schicksale der Menschen erkennen könnte. Auch beschäftigte er sich häufig mit der Alchymie oder der Kunst, Gold zu machen. Stunden lang konnte er Uhrmachern und andern mechanischen Künstlern bei ihrer

Arbeit zusehen, und störte man ihn dabei mit Regierungsgeschäften, so konnte der sonst so gutmüthige Mann so zornig werden, daß er den Leuten Alles, was ihm zuerst in die Hände kam, an den Kopf warf. In seinen Pferdeställen konnte man ihn täglich oft finden; denn seine Pferde zu besehen, machte ihm vieles Vergnügen. So war der Mann, der Deutschland regieren sollte, und zwar das vielbewegte, zu einem Bürgerkriege geneigte Deutschland. Zum Unglück war er noch obendrein streng römisch-katholisch*), und die Jesuiten hatten also recht leichtes Spiel, ihn zu harten und unduldsamen Maßregeln gegen die Evangelischen zu bewegen.

Die letztern gaben dazu freilich auch Veranlassung. Maximilian II. hatte ihnen, wie gesagt, freie Religionsübung im Oestreichischen bewilligt, und damit hätten sie sollen zufrieden sein. Aber einer ihrer Prediger, Opitz, war so unklug, von der Kanzel herab über den Glauben der Römisch-Katholischen herzuziehen. Dies wurde ihm zwar untersagt, aber die Jesuiten benutzten den Vorfall, um den Kaiser zu bewegen, daß er den evangelischen Gottesdienst in seinen Erbstaaten ganz verbot und die evangelischen Geistlichen gar aus dem Lande wies.

Zu den damaligen kirchlichen Bewegungen gehört auch der Uebertritt des Kurfürsten Gebhard von Cöln, aus dem Hause Truchseß von Waldburg, zur evangelischen Kirche (1583). Er war ein junger Mann von 30 Jahren und hatte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, die in Cöln ihre Schwester besuchte, kennen gelernt. Er glaubte, ohne sie nicht leben zu können, und da er als katholischer Geistlicher nicht heirathen durfte, so beschloß er, zur evangelischen Kirche überzutreten. Er hoffte dabei, die evangelischen Fürsten würden sich seiner annehmen, und er wünschte, bis an seinen Tod Kurfürst bleiben zu können. Dieser Schritt erregte großes Aufsehen; das Domstift erklärte sich sogleich gegen ihn, ebenso der Magistrat in Cöln. Der Papst und mehrere geistliche und weltliche Fürsten mahnten ihn dringend ab; aber seine Neigung zu Agnes hatte ihn so verblendet, daß er nicht mehr zurücktreten konnte. Der Papst that

*) Seine Mutter war so bigott, daß sie sich nach Spanien begab, um in einem Lande zu leben, wo es keine Ketzer gäbe.

ihn nun in den Bann „als einen mit unzähligen Verbrechen befleckten Ketzer und meineidigen Rebellen der römischen Kirche". Auch der Kaiser erklärte sich gegen ihn; und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sein Land und seine Würde aufzugeben und sich mit seiner Agnes in Strasburg niederzulassen. Dort hat er noch 28 Jahre lang gelebt.

Nicht bloß die Katholiken, auch die Lutheraner zeigten eine recht verwerfliche Unduldsamkeit. Es war ihnen nicht genug, daß sie die Reformirten als abscheuliche Ketzer verschrien; auch die lutherischen Geistlichen setzten eine bittere Feindschaft gegeneinander fort. Wich nämlich Einer nur im geringsten von den Worten Luther's ab, und näherte er sich nur in etwas der reformirten Lehre, so wurde er gleich als ein abscheulicher Ketzer angefeindet, von seinem Amte entsetzt und dem bittersten Mangel preisgegeben, als wenn Jesus den Geist seiner menschenfreundlichen Lehre in bloßes Formelwerk gesetzt hätte. Damit nun ja kein Geistlicher angestellt würde, der etwa heimlich dem reformirten Glauben zugethan wäre, so entwarfen mehrere Theologen in Sachsen eine Schrift, die genau vorschrieb, was nach Luther's Lehre geglaubt und gelehrt werden sollte. Als wenn Luther ein solcher Wortdiener gewesen sei. Man nannte diese Schrift die Concordienformel (1580), und kein Geistlicher erhielt ein Amt, wenn er sie nicht beschworen hatte. Am ärgsten zeigte sich dieser unchristliche Sinn in Sachsen. Schon vor der Bekanntmachung der Concordienformel hatten sich viele Geistliche und Schullehrer zu der milden Lehre Melanchthon's geneigt, der mit der starren Abendmahlslehre Luther's nicht übereingestimmt hatte. Die strengen lutherischen Eiferer schrien über diese heimlichen Reformirten — Krypto-Calvinisten nannte man sie — Zeter und verleiteten den sonst gutgesinnten Kurfürst August, Moritz' Bruder, mehrere gefangen setzen, ja sogar foltern zu lassen und vom Amte zu entfernen. Dies Schicksal traf auch Melanchthon's Schwiegersohn, Dr. Peucer, kurfürstlichen Leibarzt, einen allgemein geschätzten Mann, der trotz der Gunst, in der er beim Kurfürsten stand, auf das Geschrei jener Eiferer seines Amtes entsetzt, 12 Jahre lang eingekerkert und zuletzt aus dem Lande gejagt wurde!! Noch ärger wurde es unter August's Enkel, Christian II. Dieser, ein strenger Lutheraner, ließ seinen Kanzler

Krell, der für einen heimlichen Calvinisten galt, verhaften und nach der Festung Königstein bringen, „weil er ein notorisch gottloser, böser und untreuer Mensch sei, in das Land eine verführerische Lehre eingeschleift und viel Unheil und Zerrüttung angerichtet habe.“ Vergebens bat seine Frau, ihn doch freizulassen, oder ihn förmlich zu verhören. Man ließ ihn 10 Jahre lang im Gefängniß, und endlich wurde er (1601) in Dresden öffentlich enthauptet!!

Das Mißtrauen der verschiedenen Religionsparteien gegeneinander war so groß, daß sie selbst die unschuldigsten Einrichtungen der andern Partei anzunehmen sich weigerten. Namentlich war das mit der Verbesserung des Calenders der Fall. Wir wissen schon, daß Julius Cäsar den Calender dadurch in Ordnung brachte, daß er das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden festsetzte und daher verordnete, daß alle vier Jahre ein 366. Tag eingeschaltet werden mußte. Aber er hatte sich verrechnet: denn das Jahr besteht nur aus 365 Tagen 5 Stunden, 48 Minuten, 45 Secunden, 30 Tertien; er hatte also 11 Minuten 14½ Secunden zu viel angenommen. So unbedeutend dieser Unterschied auch zu sein scheint, so betrug er doch gegen Ende des 16. Jahrhunderts bereits 10 Tage. Papst Gregor XIII. ließ daher durch einige Astronomen die Zeit recht genau berechnen, schaffte dann (1582) den alten oder julianischen Calender in allen römisch-katholischen Ländern ganz ab und führte den neuen oder gregorianischen ein. Er warf 10 Tage aus jenem Jahre heraus, so daß man nach dem 4. October gleich zum 15. überging. Diese Einrichtung war nun recht vernünftig und gewiß ganz unschuldig. Als aber auf einem Reichstage die Sache zur Sprache kam, erklärten die evangelischen Stände einmüthig, sie könnten sich die Veränderung des Calenders durchaus nicht gefallen lassen; denn sie glaubten, es liege eine Hinterlist zum Grunde! Und so behielten sie denn ihren alten fehlerhaften Calender noch länger als 100 Jahre. Jetzt ist der alte nur noch in Rußland gebräuchlich; die Abweichung beträgt aber jetzt 12 Tage, so daß die Russen an unserm Neujahrstage erst den 20. December schreiben.

Das Weitere von Rudolph wird unten beim 30jährigen Kriege erzählt werden. Hier mag nur noch erwähnt werden, daß er den berühmten Astronomen Tycho de Brahe in seinem

Dienst hatte. Dieser merkwürdige Mann war 1546 in Schonen, dem Theile von Schweden geboren, der damals zu Dänemark gehörte, und hatte sich schon von seinem 14. Jahre an mit aller Wißbegierde auf Sternkunde gelegt, obgleich er diese Lieblingsneigung anfangs nur heimlich verfolgen konnte, weil sein Vater durchaus verlangte, daß er die Rechte studiren sollte. Nachdem er sich auf deutschen Universitäten gebildet hatte, kehrte er nach seinem Vaterlande zurück und machte sich zuerst dadurch bekannt, daß er einen Stern von ungewöhnlicher Größe, den man früher noch nie gesehen hatte und der 16 Monate am Himmel stand, beobachtete und beschrieb. Auch der König von Dänemark (Friedrich II.) wurde nun auf ihn aufmerksam und schenkte ihm, um ihn in Dänemark festzuhalten, die im Sunde gelegene kleine Insel Hween, wo er ihm eine Sternwarte, Uraniborg, erbaute. Hier arbeitete der fleißige Mann 21 Jahre lang, und bald sprach man in ganz Europa von seinem Ruhme. Nur ist zu verwundern, daß er bei seinem großen Fleiße dennoch Vorurtheilen huldigte, deren Ungrund er, sollte man meinen, bald hätte erkennen müssen. Er bildete sich nämlich ein, daß die Erde unbeweglich fest stände, und daß sich um dieses Sternchen das ganze Weltgebäude drehte, nämlich zuerst der Mond, dann die Sonne und nun die übrigen damals bekannten Planeten, hinter ihnen zuletzt die Fixsterne. Nachdem sein Gönner, der König, gestorben war, berief ihn Kaiser Rudolph II. zu sich, damit er ihm aus den Sternen wahrsage. Er erbaute ihm eine schöne Sternwarte in Prag, die noch heute steht *), unweit des kaiserlichen Schlosses auf dem Hradschin. Aber er lebte hier nur vier Jahre; da starb er plötzlich, nach einer erhaltenen Einladung zu einem böhmischen Großen, über der Tafel, 1603.

Ihm verdanken wir also die richtige Kenntniß der Bewegung der Gestirne nicht. Dies Verdienst hat Nicolaus Copernicus, der 70 Jahre vor ihm lebte, dessen Belehrung aber Tycho keinen Glauben schenkte. Copernicus wurde 1473 in Thorn geboren, studirte in Krakau Mathematik und Astronomie mit großem Eifer, dann ebenso in Bologna und Rom, wo man ihn zum Professor machte und gern behalten hätte, wenn er nicht vorge-

*) S. meine Geographie für Töchterschulen, 2. Ausg., Th. 1, S. 117.

zogen hätte, nach Frauenburg *) zu gehen, wo er Domherr war. Hier war es, wo er seine großen Beobachtungen der Gestirne anstellte und, der erste unter allen Astronomen, den wahren Stand derselben erkannte, daß nämlich die Sonne in der Mitte unsers Planetensystems stehe, und daß die Planeten sich um dieselbe bewegen. Er starb 1543.

96. Philipp II. von Spanien und die Niederländer.

Als Kaiser Karl V. seinem Sohne Philipp in Brüssel die Regierung abtrat (1556), war dieser 29 Jahre alt; aber kein Zug seines Gesichts, keine leichte Bewegung seines Körpers kündigte den Frohsinn an, der sonst dem Manne in diesem Alter noch eigen ist. In allen menschlichen Gefühlen war dieser kalte, stolze, finstere Philipp das Gegentheil seines großen Vaters. Viel mochte daran die Erziehung Schuld sein; denn in Spanien war er geboren und erzogen, unter Mönchen aufgewachsen und von ihnen mit eiserner Strenge behandelt worden. So war denn nie Fröhlichkeit in sein Gemüth gekommen; er wußte nicht, was Mitleiden, Wohlwollen und Freundschaft sei, und glaubte, daß seine Unterhanen nur da wären, um sich als Werkzeuge zu seinen Absichten gebrauchen zu lassen. Der unglückliche Mensch! — Seine größte Lust war ein Autodafé, d. i. eine Verbrennung vieler solcher Leute, die man Ketzer nannte, auf einem Scheiterhaufen. Denn bei seinem furchtbaren Aberglauben haßte er alle Diejenigen bitter, welche von den Lehren der römischen Kirche nur im geringsten abwichen. Daher flossen durch ihn Ströme von Blut; überall ließ er Scheiterhaufen errichten. In diesem Eifer für den römischen Glauben gingen alle seine Gefühle unter. Als einst ein Unglücklicher auf dem Wege zum Scheiterhaufen sich rechtfertigen wollte, rief ihm der König zu: „Fort mit dir! und wäre mein eigener Sohn so strafbar wie du, so würde ich auch ihn auf den Scheiterhaufen schicken.“ Als er nach seines Vaters Abgang durch die Niederlande reiste, wetteiferten die gutmüthigen Niederländer, ihn durch verschwenderische Feste zu vergnügen. Jede Stadt empfing ihn anders. Er aber ärgerte sich über die Fröhlichkeit, sprach mit Keinem von ihnen — denn

*) S. meine Geographie für Töchterschulen, Th. 2, S. 386.

er verstand nur die spanische Sprache — und kein Lächeln seines immer gleich finstern Gesichts belohnte ihre Mühe. Sie waren ihm so freundlich entgegengekommen; aber sowie sie ihn nur einmal gesehen hatten, war er ihnen zuwider: sein erster Eintritt in ihre Städte brachte ihn um ihre Herzen. Sein ganzes herzloses Gemüth war auf seinem Gesichte zu lesen; sie wußten nun, was sie an ihm hatten, und sie rüsteten sich, seinen Bedrückungen zu begegnen.

Die Niederlande bestanden damals aus 17 blühenden Provinzen. Sie waren eine wahre Goldgrube für Spanien; aber ihr Gold lag nicht unter der Erde, sondern im Fleiße der thätigen und geschickten Einwohner. Allein 350 wohlhabende Städte zählte das Land; in ihnen allen rührten sich täglich Tausende von fleißigen Händen; ihre Arbeiten gingen über die ganze bekannte Erde und brachten jährlich große Summen ein. Wenn am Feierabend die Gesellen und Arbeiter nach Hause gingen, so war das Gedränge in den Straßen mancher Städte so groß, daß die Eltern die Kinder in die Häuser nahmen, damit sie nicht erdrückt würden. — Bald nach der Reformation hatte sich auch hierhin die neue Lehre ausgebreitet und hier großen Beifall gefunden. Zwar hatte Kaiser Karl ein Inquisitionsgericht niedergesetzt, und mancher ehrliche Niederländer war am Leben gestraft worden, weil er von seinem neuerworbenen Glauben nicht lassen wollte. Indessen war Karl nur streng, aber nicht grausam und ungerecht, und trotz seiner Strenge machte das Licht der Wahrheit täglich größere Fortschritte.

Nun trat Philipp auf. Er schwor den Niederländern: „Ich, Philipp, gelobe und schwöre, daß ich ein guter und gerechter Herr sein, daß ich alle Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, auch ihre Gewohnheiten, Herkommen und Rechte wohl und getreulich halten und halten lassen, und ferner alles Dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Fürsten und Herrn zukomme. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen.“ — So schwur er und hielt nichts davon; konnte er da wohl auf Gottes Hülfe rechnen? Das Erste, was er in den Niederlanden that, war die Schärfung der schrecklichen Inquisition, um das Gift der neuen Lehre auszurotten; denn es beleidigte seinen Stolz, daß es Menschen gäbe, die einen

andern Glauben haben wollten als den seinigen. Er setzte also geistliche Richter nieder, die über jede Abweichung von dem römischen Glauben richten sollten. Der bloße Verdacht war hinreichend, um einen ruhigen Bürger aus dem Kreise seiner Familie herauszureißen. Fand sich ein Schurke, der gegen ihn zeugte, so wurde er, sobald er nicht eingestand, auf die Folter gebracht. Nie erfuhr er, wer sein Ankläger sei. So war also Niemand sicher; des Morgens wußte Keiner, ob er noch am Abend unter den Seinigen sein würde. Sobald sich ein schlechter Mensch fand, der sich an ihm rächen oder ihn um sein Vermögen bringen wollte, so gab er ihn an, Dies oder Jenes gegen die römische Lehre gesagt, oder ein evangelisches Lied gesungen, oder eine Versammlung der Evangelischen besucht zu haben, und sogleich war es um seine Freiheit geschehen. Wer einmal in den Schlund der Inquisition fiel, kam nicht wieder heraus. Entweder er mußte im Gefängnisse als ein lebendig Begrabener seine noch übrigen Lebensjahre öde vertrauern, oder er wurde an den Tagen der großen Verbrennung mit den übrigen Schlachtopfern zum Scheiterhaufen geführt. Mit feierlichem Pompe zog der traurige Zug durch die Gassen nach dem Richtplatze. Eine rothe Blutfahne wehte voran, alle Glocken wurden geläutet. Voran zogen Priester im Meßgewande und sangen ein heiliges (?) Lied. Ihnen folgte der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, auf welches schwarze Teufelsgestalten gemalt waren. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigte, um welche Feuerflammen schlugen und scheußliche Dämonen flogen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wurde das Bild des Gekreuzigten getragen; denn für ihn galt die Erlösung nicht mehr. So wie sein sterblicher Leib den irdischen Flammen, so gehörte seine unsterbliche Seele den Flammen der Hölle. Im Munde trug er einen Knebel, damit er weder seinen Schmerz durch Klagen lindern und das Mitleid der Umstehenden durch Erzählung seines Unglücks wecken, noch die Geheimnisse seines ungerechten Processes ausschwatzen konnte. Hinter ihm drein gingen die Geistlichen im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel. Die Väter, die ihn gerichtet hatten, beschlossen den traurigen Zug. Man glaubte eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet würde; aber es war ein lebendiger Mensch, an

dessen langsamen Qualen das Volk sich ergötzen sollte. Solche Hinrichtungen wurden gewöhnlich bis zu hohen Festtagen aufgespart, und dann viele zugleich vollstreckt. Wie ist es doch möglich, daß der Mensch so zum wilden, reißenden Thiere werde? — Diese Inquisition, wie sie schon in Spanien und Portugal im besten Gange war, wurde nun auch nach den Niederlanden verpflanzt, und dadurch wurden alle Bande des Vertrauens aufgelöst. Keiner durfte nun noch dem Andern trauen; überall fürchtete man einen Lauscher, und diese Furcht erschreckte jeden Blick des Auges und unterdrückte jedes Wort auf der Zunge.

Gleich hätten die freisinnigen Niederländer dies scheußliche Gericht aus dem Lande gejagt, wenn nicht Philipp das ganze Land mit spanischen Soldaten belegt hätte, die jeden Laut des Mißvergnügens niederdrückten. Zwar hatten die Niederländer ein paar Männer, die sich wohl an ihre Spitze gestellt hätten, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; aber ein so gutmüthiges Volk, wie wir Deutsche und die Niederländer waren, erträgt den Druck, so lange er nur irgend zu tragen ist. Diese beiden Männer waren Wilhelm, Prinz von Oranien, und Lamoral, Graf von Egmont.

Wilhelm von Oranien war einer von Denen, die Kaiser Karl's Gunst in vorzüglichem Maße genossen. Schon als Kind hatte er ihn viel um sich gehabt, und Wilhelm war es gewesen, auf dessen Schulter Karl sich stützte, als er in Brüssel die Abschiedsrede an seine Stände hielt. Jetzt war er, als Philipp die Niederlande verließ und nach Spanien zurückkehrte, 26 Jahre alt, aber so verständig und nachdenkend wie ein Funfziger. Auf seinem hagern, braunen Gesichte bemerkte man nie eine Veränderung, wie mächtig auch die Leidenschaft in seinem Innern toben mochte. So wußte er sich zu beherrschen. Darum aber war er auch dem Philipp so furchtbar. Schwer entschloß er sich zu etwas; hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so hielt nichts seine Ausführung auf. Dabei war er fürstlich reich. Seine Tafel war stets offen für alle Fremde von Stande und seine Freigebigkeit gewann ihm die allgemeine Liebe der Niederländer. — Noch mehr Liebe aber besaß Lamoral, Graf von Egmont. Er war die Freundschaft und Gesprächigkeit selbst, drückte Jedem gutmüthig die Hand und diente, wo er

konnte. Wenn er durch die Gassen von Brüssel ritt, wallte ihm jedes Herz entgegen. Die Männer rühmten seine Kriegsthaten, und die Mütter zeigten ihren Kindern den ritterlichen Anstand des freundlichen Herrn. Gut wie er selbst war, traute er Jedem; immer hoffte er das Beste; aber eben diese unbedachtsame Sicherheit brachte ihn nachher auf das Blutgerüst, wo ihn selbst die Hoffnung erst mit dem Leben verließ.

Als Philipp die Niederlande verließ, setzte er seine 37jährige Halbschwester, Margaretha von Parma, zur Statthalterin ein. Sie war eine männliche Frau, der aller weibliche Anstand so ganz fehlte, daß man sie für einen verkleideten Mann hätte halten können. Ihr Gang, ihre Lebensart, selbst ihre Vergnügungen — sie war eine leidenschaftliche Jägerin — waren männlich. Doch sahen die Niederländer sie nicht ganz ungern, weil sie dort geboren wat, und hatte sie gleich den römischen Glauben, so war sie doch nicht grausam. Desto mehr gehaßt wurde ihr Rathgeber, der Cardinal und Erzbischof von Mecheln, Granvella, ein eifriger Diener König Philipp's, der nur daran dachte, seinen Herrn in den Niederlanden recht mächtig zu machen. Er machte es, wie gewöhnlich Leute, die aus niederm Stande plötzlich zu großen Ehren emporsteigen; sein Großvater war ein Eisenschmied gewesen. Er behandelte die niederländischen Großen mit empörender Verachtung, und diese dagegen schwuren, sich an ihm zu rächen. So wuchs immer mehr die Unzufriedenheit, und ihr Ausbruch wurde nur noch durch die spanischen Soldaten zurückgehalten. Inzwischen wurde die Inquisition durch Granvella geschärft und überall sah man Calvinisten — denn der reformirte Glaube hatte in den Niederlanden mehr Eingang gefunden als der lutherische — zum Tode geführt werden. Aber die Heldengröße, mit der sie für ihren Glauben starben, erwarb diesem immer neue Bekenner und aus Einem Märtyrer lebten gewiß zehn Gläubige auf. Ueberall, auf den Landstraßen, auf Schiffen, von Wagen herab, sah man die reformirten Prediger Reden an das Volk halten, und wollte die Inquisition sich ihrer bemächtigen, so beschützte das Volk ihre geliebten Lehrer, trug sie auf den Schultern in die Kirche und verjagte die Wache mit Steinen. Viele Opfer, die schon auf dem Wege nach dem Richtplatze waren, wurden vom Pöbel befreit.

Noch furchtbarer als die Stimmung des Pöbels war aber die Verbindung, welche Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Graf Hoorne (sprich Horne) miteinander schlossen, der spanischen Unterdrückung und zunächst dem verhaßten Granvella sich zu widersetzen. Durch ihre Vorstellungen brachten sie es auch wirklich bei Philipp dahin, daß er schon den Cardinal zurückrufen wollte, als dieser selbst um seinen Abschied bat. Aber dadurch wurde die Sache nicht besser. Seine Anhänger blieben zurück und handelten ganz nach seinem Sinne. Da beschlossen die Unzufriedenen, den Grafen Egmont nach Madrid zu senden, ob Philipp vielleicht bewogen werden könnte, die verhaßte Inquisition abzuschaffen. Egmont wurde von Philipp mit unerwarteter Artigkeit aufgenommen. Dann fragte er seine geistlichen Räthe, ob er den Niederländern die erbetene Religionsfreiheit bewilligen müsse? „Behüte!" antworteten diese. Da erhob sich Philipp von seinem Stuhle, warf sich vor einem Crucifix auf die Knie nieder und betete: „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen, daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr Derer zu sein, die dich von sich stoßen." Ein trostreiches Gebet für die Niederländer! — Kaum war Egmont mit den besten Hoffnungen nach den Niederlanden zurückgekehrt, als er auch erfuhr, wie sehr ihn Philipp durch glatte Worte getäuscht hatte. Die Gesetze gegen die Ketzer wurden (1565) geschärft und befohlen, die Hinrichtungen nunmehr heimlich vorzunehmen, damit nicht durch die Standhaftigkeit der Ketzer noch mehr Abtrünnige würden. Dadurch erreichte die Furcht der Niederländer den höchsten Grad. Man hörte schon in Gedanken Gefängnisse mauern, Ketten und Halseisen schmieden und Scheiterhaufen zusammentragen. Fast alle Magistrate erklärten, sie könnten die neuen Befehle des Königs nicht beobachten; 50—60,000 Menschen aus ihren Districten in den Flammen umkommen zu sehen, sei kein Auftrag für sie. Ein allgemeiner Geist des Aufruhrs durchlief das ganze Land. So blödsinnig wären die Niederländer nicht — hörte man Viele ziemlich laut sagen —, daß sie nicht wissen sollten, was der Unterthan seinem Herrn und dieser seinen Unterthanen schuldig sei; es gäbe wohl noch Mittel, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dreihundert vom Adel vereinigten sich und unterschrieben eine Schrift, wodurch sie sich zur gegensei-

tigen Vertheidigung verbanden und die man den Compromiß nannte, und nun beschloß man, nach Brüssel zu ziehen, um der Statthalterin eine Bittschrift zu überreichen.

Am 5. April 1566 hielten die Verschworenen, 3—400 an der Zahl, immer vier und vier, ihren feierlichen Aufzug nach dem Palaste der Statthalterin. Der Graf von Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, führte an. Margaretha entfärbte sich, als der lange Zug in den Saal trat; ein Herr von Barlaimont aber, ihr Rathgeber, flüsterte ihr zu, sie solle sich nicht fürchten vor diesen Bettlern (gueux). Das hatten Einige gehört, und als die Verschworenen am Abende ein Gastmahl hielten, brachte Brederode die Gesundheit der Bettler oder Geusen aus, hängte sich eine Pilgertasche um und trank aus einem hölzernen Becher, der rund um die Tafel ging. Seit der Zeit war der Name Geusen Parteiname. Sie thaten sich darauf etwas zugute, Bettler genannt zu sein, kleideten sich in graue Mäntel und ließen eine Münze schlagen, auf deren einer Seite des Königs Bildniß mit der Umschrift: „Dem Könige getreu," und auf der andern zwei gefaltete Hände, die eine Tasche hielten, mit der Umschrift: „Bis zum Bettelsacke," standen.

Margaretha hatte zwar nicht gewagt, ohne Bewilligung Philipp's die Inquisition aufzuheben; aber sie hatte den Richtern bis zur Ankunft der Antwort aus Madrid Mäßigung empfohlen, und diese, die ohnedies ihr Amt meist ungern verwalteten, ließen die Inquisition ganz ruhen. Wie freuten sich die Evangelischen! Alle, die bisher aus Furcht ihren Glauben verhehlt hatten, traten nun keck damit hervor und die neue Lehre gewann ungeheuern Anhang. Viel trugen dazu die Prediger bei, die auf dem Felde unter freiem Himmel ihre Reden hielten. Die Zuhörer versahen sich mit Rappieren, Hellebarden und Flinten, stellten Posten aus und verrammelten die Zugänge mit Karren und Wagen. Wer das Weges zog, mußte herbei und zuhören. Solchen Predigten hörten oft an 15,000 Menschen zu, und je wackerer auf das Papstthum gescholten wurde, desto größerer Beifall wurde dem Redner zugeklatscht. Am größten war der Lärm in und um Antwerpen, und da der Magistrat den evangelischen Bürgern keine Kirche einräumen wollte, so zogen diese mit Weibern und Kindern dann und wann aufs Feld und hielten hier ihren Got-

tesdienst. Der Magistrat bat die Statthalterin, doch selbst nach Antwerpen zu kommen oder wenigstens den Prinzen von Oranien zu schicken, der allein das Zutrauen der Bürger besäße. Das Letztere bewilligte sie. Welch ein Getümmel aber erhob sich an dem Tage, an welchem man Oranien erwartete. Antwerpen schien alle Einwohner ausgegossen zu haben. Die Landstraße wimmelte von Menschen; die Dächer der Landhäuser waren abgedeckt und mit Zuschauern besetzt; und als er endlich herankam, jubelte Jung und Alt ihm entgegen: „Die Geusen sollen leben!“ Andere riefen: „Seht ihn! das ist Der, welcher uns Freiheit bringt!“ — Er aber winkte mit stillem Ernste, sie möchten schweigen, und da Keiner gehorchte, rief er halb unwillig, halb gerührt: „Bei Gott! sie sollten zusehen, was sie thun! Es wird sie einmal reuen, was sie jetzt gethan haben!“ — Als er in die Stadt selbst einritt, wurde das Jauchzen noch ärger. Er aber gab sich gleich die ersten Tage Mühe, die Ordnung herzustellen; denn so warm auch sein Herz für sein Vaterland schlug, so war er doch kein Freund von Unordnungen, die nie zu bürgerlichem Glücke führen.

Indessen hatte man am spanischen Hofe berathschlagt, was zu thun sei. Philipp beschloß endlich, zum Scheine etwas nachzugeben, und befahl, daß die Inquisition auf den Fuß hergestellt werden sollte, wie sie unter Karl V. gewesen war. Zugleich gab er der Statthalterin die Weisung, ganz in der Stille Truppen zu werben. Aber seine Nachgiebigkeit kam zu spät. Die Erbitterung des Pöbels über die Verachtung seiner Religion war endlich so groß geworden, daß ein rasender Haufe zu den Waffen griff und die Kirchen zu stürmen begann; denn es kränkte diese Leute, daß man ihnen kein Gotteshaus bewilligen wollte, während die Römischen unzählige und zwar prächtig ausgeschmückte hatten. Die Thüren der Kirchen und Klöster wurden erbrochen, die Altäre umgestürzt, die Bilder der Heiligen zerschmettert und mit Füßen getreten. Der Zulauf mehrte sich und binnen wenigen Tagen hatte die Zerstörungswuth ganz Flandern ergriffen. Ueberall wurden mit gleicher Wuth die Kirchen verwüstet. Selbst in Antwerpen, von wo Oranien nach Brüssel hatte reisen müssen, fielen die Rasenden über die Hauptkirche her, durchstachen ein angeblich wunderthätiges Marienbild, zerstörten die herrliche

Orgel, streuten die Hostien auf die Erde und traten sie mit Füßen, ja sie stiegen selbst in die Gewölbe hinab und warfen die halbverwesten Leichen umher. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies Alles nur vom gemeinsten Pöbel verübt wurde, der überall zum Bösthun aufgelegt ist; aber es zeigte, wie aufgeregt die Gemüther waren.

Margaretha war in der allergrößten Verlegenheit. Schon waren die Bilderstürmer auch nach Brüssel im Anzuge. Im ersten Augenblicke wollte sie entfliehen, aber die Räthe redeten ihr zu, zu bleiben, lieber den Umständen nachzugeben und mit dem Adel einen Vergleich zu schließen. Das that sie; sie bewilligte den Geusen Alles, und diese dagegen machten sich anheischig, die Bilderstürmerei zu unterdrücken. Zwar hielt das hier und da sehr schwer; aber es gelang doch, und besonders zeigten sich Oranien, Egmont und Hoorne ausnehmend thätig dabei, so daß sie dadurch allein schon den Dank Philipp's verdient hätten. Aber der König traute ihnen nicht, und glaubte gar, daß sie insgeheim die Geusen sowohl als die Bilderstürmer unterstützt hätten, was doch gewiß nicht der Fall war. Er hatte ihnen den Untergang geschworen; darum that er recht freundlich mit ihnen, besonders mit Oranien, dessen Rath er sich sogar ausbat. Aber je gnädiger Philipp war, desto mehr mußte man sich vor seinen Tücken hüten, und Oranien wußte durch seine Spione recht gut, wie er bei Hofe angeschrieben stand. Auch Margaretha meinte es nicht gut; sobald die angeworbenen Soldaten angekommen waren, nahm sie eine ganz andere Sprache an. Sie habe, sagte sie, zwar erlaubt, daß die Evangelischen Predigten halten dürften, aber die evangelischen Taufen, Trauungen und die Abendmahlsfeier seien nicht erlaubt, und unter allerlei Vorwand ließ sie die Versammlungen zerstören und einige Prediger selbst hinrichten. Daher war es kein Wunder, wenn die Geusen auch Truppen warben und es hier und da zu offenbaren Widersetzlichkeiten kam. Oranien begünstigte diese Bewegungen insgeheim, weil er wohl sah, daß es auf die Unterdrückung seines Vaterlandes abgesehen sei. Aber was half aller guter Wille der Geusen, da kein rechter Zusammenhang unter ihnen war! Margaretha ließ ihre Soldaten marschiren (1567), und die Truppen der Geusen wurden zum Schrecken der Calvinisten zusammengehauen.

Endlich fiel Margaretha auf ein Mittel, wodurch sie ihre Freunde von ihren heimlichen Feinden unterscheiden könnte, und die letztern zwänge, sich bestimmt zu erklären. Sie verlangte von den Häuptern des Adels einen Eid, daß sie den katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen und Ketzerei aller Art nach besten Kräften ausrotten wollten. Viele leisteten ihn, auch Egmont, der sich durch die Gnade des Königs ganz sicher hatte machen lassen. Hoorne verweigerte ihn, weil er, wie er sagte, still auf seinen Gütern lebte und also mit der Regierung nichts mehr zu thun hätte. Brederode legte lieber seine Aemter nieder, um keinen Meineid zu schwören, und Oranien — entschloß sich, sein Vaterland zu verlassen, um es zu einer glücklichern Zeit wieder zu betreten. Er sah wohl, daß bei der Uneinigkeit der Geusen und der Verblendung Egmont's mit Gewalt nichts auszurichten wäre; er wußte, daß sich Herzog Alba bereits mit einem Heere nähere, um den Freiheitssinn der Niederländer unter die Füße zu treten. Wartete er erst Alba ab, so war er verloren; Philipp's Gesinnungen waren ihm nicht unbekannt. Aber ehe er ging, wünschte er noch einmal seinen Freund Egmont zu warnen, der so sicher seinem Untergang entgegenging. Die Zusammenkunft wurde gehalten. Egmont bestürmte Oranien, zu bleiben. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf deinem Entschlusse beharrst," rief endlich Egmont. — „Und dir," antwortete Oranien, „dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst. Ich werde, wie es mir auch gehen wird, den Trost haben, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rath und That habe beistehen wollen in der Noth; du aber wirst Freunde und Vaterland in Ein Verderben mit dir hinabziehen." Noch einmal bat ihn Oranien mit allem Feuer einer zärtlichen Besorgniß, dem Ungewitter, welches heranzöge, auszuweichen. Aber Egmont erwartete von der Zukunft nur das Beste, und konnte sich nicht entschließen, sein gemächliches Wohlleben zu verlassen und von seiner zärtlich geliebten Frau und seinen ihm so theuern Kindern Entbehrungen zu verlangen, die durch eine Flucht nöthig geworden wären. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte er, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen. Was kann auch der König mir anhaben? Er ist gütig und gerecht, und ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit

erworben." — „Wohlan!" rief Oranien mit Unwillen und innerm Schmerze, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land kommen, und die sie abbrechen werden, wenn sie hinüber sind." — Innig drückte er ihn noch einmal an sein Herz. Lange, als wäre es für das ganze Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm; sie sahen einander nicht wieder! — Gleich am folgenden Tage schrieb er der Statthalterin seinen Abschiedsbrief und ging auf seine Güter im Nassauischen. Ihm folgten viele Gleichgesinnte nach; denn mit größerer Strenge verfuhr jetzt Margaretha gegen die Calvinisten; Viele flohen, Andere starben durch die Hand des Henkers. Den reformirten Predigern wurde angedeutet, binnen 24 Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen bedeckt, die ihrer Religion zu Ehren ihr Liebstes verließen und für sie ein glücklicheres Land suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie dieselben mit sich. Die Städte glichen einem Trauerhause. Aus den Balken der durch die Bilderstürmer zerstörten Kirchen wurden Galgen gebaut für Die, welche sich an ihnen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren mit Leichnamen, alle Gefängnisse mit Todesopfern, alle Landstraßen mit Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, daß in ihr in dem mörderischen Jahre 1567 nicht an 50—300 zum Tode geführt worden wären. Jetzt hielt es auch Brederode für gerathen, zu entfliehen; er entkam nach Emden, wo er das Jahr darauf starb.

Nun war die Ruhe wiederhergestellt; wer nicht todt oder geflohen war, wurde durch die Furcht in Unthätigkeit erhalten, und Margaretha berichtete an den König, Alles sei ruhig; er möchte also doch ja den Herzog von Alba, der schon mit einem Heere unterwegs war, zurückrufen, weil seine Ankunft nur die Ruhe wieder stören könnte. Aber in Madrid war es anders beschlossen. Philipp und Alba wollten die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Blut in Strömen zu vergießen. Jetzt sei zwar, hieß es daher, der Tumult gestillt, aber nur aus Furcht; man müsse den Rebellensinn den Niederländern ganz austreiben. Mit

10,000 zu jedem Verbrechen aufgelegten Soldaten erschien der Herzog von Alba in den Niederlanden. Angst und Schrecken waren ihm vorangeeilt; denn er war ein würdiger Diener seines Herrn. Nie kam in sein Gesicht ein Lächeln, nie in sein Herz ein Gefühl der Menschlichkeit *). Wer nur irgend fliehen konnte, war geflohen. Die bloße Annäherung des spanischen Heeres hatte die Niederlande um 100,000 Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch immer fort.

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sobald er seinen Einzug gehalten hatte, nahm er von der Statthalterschaft Besitz, die Margaretha nur noch dem Namen nach behielt. Kaum zeigten sich seine Leute auf den Gassen, so eilten alle Einwohner in ihre Häuser, schoben die Riegel vor und die Stadt schien wie ausgestorben. Klopfte Jemand an ein Haus, so erschraken die Bewohner, weil sie glaubten, es sei ein Gerichtsdiener. Vor Allem lag dem Herzoge daran, die Häupter des Adels zu fangen; er stellte sich daher recht freundlich, so daß Egmont ganz treuherzig wurde und selbst Hoorne wieder nach Brüssel kam. Alba berief einen großen Staatsrath zusammen; auch Egmont erschien. Nachdem die Uebrigen schon wieder auseinander gegangen waren und auch Egmont gehen wollte, um mit Alba's Sohn ein angefangenes Spiel auszuspielen, trat ihm ein Hauptmann in den Weg, forderte ihm den Degen ab und eine Schaar Soldaten umringte ihn. Einen Augenblick stand er sprachlos da. „O Oranien! Oranien!" rief er dann schmerzhaft aus, gab seinen Degen und sprach weiter: „So nimm ihn hin! Weit öfter hat er ja des Königs Ruhm vertheidigt, als meine Brust beschützt!" — Auch Hoorne wurde auf dem Wege nach Hause verhaftet. Seine erste Frage war nach Egmont. Als man ihm erzählte, dieser

---

*) Schiller im Don Carlos:

Ein Alba, sollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erscheinen!
Dann, wann des Lasters Riesentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Missethat in vollen Halmen steht
Und einen Schnitter sonder Beispiel fordert,
Dann steht ein Alba ganz an seinem Platz! —

sei auch verhaftet, ergab er sich. „Von ihm habe ich mich leiten lassen," sprach er; „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit ihm theile." Allgemeines Schrecken überfiel die Einwohner von Brüssel und 20,000 verließen auf die Nachricht seiner Verhaftung die Niederlande. So verlor das Land für immer eine große Zahl seiner geschickten Einwohner, welche die Kunst, Wolle zu weben, nun nach England und Deutschland brachten. Glücklich waren Die, welche noch entrannen, denn Alba ließ die Häfen sperren und setzte Todesstrafe auf die Auswanderung.

Daß Alba sogleich die Inquisition mit aller ihrer Strenge wiederherstellte, versteht sich von selbst. Aber er machte auch bekannt, daß Alle, welche in irgend einer Berührung gestanden mit den Geusen, oder an den calvinistischen Predigten Theil genommen hatten, des Verbrechens der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig wären. Hiernach waren die Güter und das Leben Aller in seinen Händen, und wer Eins oder Beides rettete, empfing es nur als ein Geschenk seiner Großmuth. Dann setzte er ein Gericht nieder, welches über die vorgegangenen Unruhen erkennen sollte. Er selbst war Vorsteher desselben, und nach ihm ein gewisser Vargas, ein Spanier, ein Mensch, welchen sein Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen hatte, ein schamloser, verhärteter Bösewicht, der eben so blutgierig als habsüchtig war. In diesem Gerichte wurde über das Leben der Niederländer mit empörendem Leichtsinne abgeurtheilt, und man erzählt, daß einer der Richter, der oft in den Sitzungen zu schlafen pflegte, dann, wann die Reihe an ihn kam, sein Urtheil zu sagen, und er dazu geweckt wurde, ohne Weiteres rief: „An den Galgen! an den Galgen!" so geläufig war ihm dieses Wort geworden. Oft wurden 20—50 aus Einer Stadt zugleich vorgefordert. Die Reichen traf der Donnerschlag am ersten. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60—100,000 Thlr. zu gebieten hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweife zur Richtstätte geschleift werden; in Valenciennes wurden einmal 55 zugleich enthauptet. Die Gefängnisse waren bald zu enge für die Menge der Verbrecher; täglich wurden Schuldige und Unschuldige, Arme und Reiche gehängt, geköpft, geviertheilt oder verbrannt, und das Vermögen der Unglücklichen fiel dem Staatsschatze an-

heim. Mit Recht nannte das Volk dies Gericht den Blutrath. — Durch das eigenmächtige Verfahren Alba's fühlte sich die Herzogin Margaretha von Parma tief gekränkt. Was sollte sie länger Statthalterin heißen, wenn sie es nicht war? Sie hielt bei Philipp um ihren Abschied an und erhielt ihn in den gnädigsten Ausdrücken. Mit ihr schwand den Niederländern die letzte Hoffnung; denn so unzufrieden diese auch sonst mit ihr gewesen waren: als ein Engel des Lichts erschien sie ihnen neben einem Alba.

Dieser ließ den Prinzen von Oranien vorladen; aber er war klug genug, nicht zu erscheinen. Dagegen wurden die beiden Grafen, Egmont und Hoorne, zum Tode verurtheilt, weil sie dem Prinzen von Oranien angehangen, den Geusen Vorschub gethan und in Hinsicht der Evangelischen ihre Pflicht nicht erfüllt hätten, also des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig wären. Beide hörten das Todesurtheil mit männlicher Standhaftigkeit an. Egmont, so wie er immer voll Hoffnung war, hoffte auch noch, selbst auf dem Blutgerüste, auf Begnadigung *). Als man aber sagte, daß er vergebens hoffte, kniete er nieder, küßte ein silbernes, ihm von dem Bischofe dargereichtes Crucifix, und indem er die Worte sprach: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" (Heere, in uwe Handen beveel ik mynen Geest!) fiel das Beil und machte seinem Leben ein Ende (1568). Gleich nach ihm bestieg Hoorne das Blutgerüst und starb auf dieselbe Weise. Beide Körper wurden dann in Särge gelegt, die Köpfe aber — so wollte es Alba — zwei Stunden lang auf Pfähle gesteckt und dem Volke zur Schau gestellt. Tief erschüttert waren Alle; selbst die Roheit der spanischen Soldaten konnte den Thränen nicht widerstehen. Ganz Brüssel, wo die That geschah, betrauerte die beiden erhabenen Männer, und konnte der Haß gegen Alba noch größer werden, so wurde er es hierdurch.

---

*) „Süßes Leben! Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! Von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusche der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl. Du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehen, deine Schönheit, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!" — (Worte Egmont's in Goethe's Trauerspiel Egmont.)

Die vielen ausgewanderten Niederländer blieben indessen nicht unthätig. Die unternehmendsten, welche nach England gegangen waren, verschafften sich eine Anzahl Schiffe, mit denen sie nicht nur die spanischen auf der See wegkaperten, sondern auch selbst den Hafen Briel an der Mündung der Maas wegnahmen. Man nannte sie Meergeusen. Sogleich machte sich Wilhelm von Oranien auf, warb Truppen und fiel in die Niederlande ein. Daraus entstand ein langwieriger Krieg, dessen Begebenheiten und Wechsel wir hier nicht verfolgen wollen. Nach sechs Jahren verließ Alba, mit dem Fluche der unglücklichen Niederländer beladen, Brüssel und kehrte nach Spanien zurück. Man rechnet, daß in dieser Zeit wenigstens 18,000 Niederländer auf dem Blutgerüst gestorben sind! Welche Last mußte auf seinem Gewissen liegen! — Unter mehreren ihm gefolgten Statthaltern (Don Zuniga y Requesens 1573—76, Don Juan d'Austria 1576—78, Alexander von Parma, der Margaretha Sohn, 1578—92) währte der Krieg fort. Die freiheitliebenden Einwohner führten ihn mit einer ungeheuern Anstrengung. Jedermann hatte geglaubt, sie müßten den sieggewohnten spanischen Legionen unterliegen; aber auch hier sah man wieder, welche Kraft ein Volk hat, welches für seine Freiheit streitet, während die Spanier sich nur auf Befehl ihres Königs herumschlugen. Die nördlichen Provinzen schlossen 1579 die Utrechter Union und verbanden sich dadurch, sich einander mit Leib, Gut und Blut gegen alle Gewalt beizustehen. Bald traten andere hinzu, bis die sieben vereinigten Staaten beisammen waren, die sich nun vom König von Spanien lossagten. Wilhelm von Oranien wurde von mehreren der nördlichen Provinzen, die sich die Spanier zuerst vom Halse schafften, zum Statthalter gewählt, und gewiß wäre es dem thätigen Manne zu gönnen gewesen, die gänzliche Befreiung vom spanischen Joche zu erleben. Aber er erlebte sie nicht. Ein verruchter Mensch, Balthasar Gerard, aus der Franche Comté gebürtig, brachte ihn, von den Jesuiten auf Befehl Philipp's dazu angestiftet, 1584 in Delft ums Leben; denn Philipp hatte einen Preis von 25,000 Thlr. auf Oranien's Kopf gesetzt. Aber er hinterließ einen Sohn, Moritz von Oranien, der ein noch größerer Kopf als sein Vater war. Zwar war er erst 17 Jahre alt, da sein Vater starb; aber er gehörte zu den Menschen, die sich gleich in die ihnen angewiesene

Lage zu finden wissen, als wenn sie schon eine lange Erfahrung darin hätten. Der Krieg dauerte noch lange Zeit fort, selbst noch nach Philipp's II. Tode, bis beide Theile gleich sehr den Frieden herbeiwünschten. Ein förmlicher Friede wurde nun zwar nicht geschlossen, und 1609 kam es zu einem bloßen Waffenstillstande in Antwerpen zwischen den Spaniern und Niederländern auf 12 Jahre, aber dieser Stillstand galt den Letztern mit Recht als ein Friede, weil die Spanier darin die sieben nördlichen Provinzen für frei erkennen mußten. Diese sieben hießen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overyssel (sprich Overeissel), Gröningen und Friesland, und blieben bis zur Zeit der ersten französischen Revolution eine Republik unter dem Namen der sieben vereinigten Provinzen.

Von Philipp ist noch Einiges zu sagen. Daß ein solcher Mann nicht glücklich in seiner Familie leben konnte, wird Jeder leicht denken. Er hatte nacheinander vier Frauen; von der ersten war ihm ein Sohn geboren, Don Carlos, sein einziger damals, und doch erlebte er — das Härteste, was Eltern begegnen kann — keine Freude an ihm.*) Er war ein hinterlistiger, herrschsüchtiger Mensch, der selbst dem Vater nach dem Leben stellte. Schon sein Aeußeres war widerwärtig, und von Kindheit an sein Geist und sein Körper schwach. Philipp's argwöhnisches Gemüth machte freilich die Sache noch ärger; denn er hatte damals, als ihm Carlos so vielen Verdruß machte, gerade seine dritte Frau, Elisabeth, eine Tochter der berüchtigten Katharina von Medicis. (Als Elisabeth zum ersten Male nach Toledo kam, wurde ihre Ankunft gleich den folgenden Tag durch ein Autodafé gefeiert, dem sie beiwohnen mußte.) Sie war mit Carlos fast ganz von gleichem Alter und früher für ihn bestimmt gewesen. Gleich dachte Philipp, daß sie den Carlos lieber haben würde als ihn, und seitdem hatte die Frau keine Ruhe vor seinem Argwohne. Alles Dies erbitterte ihn immer mehr und mehr, und

---

*) Don Carlos muß nicht nach Schiller's Trauerspiel gleiches Namens beurtheilt werden. Erst neuerlich ist recht entdeckt worden, was für ein Taugenichts er war. Schon als Kind machte es ihm Vergnügen, Thiere lebendig braten zu sehen, und einen Schuhmacher, der ihm enge Stiefeln gemacht hatte, zwang er, das zerhackte Leder aufzuessen.

es kam endlich zwischen ihm und Carlos zu einem förmlichen Bruche, den besonders die gehässigen Einflüsterungen der Jesuiten herbeiführten. Philipp erfuhr, Carlos wolle fliehen, vermuthlich nach Deutschland zu Maximilian II. In einer Nacht, als sich Carlos mit seinen Kammerherren noch unterhielt, trat der König plötzlich, von Wenigen begleitet, in sein Zimmer, ließ seine Papiere und andere Sachen wegnehmen, die Fenster zunageln und ihn einschließen.*) Die Heftigkeit des Prinzen zog diesem ein heftiges Fieber zu, an welchem er sechs Monate nach seiner Einschließung starb. Neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß er nicht enthauptet wurde; auch daß er vergiftet sei, ist nicht wahrscheinlich. — Bald darauf starb auch Elisabeth; man sagt, an den von Philipp erlittenen Mißhandlungen oder von ihm vergiftet. Beides geschah 1568, in demselben Jahre, wo Egmont's und Hoorne's Köpfe fielen. Welch ein blutiges Jahr! Mit Gift wußte Philipp trefflich umzugehen. Er nannte das Gift ein requiescat in pace, d. i. ruhe in Frieden! Gegen seine treuesten Diener war er undankbar: Egmont, der ihm zwei Schlachten gewonnen hatte, wurde enthauptet, Don Juan d'Austria, sein Halbbruder, ein trefflicher Feldherr, vergiftet; Alba selbst mußte zwei Jahre in der Verbannung leben.

Die einzige Unternehmung, welche dem finstern Philipp glückte, war die Eroberung von Portugal. Hier war die gerade Linie des Königshauses ausgestorben. König Sebastian, ein von Jesuiten erzogener Jüngling, fing ohne Noth, nur aus Religionshaß, einen Krieg mit dem Kaiser von Marocco an und wurde 1578 bei Alcassar in Afrika an einem furchtbar heißen Tage von den Mauren geschlagen. Er selbst verschwand von diesem Tage an, ohne daß Jemand von seinem Schicksal Auskunft geben konnte. Wahrscheinlich war er im Kampfe gefallen. Zwar war noch ein alter Großoheim da, Cardinal Heinrich, der den Thron bestieg; da aber dieser schon 1580 starb, so ver-

*) Als Philipp den Inquisitoren seinen Sohn übergab, sprach er: „Nehmt keine Rücksicht auf den Rang des Prinzen. Thut eure Schuldigkeit; denn wisset, daß der Eifer für die Religion längst alle väterliche Liebe in meiner Seele erstickt hat!" Welches schreckliche Bekenntniß!

drängte Philipp II. die übrigen Verwandten und erklärte, daß er als Sohn einer portugiesischen Prinzessin das nächste Recht habe. Nun wollten ihn zwar die Portugiesen nicht haben, und wer hätte den Tyrannen auch wohl haben wollen? Aber danach fragte er nichts. Er schrieb an sie: „Die Macht der Könige kommt von Gott; ihre Würde verstattet nicht, sich der Beurtheilung der Unterthanen zu unterwerfen. Die Rechtmäßigkeit der Fürsten hängt nicht von der Meinung des Volks ab. Meine Ansprüche auf den portugiesischen Thron habt ihr nicht erst zu untersuchen. Als Rebellen werde ich Diejenigen behandeln, die sich meiner Macht widersetzen werden." Er schickte seinen Alba mit einem Heere hin und dieser unterdrückte bald die Widersprüche der Einwohner. Die armen Portugiesen! 60 Jahre (bis 1640) lang blieben die Spanier ihre Herren, und während dieser Zeit verfiel der sonst so blühende Seehandel fast ganz; die meisten und schönsten ihrer Colonien gingen verloren. Das geschah 1580. Acht Jahre später rüstete Philipp die Armada gegen England aus, deren Schicksal bereits erzählt worden ist.

In den letzten Jahren seiner Regierung war sein sonst so blühendes Reich so herabgekommen, daß er überall im Auslande Geldsummen schuldig war und nicht einmal die Interessen aufbringen konnte. Er, der Besitzer der reichen Gold- und Silberbergwerke von Peru und Mexico, mußte Geistliche im Lande umherschicken, um eine Beisteuer für ihn zu sammeln. Oft hatte er nicht so viel, daß er seine Bedienten kleiden und bezahlen konnte. Die meisten Summen hatte der niederländische Krieg verschlungen, viel auch der Bau des prächtigen Klosters Escorial gekostet, welches er mit verschwenderischer Pracht aufbauen ließ. Da liegt er begraben. Er starb 1598; also wie viele Jahre vor Elisabeth? Und wie viele vor Heinrich IV.? — Philipp hatte eine schöne Gestalt; sein Blick war stolz und drohend. Selbst muthige Männer nahten sich ihm bebend; Niemand wagte dem Furchtbaren zu widersprechen. Wie die Vorsehung auch das Böse zum Guten lenkt, wer könnte das bei Philipp's Geschichte verkennen? Hätte ein weniger harter, despotischer, grausamer König damals auf Spaniens Thron gesessen — so würden die Niederländer sicherlich nicht ihre Frei-

heit errungen haben. Ebenso beförderte auch die Widersetzlichkeit seines Charakters den Fortgang der Reformation.

Bei Gelegenheit der Niederländer mag hier noch ein schöner Zug der weiblichen Treue stehen. Nachdem die Niederländer sich von der Herrschaft der Spanier losgemacht hatten, brachen, wie das in Freistaaten gewöhnlich ist, bald Streitigkeiten unter den Bürgern aus. Es lebten nämlich damals in Leyden zwei theologische Professoren, Arminius und Gomarus, die miteinander über die Lehre vom göttlichen Rathschlusse in Streit geriethen. Jener behauptete: Gott wolle, daß alle Menschen zur Seligkeit gelangten; darum vergebe er Allen, die ihre Sünden aufrichtig bereuten und ihre Hoffnung auf Jesus setzten, und schenke ihnen das ewige Leben. Dem aber widersprach Gomarus: Gott habe von Ewigkeit her bestimmt, welche Menschen selig und welche verdammt werden sollten; jene ziehe er zur Besserung, diese dagegen müßten in ihren Sünden verbleiben. Bald nahm das ganze Land an diesem Streite Theil; auf allen Kanzeln, in allen Schenken hörte man die Lehre vom göttlichen Rathschlusse heftig vertheidigen oder bestreiten. Das Auffallendste dabei war, daß die Meisten sich für den starren Gomarus, nur die kleinere Zahl sich für den sanfteren Arminius erklärten. Die Arminianer überreichten den Staaten von Holland eine Schrift — Remonstrantie — in welcher sie baten, daß dieselben sie auf einer Synode frei anhören oder wenigstens ihren Gegnern Stillschweigen auflegen möchten. Die Gomaristen antworteten darauf mit einer sehr heftigen Contraremonstrantie, in der selbst Schimpfwörter nicht gespart waren. Beide Parteien erhielten nun die Namen der Remonstranten und Contraremonstranten. Bald wurde auch die Politik eingemischt. Der alte, ehrwürdige Rathspensionair von Holland, Oldenbarneveld, der größte Staatsmann der Niederlande, hatte sich für die Remonstranten erklärt; darum trat Moritz von Oranien, sein Gegner, auf die Seite der Contraremonstranten. Auf Oldenbarneveld's Rath befahlen die Staaten von Holland den Geistlichen, den Streit nicht mehr auf die Kanzel zu bringen und sich überhaupt einander mit Liebe und Einigkeit zu begegnen. Die Remonstranten waren dazu gleich bereit, aber die Contraremonstranten widersprachen: sie ließen sich das Predigen der Wahrheit nicht verbieten. Endlich ging Moritz so weit, die

Häupter der Remonstranten, namentlich Oldenbarneveld, verhaften zu lassen (1618). Zu ihnen gehörte auch einer der ausgezeichnetsten Gelehrten, **Hugo de Groot**, gewöhnlich Hugo Grotius genannt, der so große Talente besaß, daß er schon im 15. Jahre über die schwersten Sätze der ältern Gelehrten disputirte und im 17. Jahre den ersten Proceß für Jemand führte. Aber weil er dem Statthalter sich widersetzt hatte, wurde er auf Lebenszeit auf ein festes Schloß gesetzt, wo man ihn in ein enges Zimmer einsperrte. Doch hatte seine Frau, Maria von Reigersberg, die Erlaubniß, ihn zu besuchen, und dann und wann ließ er sich auch Vorräthe von Büchern holen, die er zu seinen Studien gebrauchte. Das benutzte seine kluge Frau, ihn zwei Jahre darauf zu befreien. Eines Tages rief sie auch ein paar Träger und befahl ihnen, einen großen, schweren Bücherkasten fortzutragen. Den Leuten fiel es nicht auf; denn sie hatten das ja schon oft gethan. Aber in dem Kasten waren diesmal keine Bücher, sondern de Groot selbst, dem seine Frau, die den Kasten natürlich begleitet hatte, gleich aufmachte, sobald die Träger ihn hingesetzt hatten und fort waren. Auch haben ihn seine Feinde nie wiederbekommen, und er bekleidete bis an seinen Tod (1645 in Rostock) im Auslande mehrere angesehene Stellen. Oldenbarneveld wurde zum Tode verurtheilt! Am Abend vor seiner Hinrichtung schrieb er an die Seinigen: „Sehr liebe, geliebte Hausfrau, Kinder, Schwiegersöhne und Enkel, ich grüße Euch insgesammt sehr freundlich. In dieser Stunde empfange ich eine sehr schwere und traurige Nachricht, daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre lang treu und redlich erwiesen, mich vorbereiten muß, morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte Euch, dasselbe zu thun. Lebt miteinander in Liebe und Friede, und bittet Gott den Allmächtigen für mich, daß er uns alle gnädiglich in seinen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß 12. Mai 1619." Auf dem Blutgerüst sprach er: „Männer! glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther bin. Ich habe aufrichtig und fromm als ein guter Patriot gehandelt, und so will ich sterben." — Moritz starb sechs Jahre später, 1625.

97. Gustav Wasa, 1520.

Wir müssen um 100 Jahre wieder zurückgehen, um eine in Schweden vorgefallene wichtige Begebenheit zu betrachten. Während Maximilian I. in Deutschland Kaiser war, saß auf dem dänischen Throne König Christian II., ein grausamer, gewaltthätiger Mann, der zwar nicht so herzlos als Philipp II. war, aber doch nie Bedenken trug, Menschen aufzuopfern, wenn sein Vortheil dabei gewann. Nun hatte Schweden damals keinen König, sondern nur einen Reichsvorsteher, Sten Sture, einen tüchtigen Mann, der das Reich trefflich regierte, aber nicht hindern konnte, daß eine Uneinigkeit entstand. Uneinigkeit zerrüttet jedes Hauswesen, wie viel mehr nicht auch jedes Reich. Die Feinde des Reichsvorstehers, besonders der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, riefen Christian II. herbei und boten ihm an, ihn als König zu erkennen. Er setzte geschwind mit einem Heere über. Sten Sture ging ihm zwar entgegen, wurde aber geschlagen und verlor durch einen Kanonenschuß sein Leben, worauf die Schweden Christian als ihren König annahmen, Viele freilich nur mit bitterm Unwillen. Das geschah 1520, in demselben Jahre, wo Gustav Wasa in der Geschichte auftritt.

Eigentlich hieß er Gustav Erichson und stammte von den alten Königen von Schweden ab. Sein Vater war ein schwedischer Senator und gab seinem Sohne eine recht gute Erziehung, die das beste Erbtheil ist, welches Eltern ihren Kindern hinterlassen können. Als er erwachsen war, zeichnete er sich im Kriege gegen die verhaßten Dänen aus, bis Christian ihn nebst fünf Reichsräthen heimtückischerweise gefangen nahm und nach Dänemark entführte. Anfangs wurde er in ein enges Gefängniß zu Kopenhagen gesperrt; nachmals aber nahm ihn ein Verwandter, Namens Banér, zu sich und verbürgte sich mit einer Summe von 6000 Thalern für ihn. Indessen ging der Krieg zwischen Christian und den Schweden fort; Sten Sture wurde, wie schon erzählt, erschossen und das Land unterwarf sich. Nur Stockholm nicht. Hier stellte sich eine unternehmende Frau, Sten Sture's Witwe, Christina, an die Spitze und vertheidigte sieben Monate lang die Stadt gegen alle An-

griffe der Dänen, bis sie zuletzt, von Allen verlassen, sich unterwerfen mußte. Erichson erfuhr dies Alles in seinem Verbannungsorte. „Wie!“ dachte er, „eine Frau kämpft so heldenmüthig für dein Vaterland, und du mußt hier unthätig die Hände in den Schooß legen!“ Er beschloß zu fliehen, verschaffte sich Bauernkleider und schloß sich an einige deutsche Viehhändler an, welche Ochsen aus Jütland geholt hatten und ihn als Ochsentreiber annahmen. So kam er nach Lübeck. Hier war sein Erstes, daß er sich aufs Rathhaus begab, seinen Namen nannte und um Schutz bat. Lübeck war damals eine sehr reiche, mächtige Stadt, das Haupt der Hansa und heimlich eine Feindin des Königs von Dänemark. Während die Rathsherren noch überlegten, was zu thun sei, kam Banér an, um den Flüchtling zurückzuholen, und verlangte seine Auslieferung. Er schalt den Gustav einen treulosen, undankbaren Menschen; dieser entschuldigte sich: er habe fliehen müssen, und würde ihm die verbürgte Summe wiedererstatten. Die Rathsherren entschieden endlich für — Banér, und dieser wollte schon mit Erichson abziehen, als der Bürgermeister Bröms vortrat und vorstellte, die Klugheit und Rechtlichkeit zugleich erforderten, daß sie sich Erichson's annähmen. Seine Stimme drang durch, und nach sieben langen Monaten erhielt Erichson endlich heimlich ein Schiff, welches ihn nach Schweden übersetzte. Wie froh war er nun, als er den theuern vaterländischen Boden wieder unter den Füßen hatte! Aber sein erstes Auftreten versprach wenigen Erfolg. In der Stadt Calmar fand er eine schlechte Aufnahme, und der schwedische Commandant drohte ihm, er würde ihn an Christian ausliefern, wenn er nicht gleich wegginge. Geschwind zog Erichson seine Bauernkleider wieder an und wanderte weiter, immer von lauernden Feinden verfolgt. Sein Nachtlager mußte er bald im Walde, bald im Korne nehmen und mehr als einmal war er in Gefahr, erkannt zu werden. Sonntags, wenn die Bauern müßig dastanden, gesellte er sich zu ihnen und ermunterte sie, doch die Waffen gegen die Dänen zu ergreifen; aber Keiner wollte ihn anhören. So kam er endlich zu seinem Schwager, dem Reichsrathe Brahe. Aber auch hier predigte er tauben Ohren. Brahe wollte eben nach Stockholm reisen, dem Könige zu huldigen, und er sowohl als seine Frau baten Erichson flehentlich, doch nicht sie

und sich ins Unglück zu stürzen. Wie seufzte er über die feigen Seelen! Er reiste wieder ab und ging auf ein Gut seines sich in Stockholm befindenden Vaters, Räfnäs. Hier lebte er eine Zeit lang einsam und in tiefer Verborgenheit.

Indessen bereitete Christian dem hohen schwedischen Adel ein schreckliches Schicksal. Er glaubte, daß er, so lange die schwedischen Edelleute lebten, nicht ruhig regieren könnte, und entschloß sich, sie umbringen zu lassen. Nur Eins beunruhigte ihn dabei: er hatte ihnen versprochen, sich nicht wegen ihrer frühern Widersetzung an ihnen zu rächen. Da schlug sein Beichtvater, Slaghöck, ein Westphälinger, der es von einem Barbiergesellen bis zu einem Erzbischof gebracht hatte, vor, er könne ihnen ja als König sein Wort halten, aber als Vollzieher des päpstlichen Bannes — denn der Papst hatte die Schweden in den Bann gethan — müsse er sie bestrafen. Das fand Christian recht schön und schritt schnell zur Ausführung. Vier Tage nach der Krönung, noch während der damit verbundenen Gastereien, setzte er plötzlich ein Gericht nieder, vor welchem die edle Christina, die Reichsräthe und der Magistrat von Stockholm verklagt wurden, und die Richter sprachen das Urtheil, daß Alle das Leben verwirkt hätten. Gleich stürzten Soldaten in den Gerichtssaal und bemächtigten sich der Verurtheilten, die so lange auf dem Schlosse warten mußten, bis die Anstalten zur Hinrichtung vollendet waren. In größter Eile wurden auf allen Plätzen der Stadt Galgen errichtet. Nach zwei Tagen wurde ausgerufen, daß alles Volk sich in den Häusern verhalten sollte, und Kanonen wurden aufgefahren. Dann öffneten sich die Thore des Palastes, und die Verurtheilten, denen man nicht einmal mehr das heilige Abendmahl bewilligt hatte, wurden hinausgeführt in den Purpurkleidern, in welchen sie zwei Tage vorher aufs Schloß zum Feste gekommen waren. Die größten Reichsbeamten, die Reichsräthe, zwei Bischöfe, die vornehmsten Edelleute und der ganze Magistrat von Stockholm gingen, von Henkern geführt, Paar und Paar zum Richtplatze (8. Nov. 1520). Es waren 94 Personen, die Ausgezeichnetsten des Königreichs. Christian selbst sah aus einem Fenster des Rathhauses der Blutscene zu. Die Verurtheilten zeigten eine ruhige Fassung; das Volk dagegen, welches ungeachtet des Verbots die Straßen füllte, wehklagte laut und Viele wurden dafür von den dänischen Soldaten

niedergehauen. Unter den Verurtheilten war auch Erichson's Vater. Das Blut floß im eigentlichen Verstande in Bächen vom Markte nach den anstoßenden Gassen, so daß diese Ermordung mit Recht das Stockholmer Blutbad genannt wurde. Christina, Sture's Witwe, sollte wählen, ob sie verbrannt, ertränkt oder lebendig begraben werden wollte. Mit Mühe erhielt sie es, daß sie lebenslang in Ketten geschmiedet wurde. Viele geringere Bürger und die Bedienten der hingerichteten Edelleute wurden gehenkt und ein Ritter gar gekreuzigt. Zwei Tage lang lagen die Leichen auf dem Platze, und Christian selbst ging umher, sich an dem scheußlichen Anblicke zu weiden. Auch zwei kleine Knaben, deren Vater der König nicht leiden konnte, mußten sterben. Der eine war neun, der andere erst sechs Jahre alt, und zwar ließ er sie, um sie recht zu martern, an den Haaren in die Höhe ziehen und so ihnen die Köpfe abschlagen. Selbst der Scharfrichter wurde durch das unschuldige Benehmen der Kinder so gerührt, daß er das Blutschwert wegwarf. Aber gleich fand sich ein Anderer, der den Mord verrichtete und auch dem mitleidigen Scharfrichter den Kopf abhieb. Welche Ungeheuer!

Erichson erhielt in Räfnäs die Nachricht von dem Blutbade; sein Vater war auch mit gefallen. Er schauderte; aber er hatte keine Zeit, seiner Betrübniß nachzuhängen; denn Christian's Soldaten suchten ihn überall; es war ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt und Dem der Tod gedroht, der ihn aufnehmen würde. Daher fand er überall die Thüren verschlossen und selbst ein Karthäuserkloster, welches seine Vorfahren gestiftet hatten, weigerte sich, ihn aufzunehmen. Wo sollte er nun hin? Da wandte er sich in das Gebirge, nach Dalarne oder Dalekarlien, von einem rauhen aber tapfern, ehrlichen und aufrichtigen Menschenstamme bewohnt. Dort konnte er sich am besten verbergen; auch hoffte er bei den ehrlichen Dalkerlen am ersten Hülfe zu erhalten. Aber ehe er noch das Gebirge erreichte, traf ihn ein neuer Unfall. Der einzige Bediente, den er mitgenommen hatte, der treueste unter allen andern, ging ihm mit allen seinen Sachen durch, und nachdem ihm Erichson vergebens lange nachgesetzt war, mußte er zuletzt noch sein eigenes Pferd, weil es zu ermüdet war, mit dem letzten Gepäcke zurücklassen. Er hüllte sich in einen groben Bauernkittel, schnitt sich die Haare kurz ab, setzte einen runden Hut auf

und wanderte, die Axt auf der Schulter, weiter. Eine Zeit lang arbeitete er in Falun in den Kupferbergwerken als Handlanger bei schmaler Kost; aber ungewohnt der schweren Arbeit in den feuchten Gruben, lief er Gefahr, seine Gesundheit zu verlieren, und suchte andere Dienste über der Erde. Er fand sie bei einem reichen Manne Namens Pehrson, der ihn als Drescher annahm. Die Mitknechte merkten aber bald an seinen Sitten, daß er nicht bei dieser Arbeit hergekommen sei; auch entdeckte man, daß er ein feines Hemde trage. Pehrson faßte ihn nun scharf ins Auge und erkannte endlich in ihm seinen ehemaligen Universitätsfreund. Erichson erzählte ihm von dem Stockholmer Blutbade und bat ihn mit Thränen, doch mit seinen Knechten die Waffen zu ergreifen. Aber Pehrson wagte es nicht, sondern rieth ihm vielmehr, ihn schleunig zu verlassen und tiefer ins Gebirge hineinzugehen.

So wanderte der arme Flüchtling weiter. Es war rauher Winter und als er über einen gefrorenen See hinwegging, brach er ein und rettete sich nur mit genauer Noth. Aber bald gerieth er in eine noch größere Gefahr. Er kam auf das Gut eines gewissen Arend Peterson, der ihn alsbald als seinen ehemaligen Befehlshaber erkannte und ihn sehr freundlich aufnahm, aber nur um ihn desto sicherer zu verrathen und den auf seinen Kopf gesetzten Preis zu verdienen. „Bleib!" sprach Arend, „und laß dir wohl sein! Ich will indessen ausgehen und die Gemüther der Bauern erforschen." Aber der Treulose reiste schnell zum nächsten dänischen Commandanten, der ihm gleich 20 Mann mitgab, den unbesorgten Erichson einzufangen. Allein — Erichson war schon fort. Die Frau war besser als ihr Mann, hatte ihren Gastfreund vor der Gefahr gewarnt und ihm gar ein Pferd mit einem Schlitten zur schleunigen Flucht gegeben. So kam er zu einem ehrlichen Dorfprediger, der ihn von der Universität her kannte und nun acht Tage lang in seiner Kirche verbarg, bis er ihn mit Sicherheit bei einem zuverlässigen Bauer, Siven Nilson, unterbringen konnte. Hier wußten nur Nilson und seine Frau, wer ihr Gast sei, der übrigens mit den Knechten arbeitete. Indessen wußten die Dänen nun, daß Erichson sich in dieser Gegend aufhielte, und schickten Streifwachen von Haus zu Haus, ihn auszuspähen. Eben als er ruhig in der Stube stand und sich am

Kamin wärmte, traten die dänischen Soldaten herein. Wie erschrak er! wie erschraken seine Wirthsleute! Aber die Frau wußte sich schnell zu fassen. Sie ergriff einen Spaten, gab ihm damit einen Schlag auf den Rücken und rief: „Du fauler Knecht! was stehst du hier und wärmst dich? Marsch! hinaus! an die Arbeit!" So entging er der Wachsamkeit der Soldaten, die ruhig abzogen. Aber seine Ruhe war nun dahin; er wollte fort. Das hielt aber sehr schwer wegen der umherstreifenden Wachen. Der gute Nilson packte ihn endlich unter ein Fuder Stroh auf einen Wagen und fuhr ihn so fort. Aber, o Unglück! plötzlich sprengten dänische Reiter herbei, hielten den Wagen an und durchstachen das Stroh, aber auch das Bein des darunter vor Angst schwitzenden Erichson. Freilich rührte er sich nicht, so sehr auch die Wunde schmerzte; aber das Blut quoll nach und tröpfelte auf den weißen Schnee des Weges. Um nun die Wache zu täuschen, versetzte Nilson einem seiner Pferde heimlich einen Schnitt in die Schenkel und durch diese List wurde Erichson glücklich gerettet.

In Rättwick — so hieß der Ort, wohin er nun kam — machte er den ersten Versuch, die Bauern zum Aufruhr zu bewegen. Sobald seine Wunde geheilt war, trat er in die Kirche, wo sie eben versammelt waren, erzählte ihnen, ohne sich zu erkennen zu geben, die Greuelthaten von Stockholm und warnte sie vor den Dänen, die bald auch hierher kommen würden. Die Bauern wurden bewegt. Ja, meinten sie, wenn nur ihre Nachbarn zuerst zu den Waffen greifen wollten! Erichson freute sich über den ersten, wenn auch geringen Erfolg seiner Beredtsamkeit und reiste nach Mora, dem bedeutendsten Kirchspiele des Thallands. Die Dänen erfuhren indessen bald, was in Rättwick geschehen war, und setzten einen doppelten Preis auf seinen Kopf. Besonders zeichnete sich der Untervogt Nils Westgöte in der Nachspürung Erichson's aus und verbreitete, Alles, was dieser erzählt habe, sei erlogen! Christian sei ein gütiger König und wolle ihre Steuern noch verringern. Aber plötzlich erschien ein Mann, der ehemals unter Erichson als Soldat gedient und nachher in Dalekarlien sich niedergelassen hatte. Er hatte von seines geliebten alten Herrn Erscheinung gehört, eilte zu ihm und schwur ihm zuerst den Eid der Treue. Dann ging er, um ihm seinen

Eifer recht zu zeigen, nach dem Hofe, wo sich Westgöte aufhielt, und schlug ihn todt. Das war die erste Feindseligkeit, die den Krieg Erichson's gegen Christian eröffnete.

Als Erichson nach Mora kam, war es gerade Weihnachten, und die Einwohner waren daher sehr zahlreich versammelt; ein erwünschter Umstand für ihn. Er stieg auf einen Hügel und sprach hier mit hinreißender Beredtsamkeit zu dem Haufen. Er gab sich ihnen zu erkennen und schilderte ihnen die Ermordung der Vornehmsten des Reichs; nächstens, sagte er, würden die Dänen auch zu ihnen kommen und sie aus ihren Häusern treiben, wenn sie nicht schnell ihnen zuvorkämen. Er wollte sich an ihre Spitze stellen und mit ihnen siegen oder sterben. Die Thränen standen ihm dabei in den Augen und viele Bauern waren bewegt. Einige riefen: „Rache! Rache!" — und wollten gleich zu den Waffen greifen; Andere aber meinten, noch sei ihnen ja nichts geschehen; sie wollten erst abwarten, was ihre Nachbarn sagen würden, und riethen ihm, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Aber ein Zufall brachte den Aufruhr bald zu Stande. Ein Haufe von 100 dänischen Soldaten kam eben herbei. Sie hatten von der Versammlung in Mora gehört und hofften hier Erichson zu fangen. Allein die guten Einwohner von Mora hielten es für schimpflich, einen Mann aus ihrer Mitte wegschleppen zu lassen, der zu ihnen seine Zuflucht genommen habe. Sie läuteten schnell die Sturmglocke. Die Nachbardörfer, zu denen der Wind den Schall hinübertrieb, läuteten auch und alsbald waren einige Tausend bewaffnete Bauern beisammen, die den Hof stürmten, wo sich die Dänen gelagert hatten. Diese wären verloren gewesen, hätten sie nicht schnell versprochen, Erichson in Ruhe zu lassen. Er machte sich nun geschwind davon und eilte noch tiefer in die Wildnisse hinein.

Kaum aber war er fort, so erschien ein anderer schwedischer Edelmann, Lars Olofson, in Mora. Er bestätigte nicht nur Alles, was Gustav erzählt hatte, sondern setzte noch hinzu: Christian würde nächstens eine Blutreise durch Schweden machen, auch ins Gebirge kommen und neue Steuern auflegen. Damit aber die Bauern sich nicht empörten, so würde er Jedem einen Arm und ein Bein abhauen lassen. Die Dalkerle standen erschrocken da und bedauerten, daß sie Erichson hätten ziehen lassen. Kaum

aber hörte Olofson, daß dieser sich in der Gegend aufhielt, als er ihnen versicherte, dieser und kein Anderer sei dazu gemacht, die Schweden zu retten. Dies bestätigte ein dritter flüchtiger Edelmann, der Augenzeuge von dem Blutbade in Stockholm gewesen war. Seine Schilderung riß die Bauern bis zur Wuth fort. Sie schickten dem Gustav Eilboten mit Schlittschuhen nach. Er wurde auch bald eingeholt, zurückgebracht und mit Jauchzen empfangen. Zweihundert Mann erboten sich gleich mit ihm zu ziehen. Mit ihnen erstürmte er ein Bergschloß und vertheilte die darin gefundene Kasse unter sie. Das machte großes Aufsehen; wen nicht die Vaterlandsliebe antrieb, den lockte der Gewinn, und in wenigen Tagen waren schon 3000 Mann unter seinen Befehlen.

Sein Heer machte reißende Fortschritte. Indessen übergehen wir hier die einzelnen Vorfälle des Krieges. Es sei genug, zu sagen, daß sich immer mehr gutgesinnte Schweden zu den ehrlichen Dalkerlen schlugen. Die Dänen verloren eine Stadt, eine Provinz nach der andern und waren endlich zuletzt nur auf Stockholm beschränkt, welches Gustav zu Wasser und zu Lande belagerte; denn die entzückten Schweden hatten ihn bereits zu ihrem Reichsfeldherrn ernannt. Aber damit waren sie nicht zufrieden; sie trugen ihm auch einstimmig die Königswürde an; Jeder drängte sich auf dem Reichstage, welcher dazu in Strengnäs (1523) gehalten wurde, zu ihm heran, um ihn mit Lobsprüchen und Danksagungen zu überhäufen. Gustav Erichson war sehr gerührt. „Ich danke Euch, meine theuern Landsleute," sprach er, „für Eure Liebe. Was geschehen ist, habe ich nicht allein gethan und Jeder von Euch hätte an meiner Stelle Dasselbe verrichtet. Die beste Belohnung ist mir Euer Vertrauen; die Krone aber schlage ich aus guten Gründen aus. Wählt Jemanden, der älter ist als ich." Diese Weigerung wirkte auf die Versammlung wie ein Donnerschlag. Sie brachen in Thränen aus, fielen auf die Knie, beklagten ihr Vaterland und flehten, es doch nicht durch seine Weigerung unglücklich zu machen. Lange noch widerstand er; endlich wurde er von den Gefühlen der Rührung überwältigt und nahm die Krone an. Ein allgemeines Freudengeschrei dankte ihm dafür. Die ganze Versammlung leistete ihm gleich den Eid der Treue. Dies geschah drei Jahre nach seinem Auftreten in

Schweden (1523). Er hat bis 1560 eine ruhmwürdige Regierung geführt.

Und Christian II.? — Gustav Erichson, oder, wie er meist genannt wird, Gustav Wasa, und Christian stehen in der Geschichte so nahe beisammen, daß man bei einem die Trefflichkeit der Tugend, bei dem Andern die Verwerflichkeit des Lasters wahrnehmen kann. Dem gemäß waren auch die Schicksale Beider. Während Gustav eine Krone wider Willen annehmen mußte, sie mit Ehren trug und endlich nach einer langen lobenswerthen Regierung von Allen betrauert starb, wurde dem Christian seine ererbte Krone entrissen, er von seinen eigenen Unterthanen eingekerkert und starb nach langen Jahren im Elende, von allen Gutgesinnten verachtet. Man höre, wie es ihm ging. In Dänemark hörte man kaum, daß sich die Schweden gegen ihn empört hätten, als man auch hier sich gegen ihn erhob. Christian erschrak; geschwind gab er einige gute Gesetze, aber man kannte ihn schon. Da opferte er seinen Rathgeber, Slaghöck, auf und ließ ihn zum Tode verurtheilen, um den allgemeinen Haß auf diesen abzuleiten. Vergebens berief sich Slaghöck auf die bestimmtesten Befehle des Königs. Er wurde dennoch gehenkt. Aber das rettete den König nicht. Die Vornehmsten versammelten sich und erklärten ihn durch eine besondere Schrift für abgesetzt. Und nun sah man recht, wie Grausamkeit und Feigheit fast immer beisammen sind. Er schrieb an sie in den kriechendsten Ausdrücken, versprach Besserung und bat nur die Schrift zurückzunehmen. Aber er erhielt eine verächtliche Antwort. Auch daß er weinend in Kopenhagen umherging und das Volk mit kläglichen Geberden um Hülfe flehte, konnte ihm jetzt nichts mehr helfen. Da dachte er auf seine Flucht, packte seine Kostbarkeiten ein und segelte mit 20 Schiffen nach Holland ab, wo er sich Beistand zu verschaffen hoffte (1523). Aber das war vergebens; er hatte seine Rolle ausgespielt; die in Stockholm begangenen Grausamkeiten hatten Aller Herzen von ihm gewendet. Nachdem er sich mehrere Jahre hier und dort umhergetrieben hatte (eine Zeit lang war er selbst in Wittenberg bei Friedrich dem Weisen und nahm die lutherische Lehre an), segelte er nach Norwegen, wo er noch die meisten Freunde hatte und ihnen zu Gefallen wieder katholisch wurde. Aber er blieb nicht lange ruhig. Sein Nachfolger in Dänemark, König Frie-

drich I., sein Oheim, schickte ein Heer und eine Flotte nach Norwegen und Christian sah sich bald so in die Enge getrieben, daß er den Befehlshaber (Gyldenstiern) bat, ihm doch zu rathen, was er thun solle. Dieser rieth ihm, mit nach Kopenhagen zu segeln und mit dem Könige Friedrich selbst zu unterhandeln. Dazu versprach er ihm sicheres Geleit. Christian ging das ein und fuhr hin. Aber das war sein Unglück; denn alle dänischen Minister riethen dem Könige, den gefährlichen Christian ja nicht wieder zu entlassen, sondern ihn gefangen zu nehmen und Zeitlebens einzusperren. Das geschah auch. Man führte ihn nach der dänischen Insel Alsen und sperrte ihn im Schlosse Sonderburg ein. Hier saß er 20 Jahre im engen Gewahrsam und hatte Zeit, über seine vielen Vergehungen nachzudenken. Erst nachdem König Friedrich I. längst todt war, ließ ihn sein Nachfolger (Christian III.) wieder los, gab ihm Kalundborg auf Seeland zum Aufenthaltsorte und versprach ihm Alles zu thun, um seine vielen Trübsale ihn vergessen zu machen. Hier lebte er noch acht Jahre und starb erst im 78. Jahre seines Lebens, so daß ihm also Gott viele Zeit gab, sein früheres Leben zu bereuen (1559).

Zweite Periode.

Von dem Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges bis zu Friedrich's des Großen Thronbesteigung, 1618—1740.

---

98. Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege, 1618—1648.*)

1. Vorfälle in Prag. Zwar war auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 der Religionsfriede geschlossen worden; aber es

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. 2, S. 177—243.

fehlte noch sehr viel, daß Deutschland beruhigt gewesen wäre. Die Katholischen und Evangelischen drückten einander, wo sie die stärksten waren, so viel sie nur konnten. Keine Partei traute der andern. Jeder ausgehobene Soldat, jeder reisende Gesandte, jeder Courierwechsel erschreckte die Fürsten. So standen sie argwöhnisch ein halbes Jahrhundert einander gegenüber, die Hand ans Schwert gelegt.

Nach Karl's V. Tode war, wie schon erzählt ist, Ferdinand I. Kaiser geworden, ein friedliebender Herr, der den Protestanten nichts in den Weg legte, weil er ihre Hülfe gegen die Türken beständig nöthig hatte. Duldsamer war, wie wir wissen, sein Sohn Maximilian II., der ihm als Kaiser folgte und gar den östreichischen Gutsbesitzern erlaubte, auf ihren Schlössern evangelischen Gottesdienst zu halten. Wirklich hatte aber auch die neue Lehre so vielen Beifall in den östreichischen Ländern gefunden, daß die evangelischen Kirchen stets vollgefüllt waren, und daß man berechnen konnte, daß in kurzer Zeit die katholische Lehre aus ganz Deutschland verbannt sein würde. Unter diesen Umständen starb der gute Maximilian und hinterließ mehrere Söhne, von denen der älteste, Rudolph II., Kaiser wurde. Auch er war ein ganz guter Mann, aber wie schon oben gesagt ist, ein höchst erbärmlicher Kaiser, ohne alle Kraft und Entschlossenheit, furchtsam und peinlich. Das zeigte er besonders gegen die Böhmen, in deren Lande, in Prag, er zu wohnen pflegte. Es ist bekannt, welchen Beifall Hussens Lehre in Böhmen gefunden hatte; kein Wunder, daß auch die lutherische bald willig aufgenommen wurde und daß fast das ganze Land sich dafür erklärte. Aber Rudolph war ganz in den Händen der Jesuiten, die unaufhörlich ihm einschrieen, diesen Unfug nicht zu dulden. Er gab daher einen Befehl, daß der Gottesdienst der böhmischen Brüder — so nannten sich hier die Evangelischen — verboten sein sollte. Das brachte das ganze Volk der Böhmen in Harnisch. Erst baten sie den Kaiser um Abstellung, dann drohten sie und endlich halfen sie sich selbst, indem sie sich das Wort gaben, so lange dem Kaiser keine Dienste zu erweisen, bis er ihnen Religionsfreiheit gäbe. Das schlug durch; er unterzeichnete, obgleich mit schwerem Herzen, den sogenannten Majestätsbrief, durch welchen sie gleiche Rechte mit den Katholischen und auch die Erlaubniß erhielten, neue Kirchen und Schulen an-

zulegen (1609). Einen eben solchen Majestätsbrief mußte Rudolph auch den Ober- und Niederschlesiern geben. Die Seele der böhmischen Stände war der Graf Heinrich Matthias von Thurn.

Um dieselbe Zeit — es war 1608 und 1609 — traten die evangelischen Fürsten in Deutschland in ein Bündniß zusammen, welches sie die Union nannten. Denn die katholischen Stände thaten immer feindseligere Schritte und suchten ihren Glauben in ihren Ländern mit Gewalt allgemein zu machen, ja Kaiser Rudolph weigerte sich sogar auf einem Reichstage zu Regensburg (1608) den augsburgischen Religionsfrieden zu bestätigen. Darin versprachen sie sich gegenseitig Beistand, wenn sie angegriffen würden. Aber so unschuldig auch gewiß ihre Absicht dabei war, so argwöhnten gleich die Katholiken nichts Gutes, und dachten, die Union wolle sie angreifen. Daher war nichts natürlicher, als daß sie einen Gegenbund machten, der die Liga hieß *) und dessen Haupt der Herzog Maximilian von Baiern wurde, ein überaus thätiger, besonnener, aber dem katholischen Glauben eifrig ergebener Mann. Wie viel ließ sich nicht von diesen beiden Verbindungen fürchten, die sich mit so feindlichen und eifersüchtigen Augen ansahen! Wahrlich, es fehlte nur an einem Funken, um den vorräthigen Zunder der Feindschaft zu einem Kriege zu entzünden.

Kaiser Rudolph hatte einen Bruder, Matthias, mit dem er sich nie recht hatte vertragen können. Matthias hatte mit Unwillen gesehen, wie verkehrt sich Rudolph immer benahm, und ihm daher die Regierung von Ungarn, Oestreich und Mähren schon einige Jahre früher abgedrungen. Aber endlich veruneinigte er sich mit ihm gänzlich; denn Rudolph machte Miene, Böhmen und Schlesien, die einzigen Länder, welche ihm Matthias noch gelassen hatte, nicht ihm, sondern einem Vetter, den er besonders liebte, zu vermachen. Gleich machte sich Matthias nach Böhmen auf, seinem schwachen Bruder zuvorzukommen. Er erklärte diesem, er müsse ihm nun noch auch Böhmen und Schlesien bei seinem Leben abtreten. Rudolph sah sich von Allen verlassen.

*) Die Liga bestand aus den zehn mächtigsten geistlichen Fürsten und Maximilian von Baiern.

Er mußte wohl einwilligen und erklärte, um der Sache doch einen guten Anstrich zu geben, daß er „aus brüderlicher Liebe" wünsche, daß Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt würde, damit nicht nach seinem Tode Unruhen entständen. Nachdem er den verhaßten Vergleich (1611) unterschrieben, oder vielmehr unterkleckst hatte, zerstampfte er die Feder vor Aerger; denn er behielt nichts als den leeren Kaisertitel, eine kleine Pension und vier unbedeutende Herrschaften. Dann reiste Matthias wieder ab von Prag, ohne seinen unglücklichen Bruder auch nur einmal gesehen zu haben. Kein halbes Jahr darauf (1612) war Rudolph todt; gewiß hatte der Aerger sein Ende beschleunigt. Ob sich nun nicht Matthias manchen Vorwurf gemacht haben mag?

Die Kurfürsten wählten nun Matthias zum Kaiser; aber er hat keine Freude davon gehabt. Wie konnte es auch anders sein, da er sich durch die schlechte Behandlung seines Bruders so schwer versündigt hatte! Seine achtjährige Regierung (von 1612—19) war eine Kette von Aerger und Sorgen. Das Erste, was ihn sehr bekümmerte, war, daß die östreichischen Stände ganz gehorsamst, aber dringend das Recht begehrten, auch in Städten und Marktflecken ihre Religion zu üben und ebenso wie die Katholiken zu Staatsämtern zu gelangen. Matthias war anfangs zum Nachgeben nicht geneigt, und sein Beichtvater, der Cardinal Clesel, ein arger Protestantenfeind, rief ihm immer zu, er möchte sich lieber alle Kirchen gewaltsam entreißen lassen, ehe er ihnen eine gutwillig abträte; aber die Stände erklärten geradezu, sie würden ihm nicht eher huldigen, und — er mußte ihnen Alles bewilligen. Zugleich waren die Türken in Ungarn eingefallen und der wilde Großfürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, hatte sich gegen ihn empört.

Aber alle diese Unannehmlichkeiten waren nichts gegen die, welche Matthias in Böhmen erfahren sollte. Er hatte keine Kinder, eben so wenig seine Brüder. Wer sollte nun einmal seine Länder bekommen? Eigentlich seine Brüder; aber die wollten lieber in der Stille leben. Daher fiel die Nachfolge auf seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain, und dieser wurde auch von den Böhmen als ihr künftiger König anerkannt, da er bereit war, ihre Freiheiten, namentlich den Majestätsbrief, zu bestätigen. Aber bald wurden

sie mißtrauisch, als sie hörten, wie Ferdinand in seinen Ländern die Evangelischen behandle. Ferdinand meinte es mit seinen Unterthanen aufrichtig gut und äußerte einmal, er sei bereit, sich seine rechte Hand abhauen zu lassen, wenn er damit einen von ihnen glücklich machen könnte. Aber er war von Jesuiten erzogen worden, die ihm von Kindheit auf nicht nur eine blinde Anhänglichkeit an die katholische Kirche, sondern auch den Grundsatz eingeprägt hatten, daß nur die Katholiken einmal selig werden könnten. Also schon aus übelverstandener Liebe zu seinen Unterthanen wollte er durchaus nicht die neue Lehre in seinen Ländern dulden, ließ überall Räder und Galgen aufrichten, und drohte nun, alle Die hinrichten zu lassen, die nicht entweder sich zum katholischen Gottesdienst hielten, oder auswanderten. Natürlich erfuhren die Böhmen dies bald und dachten nur mit Besorgniß an die Zeit, wo Matthias todt und Ferdinand ihr König sein würde. Auch fingen schon jetzt die Katholiken, besonders die Jesuiten, an, kecker zu werden. „O!" hieß es, „euer Majestätsbrief hat keine Gültigkeit; denn er ist dem Rudolph abgedrungen worden. Ist nur erst Ferdinand König, dann wird es heißen: ein neuer König, ein neues Gebot. Dann werden wohl einige Köpfe fliegen müssen" u. s. w. Das wollten die Böhmen wenigstens gehört haben, und wenn auch ihre Besorgniß Manches übertrieb, so zeigte doch ein Vorfall bald, wie böse es die Katholiken mit ihnen meinten. Dennoch erkannten sie ihn als ihren einstigen Herrn an, wenn er ihnen ihre Freiheiten lassen wollte. Er leistete darüber einen feierlichen Eid vor allem Volke: „Ich schwöre zu Gott auf diesem heiligen Evangelium, daß ich die Herren, Ritterschaft, Prager, auch andere Städte und die ganze Gemeinde von Böhmen bei ihren Freiheiten, Gerechtigkeiten, auch allen Gewohnheiten erhalten will. Dazu helfe mir Gott und alle Heiligen." Und doch hat er nichts gehalten!

Die evangelischen Unterthanen des Abts von Braunau (an der schlesischen Grenze) hatten angefangen, eine Kirche zu bauen; aber der Abt hatte einen Befehl ausgewirkt, daß der Bau gleich eingestellt werden sollte. Dasselbe geschah im Städtchen Klostergrab, unweit Teplitz, wo der Erzbischof von Prag, dem es gehörte, den Bau untersagte. Darüber beschwerten sich die Stände

beim Kaiser und beriefen sich auf den Majestätsbrief. Der Kaiser erklärte, er hielt das Begehren der Stände nicht für billig, weil wohl die Stände jenes Recht hätten, nicht aber die Unterthanen geistlicher Herren, und sie möchten ihn mit solchen Klagen verschonen. Der Bau wurde indessen fortgesetzt und die Kirche vollendet. Nun aber ließ der Erzbischof die Kirche in Klostergrab niederreißen und der Abt die von Braunau verschließen, und als die Bürger sich nicht fügen wollten und Abgeordnete nach Prag schickten, wurden diese ins Gefängniß geworfen. Darüber entstand nun unter den Evangelischen in ganz Böhmen eine große Bewegung. Graf Thurn, ein unruhiger Kopf, erhitzte durch lebhafte Reden die Gemüther noch mehr und berief im März Abgeordnete der Stände aus allen Theilen des Landes nach Prag. Hier wurde eine Bittschrift an den Kaiser selbst und eine andere an die kaiserlichen Statthalter in Prag aufgesetzt und beschlossen, sich um die Zeit, wenn die Antwort eingelaufen sein könnte, d. i. im Mai, wieder zu versammeln. Am 22. Mai 1618 kamen sie wieder zusammen und wurden nach dem Schlosse gerufen, wo ihnen die Statthalter die Antwort des Kaisers, die aber nicht an die Stände, sondern an jene gerichtet war, vorlasen. Sie war äußerst scharf. Es hieß darin: „Se. Maj. habe die Schließung der evangelischen Kirche in Braunau und die Niederreißung der zu Klostergrab befohlen; die Stände griffen immer weiter um sich und mißbrauchten seine Güte, sie bestärkten fremde Unterthanen in ihrem Ungehorsam; er werde das Nähere untersuchen und dann sich gegen einen Jeden nach seinem Verdienste verhalten." Alle zeigten den lebhaftesten Unwillen über dies Schreiben. „Nun sehen wir wohl, hieß es, „daß man uns die freie Uebung unserer Religion entreißen und die Angesehensten unter uns als Unruhestifter auf die Seite schaffen will." Aber noch größer wurde der Zorn, als es verlautete, daß das kaiserliche Schreiben vom Kaiser bloß unterschrieben, eigentlich aber von der Statthalterei verfaßt wäre. Diese Statthalter waren aber bei den Ständen als Katholiken verhaßt, und zwei von ihnen, Martiniz und Slawáta, wurden besonders als die Anstifter des Bösen angesehen. Schon sonst hatten sie sich gegen die Stände feindselig bezeigt, und man erzählte von ihnen, daß sie auf ihren Gütern die evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe hetzten,

und sie durch Versagung der Taufen, Trauungen und Begräbnisse zum katholischen Glauben zu zwingen suchten. Die Stände hielten sogleich eine Versammlung, und beschlossen, der Statthalterschaft zu erklären, daß in Folge des Majestätsbriefes kein Befehl Kraft habe, der den zugesicherten Freiheiten der evangelischen Kirche entgegenlaufe. Das Volk versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen, der Majestätsbrief und des Kaisers Bescheid wurden vorgelesen, und nur mit Mühe konnten die Abgeordneten der Stände die empörte Menge abhalten, das Schloß zu stürmen und die Statthalter zu verjagen.

Am 23. Mai 1618 fanden sich die Stände, größtentheils bewaffnet und von einem bewaffneten Volkshaufen begleitet, auf dem Schlosse ein. Die Vornehmsten traten mit Ungestüm in die Kanzlei, wo vier der Statthalter, Adam v. Sternberg, Diepold v. Lobkowitz und die Grafen Martiniz und Slawáta, saßen. Ein böhmischer Edelmann, Paul v. Rziczan, von den Ständen zum Redner bestimmt, führte das Wort: er wolle wissen, ob sie zu dem höchst nachtheiligen Schreiben gerathen hätten? — Sternberg bat sie, sich zu mäßigen und keine Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete ein Anderer (Colon von Fels): gegen Lobkowitz und Sternberg habe man nichts; „mit Euch aber," fuhr er, zu Martiniz und Slawáta sich wendend, fort, „werden wir uns nimmer vertragen; denn Ihr seid die Verräther, welche des Landes Freiheit verrathen." Martiniz wollte mit heftiger Rede sich rechtfertigen. „O!" rief ein Dritter (Wenzel von Raupora), „werft sie doch nach alt-böhmisch gutem Gebrauche zum Fenster hinaus!" — Sternberg und Lobkowitz wurden nun beim Arme aus dem Zimmer geführt; die andern Beiden aber baten, man möchte sie doch nach den Gesetzen richten. Aber man hörte sie nicht; mehrere Stimmen schrien verwirrt durcheinander. Martiniz wurde von Einem bei den Händen, von Andern bei den Füßen ergriffen, zum Fenster geschleppt und hinunter in den Schloßgraben gestürzt. Die rasche That erschreckte die Thäter selbst, und bestürzt standen sie da. Aber Thurn rief endlich: „Edle Herren, hier habt Ihr den Andern!" Slawáta wurde auch ergriffen und flog dem Ersten nach, und als Dritten warfen sie auch noch den Schreiber Fabricius, ein Werkzeug Jener, der sich unter dem Tische versteckt hätte,

hinunter, eine Höhe von fast 60 Fuß. Aber brachen denn die Leute nicht Hals und Bein? — Sie fielen glücklicherweise auf einen Haufen Papierschnitzel und anderes Gemülle, und wankten mit gelähmten Gliedern nach Hause *).

Die Stände konnten nun wohl denken, daß der Kaiser diese eigenmächtige That bestrafen würde. Darum trafen sie schnell Vorkehrungen. Sie besetzten das Schloß mit ständischen Truppen, ernannten 30 Directoren, welche die Regierung führen sollten, nahmen alle Beamte in Eid und Pflicht und die Einkünfte in Beschlag; dann schrieben sie an den Kaiser und suchten ihr Verfahren bestmöglichst zu entschuldigen, aber zugleich warben sie Truppen und forderten die Schlesier, Mährer, Lausitzer, Oestreicher und Ungern auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Den Erzbischof von Prag, den Abt von Braunau, viele andere Prälaten und die Jesuiten jagten sie aus dem Lande. Der Kaiser erschrak, und da er damals kränklich und überhaupt furchtsam war, so wollte er auf des Cardinals Clesel Rath lieber mit den Böhmen unterhandeln, statt Gewalt brauchen. Aber dagegen setzte sich sein Vetter Ferdinand. „Gott selbst," sagte dieser, „hat die Böhmen mit Blindheit geschlagen, daß sie durch diese erschreckliche That zeigten, daß ihr Betragen nicht aus Gott, sondern aus dem Teufel sei. Demnach halte ich dafür, daß nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen."

2. **Der unglückliche Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V.** Noch kein Jahr nach jener That auf dem Schlosse in Prag starb Kaiser Matthias (1619) und fand im Grabe die Ruhe, die er auf dem Throne nicht gefunden hatte. Er starb zu rechter Zeit, um noch größern Uebeln zu entgehen; denn der Krieg hatte wirklich schon begonnen. Graf Thurn schlug zwei kaiserliche Heere (Dampierre und Bouquoi), die nach Böhmen einrückten, zurück und fiel in Mähren und Oestreich ein; allenthalben nahm ihn das Volk mit Freuden auf und erhob sich gegen den Kaiser; ja, Thurn drang bis Wien vor, wo sich Ferdinand befand, und belagerte es. Wirklich war Ferdinand in der mißlichsten Lage. Ueberall offene Empörung oder heimliches

---

*) Das Zimmer des prager Schlosses, in welchem dies geschah, ist bis heute ganz so gelassen, wie es damals war.

Mißvergnügen. Schon pfiffen die Kugeln der Böhmen durch sein Schloß, und, um seine Verlegenheit vollkommen zu machen, erschienen vor ihm 16 Abgeordnete der östreichischen Stände und verlangten mit drohenden Worten seine schriftliche Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu einem Bündnisse mit den Böhmen. Ja, Einer derselben, Andreas Thonradel, soll gar so weit gegangen sein, ihn beim Knopfe seines Wammses zu fassen und zu rufen: „Nandel, gieb dich! du mußt unterschreibe!“ — Da schmetterten plötzlich Trompeten auf dem Schloßhofe. Es waren 500 Cürassiere von Dampierre, welche eingezogen waren, um Ferdinand's Befehle zu vernehmen. Der Trompetenschall wirkte auf die Abgeordneten wunderbar. Sie beurlaubten sich in größter Schnelligkeit und kamen nicht wieder, und Ferdinand war erlöst; denn auch Thurn zog sich bald darauf von Wien zurück. Auch Ferdinand ist ein Beweis, daß man in keiner, auch noch so großen Verlegenheit verzagen muß, wenn man nur eine gute Sache hat; und die hatte er insofern, als er nach seiner besten Ueberzeugung handelte. Bald darauf wurde er zum deutschen Kaiser gewählt und hieß nun Ferdinand II. (1619—37).

Nur die Böhmen wollten ihn schlechterdings nicht als ihren König erkennen, setzten ihn förmlich ab und ihnen traten auch die Schlesier, Mährer und Lausitzer, selbst die evangelischen Oestreicher bei. Dagegen wählten sie den 23jährigen Kurfürsten von der Pfalz, **Friedrich** V., zu ihrem Könige. Zwar war er reformirt; aber sein Oheim war Moritz von Oranien und sein Schwiegervater König Jacob I. von England, und diese Verbindung empfahl ihn den Wählenden besonders. Anfangs besann er sich; die große Gefahr, in die er sich begeben sollte, schwebte seinem Geiste vor und manche Freunde warnten ihn. (Seine Mutter Juliane: „Ach, nun geht die Pfalz nach Böhmen!“) Aber da trat seine Frau, Elisabeth, herein, welche der Eitelkeit, Königin zu heißen, nicht widerstehen konnte. „Wie?“ rief sie, „du konntest dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man dir freiwillig entgegenbringt? Ich will lieber mit einem Könige Sauerkraut, als mit einem Kurfürsten Gebratenes essen.“ Solche Eitelkeit hat schon manche Frau unglücklich gemacht. Wird Elisabeth sie auch zu bereuen haben? — Auch sein Hofprediger Scultetus

redete zu seinem Gewissen: er solle doch nicht durch seine Weigerung mehr als eine Million evangelischer Glaubensgenossen aufopfern. Er nahm die Krone an und reiste nach Prag, wo er mit großem Pompe gekrönt wurde. Hoch schlug der eiteln Elisabeth das Herz vor Freude.

Indessen zog sich über dem neuen Könige und seinen Böhmen ein schweres Gewitter zusammen. Ferdinand hatte seinen Jugendfreund, den kräftigen Maximilian von Baiern, für sich gewonnen, und die Liga versprach Beistand. Auch der König von Spanien, damals Philipp III., schickte Geld, was er doch selbst so nöthig brauchte, und selbst der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., ein höchst schwacher, kleindenkender Mann, trat auf den Rath seines Hofpredigers Hoë von Hoheneck auf des Kaisers Seite, weil es ihn ärgerte, daß die Böhmen einen Reformirten zum Könige gewählt hätten. O, der unchristlichen Unduldsamkeit! — Nun setzte sich das ligistische Heer in Bewegung. Zuerst wurden die östreichischen Stände mit Gewalt dem Kaiser unterworfen; dann fiel Maximilian in Böhmen ein, trieb die ständischen Truppen wie eine scheue Heerde vor sich her und rückte immer näher auf Prag los. Wäre nur Friedrich der Mann danach gewesen, so hätte er wohl sich gegen den Kaiser und Maximilian halten können. Die Hussiten hatten sich ja so lange gegen Sigismund glücklich gewehrt. Aber er war ein schwacher, träger und leichtsinniger Mann, gab glänzende Feste, statt sich um die Ausrüstung des Heeres zu bekümmern, und verstand es nicht, die Herzen der Böhmen mit Liebe und Vertrauen zu sich zu erfüllen, und so war er schon halb geschlagen, ehe noch die Feinde anrückten. Nicht weit von Prag liegt eine sanfte Anhöhe, die der weiße Berg genannt wird. Da stellten sich die Böhmen auf und wurden rasch von dem ungeduldigen Maximilian angegriffen. Nach einer Stunde blutiger Arbeit war die Schlacht entschieden. Vier- bis fünftausend Böhmen lagen auf dem Schlachtfelde todt oder verwundet, an 1000 waren im Flusse ertrunken, und die Geretteten stürzten in wilder Flucht auf die Thore von Prag zu (1620). Und Friedrich? — Der hatte gerade bei der Tafel gesessen, als die Schlacht anfing. Da das Schießen immer heftiger wurde, zeigte er sich zu Pferde und ritt auf den Wall, von wo er aber schon mit Schrecken die ver-

wirrte Flucht der Seinigen wahrnahm. Die Prager baten ihn flehentlich, sie doch jetzt nicht zu verlassen; sie hätten noch Leute genug, die Stadt zu vertheidigen. Aber der schwache König hatte dafür keine Ohren. Wie betäubt setzte er sich am andern Morgen mit Frau und Kindern in den Wagen, nahm den Grafen Thurn mit und fuhr nach Breslau. „Ich weiß nun, wer ich bin," sagte er, als er in den Wagen steigen wollte. „Es giebt Tugenden, welche wir nur im Unglück lernen können, und nur in Widerwärtigkeiten erfahren wir Fürsten, wer wir sind." Nach der Pfalz blieb Friedrich keine Zuflucht mehr übrig; denn die Spanier waren von den Niederlanden aus den Rhein hinaufgezogen und hatten ihm sein Land weggenommen, und so floh er denn von Breslau weiter über Berlin nach Holland. Nie hat der unglückliche Mann sein Land wieder erhalten; denn Kaiser Ferdinand schleuderte ihm eine Achtserklärung nach und schenkte nachmals sein Land sowohl als seine Kurwürde dem Herzoge Maximilian von Baiern, dem er freilich auch zu großem Danke verpflichtet war.

Wie ging es aber nun den Böhmen? — Am Tage nach der Schlacht öffnete Prag seine Thore, und die hier anwesenden Stände unterwarfen sich der Gnade des Kaisers. Voll Angst warteten sie auf die Entschließung desselben; aber sieben Monate vergingen ruhig, und schon hofften sie, sie würden mit der bloßen Angst wegkommen, als plötzlich an einem Tage 43 der vornehmsten Theilnehmer festgenommen wurden. Auf dem Platze vor dem Rathhause der Altstadt wurde ein Blutgerüst aufgeschlagen. Siebenundzwanzig aus den edelsten Familien und in hohen Würden waren zum Tode verurtheilt. Einige derselben wurden enthauptet, andere geviertheilt; dem Rector der Universität, Jessenius, der die evangelische Lehre in ergreifender Rede verkündigt, wurde vorher die Zunge ausgeschnitten, einem Andern die Hand abgehauen, ein Dritter wurde, bevor man ihn henkte, mit der Zunge an den Galgen genagelt. Die Andern verloren ihre Güter, ebenso die Entflohenen. Ueber 700 wurden an ihrem Vermögen gestraft, an 30,000 Familien wanderten aus, und nie hat sich seitdem der Wohlstand Böhmens ganz gehoben. Ferdinand schnitt den Majestätsbrief selbst entzwei und verbrannte das Siegel. Die evangelischen Prediger und Schullehrer mußten

das Land räumen, und die katholische Lehre wurde mit Gewalt wiedereingeführt. So ist es gekommen, daß das Land, welches das erste war, wo sich die reine Lehre des Evangeliums durch Huß verbreitete, jetzt in dem tiefsten Aberglauben liegt, und daß unter den Ständen Böhmens, Mährens und Oestreichs kaum noch ein evangelischer gefunden wird. Das hat man den Jesuiten zu verdanken!

3. Mansfeld. Jetzt wäre der Krieg beendigt gewesen, hätten sich nicht Männer gefunden, die aus bloßer Liebe zum ungebundenen Leben den Krieg auf eigene Hand fortgesetzt hätten. Der berühmteste darunter war der Graf Ernst von Mansfeld, ein kühner, durch den Krieg abgehärteter Mann. Er hatte gerade zu Anfang der böhmischen Unruhen für den Herzog von Savoyen 4000 Mann in Deutschland geworben, und da diese nicht gleich gebraucht wurden, so erlaubte ihm der Herzog, in die Dienste der Union zu treten, und diese schickte ihn nach Böhmen, wo er sich auch mit gewohnter Tapferkeit mit den Kaiserlichen herumschlug. Aber nach der Schlacht am weißen Berge mußte er fort, zog nun mehrere Jahre umher und plünderte besonders die reichen geistlichen Länder aus. Bald war er hier, bald dort; und schlugen ihn auch einmal die Kaiserlichen, so entließ er seine Leute und trat mit ihnen plötzlich an einer andern Stelle wieder auf. So trieb er sich sechs Jahre umher, ohne selbst einen Pfennig mehr zu haben, als was der Krieg ihm verschaffte. Endlich entwich er, nachdem er von dem kaiserlichen Heere unter Wallenstein an der Elbbrücke bei Dessau geschlagen war, mit seiner Schaar nach Ungarn, um sich mit dem unruhigen Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu verbinden. Aber dieser hatte Geld verlangt und keine hungerigen Soldaten, und vertrug sich daher lieber mit dem Kaiser. Der tapfere Mansfeld verkaufte sein Heergeräth, entließ mit gerührtem Herzen seine alten Kriegskameraden und wollte nach Venedig und von da nach Holland reisen. Aber ehe er noch Venedig erreichte, wurde er unterwegs in Bosnien krank, und er, der so viel im Leben umhergeworfen war und jetzt mit neuen Entwürfen einem neuen Schauplatze zueilte, fand hier seinen Tod ganz unerwartet. Als ihm der Arzt eröffnete, daß er nur noch einige Stunden zu leben habe, ließ er sich seine Soldatenkleider an-

ziehen, den Degen umgürten und erwartete so stehend und gestützt auf die Schultern zweier Officiere den Tod. So starb dieser eiserne Mann im 46. Jahre seines Lebens (1626).

Ein ähnlicher Mann war Christian von Braunschweig. Von jugendlichem Uebermuthe und von glühendem Hasse gegen die katholische Geistlichkeit getrieben, verließ dieser gemüthliche Mann seine ruhige Heimath, warb ein Heer und zog damit auf Mansfeld's Art in Deutschland umher. Am liebsten plünderte er die Kirchen und Weinkeller der geistlichen Fürsten aus, und auf die Münzen, die er von dem geplünderten Silber prägen ließ, wurde die Umschrift gesetzt: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Während der flüchtige Kurfürst von der Pfalz länderlos umherirrte, verfochten Christian und Mansfeld seine Sache, als wenn sie die ihrige wäre. Christian hatte, als er in Holland gewesen war, die vertriebene Kurfürstin Elisabeth kennen gelernt und, gerührt von ihrem Unglücke, ihr das Versprechen gegeben, für Gott und sie Alles zu wagen. Er hatte sich von ihr ein Zeichen ihrer Gunst ausgebeten, und sie ihm einen ihrer Handschuhe gegeben. Diesen trug er als Wahrzeichen vorn an seinem Hute, und auf seinen Fahnen stand die Devise: Alles für Gott und für sie! Aber sein früher Tod verhinderte die Ausführung seines Gelübdes, dem vertriebenen Kurfürsten das Land wieder zu verschaffen. Christian starb in Wolfenbüttel wenige Monate vor Mansfeld im 29. Jahre seines Lebens. Man sagt, er sei vergiftet worden.

4. Tilly und Wallenstein. Gegen Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld hatte bisher der Graf Tilly als General der Liga den Krieg geführt. Tilly war ein Mann von vieler Roheit, unerbittlicher Strenge und großer Pünktlichkeit, dabei uneigennützig, aber stolz im hohen Grade. Auf äußere Dinge legte er keinen Werth, und als ihn der Kaiser zum Reichsfürsten erheben wollte, verbat er sich die Ehre, und schenkte dem Schreiber der Kanzlei 500 Thaler, damit er das Patent nicht ausfertigte. Seine Statur war klein und hager, aber von starkem Knochenbau. Zwischen seinen eingefallenen Wangen, seiner Nase und seiner runzeligen Stirn sahen seine großen finstern Augen heraus. Sein graues, borstiges Haar hing um den Kopf herum, den er mit einem spitzigen, hochaufgestutzten Hute zu bedecken

pflegte, von welchem eine rothe Straußfeder hinten herabhing. Dazu nehme man ein grünatlaßnes Kleid nach spanischem Schnitt, mit aufgeschlitzten Aermeln, weite Beinkleider von demselben Zeuche, und weite, aufgeschlitzte Stiefeln. In der Schlacht pflegte er einen kleinen Grauschimmel zu reiten. Dieser Mann hatte bis dahin nie eine Schlacht verloren und räumte überall, wohin er kam, tüchtig auf. Braunschweig's, Mansfeld's und andere Haufen wurden überall von ihm vertrieben. Aber er war doch nur ein General der Liga. Der Kaiser dagegen hatte kein Heer, wenigstens kein bedeutendes, und hing also ganz von der Liga und von Tilly ab; denn es fehlte ihm an Geld, ein eigenes Heer aufzustellen. Während noch Ferdinand darüber grübelte, machte ihm einer seiner Officiere den Antrag, ein großes Heer aufzubringen, ohne daß es dem Kaiser das Geringste kosten solle.

Dieser Mann war Albrecht von Wallenstein oder eigentlich Waldstein, 100 Jahre später als Luther in Böhmen auf dem Gute seines Vaters an der Elbe unweit Königsgrätz geboren, aus einer alten evangelischen Familie. Er verlor seine Eltern schon als Kind, wurde dann von seinem Oheim erzogen und nach den Lehrsätzen der böhmischen Brüdergemeinde unterrichtet. Man weiß nicht, wie es gekommen, daß er bald danach den Jesuiten in Olmütz übergeben wurde, die ihn dem katholischen Glauben zuführten. Nachdem sein Unterricht vollendet war, ging er in Begleitung eines jungen reichen böhmischen Edelmanns und eines gelehrten Mathematikers und Astrologen auf Reisen. Er besuchte Holland, England, Frankreich, Italien, und hier blieb er einige Zeit in Padua, wo er sich besonders mit Sterndeuterei (Astrologie) beschäftigte; denn damals glaubte man noch, aus dem Stande der Gestirne künftige Schicksale vorhersagen zu können. Ein schlauer Sterndeuter, der seinen Ehrgeiz merkte, machte ihm weis, daß er noch zu sehr hohen Ehren gelangen würde, was freilich auch nachher zufällig eintraf. Dann ging er unter die Soldaten, machte einige Züge gegen die Türken mit, schloß sich bei dem Bruderzwiste zwischen Kaiser Rudolph II. und Matthias dem Letztern an, und heirathete nach dem Frieden eine alte reiche Witwe, Lucretia von Landeck, die nach vier Jahren starb und ihn dadurch, 31 Jahre alt, zum Erben eines ungeheuern Vermögens machte. Ein Jahr vor dem Ausbruche des Dreißigjährigen

Krieges zog er mit einem auf eigene Kosten geworbenen Regimente unter dem damaligen Erzherzog Ferdinand gegen die Venetianer, und da er sich sowohl durch Tapferkeit als durch Freigebigkeit gegen seine Officiere, welche offene Tafel in seinem Zelte fanden, auszeichnete, so wurde er nach seiner Rückkehr vom Kaiser sehr ausgezeichnet. Er wurde zum Oberst ernannt, in den Grafenstand erhoben und erhielt den Kammerherrnschlüssel. Beim Ausbruch der böhmischen Unruhen erklärte er sich mit Eifer für die Sache des Kaisers und ließ seinen Vettern, die im böhmischen Heere dienten, sagen: er wollte sie dafür mit Prügeln und Ruthen tractiren. Abwechselnd lebte er auf seinen Gütern in Mähren und Böhmen, in Prag und in Wien, wo er durch Aufwand die Augen Aller auf sich zog, besonders, nachdem er durch Ankauf vieler Güter der Geächteten sein Vermögen sehr vermehrt hatte. Auch nahm er an dem Kriege lebhaften Antheil und stand zur Zeit der Schlacht am weißen Berge in Ungarn gegen Bethlen Gabor. Er vermählte sich mit der schönen Tochter des Geh. Raths Gr. Harrach, der ein Liebling des Kaisers war, wurde bald darauf in den Fürstenstand und schon ein Jahr später zum Herzog von Friedland erhoben. Seine Residenz nahm er in Gitschin. Jetzt machte er dem Kaiser den erwähnten Vorschlag. Ferdinand's Räthe meinten, man könne ihn ja mit 20,000 Mann den Versuch machen lassen. „Nein!“ rief Wallenstein, „das kann ich nicht! die getraue ich mir nicht zu unterhalten; wohl aber 50,000 Mann.“ — „Ihr wundert Euch!“ fuhr er fort. „Seht, mit 50,000 kann ich überall Gesetze vorschreiben, und die ganzen Lebensmittel einer Provinz stehen mir zu Gebote. So ist es nicht mit 20,000, die manchmal bitten müssen, wo jene befehlen.“ Das sahen die Räthe ein und der Kaiser gab ihm nicht nur die gesuchte Erlaubniß, sondern auch das Recht, alle Officierstellen zu vergeben. Nun ließ er die Trommel rühren und von allen Seiten strömten ihm Menschen zu; denn an müßigem Volke fehlte es nirgends, besonders damals, wo schon so manche Gegend verwüstet war, und wie gut es sich in Wallenstein's Lager leben ließ, war ja schon bekannt. In kurzem hatte er mehr als 20,000 Mann beisammen, und wie er vorrückte, wuchs der Haufe wie ein rollender Schneeball an. Zuerst ging er auf Niedersachsen los und traf am Harze mit Tilly zusammen. Beide hätten nun zusammen

handeln sollen; aber dazu war Jeder zu stolz; Keiner wollte von dem Andern Befehle annehmen, und so trennten sie sich nach nur kurzem Beisammensein. Zuerst ging Wallenstein (1626) gegen den Grafen Mansfeld, der bei Dessau über die Elbbrücke gehen wollte. Hier erwartete Wallenstein den Grafen hinter schnell aufgeworfenen Schanzen und schlug ihn, da er stürmte, mit großem Verluste zurück. Er verfolgte ihn dann durch Schlesien bis nach Ungarn, von wo Mansfeld, wie schon oben erzählt, zu Bethlen Gabor entwich. Im folgenden Jahre trieb Wallenstein die feindlichen Truppen aus Schlesien, unterwarf die Provinz dem Kaiser wieder, wandte sich nun gegen den Hauptfeind, den König von Dänemark, Christian IV., der an der Spitze der niedersächsischen Kreisstände stand und schon von Tilly bei Lutter am Bahrenberge aufs Haupt geschlagen war, und jagte ihn vor sich her. Demüthig bat dieser um Frieden, erhielt aber eine verächtliche Antwort, und binnen wenigen Tagen hatte Friedland Schleswig und Jütland mit seinen Soldaten überschwemmt, und Christian mußte froh sein, daß er ihm nicht nach seinen Inseln folgen konnte. Hätte Wallenstein nur Schiffe gehabt! So blickte er ihm nur wüthend nach, und soll vor Zorn gar glühende Kugeln ins Meer haben feuern lassen. Das Alles geschah durch ihn allein, während der alte Tilly in einem Winkel von Deutschland ihm zusehen mußte. Und wie fürchterlich hausten die Wallensteiner! Wohin sie kamen, gingen Städte und Dörfer in Rauch auf, nachdem sie ausgeplündert waren; die Menschen wurden zu Tode gemartert oder dem Hungertode preisgegeben, und selbst Weiber und Kinder nicht verschont. Es war eine Rotte wilder Thiere, die in eine Schafheerde einbrachen. Wallenstein selbst war streng und rauh, billigte aber diese Ausschweifungen nicht, ja er bestrafte zuweilen die Uebelthäter hart. Allein er war bei der damaligen Art der Kriegführung nicht im Stande, dem bösen Willen der Befehlshaber zu wehren, so oft er ihnen auch strenge Mannszucht anempfahl. Er war eine lange, hagere Gestalt, mit stolz umherblickenden, kleinen, aber feurigen und durchdringenden Augen, immer ernst, kalt, finster, geheimnißvoll und argwöhnisch. Seine Gesichtsfarbe war gelblich; seine Stirne hoch und majestätisch, seine Nase gebogen und stumpf, Kinn und Lippen waren mit starkem Schnauz- und Knebelbart bedeckt. Er lachte nie. Selbst

sein Anzug hatte etwas Sonderbares: ein Reiterkoller von Elenshaut, rothe Beinkleider, darüber eine rothe Leibbinde und ein Mantel von Scharlach; auf dem Kopfe, mit kurzabgeschnittenem röthlichen Haare, das seitwärts in einige Locken herabfiel, ein hochaufgestutzter weißer runder Hut, mit herabhängender rother Feder und an den Füßen große Stulpstiefeln. Wenn die so aufgeputzte hägere Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt, sahen alle Soldaten mit geheimem Grausen ihm nach; denn sie hielten ihn für gefroren, d. i. hieb- und stichfest. Streng hielt er auf seine Befehle; die kleinste Verletzung derselben wurde augenblicklich am Leben bestraft. „Laßt die Bestie hängen!" rief er dann und augenblicklich wurde der Befehl vollzogen. Gegen das Sengen und Brennen eiferte er oft und ließ die Thäter streng bestrafen; aber er konnte es nicht ganz hindern, da seine Soldaten zum Theil nur sehr schlechtes Gesindel waren, und die Generale und andere Officiere die Räubereien oft begünstigten. Mit Recht standen die Wallensteiner im schlechten Rufe, aber ohne daß er es selbst verschuldet hatte. Gegen seine Unterthanen war er in den ersten Jahren väterlich, sorgte für den Wohlstand derselben und legte Schulen an; aber in den letztern Jahren, als seine Stimmung durch die Umtriebe seiner Gegner gereizt war, streng und hart, und als sie ihn einmal gebeten hatten, ihnen die aufgelegten Abgaben zu erlassen, schrieb er: „Euer Entschuldigungen seynd lauter verlogen und unwahrhaftig; sucht, so lieb euch euer Seelen Seeligkeit ist, mich bei der Nasen nicht umzuziehen; denn so wahr Gott lebt! ihr werdet mirs mit euren Köpfen zahlen müssen, wo ihr mir die Quote nicht alle Monat liefern werdet." Und als einmal in Reichenberg in Böhmen ein katholischer Priester ermordet war, wollte er die Stadt verbrennen und alle Einwohner mit dem Schwert umbringen lassen, und wurde nur durch die dringenden Bitten des Magistrats andern Sinnes. Sein Stolz stieg mit seinem Reichthum und seiner äußern Würde, die um diese Zeit einen neuen Zuwachs erhielt, indem ihm der Kaiser auch das Herzogthum Sagan verlieh, um ihn für viele gemachte Vorschüsse zu entschädigen.

Jetzt war nun wieder der Krieg beendigt und auf deutschem Boden kein Feind mehr. Dennoch vermehrte Wallenstein sein Heer und brachte es endlich bis zu 160,000 Mann, und doch wurden immer noch mehr angeworben. Um Sold war er dabei

nicht verlegen; denn alle deutsche Länder standen ihm offen und alle mußten ihm, gleichviel, ob sie Freund oder Feind waren, Brandschatzungen und Lieferungen geben, so viel er ihrer nur besetzen konnte, und recht muthwillig verdarben seine Soldaten Alles, was sie selbst nicht verzehren oder sonst gebrauchen konnten. Kein Mensch konnte begreifen, wozu Wallenstein seine große Macht noch vermehre. Die Fürsten fürchteten, er möchte entweder den Kaiser, oder sich selbst zum unumschränkten Herrn von Deutschland machen wollen. Wallenstein ließ sie sprechen; er hatte unter den kaiserlichen Räthen viele Freunde, die beim Kaiser zu seinem Vortheil sprachen, und endlich gar demselben vorstellten, Wallenstein habe sich so große Verdienste erworben, daß er eine ausgezeichnete Belohnung erhalten müsse. Aber wo diese hernehmen? Da schlug Wallenstein selbst vor, daß man ihm Mecklenburg geben möchte. Die Herzöge dieses Landes waren ja Bundesgenossen Christian's gewesen; unter diesem Vorwande konnte man sich ja ihres Landes bemächtigen, obgleich Wallenstein ihnen beim Einrücken in Mecklenburg mehrmals versichert hatte, er komme als ihr Freund und Befreier. Die armen Männer wurden in die Acht gethan, und Wallenstein befahl seinen Generalen, ihnen ihr Land wegzunehmen. Vergebens baten die treuen Landstände, man möchte ihnen ihre guten Landesherren doch nicht nehmen, ohne ihre Entschuldigung anzuhören. Wallenstein zog ein und jagte sie fort. Dafür wurde er zum Herzoge von Mecklenburg, dann zum Reichsfürsten und zuletzt gar zum „General des oceanischen und baltischen Meeres" ernannt. Denn Wallenstein's weitaussehende Pläne wollten dem Kaiser die Herrschaft der Ostsee verschaffen, weshalb er auch ganz ernstlich an die Errichtung einer Flotte in diesen Gewässern dachte. Dazu war ihm aber Stralsund, damals eine starke Festung und bedeutende Handelsstadt, besonders gelegen, und er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, sie zu haben. Schon hatte sie die ihr aufgelegte Summe regelmäßig bezahlt; jetzt sollte sie noch kaiserliche Besatzung einnehmen. Dessen weigerte sie sich aber geradezu. Einer der Rathsherren, ein muthiger Mann, ging selbst nach Prag, wo Wallenstein damals war und machte Vorstellungen. Wallenstein empfing ihn, umgeben von seinen Hofleuten, mit königlicher Pracht und gab ihm den un-

gnädigen Bescheid: er habe bereits Befehl gegeben, daß noch 15 Regimenter vor Stralsund rücken sollten; er selbst werde dahin aufbrechen und nicht eher zurückweichen, bis die Stadt kaiserliche Besatzung eingenommen habe. Dabei strich er mit der Hand über den Tisch und rief mit drohender Stimme: „So werde ich es mit der Stadt machen, daß nichts davon übrig bleiben soll, und wenn auch 100,000 Mann, ja ich selbst, dabei untergehen sollten." Der Rathsherr reiste auch nach Wien, erhielt Audienz beim Kaiser und wußte ihn so zu rühren, daß er ihm einen schriftlichen Befehl an Wallenstein mitgab, Stralsund in Ruhe zu lassen. In Prenzlau holte er diesen ein und zeigte ihm den kaiserlichen Befehl. Vergebens! „Und wenn die Stadt mit Ketten an den Himmel gebunden wäre," rief Wallenstein mit funkelndem Blick, „sie müßte doch herunter." Jetzt kam Wallenstein selbst vor die Stadt, die von der See her von den Schweden fleißig unterstützt wurde. Man erzählte ihm, der König von Schweden würde bald selbst kommen. „Ich werde ihn mit Ruthen nach Hause peitschen!" rief er und ließ gleich stürmen. Aber die wackern Bürger hatten Hülfe aus Schweden und Dänemark erhalten und wehrten sich so tapfer, daß Wallenstein nach kurzem persönlichen Verweilen vor der Stadt die Belagerung aufheben mußte. Zehn Wochen hatte dieselbe gedauert und 12,000 Mann der besten Truppen waren dem kühnen und hingebenden Widerstande der Stralsunder zum Opfer gefallen.

Mit Dänemark schloß jetzt Wallenstein plötzlich (1629) einen Frieden in Lübeck, und zwar so, daß Christian auch nicht ein Dorf verlor. Das ging ganz natürlich zu; Wallenstein wollte ungestört Mecklenburg beherrschen können; dazu mußte er aber mit jenem Nachbar Friede haben, der dagegen ihn als Herzog von Mecklenburg anerkannte und seine Bundesgenossen, die vertriebenen Herzöge, die doch erst um seinetwillen zu den Waffen gegriffen hatten, aufopferte! So war damals Fürstentreue! — Nun aber gingen doch die Soldaten wieder auseinander? — O nein! der Kaiser machte jetzt, durch seinen Beichtvater, den Jesuiten Lämmermann, dazu angeregt, ein Gesetz bekannt, daß kein Reformirter im Lande geduldet werden, daß die Lutheraner alle seit dem passauer Vertrage (wann war der?) eingezogene

Güter den Katholiken zurückgeben und daß jeder katholische Fürst das Recht haben sollte, seine evangelischen Unterthanen zu seiner Religion anzuhalten. Nun hatte er doch wieder einen Vorwand, das ungeheuere Heer beisammen zu lassen, um nämlich das Gesetz — man nannte es das Restitutionsedict — in Ausübung bringen zu lassen. Wie erschraken aber die evangelischen Fürsten! Jetzt erst sahen sie, aber zu spät, ein, daß es, wenn sie gleich anfangs zusammengehalten hätten, nicht so weit gekommen wäre. Zwei Erzbisthümer, 12 Bisthümer und eine unzählige Menge Stifter, Klöster und Kirchen sollten herausgegeben werden. Wie frohlockten die Jesuiten!

5. Wallenstein's Entsetzung. Aber nicht allein das Restitutionsedict schlug die Gemüther nieder; auch die zuchtlose Wirthschaft der Wallensteiner, unter welcher Protestanten und Katholiken gleich sehr litten, erregte allgemeine Unzufriedenheit und alle Fürsten wünschten Frieden. Zwölf Jahre hatte nun schon der Krieg gedauert und grenzenloses Elend war schon hier und da dadurch angerichtet worden. Daher baten Alle den Kaiser, doch eine Zusammenkunft der Fürsten auszuschreiben. Das geschah denn auch und sie kamen 1630 in Regensburg zu einem Reichstage zusammen. Aber was mußte Ferdinand hier hören! Von allen Seiten schrie man auf ihn ein und führte die bittersten Klagen über Wallenstein. Selbst der eigene Bruder des Kaisers sagte: „Ew. Majestät glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen haust. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen. Aber das Brennen, das Mißhandeln der Weiber und Kinder, das Todtschlagen, das Nasen- und Ohrenabschneiden und noch andere Martern — das kann der Officier wohl hindern. Ich weiß es wohl, daß man Ew. Majestät solche Sachen ausreden will, aber mir, Ihrem getreusten Bruder, können Sie so viel wohl glauben. Die Officiere füllen ihre Beutel mit dem Schweiße und Blute der armen Leute an und ich könnte Mehrere nennen, die vor kurzer Zeit noch in einer unansehnlichen Gestalt erschienen, jetzt aber 3—400,000 Gulden baares Geld besitzen. Die Summen nahmen sie nicht dem Feinde ab, sondern sie erpreßten sie von den armen Unterthanen der katholischen Fürsten." Noch kläglicher waren die Berichte der pommerschen Abgeordneten! Ihr Herzog Bogislav habe die Soldaten als Freunde auf-

genommen, dafür würden seine Unterthanen von ihnen bis auf's Blut gepeinigt. Nur allein Stettin hätte man 10 Millionen abgepreßt. Man nähme den armen Leuten die Hemden vom Leibe. Viele überreichten statt des Geldes, welches sie nicht aufbringen konnten, den Officieren ihre ganze fahrende Habe mit Thränen in den Augen. Die Auspfänder schätzten einen Zug Ochsen nicht höher als zwei Thaler und dafür müßten ihn die Bauern hingeben. Das Kriegsvolk behandle die Unterthanen mit grausamen Schlägen, verbrenne und verheere Alles im Lande, beraube die Kirchen, hindere den Gottesdienst und werfe die Leichname den Hunden zur Speise vor. Jeder Rittmeister lebe in Pommern fürstlicher als Bogislav. Ganze Bezirke von sechs und mehreren Meilen wären in Einöden verwandelt u. s. w. Als die Stadt Stargard klagte, sie könne die geforderte Summe nicht erschwingen, schrieb der General an den dortigen Hauptmann: „Damit Stargard sich zu beklagen desto mehr Ursache haben möge, so befehlen wir hiermit dem Herrn Hauptmann ernstlich, sich auf der Stelle alles Dasjenige, was Stargard entrichten soll, zahlen zu lassen und sollten sich die Stargarder auch bis aufs Hemde ausziehen müssen." Aehnliche Klagen ergingen auch von andern Fürsten und alle baten, besonders Maximilian von Baiern, daß der übermüthige Wallenstein abgesetzt würde.

Diesen vereinigten Klagen und Bitten konnte der menschlichfühlende Kaiser nicht widerstehen, so sehr auch Wallenstein's Freunde am Hofe ihn zu entschuldigen suchten. Aber er fürchtete sich vor Wallenstein. Endlich unterschrieb er mit schwerem Herzen das Absetzungsdecret. Nur war die Frage, ob Wallenstein auch gehorchen würde? Und wenn er sich weigerte, womit wollte ihn der Kaiser zwingen? Zwei alte Freunde Wallenstein's (Graf Werdenberg und Freiherr Questenberg) wurden an ihn nach Memmingen, wohin er, um in der Nähe zu sein, gegangen war, abgeschickt, ihn vorzubereiten. Er empfing sie freundlich und sagte ihnen, er wisse schon, warum sie kämen; denn sein Vetter hätte ihn schon von Allem unterrichtet. Dann las er ihnen eine astrologische Schrift vor. „Ihr Herren," sagte er, „hieraus könnt Ihr sehen, daß ich Euern Auftrag gewußt habe. Dem Kaiser lege ich keine Schuld bei; aber es thut mir wehe,

daß Ihro Majestät sich meiner so wenig angenommen haben. Ich will aber Gehorsam leisten." — Wie froh waren die Abgeordneten, wie froh der Kaiser, wie froh endlich alle Fürsten! — Dann ging er auf seine Güter und wählte besonders Prag und Gitschin zu seiner Residenz. Aus den Sternen glaubte er zu lesen, daß er noch zu etwas Höherem bestimmt wäre. Nun machte man weniger Umstände mit ihm und nahm ihm auch noch Mecklenburg wieder ab.

6. Gustav Adolph, König von Schweden.*) An Wallenstein's Stelle erhielt der alte Tilly die Oberbefehlshaberstelle

*) Was seit Gustav Wasa's Tode (1560) in Schweden geschehen war, muß hier übersichtlich nachgeholt werden. Gustav hinterließ drei Söhne: Erich XIV., Johann III. und Karl IX. Erich XIV. (1560—68) war seinem Vater gefolgt. Er zeigte aber eine so große Heftigkeit des Gemüths, daß man keinen Augenblick vor den wildesten Ausbrüchen seiner Wuth sicher war. Selbst Hinrichtungen wurden von ihm befohlen, denen bald die bitterste Reue folgte, so daß man ihn zuletzt für wahnsinnig halten mußte, weil Keiner mehr vor seinem Zorn sicher war. Seine Brüder sperrten ihn daher ein und Johann III., der nun den Thron bestieg (1568—92), ließ ihn endlich gar vergiften! Dieser Johann war ein charakterloser Fürst. Seine Frau, Katharina Jagelona, beredete ihn zur Annahme des katholischen Glaubens, der vielleicht nirgends so verhaßt ist wie in Schweden. Sobald der Papst diese Nachricht von schönen Aussichten für die Ausbreitung des Papismus erhielt, sandte er heimlich Jesuiten ins Land, vor allen aber den schlauen Ketzerbekehrer Possevino, der es denn auch bald dahin brachte, daß der König zum großen Verdruß der Schweden öffentlich den evangelischen Glauben abschwor und seinen Sohn Sigismund in der katholischen Lehre unterrichten ließ. Nachdem aber Katharina gestorben war und er ein schwedisches Fräulein geheirathet hatte, trat er wieder zum lutherischen Glauben zurück und ängstigte sich mit Gewissensunruhe. Indessen war der Prinz Sigismund von den Polen zum König gewählt. Da nun Johann gestorben war, wurde zwar Sigismund als König von Schweden anerkannt, aber erst nachdem er versprochen hatte, daß hier nur die reine evangelische Lehre gelehrt werden solle. Dennoch waren die Schweden mit ihm sehr unzufrieden, weil er nach Polen zurückgegangen war und den katholischen Glauben hatte. Zu wiederholten Malen verlangten die Schweden die Rückkehr Sigismund's, und da er nicht kam, entsetzten sie ihn und erkannten Karl IX. (1604—11) als König an. Jener protestirte, aber Karl behauptete sich, ein rauher, strenger, aber kräftiger Mann.

Nach ihm bestieg sein großer Sohn, Gustav Adolph, 17 Jahre alt, den schwedischen Thron, und da sein Vetter Sigismund von Polen seine Ansprüche nicht aufgeben wollte, so mußte er mit Polen einen Krieg führen,

über die Truppen der Liga und des Kaisers; denn schon stand ein neuer Feind auf, Gustav Adolph, König von Schweden. Die Nachricht davon erhielt der Kaiser noch in Regensburg. „Da haben wir halt ä Feindel mehr," sagte er zu Tilly. Dieser aber hatte richtigere Begriffe von dem Schwedenkönige, und als die kaiserlichen Höflinge diesen einen Schneekönig nannten, den wohl der nördliche Frost zusammenhalte, der aber bald schmelzen würde, wenn er sich dem Süden nähere, sprach er ernsthaft: „Der König von Schweden ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe der Jahre (37 Jahre alt), kräftig und abgehärtet. Er hat, was das furchtbarste ist, im Kriege gelernt zu siegen und durch Siege den Krieg zu führen. Die Stände seines Reichs fügen sich jedesmal zuvorkommend seinem gewaltigen Willen; seine Hülfsmittel sind nicht gering und seine Anstalten sehr zweckmäßig. Durch seine persönliche Ueberlegenheit hat er sein aus vielen Völkerschaften zusammengesetztes Heer zu einer einzigen Nation gemacht, die er durch blinden Gehorsam, so leicht wie ein Roß mit dem Zügel, regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nur nicht verloren zu haben, schon ein großer Gewinn ist."

Gustav Adolph war unstreitig der größte Mann seiner Zeit. Der Kaiser hatte ihn vielfach beleidigt. Er hatte seinem Feinde, dem Könige Sigismund von Polen, Unterstützung gegeben und wollte ihn nicht als König von Schweden anerkennen. Besonders aber rührte den guten König der Druck, unter dem die Protestanten in Deutschland seufzten. Er selbst bekannte sich zu Luther's Lehre, ohne starr an den Glaubenssätzen zu hängen und konnte es nicht übers Herz bringen, seine Glaubensgenossen so leiden zu sehen. Als Alles zur Ueberfahrt nach Deutschland fertig war, versammelte er die vier Stände des Reichs. Es war am 20. Mai 1630, als er unter sie trat, um ihnen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Hier nahm er sein einziges Kind, sein vierjähriges Töchterchen, Christina, auf den Arm, zeigte sie den Ständen als

---

in welchem er Lievland und einen Theil der ostpreußischen (damals polnischen) Küste gewann. Zur richtigern Würdigung dieser Kriege Schwedens mit Polen muß man sich daran erinnern, daß das erstere durch den Besitz Finnlands und Esthlands damals die Nordseeküste größtentheils umfaßte und dem polnischen Reiche benachbart war.

ihre künftige Königin und ließ sie schwören, ihr treu zu dienen. Die ganze Versammlung war gerührt und zerfloß in Thränen. Auch er selbst war bewegt und mußte sich erst sammeln, ehe er seine Abschiedsrede sprach. „Nicht leichtsinniger Weise," so sprach er, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs grausamste beleidigt; er hat meine Feinde unterstützt; er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe an und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird; nie habe ich sie gemieden und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seid gerecht, seid gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen. — An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreich stets das Beste zu rathen. — Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu beweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und zur Eintracht. Seid selbst das Muster der Tugend, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volkes. — Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheuern, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. — Für euch Alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch Allen mein zärtliches Lebewohl; ich sage es vielleicht auf ewig!" Dabei rannen dem König die Thränen aus den Augen, und in der Versammlung hörte man nichts als Schluchzen und Seufzen.

Mit einem kleinen, aber auserlesenen Heere (15,000 Mann), welches aus Liebe für ihn bereit war, sein Leben hinzugeben, schiffte er sich ein und landete zuerst an der pommerschen Küste,

an der Mündung der Peene.*) Er war der Erste, der ans Land stieg. Sogleich kniete er, vor den Augen des ganzen Heeres, auf deutscher Erde nieder, dankte Gott mit lauter Stimme für die glückliche Ueberfahrt und bat um seinen fernern Segen. Allen umstehenden Officieren standen dabei die Thränen in den Augen. Der König sah es. „Weinet nicht," sprach er, „meine Freunde, sondern betet fleißig! Je mehr ihr betet, desto mehr werdet ihr siegen. Oft gebetet ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!" Es ist ein rechter rührender Contrast, das so ganz entgegengesetzte Benehmen der Soldaten im wallensteinischen und der im schwedischen Lager zu sehen. Während dort alle edlere Gefühle des Menschen abgelegt waren und die Laster aller Art ungescheut getrieben wurden, Keiner nach Gott fragte, ließ Gustav jedes Regiment täglich zum Morgen- und Abendgottesdienst einen Kreis um seinen Feldprediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. Gotteslästerung, Raub, Spiel und Zweikämpfe waren streng verboten. In allen Tugenden ging Gustav selbst den Seinigen als Muster voran. Seine reine, lebendige Gottesfurcht gab ihm in den schwierigsten Lagen Muth und Besonnenheit, und seine Soldaten hatten das feste Vertrauen, daß sie unter einem so frommen und verständigen König siegen müßten. Gleich dem gemeinsten Soldaten trug er jedes Ungemach des Krieges. In dem größten Gewirre der Schlacht achtete er auf jede Bewegung; nur verleitete ihn sein kühner Muth oft, sich in die furchtbarste Gefahr zu stürzen, wodurch er auch nachmals den Tod fand.

Man sollte meinen, daß sich die evangelischen Stände Deutschlands über einen solchen Helfer in der Noth wohl gefreut und geeilt hätten, ihm mit Rath und That beizustehen. Aber gerade das Gegentheil. Sie faßten unter dem Vorgange des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen in Leipzig einmüthig den Entschluß, sich nichts mit Gustav zu thun zu machen, — damit der Kaiser nicht zürnen möchte; indessen wollten sie ein Heer aufbringen, um sich dem Restitutionsedict so lange wie möglich zu widersetzen. Gustav trieb indessen die kaiserlichen Truppen in Pommern vor

*) Nicht auf der kleinen Insel Ruden, was neuere Untersuchungen erwiesen haben.

sich her; denn viele der Wallensteiner waren entlassen worden; aber noch beim Abzuge verübten diese fühllosen Menschen unter Torquato Conti die empörendsten Grausamkeiten an den wehrlosen Bewohnern, die ihnen doch so lange Quartier gegeben hatten.*) Dann wandte sich Gustav an den Herzog Bogislav, einen überaus peinlichen, ängstlichen Mann, und verlangte, daß er ihm Stettin einräume; das sei zu seiner Sicherheit durchaus nöthig. Aber davon wollte der Herzog nichts hören. Er kam selbst in Gustav's Lager und war außer sich vor Angst. Auf der einen Seite war Gustav mit einem schlagfertigen Heere und auf der andern die Furcht vor des Kaisers Zorn. „Ach!“ rief er aus, als Gustav anfing ungeduldig zu werden, „soll ich denn in meinem Alter noch erleben, daß ich geächtet, mein Land verwüstet und einem Andern gegeben und meine Residenz von Grund aus zerstört werde!“ — Gustav suchte ihn zu beruhigen und rief endlich: „Eilet, eilet, lieber Vetter; hier ist Schnelligkeit nöthig, und glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius.“ — „Nun, in Gottes Namen!“ rief Bogislav halb in Verzweiflung aus, und die Schweden zogen ein.

Nicht besser ging es Gustav mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, Gustav's Schwager, einem höchst unentschlossenen Manne. Als ihm Gustav ein Bündniß anbot, wollte er sich in nichts einlassen. „Was würde der Kaiser sagen?“ meinte er. Und doch hatte Gustav so große Eile; denn schon hatte die Stadt Magdeburg, die von Tilly hart belagert wurde, ihn

---

*) Am ärgsten ging es in Pasewalk zu. „Schon ausgezehrt durch die lange Einquartierung und so verödet durch die grausamste Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt die Stadt von dem kaiserlichen Oberst Götze Befehl, noch 18,000 Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungerige Wölfe stürzten die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brots mit Blut bespritzt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe, und wer sich rührte, ward niedergestoßen. Der Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten Bürger wurden krumm geschlossen, nach Garz geführt und hier mußten sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnigem Winterwetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen. Beim Abzuge aus Pasewalk zündeten die Barbaren die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen umherirrenden Kinder auf ihre Piken und schleuderten sie jubelnd in die Flammen.“

flehentlich gebeten, ihr zu Hülfe zu kommen. „Drei Wochen haltet euch nur noch!" ließ er ihr zurücksagen; „dann hoffe ich euch Hülfe zu bringen." Einstweilen schickte er ihr einen erfahrenen General, Falkenberg, zum Commandanten. Darum brannte dem König der Boden unter den Füßen. Aber eher konnte er nicht vorwärtsgehen, bis er sich den Rücken gedeckt hatte, und ließ den Kurfürsten auffordern, ihn Spandau und Küstrin besetzen zu lassen; er gab sein Ehrenwort, sie ihm zurückzugeben, sobald Magdeburg entsetzt sei. Aber der schwache Mann konnte sich zu nichts entschließen, selbst nicht, als Gustav mit ihm in Berlin eine persönliche Zusammenkunft hielt. Bei einem Schmause, welchen Georg Wilhelm dem König zu Ehren anstellte, war Jener so verdrießlich, daß er kaum ein Wort sprach. „Das wundert mich nicht," sagte Gustav; „denn meine Forderung ist von großen Folgen. Aber ich verlange es ja nicht für mich, sondern für den Kurfürsten, für das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen, ja für das Wohl von ganz Europa." Dann wandte er sich an den Herzog von Mecklenburg und rief so laut, daß Alle es hören konnten: „Ich gehe jetzt nach Magdeburg, um es zu entsetzen, nicht für meinen Vortheil, sondern für den der Protestanten. Will mich Niemand unterstützen, so kehre ich auf der Stelle um. Ich mache mich frei von dem Allen, was daraus entstehen kann; ich biete dem Kaiser einen Vergleich an und gehe nach Stockholm zurück. Ich weiß, der Kaiser wird sehr gern einen solchen Vergleich schließen, wie ich ihn will. Aber ihr Protestanten habt es einst vor Gott zu verantworten, daß ihr für das Evangelium nichts habt thun wollen. Ist Magdeburg verloren und bin ich nach Schweden zurückgegangen, so mögt ihr zusehen, wie ihr fertig werdet." — Das half. Der Kurfürst räumte ihm Spandau ein und nun wollte Gustav rasch bei Wittenberg über die Elbe gehen und Magdeburg zu Hülfe kommen. Aber Wittenberg gehörte damals dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, einem kleinlich denkenden, dem Biertrunk ergebenen Manne, und dieser schlug ihm den Durchmarsch rund ab; denn seine Bierfässer waren ihm, wie man laut sagte, lieber als das Wohl seiner Glaubensgenossen. Kaum konnte Gustav seinen Unwillen zurückhalten. „Mögen denn diese Menschen zu Grunde gehen, weil sie es so haben wollen! Ich aber werde nach Pommern zurückgehen und

da warten, bis sie am Abgrunde stehen und mich zur Hülfe rufen müssen. Lieber Himmel! wie kann man doch das Haus seines Nachbars brennen sehen und nicht eilen, das Feuer zu löschen? Das ist mir unbegreiflich! Soll also diese unglückliche Stadt zu Grunde gehen und mit ihr vielleicht der geringe Ueberrest von deutscher Freiheit!" Während noch die Couriere hin- und hergingen und Gustav ängstlich auf die Bewilligung des Durchmarsches harrte, kam die entsetzliche Nachricht, daß Magdeburg erobert sei.

7. Die Zerstörung Magdeburgs, 1631. Magdeburg hatte sich den Kaiserlichen Befehlen widersetzt und keine Soldaten einnehmen wollen; Ursache genug, es in die Acht zu thun. Tilly wurde beauftragt, es zu belagern und zu züchtigen. Schon seit dem December 1630 war die Stadt eingeschlossen worden und wurde von den Kaiserlichen lebhaft beschossen. Mehrmals schon hatte Tilly sie aufgefordert, sich zu ergeben; aber täglich hofften die Einwohner auf die versprochene Ankunft Gustav's und beschlossen, sich aufs äußerste zu wehren. Jetzt war es schon Mai 1631. Noch einmal schickte Tilly einen Trompeter in die Stadt und warnte sie; aber Falkenberg hielt diesen drei Tage lang in der Stadt zurück, um Zeit zu gewinnen. Indessen machte Tilly alle Anstalten die Mauern mit Sturm zu nehmen, ehe Gustav herankäme. Noch am 19. Mai Vormittags ließ er ein fürchterliches Feuer gegen die Stadt machen. Bomben, Granaten und glühende Kugeln fielen wie ein Regen über die Häuser. Aber des Nachmittags ließ das Feuern plötzlich nach, selbst die Kanonen wurden aus den Batterien zurückgeführt und das bestärkte die Magdeburger in der Hoffnung, die Schweden müßten in der Nähe sein. Ebenso ruhig verging die Nacht und gegen Morgen um 5 Uhr gingen die ermüdeten Soldaten und Bürger, die seit Monaten schon nicht recht ausgeschlafen hatten, in ihre Häuser, um einige Stunden lang der Ruhe zu pflegen.

Am Tage vorher war in einem Kriegsrathe, den Tilly halten ließ, der Sturm beschlossen worden und die Rollen vertheilt. Die Leitern lagen bereit. Um 5 Uhr Morgens — es war der 20. Mai — erwarteten die Soldaten das Zeichen. Aber an diesem Morgen hielt Tilly noch einen Kriegsrath und dies verzögerte den Sturm bis 7 Uhr. Jetzt wurden alle Kanonen gelöst und von allen Seiten stürzten die Kaiserlichen auf die Wälle los.

Die meisten Soldaten und Bürger waren zu Hause in tiefem Schlafe; die wenigen, welche Wache standen, wurden schnell überwältigt und der Wall war erstiegen. Der schwedische Commandant Falkenberg war eben auf dem Rathhause, um den kaiserlichen Trompeter abzufertigen, als er den Kanonendonner hörte. Er eilte den Eindringenden entgegen und wurde erschossen. Indessen waren die Wälle bereits erstürmt; die Thore wurden eingeschlagen und es erhob sich in der Stadt ein fürchterlicher Tumult. Die Trommler schlugen Lärm, in den Straßen wurde geschossen und Alles schrie aus voller Kehle: „Der Feind ist da!“ Von allen Seiten läuteten die Glocken Sturm. Ueberall fuhren die armen Bürger aus dem Schlaf auf, ohne erst recht zu wissen, was es gäbe. Manche stürzten auf die Straßen und wurden von den Kaiserlichen, die schon bei hellen Haufen eindrangen, niedergestochen. Andere verriegelten ihre Häuser und Fensterladen und brachten ihre Frauen und Kinder und ihre besten Habseligkeiten in Sicherheit. Welch ein Tag des Schreckens und Grausens! Welch fürchterlicher Wechsel der freudigen Erwartung und des Entsetzens! Vor wenigen Minuten noch warteten sie auf die nahe Ankunft der Schweden, und jetzt drangen die Feinde mit wüthendem Mordgeschrei durch die Straßen. Alles, was diese auf den Gassen fanden, wurde ohne Barmherzigkeit niedergesäbelt; wenige Bürger wagten Widerstand zu leisten und deckten bald mit ihren blutenden Körpern die Straßen. Gegen Mittag waren die Kaiserlichen im Besitze aller Theile der Stadt.

Die armen Bürger erwarteten nun mit Zittern in ihren Häusern, was ihr Schicksal sein würde. Tilly hatte den Soldaten die Stadt zur Plünderung übergeben. Jetzt stürzten sie, vorzüglich die Wallonen, welche Graf Pappenheim commandirte, auf die Häuser los. Die Thüren waren bald eingeschlagen und nun eröffneten sich Scenen, welche in ihrer ganzen Gräßlichkeit zu schreiben keine Feder vermag. Mit dem Rufe: „Jesus Maria!“ drangen sie in die Wohnungen ein; die Bewohner wurden entweder gleich niedergehauen oder erst gemartert, um die verborgenen Schätze anzuzeigen. Väter wurden vor den Augen ihrer Kinder erstochen, Frauen in den Armen ihrer Männer erwürgt und Kinder an der Wand zerschmettert. Nicht einmal die schwachen Mädchen wurden verschont. Manche stürzten sich vor Angst von den obern

Fenstern herab, oder suchten in den Wellen der Elbe Rettung. In einer Kirche wurden 53 Frauen, die sich dorthin geflüchtet hatten, gefunden, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und dann die Köpfe abgeschlagen. Jetzt brachen auch die Kroaten, die wildesten und räuberischsten unter Allen, in die Stadt und hielten eine fürchterliche Nachlese. Man sah, wie diese Unmenschen kleine Kinder, die auf den Gassen herumliefen und nach ihren Müttern schrieen, bei den Beinen ergriffen und in die brennende Glut warfen; denn bereits war Feuer an die Häuser gelegt und schon brannten ganze Straßen. Andere spießten die Kinder auf und ließen sie langsam braten. Doch genug von diesen entsetzlichen Unthaten, vor denen die Menschheit schaudert! Ein heftiger Sturm peitschte das Feuer bald zu einem großen Feuermeere; die Flammen flogen schnell von Straße zu Straße und in 10 Stunden war von einer der schönsten und reichsten Städte Deutschlands nichts mehr übrig als die Domkirche, ein Kloster und eine Reihe elender Fischerhäuser. Alles Uebrige lag in Asche und Graus. Als nun ganze Straßen in Flammen standen und die Luft glühte, mußten sich die Bürger eiligst zurückziehen. Welch ein Gedränge durch Trümmer und Leichen und durch das strömende Blut! Einige menschlich fühlende Officiere waren während der ärgsten Plünderung vor das Thor geeilt, wo Tilly hielt und dem Brand zusah, und baten ihn, doch dem Blutvergießen Einhalt zu thun. „Kommt in einer Stunde wieder," antwortete er; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Arbeit auch etwas haben." — Es ist merkwürdig, daß seit diesem Schreckenstage Tilly kein Glück mehr gehabt hat. Bis dahin hatte er nie eine Schlacht verloren, obwohl sein Körper ganz mit Narben bedeckt war; aber von nun an war es aus mit ihm; das Glück wandte ihm den Rücken zu. Wer erkennt nicht auch hierin die gerechte Vergeltung der Vorsehung! Alle die Hände, die am 20. Mai 1631 so vieles unschuldige Blut vergossen, sind längst im Grabe vermodert; aber wie mag jetzt noch den Seelen dieser fühllosen Menschen im Lande der Vergeltung zu Muthe sein! Lange haben nun die an jenem Tage gemordeten Bürger sich ausgeängstigt und ausgelitten; aber ihr Blut klagt noch ihre Mörder an.

Sobald sich die Wuth des Brandes nur etwas gelegt hatte, kehrten die Soldaten zurück, um unter den rauchenden Trümmern

nach Schätzen zu wühlen. Manche fanden viel; denn das Meiste war in die Keller gerettet; aber Viele erstickten auch durch den Dampf. Ehe Tilly seinen Einzug halten konnte, war es nöthig, die Straßen aufzuräumen und die unzähligen Leichen wegzuschaffen. Dies hielt einen ganzen Tag auf, und es wurden allein 6440 in die Elbe geworfen, die ungerechnet, welche begraben, und die, welche in ihren Verstecken verbrannt oder erstickt wurden. Ein Zeitgenosse giebt die Todten auf 40,000 an! Unter den Todten fand man noch lebendige Kinder, welche neben ihren todten Müttern lagen, oder unter ihren ermordeten Vätern oder Brüdern; andere liefen in den Straßen umher und riefen nach ihren Eltern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und wußten nicht zu sagen, wem sie angehörten. Nur 400 Bürger, die reichsten, waren dem Blutbade entgangen. Nicht aus Menschlichkeit hatte man sie geschont, sondern weil man von ihnen ein großes Lösegeld zu erpressen hoffte. Aber dies erhielt man nicht; denn wenige Tage nachher entstand — man weiß nicht wodurch — ein Feuer im kaiserlichen Lager, und dabei entsprangen nicht nur jene Gefangenen, sondern es verbrannte auch die in Magdeburg geraubte Beute. Wer erkennt nicht hierin die göttliche Gerechtigkeit?

Erst am dritten Tage hielt der schreckliche Tilly seinen Einzug. Man meldete ihm, daß sich im Dome 1000 Einwohner befänden, die sich dorthin gerettet und seit drei Tagen nichts gegessen hätten. Er schenkte ihnen das Leben und befahl, daß man Brot unter sie austheile. Dann begab er sich selbst in diese Kirche und ließ das Tedeum singen. Ob wohl Gott gnädig auf ihn herabsehen mochte? Auch ritt er durch die Straßen zwischen den noch dampfenden Schutthaufen, und es schien ein leises Gefühl von Mitleiden in seiner Seele aufzutauchen. Aber der Eindruck war nur gering; denn er schrieb an den Kaiser mit Wonnegefühl: „Seit dem Untergange von Troja und von Jerusalem ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden." — Auch pflegte er nachmals mit grausamem Spotte das Blutbad die Magdeburgische Hochzeit zu nennen *).

---

*) Wir haben noch einige Erzählungen von solchen Einwohnern übrig, die sich gerettet haben. Die kürzeste davon mag hier des Beispiels wegen stehen: „Als unser Schullehrer am 20. Mai Morgens seinen Unterricht geendigt

8. **Die Schlacht bei Leipzig**, 7. Sept. 1631. **Gustav Adolph hatte nun, weil ihm Johann Georg den Durchzug durch**

---

hatte und mit seinen Schülern, zu denen ich gehörte, betete, entstand ein Geschrei in der Straße: die Stadt sei erobert. Flintenschüsse bestätigten die Wahrheit dieser Aussage, noch mehr das Sturmgeläute. Sogleich ließ uns der Lehrer auseinandergehen. Er empfahl uns dem Schutze Gottes und sagte, daß wir uns wahrscheinlich erst im Himmel wiedersehen würden. In einem Augenblicke machten wir uns Alle davon, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Ich erreichte den breiten Weg (die Hauptstraße, die durch die ganze Stadt führt) und sah der Stadtwage gegenüber, neben der Hauptwache, einen Haufen Soldaten, den Säbel in der Hand. Neben ihnen lagen viele andere Soldaten auf der Erde todt ausgestreckt. Dieser Anblick machte mich schaudern. Ich lief aus allen Kräften und schlug die Pelikanstraße ein, in der Hoffnung, das Haus meines Vaters erreichen zu können. Aber kaum hatte ich in dieser Absicht einige Schritte gethan, als ich mich mitten unter einem andern Haufen Soldaten befand, die eben einen Menschen niederstießen, den ich sich in seinem Blute wälzen sah. Dieser Anblick erschütterte mich mit solcher Gewalt, daß ich nicht weiter laufen konnte. Ich flüchtete mich indessen in ein Haus, dem Wirthshause zum Pelikan gegenüber. Hier stieß ich auf einen alten Mann, der mir sagte: „Liebes Kind, was suchst du hier? Rette dich lieber, ehe du den Soldaten in die Hände fällst.“ Ich wollte eben seinem Rathe folgen, aber dazu hatte ich keine Zeit mehr; denn ein Haufe Kroaten drang in das Haus ein, als ich es eben verlassen wollte. Sie schwangen den Säbel über dem alten Mann und forderten Alles, was er habe. Ungesäumt öffnete ihnen dieser einen Kasten voll Gold, Silber und Kleinodien. Sie fielen darüber her, steckten ein, so viel in ihre Taschen ging, das Uebrige thaten sie in einen Korb. Dann schossen sie den alten Mann nieder. Ich schlich mich geschwind fort und suchte mich hinter einige alte Kisten zu verstecken. Indem ich so überall herumkroch, erblickte ich eine sehr schöne junge Dame, die mich dringend bat, fortzugehen, um sie nicht zu verrathen. Ich gehorchte ihr; ehe ich aber noch wußte, wohin ich mich wenden sollte, hielten mich die Kroaten fest und einer von ihnen schrie: „Halt, du Hundejunge! da nimm den Korb und trag ihn vor mir her!“ Ich griff schnell zu und begleitete sie überall, wohin sie gingen. Sie stiegen in mehrere Keller und beraubten Männer und Frauen ohne Erbarmen. Als wir aus dem einen Keller wieder heraufstiegen, sahen wir mit Entsetzen, daß das Feuer schon das Haus ergriffen habe. Wir drangen mitten durch die Flammen und machten uns geschwind davon. Wahrscheinlich sind alle Die, welche noch im Hause waren, darin umgekommen. Seit dem Tage habe ich meinen Vater und meine Mutter nie wiedergesehen!“

Wie viele Herzen mögen in jenen wenigen Stunden angstvoll geschlagen haben! Welches Jammergeschrei mag ausgestoßen, welche Schmerzen gefühlt worden sein, von denen die Geschichte nichts weiß! Alles wurde durch den ungeheuern Brand wie mit einem Schleier bedeckt.

Sachsen nicht erlauben wollte, einen Umweg durch die Altmark machen müssen. Bei der Gelegenheit machte er sich die Freude, die durch Wallenstein vertriebenen Herzöge von Mecklenburg wieder einzusetzen. Wie dankbar blickten die Mecklenburger zu ihm hinauf! Er führte die Herzöge selbst nach ihrer Residenz Güstrow zurück, wo sie unter dem Jauchzen des Volkes ihren Einzug hielten, und als auf dem Markte mehrere Fässer Wein dem Volke überlassen wurden, befahl er, daß jede Mutter, die einen Säugling hätte, diesen herzutragen und ihm von dem Wein zu trinken geben sollte, damit noch die Kindeskinder dieses Einzuges der vertriebenen Fürsten gedenken möchten. Als er nach Tangermünde an der Elbe kam, stellte man ihm die dort gemachten kaiserlichen Gefangenen vor. Sie fielen vor ihm auf die Knie nieder, falteten die Hände und baten um Gnade. Gustav sah sie streng an und sprach: „Steht auf! so muß man keinen Menschen verehren; ich bin nicht Gott. Werft euch vor dem höchsten Wesen nieder und dankt ihm, daß ich euch das Leben schenke. Ihr habt euch hier im Lande als Räuber aufgeführt. Wenn ihr die Stärkeren waret, habt ihr meinen Schweden kein Quartier gegeben; ihr habt sie grausamer behandelt, als es die Türken gethan haben würden. Ihr hättet Alle den Tod verdient; aber ich begnadige euch. Geht, lebt und dankt Gott für meine Milde!"

Tilly konnte sich in dem ausgeplünderten Niedersachsen nicht mehr halten. Dagegen warf er sein Auge auf das Kurfürstenthum Sachsen, welches bis jetzt am wenigsten gelitten hatte, und verlangte vom Kurfürsten, daß er seine Soldaten zu ihm stoßen ließe und die verlangten Lieferungen hergäbe. Johann Georg machte Umstände. Da schickte Tilly gleich seine Vortruppen ins Land, die damit anfingen, einige Städte auszuplündern. Und das war nur das Vorspiel; denn nun rückte Tilly mit dem eigentlichen Heerhaufen erst auf Leipzig los, beschoß es mit Bomben und nahm es ein. Der Kurfürst wußte sich vor Angst und Schrecken nicht zu lassen. Wie bereute er jetzt, nicht das Bündniß mit den Schweden angenommen zu haben! „Vielleicht ist es noch Zeit," dachte er. Geschwind schickte er einen Gesandten an Gustav Adolph, und ließ ihn flehentlich bitten, ihm doch eilends zu Hülfe zu kommen. Gustav war damals in Brandenburg. Er freute sich heimlich über die Verlegenheit des unklugen Kurfürsten

und antwortete ganz kalt: „Es thut mir leid, daß der Kurfürst sich in Noth befindet; aber er ist selbst schuld, und hätte er mir geglaubt, so würde er nicht in der Verlegenheit sein und Magdeburg noch stehen. Jetzt sucht er mich nur, weil ihn die Noth zwingt.“ — Da der Gesandte fortfuhr zu bitten, so rief er endlich: „Gut! ich verlange, daß mir der Kurfürst Wittenberg einräume, daß er seinen ältesten Sohn als Geißel schicke, daß er meinen Soldaten eine dreimonatliche Löhnung gebe und alle seine schlechten Rathgeber mir ausliefere. Will er das nicht, so mag er sehen, wie er fertig wird.“ Als Johann Georg dies hörte, rief er ungeduldig: „Mein Gott! nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; ich will mich und meine ganze Familie ihm zu Geißeln geben. Kehrt geschwind zu ihm zurück und sagt ihm, er solle mit mir gewiß zufrieden sein!“ — Gustav war gerührt über die Angst des schwachen Mannes und großmüthig genug, jene Bedingungen fallen zu lassen, und nichts zu verlangen, als daß die Sachsen zu ihm stoßen und seinen Befehlen gehorchen sollten.

Und nun ging er schnell auf Tilly los. In der Ebene nördlich von Leipzig, beim Dorfe Breitenfeld, trafen sie am 7. September 1631 aufeinander. Wohlweislich stellte Gustav die Sachsen auf den linken Flügel; denn er hatte zu ihrer Tapferkeit kein großes Vertrauen. Und richtig! gleich beim ersten Angriffe, welchen Tilly gegen sie machen ließ, liefen sie auseinander. Auch der Kurfürst galoppirte fort und machte erst nach mehrern Stunden in Eilenburg Halt, um sich durch einen Trunk Bier zu stärken. Aber die Schweden? — Die hielten desto wackerer aus. Siebenmal sprengte Pappenheim mit der Reiterei gegen sie, und siebenmal wurde er zurückgeschlagen. Sie standen wie die Mauern, und endlich brachte der brave General Gustav Horn die Kaiserlichen ganz in Verwirrung. Zum ersten Male wurde hier Tilly geschlagen, und zwar vollkommen. Fast wäre er gefangen genommen oder getödtet worden. Ein Rittmeister in schwedischen Diensten, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, wollte ihn lebendig oder todt haben, und griff den alten General wüthend an. Schon hatte dieser drei Schüsse und einen Lanzenstich erhalten; schon schlug der lange Fritz mit einer umgekehrten Pistole auf ihn los, faßte ihn beim Kragen und forderte

ihn auf, sich zu ergeben; da kam ihm noch zu rechter Zeit ein Officier zu Hülfe und zerschmetterte dem Fritz den Kopf. Die Niederlage Tilly's war so groß, daß er zwei Tage darauf kaum 600 Mann beisammen hatte.

Der Kurfürst kam den Tag nach der Schlacht wieder zum Vorschein, und Gustav war edel genug, ihn durch keinen Vorwurf zu kränken. Sie hielten nun in Halle Kriegsrath und verabredeten, ins Herz von Deutschland zu dringen; Johann Georg eroberte Böhmen und Gustav zog nach dem Rhein, wo ihm alle Städte freundlich die Thore öffneten, und im nächsten Jahre nach Baiern, von wo er den Kurfürsten Maximilian verjagte. Bei dieser Gelegenheit kam Tilly ums Leben. Er wollte den Schweden bei Rain den Uebergang über den Lech wehren, erhielt aber einen Schuß ins rechte Knie und starb am folgenden Tage in Ingolstadt. An ihm verlor der Kaiser einen großen General.

9. Wallenstein tritt wieder auf. Wallenstein hatte indessen meist in Gitschin, zuweilen auch in Prag, still, aber mit mehr als kaiserlicher Pracht gelebt. Sein Astrolog Zenno redete ihm täglich vor, daß er noch über alle seine Feinde triumphiren und zu einem unabhängigen Fürsten emporsteigen werde. Dies und das Gefühl seines Werthes machte den Herzog von Friedland stolz. In Prag sieht man noch den prachtvollen Palast, den er sich erbaut hatte. In einem hochgewölbten Festsaale ließ er sich von berühmten Künstlern malen, wie er auf einem Wagen, von vier Sonnenrossen gezogen, im Triumph einherfährt. Besonders schön ist eine Säulenhalle in grandiosem Style, mit den prächtigsten Frescobildern ausgemalt, von welcher sich eine freie Aussicht in den Park eröffnet. Eintausendundzweisiebenzig Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Hundert Schüsseln wurden täglich auf seine Tafel gesetzt, wenn er allein speiste. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern warteten ihm auf. Sie waren in hellblauen Sammet, mit Gold und rother Seide besetzt, gekleidet. Eine Leibwache von 50 Mann, mit Hellebarden versehen und ebenso wie die Pagen, nur gröber gekleidet, stand in seinem Schloßhofe und bewachte die Zugänge zu seinen Zimmern. Aehnliche Livreen trug seine zahlreiche Dienerschaft. Die Zahl der bei ihm angestellten Oberhofmeister, Stallmeister, Kammerherren, Mundschenken,

Vorschneider, Küchendiener (64 Köpfe), Stallknechte und Silberdiener belief sich auf 899 Köpfe. Er gefiel sich recht darin, einen ungeheuern Aufwand zu treiben, während der Kaiser Ferdinand oft nicht wußte, wo er das Geld hernehmen sollte. Sechzehn Kammerherren, von denen vier den täglichen Dienst und jeder seinen eigenen Pagen und Bedienten hatte, waren seiner Winke gewärtig, und Virtuosen aller Art verherrlichten seinen Hof. Auf Reisen folgten ihm sechs Kutschen mit seinem Gefolge, im Kriege gar 100 vier- und sechsspännige Wagen. Er selbst war mäßig und nüchtern und schalt Denjenigen des Lebens unwürdig, der nur für seinen Magen lebte. Wenn aber gezecht wurde, so ging es wild her und man trank dann aus Hüten. Er sprach nur wenig, lachte selten, war finster, mürrisch, eigensinnig, ungeduldig und mißtrauisch, erlaubte aber bei der Tafel Frohsinn und Scherz. Wegen der Gicht ging er langsam und auf einen Stock gestützt; mißtrauisch warf er bei jedem Schritte die Augen umher. Sein thätiger Geist ruhte nie; daher mußte eine Todtenstille um ihn her sein. Weit um sein Quartier her waren Posten aufgestellt, welche Jeden warnen mußten, stark aufzutreten, und das Bellen der Hunde, das Rasseln der Wagen, jedes laute Wort, selbst das Klirren der Spornen war ihm verhaßt. Sein Stolz verlangte die tiefste Ehrerbietung von Jedermann, selbst von dem Vornehmsten, und es machte ihm ein Vergnügen, deutsche Fürsten recht geringschätzig zu behandeln. In Allem, was er that, wich er von der Handlungsweise anderer Menschen ab und sah gern, wenn er das bei Andern auch fand. Einst hatte ein Hauptmann, der auf der Wache stand, ihn nicht bemerkt und sollte Schläge bekommen. Aber er widersetzte sich, gab seinem Pferde die Spornen und drohte, Den zu erschießen, der sich ihm nähern würde; er wolle lieber mit Ehren sterben, als mit Schande leben. „Brav!“ rief Friedland, „du mußt vielen Muth haben, daß du dich meinen Befehlen zu widersetzen wagst.“ Und er schenkte ihm 2000 Thaler. — Ein gemeiner Soldat zeichnete sich einmal so aus, daß Wallenstein ihn zum Hauptmann ernannte. Aber der Mensch bedankte sich nicht einmal dafür. Darüber war Wallenstein nicht nur nicht böse, sondern er gab ihm obendrein ein bedeutendes Geschenk. „Daß er mir nicht gedankt hat,“ sprach er, „ist die größte Lobrede auf

mich; es beweist, daß ich das Verdienst und nicht die Person belohne. Es ist nicht nöthig, Dank zu sagen, wenn man keine Gefälligkeiten erhalten hat." Was ihm zum Ruhme anzurechnen ist, war, daß er nie auf Empfehlungen, sondern blos auf Verdienste sah. Einmal kam ein Fremder in sein Lager und brachte ein kaiserliches Patent mit, daß Wallenstein den Ueberbringer zum Befehlshaber des ersten erledigten Reiterregiments machen sollte. So etwas war ihm sehr zuwider. Er lud den Fremden und viele Obersten zu Tische. „Hört!" sprach er, „Einer von euch muß sterben." Da Alle erschraken, fuhr er spöttisch fort: „Ja, ja! der fremde Herr ist gekommen, eines von euern Regimentern zu erhaschen. Lege sich doch Einer von euch geschwind ihm zu Gefallen ins Grab!" In allen seinen Handlungen war er freigebig; Knickerei war ihm ganz fremd; jeder kleine Dienst wurde reichlich vergolten. Bei den Soldaten suchte er das Ehrgefühl zu wecken: ein Reiter, der sich seinen Küraß hatte nehmen lassen, wurde vor der Fronte des ganzen Regiments für infam erklärt, und ein Officier, der, zum Zweikampf aufgefordert, sich nicht gestellt hatte, fortgejagt. Tapferkeit belohnte er königlich. Nach einem blutigen Gefechte ließ er über 20,000 Thaler unter die verwundeten Officiere und Soldaten austheilen. Eine kühne That war seines Lobes gewiß; er pflegte dann die Hand liebkosend auf das Haupt oder die Schulter des Tapfern zu legen. Neugierig war er über die Maßen. Kundschafter hielt er an allen Höfen, besonders in Wien, die ihm berichten mußten, was die Leute von ihm sprächen. Nur Einer besaß sein Vertrauen ganz: Zenno, sein Astrolog. Nichts unternahm er, ohne ihn erst um Rath zu fragen, weil er glaubte, daß Zenno in den Sternen die künftigen Ereignisse lesen könne.

Wallenstein stand auch nach seiner Absetzung mit Kaiser Ferdinand in gutem Verhältnisse *). Sie unterhielten miteinander einen Briefwechsel; Ferdinand fragte ihn über die wichtigsten

*) Durch neuere Untersuchungen ist erwiesen worden, daß die Nachrichten über die Rache, die er dem Kaiser geschworen, über seine Unterhandlungen mit den Schweden, kurz über seine sogenannte Verrätherei, erst nach seinem Tode von seinen Feinden erdichtet worden, die dadurch seine Ermordung rechtfertigen wollten, daß er also als Opfer ihrer Verfolgung gefallen ist.

Angelegenheiten um seine Meinung und bezeigte ihm überall sein besonderes Vertrauen. Unter Anderm mußte Wallenstein auf Ferdinand's Befehl sich Mühe geben, den Kurfürsten von Sachsen vom Vordringen nach Prag abzuhalten und ihn vom schwedischen Bündnisse abzuziehen, und da das nicht gelang, so ertheilte er den kaiserlichen Generalen seinen Rath, wie sie den vordringenden Feind aufhalten könnten.

Indessen erhielten die Angelegenheiten des Kaisers eine immer schlimmere Wendung; die Sachsen standen in Prag, Tilly war todt und Gustav Adolph war bis an den Rhein vorgedrungen. Ferdinand berief seine Räthe und fragte, was in solcher Noth zu thun sei. Die geistliche Partei rieth, den Sohn des Kaisers zum Feldherrn zu ernennen; da dieser aber keine Kriegserfahrung hatte, so drangen Wallenstein's Freunde durch, so daß diesem der Oberbefehl wieder übertragen werden sollte. Nur fragte es sich, ob er, der Tiefgekränkte, den Antrag annehmen würde. Zuerst wurde Freiherr von Questenberg zu ihm geschickt; aber Wallenstein gab ihm eine entschieden verneinende Antwort: er sei krank, leide am Podagra. Der Kaiser war darüber sehr bestürzt und schrieb ihm nun einen eigenhändigen Brief: die Gefahr werde täglich größer und er setze das Vertrauen in ihn, daß er ihn in dieser Noth nicht verlassen werde. Wallenstein entschloß sich nun, des Kaisers nähere Anträge zu vernehmen, und es wurde dazu eine Zusammenkunft mit dem Fürsten von Eggenberg, des Kaisers vertrautestem Rath, in Znaim veranstaltet. Hier lehnte er zwar die Oberfeldherrnwürde noch einmal ab, erklärte sich aber bereit, dem Kaiser binnen drei Monaten 40—50,000 Mann aufzustellen; diese möge dann Ferdinand übergeben, wem er wolle.

Jetzt ließ Wallenstein die Lärmtrommel rühren, und da zeigte sich bald, was sein Name vermochte. Von allen Seiten strömten Soldaten herbei, die der wohlbekannten Hoffnungsfahne folgen wollten, und ehe die drei Monate verflossen waren, stand das Heer in Mähren gerüstet da. Aber wer sollte es nun anführen? Nur Der, welcher sie zusammengerufen hatte, konnte sie auch beisammen erhalten. Jetzt wurde abermals Eggenberg zu Wallenstein geschickt und dieser gebeten, das Generalat auf sich zu nehmen. Er erklärte sich nach hartnäckiger, ernstlicher Weigerung

dazu endlich bereit, aber nur unter freilich sehr harten Bedingungen: daß der Kaiser sich alles Commandos enthalten und ihm allein dasselbe übertragen, ihm ein östreichisches Erbland als künftige Belohnung zusichern, ferner ihm die Vollmacht geben solle, Confiscationen, Bestrafungen und Begnadigungen ohne alles Einreden des Kaisers vorzunehmen; ferner verlangte er bei einem einstigen Frieden Mecklenburg zurück, und für den Krieg alle nöthige Geldmittel. Daß der Kaiser diese Bedingungen, die allerdings schwer zu erfüllen waren, einging, beweist seine große Noth, und daher ist auch wohl zu glauben, daß man späterhin Wallenstein darum ermordete, weil man diese Versprechungen nicht erfüllen konnte und wollte.

Zuvörderst ging er auf die Sachsen, die noch in Böhmen standen, los, nahm ihnen Prag weg und trieb sie über das Erzgebirge nach Sachsen zurück. Schon wollte er ihnen dahin nachfolgen, als ihn die dringenden Bitten Maximilian's zurückriefen, welchem Gustav Adolph München weggenommen hatte. Dieser zeigte sich hier, in der Hauptstadt seines Feindes, sehr edelmüthig. Als ihm die Magistratspersonen entgegenzogen und ihn um Verschonung der Stadt baten, antwortete er ihnen: „Ihr habt es gut gemacht; eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt Magdeburgs Unglück rächen können; aber fürchtet nichts, und seid eurer Güter, eurer Familien und Eurer Religion wegen unbesorgt! Gehet in Frieden! Mein Wort gilt mehr als alle Capitulationen von der Welt."

Jedermann war nun neugierig, wer von den beiden großen Feldherren, Gustav oder Wallenstein, der Sieger sein würde. Bei Nürnberg trafen sie zuerst zusammen. Fast zwei Monate lagen sie hier einander gegenüber und beobachteten einander. Endlich machte Gustav einen Angriff auf die Kaiserlichen; aber diese blieben wohlweislich auf den Höhen bei Fürth hinter ihren Verschanzungen und schlugen die Schweden zurück. Dann brach Gustav auf und wandte sich wieder nach Baiern. Auch Wallenstein zog bald ab, aber nicht hinter den Schweden her, sondern nach Sachsen, wohin er seine Untergenerale, Gallas und Holk, voraufgeschickt hatte. Flehentlich bat der geängstigte Kurfürst von Sachsen den König um Hülfe. Gustav dachte zu edel, um den zweideutigen Bundesgenossen im Stiche zu lassen; er machte sich

geschwind auf und zog in Gewaltmärschen seinem Verbündeten zu Hülfe.

10. **Die Schlacht bei Lützen**, 6. (16.) November 1632. Als Gustav am 1. November Naumburg an der Saale erreichte, strömte das Volk aus der ganzen Gegend schaarenweise herbei, den großen König anzustaunen. Freudengeschrei empfing ihn; anbetend fiel Alles vor ihm auf die Knie nieder; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dies. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gotte mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Hier bei Naumburg ließ er sein Heer lagern; denn er erwartete noch Verstärkung, und dies verleitete Wallenstein, der indeß Leipzig eingenommen hatte und jetzt einige Meilen von Naumburg hinter Weißenfels stand, zu dem Glauben, daß er für dies Jahr nichts mehr unternehmen wolle. Daher ließ auch er seine Truppen in die Winterquartiere ziehen und schickte den General Pappenheim mit einem Theile des Heeres nach dem Rheine ab.

Kaum aber hatte Gustav Adolph den Abzug Pappenheim's vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. Bis Naumburg war ihm seine Gemahlin nachgefolgt. Hier nahm er von ihr Abschied. „Gott sei mit dir!“ sprach er; „sollten wir uns auch in dieser Welt nicht wiedersehen, so sehen wir uns doch im künftigen ewigen Leben gewißlich wieder.“ Wirklich hat sie ihn auch erst im Sarge wiedergesehen. Schnell rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß. Obgleich Wallenstein's Heer jetzt schwächer war, so konnte er doch hoffen, sich bis zu Pappenheim's Rückkehr zu behaupten, der sich erst fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt hatte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene von **Lützen**, wo er in voller Schlachtordnung den König erwartete.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kroatengeneral Isolani zusammen, die auf dem Wege gelegenen Dörfer zu besetzen. Dies hinderte die Schweden nicht, bis in die Ebene von Lützen auch vorzudringen, indem sie unter beständigem Fechten die Kroaten vor sich hertrieben. Beide Heere kehrten hier der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abende vor der Schlacht zum großen Nachtheile seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, so daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben, und auf dem Windmühlenhügel eine noch stärkere von 17 großen Kanonen vor, das Flintenfeuer aus den Gräben zu unterstützen. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfange des Feindes bereit.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Einem deutschen Helden, dem Herzoge Bernhard von Weimar, übergab er den linken Flügel, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an. Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, indem er mit Bernhard und General Kniphausen die Nacht in seinem Wagen zubrachte. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das der folgende Tag dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Finsterniß bedeckte noch die schweigende Ebene, in welcher die beiden Heere den anbrechenden Tag erwarteten. Endlich erschien der entscheidende Morgen; aber ein dichter Nebel lag noch auf dem weiten Felde und verbarg die zum Kampf auf Tod und Leben einander gegenüberstehenden Heere. Wallenstein, der gerade am Podagra litt, versammelte am frühen Morgen vor seinem Wagen seine Generale und theilte ihnen die Anordnungen der Schlacht mit. Dann stieg er auf kurze Zeit zu Pferde, mußte aber bald wieder absteigen und ließ sich nun in einer Sänfte

zu den entfernter stehenden Regimentern tragen. Er gab das Losungswort: „Jesus Maria."

Gustav Adolph durchritt noch während des Nebels die Reihen der Seinen, ordnete das Gebet, das kniend verrichtet wurde, und ließ das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," und das von ihm selbst gedichtete: „Verzage nicht, du Häuflein klein," von dem ganzen Heere absingen. Sodann bestieg er sein weißes Leibroß, blos mit einem ledernen Koller und einem Tuchrocke bekleidet — den Küraß, den man ihn umlegen wollte, wies er mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!" — ritt erst vor die Fronte der schwedischen Regimenter und ermahnte sie zur Tapferkeit; dann that er dasselbe bei den deutschen Truppen. Er gab die Losung: „Gott mit uns!" wie bei Leipzig, und als nun — gegen 11 Uhr — der Nebel sich zu zertheilen anfing und der Feind sichtbar wurde, rief der König: „Nun wollen wir daran; das walte der liebe Gott! Herr Jesus, hilf! wir streiten heute zu deines heiligen Namens Ehre!" Zugleich sah man Lützen in Flammen stehen, welches Wallenstein hatte anzünden lassen, damit seine rechte Seite nicht überflügelt würde.

Während der Kanonendonner auf dem schwedischen linken Flügel, den Herzog Bernhard von Weimar befehligte, die Schlacht eröffnete, setzte sich der König, der die Anführung des rechten Flügels übernommen hatte, an die Spitze des Reiterregiments Steenbock und führte es zum Einhauen vor. Zugleich rückte die ganze schwedische Linie vor. Die Schweden wurden, so wie sie sich der Landstraße näherten, von einem heftigen Flintenfeuer der in den Gräben liegenden feindlichen Musketiere und von dem Feuer der an den Windmühlen stehenden Kanonen empfangen. Der König ist der Erste, der mit seiner Reiterei über die Gräben setzt; er zerstreut die leichtberittenen Polen und Kroaten, deren unordentliche Flucht auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mittheilt. Ebenso unwiderstehlich dringen die Fußregimenter des rechten Flügels zu den Gräben vor, vertreiben daraus die Feinde mit der Kolbe und Partisane, stürmen die Batterie vor der feindlichen Mitte, erobern die hier aufgestellten sieben Kanonen und bringen Unordnung in die dichten Haufen des Fußvolks. Aber der Ungestüm des Angriffs hat die schwedischen Brigaden auseinandergebracht; die geschlossenen Linien

sind aufgelöst. Dies benutzen die kaiserlichen Reiterhaufen im Centrum; sie eilen den fliehenden Fußregimentern zu Hülfe, werfen sich auf die Schweden, halten sie auf, nehmen ihnen die bereits eroberten Kanonen wieder ab und treiben sie über die Gräben wieder zurück, während die Batterien an den Windmühlen ihre Kugeln unter die weichenden Schweden schleudern.

Diese Verwirrung wird dem Könige hinterbracht, als er eben im Vordringen begriffen ist. Er übergiebt sogleich dem General Horn die Führung des rechten Flügels, um die errungenen Vortheile zu verfolgen, und eilt an der Spitze der finnländischen Kürassiere nach dem linken Flügel, der Unordnung abzuhelfen. Sein edles Roß überspringt pfeilschnell die Gräben; er eilt, da die Reiter nicht so schnell nachfolgen können, ihnen voraus, nur vom Herzoge Franz Albert von Lauenburg, einem Pagen und einem Stallmeister begleitet, gerade nach der Gegend, wo sein Fußvolk am meisten bedrängt ist, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Auf diesem Wege erhält er einen Schuß in den linken Arm. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet; der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts! folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt vom Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Getümmel zu schaffen. Indem der Letztere auf einem Umwege mit dem König umkehrt, erhält dieser durch einen heransprengenden kaiserlichen Oberstlieutenant (von Falkenberg) einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder," ruft er mit sterbender Stimme; „suche du nur dein Leben zu retten!" Zugleich sank er vom Pferde, und noch von mehrern Schüssen durchbohrt, von seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben *). Das Getümmel der Schlacht geht über den

*) Die Umstände seines Todes werden verschieden erzählt, weil Niemand der Seinigen bei demselben zugegen war. Eine Nachricht nennt gar den

Leichnam des Königs hinweg. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend drang sie herbei, dem gierigen Feinde die ehrwürdige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt schnell das ganze schwedische Heer. Aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Herzog Bernhard beschließt Erneuerung der Schlacht *). Mit Löwengrimm werfen sich die schwedischen Regimenter zum zweiten Male auf den Feind; die Gräben werden wieder übersprungen, die feindlichen Kanonen genommen, ein Pulverwagen im Rücken der Kaiserlichen fliegt in die Luft, der Feind wird in Verwirrung gebracht und das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick, — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit seiner Schaar; alle erhaltene Vortheile sind verloren; eine neue Schlacht fängt an. Der Befehl, welcher ihn nach Lützen zurückrief, hatte ihn in Halle erreicht. Ohne sein zerstreutes Fußvolk zu erwarten, ließ er acht Regimenter Reiterei aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelte er die flüchtigen Völker wieder und führte sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muthe bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren des rechten Flügels, die, ermattet vom Siege, dieser Flut von Feinden endlich unterliegen, und schnell benutzt Wallenstein den günstigen Augenblick, das Treffen zu erneuern. Die dichtgeschlossenen schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefecht

---

Herzog von Lauenburg als seinen Mörder; er habe ihn von hinten erschossen. Doch ist dies nach den neuesten Untersuchungen ganz unwahrscheinlich.

*) Bernhard durchritt die schwedischen Reihen: „Ihr Schweden, ihr Finnen und ihr Deutsche, euer und unser Verfechter der Freiheit ist todt. Für euch ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! Greift unverzagt den Feind an, und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt, der thue es jetzt!"

durch Generallieutenant Piccolomini und Graf Terzka über die Gräben zurückgetrieben. Wallenstein selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühner Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blicke. Um und neben ihn stürzten seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wurde von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützten heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen war. Nicht so glücklich war Pappenheim. Die glühende Begierde, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte gewünscht, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheim's Brust und gewaltsam mußten ihn die Seinigen aus dem Gewühle tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß Gustav getödtet sei. Als man ihm die Wahrheit des Gerüchts bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht. „So hinterbringe man dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich hoffnungslos darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist." — Mit Pappenheim schwand das Glück der Kaiserlichen vom Schlachtfeld. Kaum vermißten ihn die Truppen, als sie Alles verloren gaben und in schimpflicher Flucht das Weite suchten. Die Schweden setzten zum dritten Male über die Gräben. Eben neigte sich die Sonne zum Untergange. In einem wüthenden Kampfe trafen die wenigen standhaften Regimenter Friedland's auf die Schweden. Auch diesem Gefechte machte endlich Nacht und Nebel ein Ende. Pappenheim starb schon am folgenden Tage in Leipzig an seinen Wunden. Daß die Schweden einen glänzenden Sieg erfochten haben, gab ihnen der Herzog von Friedland schon dadurch zu, daß er sein ganzes Gepäck und Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen ließ und in Eile nach Leipzig floh, wohin ihm der kleine Rest seines zerstreuten Heeres folgte. Dann ging es weiter nach Böhmen.

Erst nach der Schlacht empfand man bei ruhiger Ueberlegung im schwedischen Lager die ganze Größe des Verlustes. Er, der sie in den Streit hinausgeführt hat, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit den gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckte man endlich da, wo seit 1832 ihm ein Denkmal errichtet worden ist, den königlichen Leichnam. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch Plünderung seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht und dort den Umarmungen seiner wehklagenden Gemahlin überliefert. Von dem betäubenden Schlage noch besinnungslos standen hier die Anführer in stummer Erstarrung um seine Bahre. Die Leiche wurde nach Stockholm gebracht. Als dem Kaiser Ferdinand II. der blutige Koller Gustav's überbracht wurde, benahm er sich sehr anständig und christlich; denn über das Unglück eines Feindes zu triumphiren, verräth eine sehr niedrige Seele. Er und seine Gemahlin sahen das blutige Kleid mit Rührung an. Ihm traten die Thränen in die Augen. „Gern," rief er, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!" — In Spanien dagegen wurden Freudenfeste gefeiert.

Aber wie ertrug Wallenstein's Stolz den Schimpf der Niederlage? — Sich selbst maß er die Schuld natürlich nicht bei, sondern der Feigheit einiger Officiere, und er hielt in Prag ein fürchterliches Kriegsgericht. Eilf Officiere, zum Theil aus den vornehmsten Familien, wurden hier auf dem Platze vor dem Rathhause geköpft, andere gehenkt, sieben die Degen vom Scharfrichter unter dem Galgen zerbrochen und die Namen von 40 Abwesenden an den Galgen geschlagen.

Gustav Adolph hinterließ nur ein Töchterchen, Christina. Sie wurde Königin von Schweden, doch so, daß einige Reichsräthe für sie regierten, bis sie erwachsen war. Des Vaters Geist ruhte nicht auf ihr. Sie beging eine Menge Thorheiten und lieferte wieder ein lebendiges Beispiel, wie traurig es ist, wenn ein Weib aus ihrer Bestimmung heraustritt. Christina war eine Art von gelehrter Frau, und das machte sie zur Regierung ungeschickt.

Sie legte endlich (1654) die Regierung nieder, wurde katholisch und ist in Rom, unzufrieden mit sich und der ganzen Welt (1689), 60 Jahre alt, gestorben. — Nach Gustav Adolph's Tode führten seine Generale den Krieg fort. An der Spitze der Geschäfte stand der kluge Kanzler Axel Oxenstierna. Aber freilich vermißte man den Alles leitenden Geist des Königs; denn so weise auch der Kanzler war, so fehlte ihm doch das königliche Ansehen, und jeder General that, was er wollte. Viel ließe sich noch von den in diesem Kriege vorgefallenen Schlachten und Thaten erzählen; aber der Raum erlaubt es nicht.

11. Wallenstein's Tod, 25. Februar 1634. Wallenstein setzte den Krieg fort und zwar im Ganzen zum Vortheil des Kaisers; doch vermied er jede Gelegenheit, große Schlachten zu liefern; vielleicht machte ihn auch seine zunehmende Kränklichkeit weniger unternehmend. Dagegen suchte er durch listige Unterhandlungen die feindlichen Generale in Unthätigkeit zu erhalten und zu verwirren. In dieser Absicht gab er auch wohl zu verstehen, daß er mit dem Kaiser unzufrieden und damit umgehe, von ihm abzufallen. Wenn wir sein ganzes Benehmen erwägen, so scheint er damals geschwankt zu haben, ob er dem Kaiser treu bleiben, oder sich mit den Schweden und Franzosen verständigen sollte. Sein Mißtrauen hielt ihn von jeder offenen Erklärung ab, und so schwankte er, bis es für ihn zu spät war. Seine Feinde am kaiserlichen Hofe, namentlich die Geistlichen und die spanische Partei, benutzten dies, sprachen über die zu große Macht, welche ihm der Kaiser verliehen habe, und äußerten sogar die Vermuthung, daß er wohl mit den Feinden einverstanden sei. Diese Ränke kränkten den ehrgeizigen Mann, und da er noch dazu sich von Tage zu Tage kränker fühlte und an offenen Gichtbeulen litt, so dachte er ernstlich daran, den Oberbefehl niederzulegen.

Sobald sich die Nachricht davon im Lager verbreitete, geriethen die Officiere in große Bestürzung, weniger vielleicht aus Anhänglichkeit an seine Person, als aus Eigennutz. Denn der Kaiser war ihnen vielen rückständigen Sold schuldig, und da Wallenstein sie angeworben und für die Zahlung gutgesagt hatte, so fürchteten sie, sie würden, wenn Wallenstein erst abgedankt hätte, gar nichts vom Kaiser erhalten. Als ihnen daher der

Herzog durch den Feldmarschall Illo sagen ließ, er sei wegen der Unbilden, welche er vom kaiserlichen Hofe erfahren, und wegen seiner Krankheit entschlossen, das Generalat niederzulegen, so entstand unter den Obersten der Regimenter eine allgemeine Bewegung. Sie ließen ihn an sein ihnen verpfändetes Wort erinnern und versprachen ihrerseits dagegen, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihm auszuharren. Dann schickten sie deshalb eine besondere Deputation an ihn, auf deren bewegliche Vorstellung er ihnen die Versicherung gab, er wolle noch eine Zeit lang das Commando behalten und es ohne ihr Vorwissen nicht niederlegen.

Wallenstein hatte damals sein Hauptquartier in Pilsen, und hier war daher der größte Theil der höhern Officiere beisammen. Illo und Wallenstein's Schwager, Graf Trczka (sprich Tersika), veranstalteten ein großes Bankett und legten hier den versammelten Obersten eine von ihnen aufgesetzte Schrift vor — ob auf des Herzogs Betrieb und mit seinem Vorwissen, ist nicht gewiß, doch wahrscheinlich —, in welcher die Obersten sich anheischig machten, bei dem Herzoge „ehrbar und getreu auszuhalten, so lange er in Seiner kaiserlichen Majestät Diensten verbleiben, oder diese zu ihrer Dienste Beförderung ihn gebrauchen werde, und auf keinerlei Weise sich von ihm separiren zu lassen." Allein unter den Obersten waren mehrere, die zu der spanischen, dem Herzoge feindlichen Partei gehörten, und da die Herren weidlich getrunken hatten, so daß Manche kaum ihrer Sinne mächtig waren, so erhob sich bei der Tafel ein heftiger Streit, indem Einige zu unterschreiben sich weigerten, die Andern aber sie deshalb ausschalten; ja, es fehlte wenig, daß es zum Blutvergießen gekommen wäre; denn Einige zogen den Degen und bedrohten die Weigernden damit, so daß die Unterzeichnung endlich vor sich ging. Dem Herzoge war diese Uneinigkeit unangenehm und er äußerte, daß er Jedem, der da glaube, daß etwas gegen den Kaiser im Werke sei, zurückzutreten erlaube.

Dennoch benutzten seine Feinde jene Versammlung in Pilsen, um ihn zu stürzen. Graf Octavio Piccolomini, ein falscher Italiener, Oberst in kaiserlichen Diensten, genoß Wallenstein's vorzügliches Vertrauen, weil dieser aus den Sternen zu wissen glaubte, daß der Graf sein Freund sei. Dieser Mann nun hatte

zwar jenen Revers mit unterschrieben, wurde aber doch an ihm zum Verräther. Er schickte im Verein mit einigen andern gegen Wallenstein feindlich gesinnten Männern einen Boten insgeheim nach Wien, gab dem Kaiser einen übertriebenen Bericht von jener Versammlung, erzählte, Wallenstein habe bereits die Schweden zu Hülfe gerufen, und fügte hinzu, es sei kein anderes Mittel übrig, als „den Scorpion auf der Wunde, die er gemacht habe, zu vernichten". Zugleich erschien auch General Aldringen, der in Pilsen nicht mit unterschrieben hatte, in Wien und berichtete gleichfalls zu Ungunsten des Herzogs; auch Kurfürst Maximilian von Baiern schickte einen Gesandten nach Wien, der gegen Wallenstein Ränke schmieden mußte, und nun bestürmte die spanische Partei, zu der auch diejenigen Generale und Obersten sich schlugen, die bei der Fortsetzung des Kriegs ihre Rechnung fanden, den Kaiser: ein Dolchstoß oder ein Pistolenschuß würde die Verschwörung in einem Augenblicke zerschneiden. Ferdinand, ein schwacher Mann, ließ sich bereden, ein an alle Generale, Obersten und andere kaiserliche Officiere gerichtetes Patent (24. Januar 1634) zu unterzeichnen, daß er sich genöthigt sehe, eine Veränderung im Obercommando vorzunehmen, und daß er es dem Generale Gallas übertrage; zugleich machte er Denen, die in Pilsen unterschrieben hätten, bekannt, daß er ihnen verzeihe, mit Ausnahme Wallenstein's, Illo's und Terzka's. Dieses Patent wurde dem Generale Gallas zugeschickt, mit dem Befehle: „sich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit seinen vornehmsten Anhängern, dem Illo und Terzka, in gefänglichen Verhaft und an einen solchen sichern Ort zu bringen, allda er gehört werden möge, oder doch sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen."

Dieser Befehl des Kaisers war allerdings eine schändliche Undankbarkeit gegen den Feldherrn, der sich um ihn so verdient gemacht hatte und dessen Schuld durch nichts bewiesen war. Er wurde vor kein Gericht, keinen Anklägern gegenübergestellt und seinen Feinden die Wahl gelassen, ihn entweder an einen sichern Ort zu bringen, oder ihn zu ermorden. Natürlich zogen sie das Letztere vor. Dabei wurde jenes Patent heimlich erlassen, so daß also Wallenstein nicht einmal Gelegenheit hatte, sich zu rechtfertigen. Das Schändlichste dabei war, daß der Kaiser noch volle

drei Wochen nach jener Achtserklärung mit Wallenstein im freundlichsten Briefwechsel blieb, ihn seinen lieben Oheim nannte, ihm Beweise von Vertrauen gab, ihn noch immer als Oberfeldherrn betrachtete und ihm versicherte, daß er ihm mit kaiserlicher Huld gewogen bleibe. So reichte also der Kaiser dem Feldherrn die eine Hand mit der Versicherung seiner Gunst, während er mit der andern den Mördern den Dolch übergab, den lästigen Schuldner zum Schweigen zu bringen. Wallenstein ahnete anfangs von der gegen ihn gemachten Verschwörung nichts; er schenkte seinem Verräther Piccolomini noch immer sein Vertrauen und da er selbst krank lag, so führte Terzka den Briefwechsel mit Gallas, der sich auch nichts merken ließ, daß er bereits an seine Stelle zum Oberfeldherrn ernannt war. Dagegen zog dieser heimlich die dem Feldherrn feindlichen Generale, Piccolomini, Aldringen — fast lauter Italiener — in die Verschwörung, verschwieg aber das erhaltene kaiserliche Patent noch den übrigen Officieren. Nur seinen Vertrauten theilte er es mit und befahl ihnen, keinen Befehl mehr von Wallenstein anzunehmen.

Indessen war es nicht möglich gewesen, die Sache so geheim zu halten, daß der Herzog nicht endlich von der gegen ihn gesponnenen Verschwörung etwas erfahren hätte. Er setzte darauf, noch in Pilsen, gemeinschaftlich mit den hier aufs neue versammelten Obersten eine feierliche Erklärung auf: „daß es keinem von ihnen in den Sinn gekommen sei, wider des Kaisers Majestät das Geringste zu gedenken, noch irgend eine Machination anzustellen." Sie hätten sich dadurch bloß verbindlich machen wollen, Feldherr und Oberste, treu und redlich bis auf den letzten Blutstropfen beieinander zu halten und sich nicht trennen zu lassen. Zugleich befahl Wallenstein den Obersten, nur seine, des Illo und Terzka Befehle zu befolgen.

Aber jetzt kam jede Maßregel zu spät; der Stab war bereits unwiderruflich über den Herzog von Friedland gebrochen. Schon zwei Tage (18. Februar) vor jener Erklärung Wallenstein's und der Obersten hatte Ferdinand, den die Feinde des Herzogs ganz gegen denselben eingenommen hatten, ein zweites Patent ausgehen lassen, in welchem er sagte, er habe nun gewisse Nachricht erlangt, daß der Herzog ihn, den Kaiser, von Land und Leuten zu treiben und sich dieselben zuzueignen, ja den Kaiser und

sein ganzes Haus auszurotten Willens gewesen sei. Dies Patent schickte er an eine Menge Generale und Commandanten und befahl zugleich, die Güter des Herzogs und Trczka's einzuziehen. Allein auch jetzt noch wurde Wallenstein weder vor Gericht gestellt, noch ihm seine Absetzung und die Achtserklärung bekannt gemacht, als wenn der Kaiser sich geschämt hätte, ihm diesen Beweis von Ungerechtigkeit selbst mitzutheilen.

Mit Schrecken gewahrte nun Wallenstein, daß sich vor ihm ein Abgrund rettungslos öffnete. Er war insgeheim geächtet, ohne daß man ihn gehört hatte; er hatte mit seinem Kaiser nicht gebrochen und war doch von ihm für einen Landesverräther erklärt worden. Jetzt blieb ihm nichts Anderes übrig, als den äußersten Schritt zu thun, den er im Fall der Noth vorbehalten hatte: sich den Feinden des Kaisers, den Schweden, in die Arme zu werfen. Er ließ den Herzog Bernhard von Weimar, der in Regensburg stand, bitten, sich an die böhmische Grenze, wo möglich nach Eger zu ziehen, damit er sich zu ihm retten könnte. Aber Bernhard traute den Worten Wallenstein's nicht recht und glaubte, daß ein Betrug dahinterstecke. Auch Oxenstierna rieth dem Bernhard ab, die schwedischen Truppen mit denen Wallenstein's zu verbinden. So erntete dieser jetzt den Lohn, daß er früherhin nicht offen mit Andern verfahren war. Eben so vergebens wandte sich der geängstete Feldherr an den Markgrafen von Baireuth und an die französischen Generale. Zugleich zog sich ein Oberst nach dem andern von ihm zurück; nur Feldmarschall Illo und die Grafen Trczka und Kinsky blieben ihm getreu, weil auch sie geächtet waren, und suchten eifrig, aber vergebens, den Beistand der Schweden, Sachsen und Franzosen nach. Wallenstein selbst hoffte noch immer, daß der Kaiser von der Verschwörung gegen ihn nichts wisse, oder wenigstens von den Verschworenen getäuscht sei. Darum schickte er nach einander zwei vertraute Officiere an Ferdinand nach Wien, die diesem versichern sollten, daß der Herzog nie gegen ihn etwas im Sinne gehabt habe, und daß er bereit sei, das Obercommando jedem Andern, den der Kaiser bestimmen würde, zu übergeben. Aber Piccolomini fing beide unterwegs auf und setzte sie fest, so daß der Kaiser die Angst seines verfolgten Feldherrn nicht erfuhr.

Als nun Wallenstein sah, daß Alle seine Nähe wie die eines Verpesteten flohen und nur wenige Compagnien Reiter bei ihm aushielten, hielt er sich in Pilsen nicht mehr sicher und zog sich mit den wenigen Getreuen nach Eger, um der sächsischen und fränkischen Grenze nahe zu sein, von wo er noch immer Beistand in der höchsten Noth hoffte. Auch rechnete er ganz auf die Treue des Commandanten von Eger, Oberst Gordon, eines Schottländers, den er erst vor kurzem zum Obersten erhoben hatte. Um Wallenstein waren außer Illo, Terzka und Kinsky auch der Rittmeister Neumann, der bei ihm die Dienste eines Secretairs versah, und Oberst Buttler, der 200 Reiter befehligte; dieser war ein niedrigdenkender Irländer und hatte sich für reichen Lohn erboten, den Herzog lebendig oder todt zu überliefern.

Am 24. Februar, Nachmittags 4 Uhr, kam Wallenstein in Eger an. Er war krank und wurde in einer Sänfte von zwei Pferden getragen. Wohl mochte er nicht ahnen, daß er nicht wieder herauskommen würde. Er nahm sein Quartier in der Amtswohnung des Bürgermeisters auf dem Markte; Terzka und Kinsky mit ihren Frauen wohnten in dem Eckhause daneben. Buttler ließ die Hälfte seiner Dragoner draußen vor der Stadt, die andern nahm er mit hinein.

Gordon und der unter diesem stehende Oberstwachtmeister Lesli hatten anfangs gegen Wallenstein nichts Böses im Sinne; denn als sie nebst Buttler ihm nach seiner Ankunft ihre Aufwartung machten und er ihnen ohne Rückhalt mittheilte, zu welchem äußersten Schritte es mit ihm gekommen sei, antwortete Lesli: er wäre bereit, wenn der Herzog ihn seines dem Kaiser geleisteten Eides entbinden könnte, mit seinen Landsleuten bei ihm, dem sie so viele gute Tage verdankten, treu auszuhalten. Aber auf dem Heimwege nahm der heimtückische Buttler sie auf die Seite und zeigte ihnen die kaiserlichen Befehle vor. Diese änderten ihre Gesinnungen sogleich. Anfangs waren sie der Meinung, die Geächteten in ihren Wohnungen zu überfallen und sie gefangen zu nehmen; aber die reiche Beute, die sie im Hause des Herzogs zu finden hofften, bewog sie zu dem Entschlusse, sie zu ermorden; Buttler versicherte, daß der Mord gutgeheißen werden würde. Das Nähere besprachen sie in der fol-

genden Nacht auf Gordon's Zimmer. Alle Drei fielen auf die Knie nieder und schwuren mit gezogenem Degen, am andern Abend die schwarze That zu vollziehen. Nur über die Art waren sie noch unschlüssig. Endlich erbot sich Gordon, den Illo, Trczka, Kinsky und Neumann zu sich in die Citadelle zu einem Abendschmause einzuladen. Dabei sollten sie ermordet werden. Der Herzog selbst hatte die Einladung abgelehnt, weil er krank, auch wohl zu stolz war, um bei seinem Untergebenen zu speisen. Jene Vier versprachen zu kommen. Abends um 5 Uhr ließen die Verschworenen den Oberstwachtmeister Geraldino kommen und theilten ihm ihren Vorsatz mit. Dieser verwegene und wilde Mensch schlug gleich ein und versprach zum Morde sechs sichere Soldaten zu stellen. Auch traten gleich fünf andere Hauptleute: Deveroux, Brown, Macdonald, Birch und Pestalutz, alles Ausländer, bei; denn uns Deutschen ist Meuchelmord verhaßt. Alle Fünf hatten in der folgenden Nacht die Wache. Kaum waren sie weg, so erschienen um 6 Uhr die vier Geladenen. Man setzte sich zu Tische und war fröhlich. Mit jedem frisch geleerten Becher wurden die Zungen mehr gelöst. Auf den Kaiser und seine Räthe wurde wacker geschimpft; den Herzog aber ließen sie hoch leben.

Indessen hatten zwei Hauptleute das Thor der Citadelle besetzt und ließen Niemand aus oder ein. Nur Geraldino wurde hindurchgelassen, und führte 30 Dragoner, lauter Irländer, in das Schloß. Mit sechs derselben nahm er selbst seinen Posten in einem Nebenzimmer des Saales; in einem andern stand Deveroux mit 24 Dragonern. Jetzt wurde der Nachtisch aufgetragen; die Bedienten entfernten sich; man rief sie in ein abgelegenes Zimmer, um dort zu essen, und schloß sie ein. Jetzt, um 8 Uhr, winkte Lesli. Die Saalthüre flog auf und Geraldino trat, eine Partisane in der Hand, mit seinen Dragonern ein. Auf seinen Ruf: „Es lebe das Haus Oestreich!" stürzte auch Deveroux von der andern Seite herein und schrie: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" Gordon, Buttler und Lesli riefen: „Es lebe Ferdinand!" nahmen Jeder ein Licht und machten den Soldaten Platz. Diese drangen nun vor, warfen den Tisch um und hieben ein. Kinsky fiel sogleich; auch Illo wurde durch den Rücken gestochen, als er seinen Degen von der Wand herablangen wollte; nur dem Trczka

war's gelungen, seinen Degen zu erreichen; er stellte sich wie ein wüthender Eber in eine Ecke des Saals, nannte Gordon einen feigen, schändlichen Verräther, hieb zwei Dragoner nieder, und da ihn sein Koller von Elenshaut eine Weile schützte, so rissen die Soldaten es ihm auf und erstachen ihn mit Dolchen. Das Blut floß in Strömen und auf dem Boden sah man in scheußlichem Vereine Flaschen, Blut, Confect und andere Speisen. Neumann entwischte verwundet in das untere Geschoß; da er aber die Losung nicht wußte, stießen ihn hier die Dragoner nieder. Die Bedienten hörten das Geschrei ihrer Herren und wollten zu Hülfe eilen. Einige sprangen aus dem Fenster; aber die Armen wurden gleich niedergemacht. Die Leichen ließ man liegen und Gordon verschloß den Saal.

Während dieses Blutbades war es in der Stadt ganz ruhig. Der Herzog saß mit Zenno und sprach über die kommenden Ereignisse. Es war eine dunkle, unfreundliche, stürmische Nacht, der Wind heulte und der Regen schlug an die Fenster. Wallenstein legte sich ermüdet früh zu Bette.*) Gordon, Buttler und Lesli aber waren noch in der Citadelle und hielten noch einmal über des Herzogs Tod Rath, der endlich auch nochmals beschlossen wurde. Nun begab sich Lesli nach der Stadt auf die Hauptwache, wo Macdonald das Commando führte, und befahl den Soldaten, sich nicht zu rühren, was da auch sich ereignen möchte. Dann öffnete er das Stadtthor, ließ zwei Compagnien Dragoner unter einem schottischen und irländischen Hauptmanne in die Stadt; diese sollten die Gassen besetzen und keinen Bürger und keinen Soldaten aus den Häusern lassen. Jetzt eilte Lesli wieder in die Citadelle und berichtete, daß in der Stadt die tiefste Ruhe herrsche. „Gut!" sagte Buttler, „nun wollen wir den Hauptstreich thun." Er, Lesli, Geraldino und Deveroux gingen gegen Mitternacht mit 30 Dragonern in die Stadt; aber indem sie über die Zugbrücke gingen, entwischte ein Bedienter Terzka's. Obgleich zwei Schüsse auf ihn gethan wurden, entkam er doch und meldete den Gräfinnen Terzka und Kinsky das

---

*) Ich denke einen langen Schlaf zu thun:
Denn dieser letzten Tage Qual war groß.
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken.
Wallenstein's Tod von Schiller.

traurige Ende ihrer Männer. Jene Schüsse hatten die Hauptwache in Bewegung gebracht. Lesli fand sie unter dem Gewehre; er beruhigte sie, und befahl ihr, wieder in die Wachtstube zu gehen, ließ sie nochmals dem Kaiser schwören und blieb auch bei ihr, um jede Bewegung zu verhindern, so wie Gordon in der Citadelle als Wächter zurückgeblieben war. Sein Gewissen mochte es ihm unmöglich machen, am Morde seines Wohlthäters Antheil zu nehmen.

Jetzt gingen Buttler, Geraldino und Deverour mit den Dragonern gerade auf die Wohnung Wallenstein's zu. Als sie an die Thüre kamen, hörten sie in dem Hause daneben das herzzerschneidende Jammern der Gräfinnen Kinsky und Terzka über den Tod ihrer Männer, und Buttler besorgte, der Herzog möchte dadurch aufgeweckt werden. Er blieb unten bei der Wache, die ohne Widerstand Deverour und die Dragoner einließ. Geraldino hatte die Hinterthüre besetzt. Deverour stürmte mit den Dragonern, alle mit Hellebarden bewaffnet, die Treppe hinauf. Zwei Kammerdiener im Vorsaale fragten um die Ursache der so späten Erscheinung und baten, den Herzog nicht im Schlafe zu stören. Der Herzog wachte auf von dem Lärme, sprang im bloßen Hemde aus dem Bette und da er in dem Augenblicke das Geschrei der Gräfinnen im Nebenhause hörte, fragte er die vor dem Hause stehende Schildwache, was es gäbe? Aber in demselben Augenblicke rannten die Dragoner, die mit heftigen Drohungen den Schlüssel zu des Herzogs Gemach vergebens verlangt hatten, die Thüre auf. Deverour stürzte mit wüthendem Gesicht ins Zimmer und schrie: „Bist du der Schelm, der das kaiserliche Volk zum Feinde überführen und Ihrer kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" — Wallenstein hob seine Arme gen Himmel und sprach kein Wort; Deverour aber stieß ihm die Hellebarde in die Brust, mit solcher Gewalt, daß sie durch und durch ging. Ohne Laut fiel der mächtige Friedland zu Boden und wälzte sich in seinem Blute. Er war 50 Jahre alt. Einer der Dragoner packte den Leichnam und wollte ihn aus dem Fenster werfen, aber Deverour litt es nicht. Indessen kamen Buttler und Lesli herauf, nahmen die Schlüssel zu sich und bemächtigten sich des Geldes und der Kostbarkeiten, während das Blut des Gemordeten noch rauchte. Man wickelte

die Leiche in einen vom Tische heruntergenommenen Teppich und ließ sie auf Lesli's Wagen nach der Citadelle zu den andern vier Leichen bringen. Hier lag Wallenstein's Körper den ganzen folgenden Tag über im Hofe. An diesem Tage berief Gordon alle in Eger befindliche Officiere in die Citadelle, erzählte ihnen die Begebenheiten der vergangenen Nacht, zeigte die kaiserlichen Befehle vor und ließ die Officiere und die Bürger dem Kaiser aufs neue schwören. Keine Hand rührte sich, Friedland's Tod zu rächen. Er hatte von seinem Vermögen drei Millionen Thaler auf die Soldaten verwendet; aber diese Quelle war jetzt verstopft und gemüthlos und gleichgültig starrten die rohen Soldaten seinen Leichnam an.

Die Herzogin von Friedland war trostlos bei der Nachricht des Geschehenen. Sie bat den Kaiser nur um die Gnade, seinen Körper in der von ihm gestifteten Karthause unweit Gitschin in Böhmen beisetzen zu dürfen. Es wurde ihr erst nach zwei Jahren gewährt; sie behielt die Herrschaft Neuschloß in Böhmen als Witwensitz. Die übrigen Güter wurden eingezogen. Das Gewissen des Kaisers mochte ihm Vorwürfe machen; denn er ließ für die fünf Ermordeten 3000 Seelenmessen lesen! Die Mörder wurden reichlich belohnt, viele Officiere aber, die mit Friedland in nähern Verhältnissen gewesen waren, besonders evangelische, ein Graf Schafgotsch und Andere enthauptet.*) Dann ließ der Kaiser, um die am Herzog verübte Mordthat vor den Augen der Menschen zu rechtfertigen, eine Schrift auffsetzen, in welcher behauptet wird, daß Wallenstein seit lange mit den Schweden und andern Feinden des Kaisers in Verständniß gewesen sei, das kaiserliche Heer zu den Schweden habe überführen, sich zum König von Böhmen machen und den Kaiser mit seinem Hause ausrotten wollen, ob man gleich in des Herzogs Papieren keine sichere Beweise darüber fand.

---

*) Wallenstein hinterließ eine einzige Tochter, welche Maria Elisabeth hieß (nicht aber Thekla) und nachmals an einen Grafen von Kaunitz vermählt wurde. Einen Max Piccolomini gab es nicht; aber Max von Wallenstein war Friedland's Vetter, nicht Neffe, wozu Schiller in „Wallenstein's Tod" ihn macht. Sein zartes Verhältniß zu Wallenstein's Tochter und sein tragisches Ende sind nur Erfindungen des trefflichen Dichters.

12. Die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges und der Westphälische Friede. Nach Wallenstein's Tod erhielt das Obercommando des kaiserlichen Heeres der älteste Sohn des Kaisers, der Erzherzog Ferdinand, dem der erfahrene General Gallas als Rathgeber beigegeben wurde. Zu diesem Heere stieß auch ein spanisches Heer, geführt vom Infanten Fernando, einem Sohne König Philipp's III. Das nun den Feinden überlegene vereinigte Heer ging auf die Schweden los und suchte Nördlingen wegzunehmen, das sich diesen besonders treu gezeigt hatte. Herzog Bernhard von Weimar eilte daher herbei und verlangte eine Schlacht, während der mit ihm verbundene, erfahrene General Gustav Horn davon abrieth, weil sie auf mehr Verstärkung warten müßten. Aber Bernhard bestand darauf. „Wir müssen schlagen," rief er; „ich habe der bedrängten Stadt Hülfe versprochen und ich muß mein fürstliches Wort halten." Dies führte zur Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634). Sie fiel für die Schweden sehr unglücklich aus; sie erlitten eine vollständige Niederlage. Bernhard wurde von den Kroaten hart gedrängt und verwundet und rettete sich nur dadurch, daß er ein frisches Pferd bestieg und davonjagte. Der brave Horn fiel den Kaiserlichen in die Hände. Zwar wurde er vom Infanten edelmüthig behandelt; als er in das Zelt desselben geführt wurde, ging ihm Fernando entgegen, umarmte ihn und sprach: „Das Glück hat uns diesmal zu Siegern über einen großen Helden gemacht. Lassen Sie mich von Ihnen lernen, wie ich künftig so lange Meister des Glücks bleiben und im Unglücke so groß werden kann wie Sie." Dennoch wurde Horn bis ins achte Jahr ziemlich eng gefangen gehalten.

Oxenstierna, der die schwedischen Angelegenheiten leitete, war nun den Kaiserlichen nicht mehr allein gewachsen und mußte sich nach fremder Hülfe umsehen. Schon früher hatte der König von Frankreich, Ludwig XIII. (1610—43), oder vielmehr dessen staatskluger Minister, der Cardinal Herzog von Richelieu, den Schweden Hülfe angeboten, nicht etwa aus Neigung für den bedrückten evangelischen Glauben, sondern um das Haus Oestreich zu schwächen; aber lange widerstanden Oxenstierna und die evangelischen Fürsten, weil sie die Tücke und die Habsucht

der Franzosen kannten. Doch jetzt mußte man das französische Bündniß annehmen und dafür einige deutsche Besitzungen auf dem linken Rheinufer abtreten.

Eine zweite traurige Folge der nördlinger Schlacht war der Abfall des Kurfürsten von Sachsen Johann Georg vom schwedischen Bündnisse. Er wurde den Schweden und den evangelischen Ständen untreu, indem er 1635 einen Frieden in Prag mit dem Kaiser schloß, der ihm dafür die Lausitz abtrat. Leider folgten mehrere evangelische Fürsten, unter Anderen auch Brandenburg, dem Beispiele Sachsens und vertrugen sich mit dem Kaiser, so daß die Schweden fast allein standen. Um so ehrenvoller, daß die schwedischen Generale dennoch den Kampf bestanden und siegreich daraus hervorgingen. Hier nur einige der glänzendsten Waffenthaten:

Einer der fähigsten schwedischen Generale war Banér. Die Sachsen unter Baudissin, einem Schweden, der in sächsische Dienste übergetreten war, und die Kaiserlichen unter Hatzfeld glaubten ihn zu vernichten, indem sie ihn von der Ostsee abgeschnitten hatten. Schnell ging Banér auf sie los; er fand sie bei Wittstock in der sandigen Priegnitz und erfocht (24. Sept. 1636) einen glänzenden Sieg. Seine Unterfeldherren Stalhantsch und Torstensohn hatten ihm wacker geholfen. Die Feinde waren nicht nur geschlagen, sondern hatten alles Geschütz und Gepäck verloren, und das Silberservice des Kurfürsten war in die Hände der Schweden gefallen. Nachdem Banér nun die gewonnenen Siegeszeichen hatte aufstellen lassen, ließ er die Generale zusammenkommen und zeichnete Torstensohn besonders aus, und da dieser jede Danksagung ablehnte und meinte, Banér habe den Sieg entschieden, rief dieser: „nein, Torstensohn, Sie sind ein großer Mann, und wenn ich nicht mehr bin, werden Sie noch Schwedens Schutz und Rettung sein! Ich bin ein alter Kerl und werde wohl keinen solchen Ritt mehr thun. Wenn Ihr mich zur Ruhe gebracht habt, so pflanzt eine dieser Standarten auf mein Grab und preist dabei Gott für Das, was er heute an Schweden und an mir altem Graubart gethan hat." Zuletzt ließ er Wein bringen und credenzte ihnen denselben aus den erbeuteten sächsischen Silberpokalen. — Fünf Jahre darauf (1641) starb Banér in Halberstadt, man sagt an Gift,

welches ein französischer Mönch ihm auf Befehl des neidischen Richelieu beigebracht hatte.

Ein ähnlicher Held war der junge Herzog Bernhard von Weimar, der treue Kampfgenosse Gustav Adolph's. Als er im Winter 1637—38 die Festung Rheinfelden (im Canton Aargau) belagerte, zog der kaiserliche General Johann von Werth herbei und zwang ihn zum Rückzuge. Aber nach wenigen Tagen kehrte Bernhard zurück, warf sich unvermuthet auf die Feinde, sprengte das Heer auseinander und Johann von Werth wurde mit mehrern Generalen gefangen (3. März 1638). Dann belagerte er die Festung (Alt-) Breisach am Rhein (im Badenschen) Die Soldaten und Bürger vertheidigten sich zwar sehr tapfer; aber endlich wurde die Hungersnoth so groß, daß Viele vor Hunger starben, Andere den Kalk von den Wänden kratzten und Leichen verzehrten, und eine Ratte einen Gulden, ein Ei einen Thaler und ein Hundeviertel sieben Gulden kostete. Man vermißte sogar acht Kinder, die vermuthlich von den Hungerleidenden verzehrt worden waren. Endlich übergab der Commandant die entvölkerte Stadt (19. Dec. 1638), und als nun die ausgehungerten Bürger und Soldaten aus den Thoren strömten, sich der langentbehrten Freiheit zu erfreuen, ließ der edle Herzog Brot und Suppe unter sie austheilen. Man erzählt, ein Soldat habe sich ihm gegenübergesetzt, ihn immer angesehen, und da man ihn gefragt, warum er nicht esse, die Antwort gegeben: er könne sich an dem großen und frommen Helden nicht satt sehen. — Dieser Bernhard starb schon sieben Monate darauf, erst 35 Jahre alt, in Neuenburg am Rhein (4 Meilen nördlich von Basel), man glaubt an Gift, welches Richelieu ihm habe reichen lassen. Denn nachdem er mit Diesem, der durchaus verlangte, daß Breisach den Franzosen überliefert werden solle, einen heftigen Streit gehabt, erkrankte er plötzlich; es zeigten sich schwarze Flecken auf seinem Körper und er selbst war der Meinung, daß der Cardinal ihn habe vergiften lassen. Als er seinen Tod nahe fühlte, ließ er seinen Waffengefährten, General Rosen, an sein Bett kommen, sprach ein frommes Gebet und sagte: „Mein treuer Freund in Noth und Gefahr, fasse du meinen letzten Pulsschlag auf; du weißt, was er sagt. Dein Arm hat mir im Streite wider die Feinde red-

lich geholfen; lege ihn unter mein Haupt, damit ich zuletzt noch darauf ruhe!"

Nicht lange vorher war Kaiser Ferdinand II. gestorben (1637), und die Kurfürsten wählten seinen vorerwähnten Sohn zum Kaiser, der sich Ferdinand III. nannte und von 1637—57 regiert hat, kein ausgezeichneter, aber ein im Ganzen lobenswerther Mann.

Noch einen großen schwedischen Feldherrn müssen wir nennen, Leonhard Torstensohn, der nach Banér's Tode den Oberbefehl des schwedischen Heeres erhielt. In der Natur dieses Mannes war ein merkwürdiger Gegensatz. Während sein Körper durch Gichtschmerzen so mitgenommen wurde, daß er selten zu Pferde steigen, nicht ohne Krücke gehen konnte und sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, arbeitete in seinem Kopfe ein so lebendiger, kräftiger Geist, daß er seinen Feinden mehr als jeder Andere zu thun machte und mehr als einmal mit beispielloser Schnelligkeit Deutschland von einem Ende bis zum andern, von Oestreich bis Dänemark, durchzog. Auf demselben Felde bei Breitenfeld unweit Leipzig, auf welchem 11 Jahre früher Gustav Adolph den schönen Sieg über Tilly erfochten, gewann auch er eine große Schlacht (2. Nov. 1642) gegen Piccolomini und Erzherzog Leopold. Noch entscheidender war ein zweiter Sieg über die Kaiserlichen unter Hatzfeld und Götz bei Jenkau oder Jankowitz in Böhmen, südlich von Prag (1645). Schon streiften seine leichten Truppen bis Wien, während von Osten her der Fürst Ragoczy von Siebenbürgen zum Schutze der evangelischen Ungern heranzog, mit den Schweden gemeinschaftlich Wien anzugreifen. Der geängstigte Kaiser wurde nur dadurch gerettet, daß die Festung Brünn die Schweden aufhielt und Ragoczy sich mit Torstensohn veruneinigte. Indessen hatte die Krankheit dieses Feldherrn so zugenommen, daß er den Oberbefehl niederlegen mußte. General Wrangel trat an seine Stelle; aber das Geschick Torstensohn's fehlte ihm.

Schon gleich nach dem prager Frieden hatte man angefangen, über einen allgemeinen Frieden zu unterhandeln. Aber es hält ja oft schon schwer, daß sich zwei Feinde vertragen; wie viel schwerer bei einem Streite, in welchen so viele Fürsten verwickelt waren, von denen jeder einen Vortheil bei dem Frieden

für seine Kriegsopfer haben wollte. Daher ist es kein Wunder, daß man 12 ganzer Jahre verhandelte, ehe man zum Schluß kommen konnte, besonders da die Franzosen, die mit zum Frieden hatten zugezogen werden müssen, die Verhandlungen aufhielten und meisterhaft verwirrten. Endlich — endlich wurde der langersehnte Friede in Münster und Osnabrück unterzeichnet; man nennt ihn daher den Westphälischen Frieden. Das Wichtigste darin war, daß für die Evangelischen, auch für die Reformirten völlig freie Religionsübung ausgemacht wurde; nur für die kaiserlichen Erbländer wurde beschlossen, daß in Schlesien nur die evangelischen Herzoge und die Stadt Breslau die bisherige evangelische Religionsübung behalten, und die übrigen Protestanten drei neue Kirchen bei Schweidnitz, Jauer und Glogau bauen dürften.*) Schweden bekam Vorpommern, die Insel Rügen und einen Theil des jetzigen Königreichs Hannover (die Bisthümer Bremen und Verden); Frankreich: den Elsaß, Metz, Toul und Verdun; Brandenburg: Hinterpommern, das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Minden, Halberstadt und Camin. Die Rheinpfalz wurde dem Sohn Friedrich's V. zurückgegeben und für ihn eine achte Kurwürde errichtet, die Oberpfalz dagegen an den Kurfürsten von Baiern abgetreten. Auch wurde die Schweiz erst in diesem Frieden als eine von Deutschland unabhängige Republik anerkannt.

Da nun der furchtbare Dreißigjährige Krieg vorüber war, so hätte man glauben sollen, daß auch der Papst darüber seine Freude hätte bezeigen müssen. Aber im Gegentheil erließ der heilige Vater der Gläubigen eine Bulle: Daß er aus apostolischer Machtvollkommenheit diesen Frieden verdamme, vernichte und aufhebe. Und noch heute hat bei jeder Gelegenheit der Papst den Westphälischen Frieden verdammt. Welcher unchristliche Geist überhaupt im Papstthum walte, bewies 21 Jahre vorher der Papst Urban VII., indem er die berüchtigte Gründonnerstagsbulle, die darum, weil sie am Gründonnerstage öffentlich verlesen wird,

---

*) Diese drei hölzernen Kirchen, welche in Schweidnitz und Jauer noch, aber vor dem Thore stehen, heißen daher Friedens- oder Gnadenkirchen. In Glogau steht die Friedenskirche nicht mehr vor dem Thore, sondern die Stadt hat jetzt eine steinerne evangelische Kirche innerhalb der Mauern.

so genannt ward, erneuerte. Darin verflucht der Papst noch jetzt in jedem Jahre alle Lutheraner, Calvinisten und Zwinglianer, desgleichen alle ihre Beschützer und Alle, welche ihm nicht Gehorsam leisten. Wenn diese Schandbulle nicht auch von den Kanzeln unsrer katholischen Kirchen verlesen wird, so geschieht es nur, weil die evangelischen Fürsten eine solche Ungebühr nicht dulden. Am guten Willen fehlt es dem ultramontanen Clerus wahrhaftig nicht.

99. Sitten jener Zeit.

Es ist nicht möglich, hier eine umständliche Schilderung des traurigen Zustandes des deutschen Reiches nach dem Dreißigjährigen Kriege zu geben. Viele Städte und Dörfer waren nicht nur abgebrannt und ausgeplündert, sondern von manchen war jede Spur ganz verschwunden. Es gab Gegenden, wo meilenweit kein Haus, kein Mensch zu sehen war. Von vielen Familien waren alle Glieder ausgestorben; der Vermögenszustand war bei den Menschen ganz zerrüttet und — was das Schlimmste war — die Sittlichkeit war äußerst verdorben worden. Aber sobald nur Friede war, ging Jeder schnell daran, seine zerstörten Wohnungen wieder zu bauen, seine wüsten Aecker anzupflanzen, und bald gewannen Alle die Ueberzeugung, daß wahres Glück doch nur bei stiller Religiosität bestehen könne.

Oft hört man die gute alte Zeit rühmen und über unsere so verdorbene Zeit klagen. Daran thut man Unrecht, und mit rührender Freude lernt man aus der Geschichte, daß die Menschheit mehr im Fortschreiten begriffen ist. Auch der Luxus war in frühern Zeiten oft noch ärger als in den unserigen, nur daß er jetzt mit besserm Geschmack verbunden ist. Einige Beispiele werden dies beweisen.

In einer Kleiderordnung von Regensburg aus dem Jahre 1485 heißt es: „Die Mannspersonen sollen nicht längere Spitzen an den Schuhen tragen, als zwei Fingersglieder lang." Dann kommen auch die ausgeschnittenen Koller und Halstücher der Frauen vor, die sie in kurzer Zeit „ganz über alle Maßen aufgebracht hätten," und wird ihnen das Ausschneiden vorn bis zwei Querfinger über dem Halsgrüblein und hinten vom Halsknöchlein vier Zoll herab untersagt. Töchter, so lange sie nicht verheirathet sind,

dürfen gar keine Ringe tragen. Keine sollte über acht Röcke haben, gute und böse, und zu ihren geflügelten Röcken dürften nur drei Paar Aermel von Sammt, Damascat oder anderer Seide gehören. Ein Perlenrock, oder sammtne und gestickte Mäntel oder Koller mußten versteuert werden, und doch durfte Keine sie auf dem Gebiete der Stadt tragen.

Aber auch im 16. und 17. Jahrhunderte wurde mit Kleidern viel Unsinn getrieben. „Der Kleidung und des Geschmucks," klagt ein Schriftsteller aus der Zeit Karl's V., „ist kein Maß, zu aller Leichtfertigkeit zugerichtet, daß man vor Fürwitz schier nicht mehr weiß, was man anthun, oder wie man reden, gehen und einhertreten soll. Alle Tage steht ein neuer Fund auf." Nicht nur Frauen und Jungfrauen von Stande, sondern auch Bürgerfrauen trugen sich zu Anfange des 17. Jahrhunderts auf italienische und burgundische Art, mit lang entblößtem Halse, und die meisten vom Adel, wozu sich auch die Doctorfrauen rechneten, hatten sich die Hüften mit ungeheuern Wülsten (dem sogenannten Speck) umgeben. Kaum 30 Jahre, nachdem Elisabeth von England die ersten seidenen Strümpfe getragen hatte, trugen schon die Frauen der braunschweigischen Amtleute dieselben. Mit Mützen, Armbändern und Halsketten wurde ein entsetzlicher Aufwand getrieben, und die Männer machten es nicht besser als die Frauen. Der gemeine Bürger trug sich wie ein Handwerker, dieser wie ein fürstlicher Diener, und kein Bauer war mehr mit inländischem Tuche zufrieden. Daher mußten in den meisten Städten Kleiderordnungen gegeben werden, die den übertriebenen Luxus einschränkten. Die Ketten der Ritter sollten nicht über 400 Goldgulden werth sein. Adelige Frauen sollten nicht mehr als vier seidene Kleider haben und tragen dürfen, nämlich eins von Sammt, die übrigen drei von Damast oder anderm seidenen Zeuche, jedoch ohne Perlen, Gold oder Silber, und wenn sie dieselben verbrämen wollten, so möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Silberstoff, aber nur oben herum und nicht über eine halbe Vierteleлle breit. Auch sollten sie zwar goldene Hauben tragen dürfen, aber nicht über 40 Gulden an Werth. In der sächsischen Kleiderordnung von 1612 wurde den Frauen der Doctoren erlaubt zu tragen: goldene Ketten, doch nicht über 200 Gulden werth, goldene Armbänder und Ringe, silberne und

vergoldete Leibgürtel, auch Messerscheiden nach ihrem Vermögen, Röcke von Atlas, Damast u. dgl. Aber ganz sammtne Kleider wurden ihnen verboten. Auch sollten sie sich der ausländischen Tracht, besonders der großen Eisen und Wülste unter den Röcken und der langentblößten Hälse enthalten. Unter den verbotenen Sachen waren auch kleine silberne oder goldene Degen, die sie in den Haaren trugen. Ein großer Luxus wurde im 16. Jahrhunderte mit den ungeheuern Pludderhosen getrieben, welche die Niederländer erfunden hatten, um ihren Tuchfabriken recht vielen Absatz zu verschaffen. Sie gingen vom Gürtel bis auf die Knöchel, und waren so weit und in so viele Falten und Fältchen gelegt, daß zu manchem Paare 130 Ellen gebraucht wurden, und mancher Edelmann sich dadurch zu Grunde richtete, indem ein Paar mehr kostete, als manches Dorf Einkünfte gab.

So wie mit den Kleidern, so war es auch mit dem Essen und Trinken, besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen, nicht nur bei Fürsten und Herren, sondern auch bei den mittlern und niedern Ständen, und es mußten Gesetze dagegen publicirt werden. In der Hochzeitordnung der Stadt Münden wurde verordnet, daß bei einer großen Hochzeit nicht mehr als 24 Tische, jeder zu 10 Personen, und bei einer kleinen nur 14 Tische sein sollten. Der Schmaus sollte nicht über drei Stunden dauern. In Sachsen war man strenger. Da durften die Edelleute höchstens acht Tische setzen und außer dem Nachtische nur 12 Gerichte geben. Bei bürgerlichen Hochzeiten sollte der Magistrat die Anzahl der Gäste bestimmen, und nur fünf Gerichte wurden erlaubt. Auch war damals noch die pöbelhafte Gewohnheit, seine Gäste möglichst trunken zu machen, und der Wirth glaubte seine Sache am besten gemacht zu haben, von welchem die Gäste taumelnd nach Hause gingen. Dergleichen Roheiten hörten nach dem Westphälischen Frieden nach und nach auf. Viel trugen dazu die Reisen bei, welche die Deutschen in fremde Länder jetzt mehr als sonst unternahmen; viel auch die bessern Unterrichtsanstalten, besonders des Mittelstandes, und endlich gewiß auch viel der jetzt häufigere Umgang mit den feinern und geschliffenern Franzosen. Der französische Hof war die Schule der feinen Sitten. Kamen nun Deutsche dorthin, so schämten sie sich ihrer Plumpheit; sie nahmen die bessern Sitten an und brachten diese mit nach

Deutschland zurück, wo sie bald Nachahmer fanden. Auch wurde jetzt den Frauen, die sonst nur auf das Haus angewiesen waren, mehr der Zutritt zu den Gesellschaften der Männer gestattet, und ihre Gegenwart zwang diese, sich anständiger zu betragen und das übermäßige Trinken zu vermeiden. Die niedern Stände aber wurden fleißiger, weil sie nur dadurch den verlorenen Wohlstand wieder erlangen konnten, und zugleich auch nüchterner, bedenklicher und sittlicher. Das war zwar Alles schön und gut, aber die guten Deutschen haben von jeher die Sucht gehabt, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse und Thörichte, was sie bei den Ausländern sahen, nachzuahmen, und das geschah nach dem Dreißigjährigen Kriege ganz besonders mit Dem, was in Frankreich Mode war. Mit den feinern Sitten nahmen die Deutschen auch die französische Geschwätzigkeit und Flüchtigkeit an. Die Vornehmen meinten, ihre Kinder könnten nicht anders als durch Französinnen erzogen werden, und statt Verstand und Herz derselben auszubilden, wurde zu einer guten Erziehung nur Geläufigkeit in der französischen Sprache verlangt *), und Geist und Herz der deutschen Kinder wurden durch die fremde Erzieherin schon früh verrenkt. Besonders kam nun ein ganzes Heer von Moden über den Rhein. Die einfache deutsche Kleidung, die zwar oft kostbar, aber der Mode nur wenig unterworfen war, wurde nun verachtet; die Männer ließen sich Fracks machen, wie man sie in Paris trug: Westen mit Schößen, Schuhe mit großen Schnallen; das eigene Haar schnitten sie sich ab, um große Perücken, die fast den halben Rücken bedeckten, aufzusetzen, streuten Puder und klebten Pomade hinein. Noch ärger trieben es die Frauen. Zum Hohn alles guten Geschmacks trugen sie Kleider mit ungeheuern Reifröcken, schnürten den Leib in feste Schnürbrüste, die ihnen jede Bewegung, ja jeden Athemzug erschwerten, hatten Schuhe mit silbernen Schnäbeln und hohen Absätzen wie Stelzen, mit denen sie keinen Schritt sicher thun konnten, und hinter ihnen her zog eine lange, lange Schleppe nach, die bei

*) Giebt es doch noch, namentlich unter dem Landadel, Viele, die dies glauben und zur Hauptbedingung bei der Wahl einer Erzieherin nicht sowohl Kenntniß in der deutschen Sprache und in den einem Mädchen nöthigen Wissenschaften machen, als Fertigkeit im Französischsprechen. Auch nöthig, aber nicht das Nöthigste und Wesentliche.

ganz Vornehmen von Kindern nachgetragen wurde. Das Haar wurde hoch aufgebunden, mit Puder und Pomade reichlich beschmiert, Wülste wurden dazwischengelegt, damit es recht hoch hinaufreichte, unzählige Nadeln zur Befestigung des künstlichen Gebäudes hineingesteckt und oben darauf klebte oft noch ein winziges Hütchen. Wollte eine so aufgeputzte Figur durch eine Thüre gehen, so mußte sie sich nicht nur tief bücken, sondern auch noch den Körper seitwärts biegen, weil sonst die Reifröcke jeden Durchweg unmöglich machten. Diese albernen und geschmacklosen Moden wechselten zwar schnell ab, je nachdem die Pariser es wollten, aber die neue war oft noch thörichter als die vorige, und so blieb es bis auf die neue Zeit, wo endlich seit der Französischen Revolution die Deutschen aus ihrem Traume erwachten und zu ihrer Beschämung sahen, daß nicht Alles, was aus Frankreich komme, vorzuziehen sei. *)

Die Narrheit, alles Französische schön zu finden, erstreckte sich auch auf die Sprache. Die Vornehmen hielten es für eine Schande, deutsch zu sprechen, und besonders in den adeligen Familien, von denen vielleicht keine Frankreich je gesehen hatte, war es Sitte, sich in französischer Sprache zu unterhalten, und wer dies nicht konnte, bediente sich wenigstens einzelner französischer Wörter. Dadurch geschah es denn, daß eine Anzahl von fremden Ausdrücken in unsere Sprache kam, von denen wir uns erst in der neuesten Zeit, aber noch nicht völlig, losgemacht haben. Die Männer ließen sich Monsieur nennen; die Frauen bildeten sich ein, sie wären vornehmer, wenn sie Madame hießen, und die Mädchen wollten nicht mehr Jungfrauen, sondern Mademoiselle heißen, und selbst jetzt noch wird es Mancher schwer, statt Oncle, Tante, Cousin und Cousine, Oheim, Base, Vetter und Muhme zu sagen, ohne zu bedenken, daß es für uns Deutsche eine Schande sei, fremde Ausdrücke zu borgen, da wir doch unsere eigenen haben.

---

*) Der Verfasser erinnert sich noch aus seinen Kinderjahren, daß die Damen täglich eine Stunde unter den Händen des Friseurs saßen, und daß manche, welche sich alle Wochen nur ein Mal künstlich frisiren ließen, die ganze erste Nacht nach dem Frisiren aufrecht sitzend zubrachten, damit sie noch den folgenden Tag mit der schönen Frisur paradiren und einen Kaffeebesuch machen konnten.

Nach diesem Allen brauchen wir also wahrlich nicht die alte Zeit wieder herbeizuwünschen. Jede Zeit hat ihre Vorzüge, jede ihre Gebrechen; im Ganzen aber ist der Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen.

100. Karl I. und Cromwell.

Jacob I., der schwache Sohn der unglücklichen Maria Stuart, starb 1625, und hinterließ einen Sohn, Karl I., dem es nicht viel besser gehen sollte als seiner Großmutter. Er war ein Mann von vielem guten Willen, aber ohne hinlängliche Talente, ein unruhiges Volk zu regieren; er überließ sich daher seinen Ministern, dem Herzog von Buckingham *), dann dem Grafen von Strafford, und die Fehlgriffe, welche diese machten, wurden alle dem armen Könige beigemessen und so der Haß gegen ihn immer größer. Mit dem Parlamente gerieth er bald in heftigen Streit. Es setzte etwas darein, ihm in allen Dingen zu widersprechen; Karl wollte, so riethen ihm die Minister, auch nicht nachgeben, und so wurde die Spannung immer gefährlicher. „Gut!" sagte Karl, „so will ich lieber ganz ohne Parlament regieren!" Er löste es auch wirklich auf und regierte 11 Jahre lang ohne dasselbe. Es ging auch so ziemlich, weil er gerade einen trefflichen Minister (Graf Strafford) hatte und keinen kostspieligen Krieg zu führen brauchte; denn in England war schon damals die Einrichtung, daß der König keine neuen Abgaben vom Volke verlangen durfte, die das Parlament nicht bewilligt hatte. Aber es war, als wenn der König recht darauf ausginge, sich um die Liebe seiner Unterthanen zu bringen. Bisher hatten die Engländer und Schotten Gott mit echt evangelischer Einfachheit verehrt. Aber Karl war dem katholischen Gottesdienst weit mehr geneigt, weil er eine katholische Gemahlin hatte, Henriette Maria, Tochter Heinrich's IV., und als ihm ein unverständiger Erzbischof (Laud) den Vorschlag machte, eine neue Liturgie (Kir-

---

*) Buckingham, von niedrigem Stande, nur durch seine Schönheit und Gewandtheit so hoch gestiegen, wurde 1628 in Portsmouth, als er eben das Commando der Flotte, die das von Richelieu belagerte la Rochelle entsetzen sollte, übernehmen wollte, von einem puritanischen Schwärmer, dem ehemaligen Officier Felton, mit einem Messer erstochen, weil ihn dieser für die Ursache alles über England gekommenen Unglücks hielt.

chengebräuche) einzuführen, welche die Sinnlichkeit mehr beschäftigte und mehr Ceremonien enthielte, so gab er dazu gleich seine Einwilligung. Darüber entstand nun eine gewaltige Bewegung im Reiche; denn nichts läßt sich der Mensch weniger nehmen, als das Recht seines Glaubens. Ueberhaupt war damals die Sekte der Reformirten in beiden Reichen besonders stark, und mit großem Abscheu erklärten sie sich gegen alle Neuerungen, welche die Einfachheit des Gottesdienstes zerstörten. Sie nannten sich Puritaner, d. i. Freunde der Reinheit der Kirche. Dennoch setzte Karl seinen Willen in England durch und entfremdete sich dadurch vollends alle Gemüther. — Nun sollte die neue Liturgie auch in Schottland eingeführt werden. Aber gleich bei dem ersten Versuche wurde der Bischof vom Volke in Edinburgh beinahe gesteinigt, und da der König dennoch auf der Einführung bestand, so verfaßten alle puritanischen Schotten eine Schrift, den Covenant (1638), in welcher sie erklärten, sie würden nimmermehr ihre väterliche Religion sich nehmen lassen. Sie gingen noch weiter: sie warben Truppen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Karl erschrak; er hatte kein Geld und nur ein schlechtes Heer, und mußte also nachgeben. Aber bald schämte er sich wegen dieser Nachgiebigkeit. Er beschloß, Gewalt zu brauchen, und um das dazu nöthige Geld zu bekommen, rief er nothgedrungen ein Parlament, das lange Parlament, weil es von 1640—48 beisammenblieb, wieder zusammen. Lange hatten sich die Volkshäupter auf eine solche Gelegenheit gefreut, den König zu kränken und alle seine noch übrigen Vorrechte zu beschneiden. Jedes Parlamentsmitglied kam mit dem festen Willen, ihm nichts zu bewilligen, sondern die ganze Verfassung zu ändern. Gleich das erste war, daß des Königs verdienter Minister und jener Erzbischof (Laud) angeklagt wurden. Sie wurden in den Tower geworfen und trotz aller Gegenvorstellungen des Königs öffentlich hingerichtet. *) „Vielleicht," dachte er, „werden die Schotten

*) Graf Strafford war ein anerkannt braver Mann, aber die Parteihäupter hatten sich einmal entschlossen, ihn zu stürzen. Als er auf dem Blutgerüste stand, sprach er zu den Umstehenden: „Nun trete ich meinen Tod an. Ein Hieb wird meine Gattin zur Witwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen und mich von allen meinen Freunden trennen. Aber Gott sei mit euch Allen. Ich danke Gott, daß ich den Tod nicht fürchte,

nachgiebiger sein!" Er reiste nach Edinburgh und hielt auch hier ein Parlament, aber mit eben so wenigem Erfolge. Hier sowohl als von den Kanzeln herab wurden ihm die bittersten Wahrheiten gesagt, und, ohne etwas ausgerichtet zu haben, kehrte er verdrießlich nach London zurück. Hier versuchte er noch einmal, Ernst gegen das Parlament zu zeigen, indem er die Verhaftung von fünf Parlamentsgliedern verlangte; aber dazu war es jetzt zu spät; seine Achtung hatte er längst verloren und man that gerade das Gegentheil von Dem, was er wollte. Kaum wußte der gedemüthigte König mehr, was er thun sollte. Da rieth man ihm, nach den nördlichen Provinzen zu gehen, wo er noch die meisten Freunde hatte. Er ging nach York und wurde gut aufgenommen. Das machte ihm Muth. Er versammelte seine Anhänger um sich und erklärte die Parlamentsmitglieder in London für Verräther. Nun war ein Bürgerkrieg nicht mehr zu vermeiden. Beide Theile warben Truppen, und so entstand ein Krieg, der vier Jahre währte und in den sich die Schotten zuletzt auch mischten, natürlich als Gegner des Königs.

In diesem Kriege nun zeichnete sich der berühmte Oliver Cromwell aus, von dem hier erst Einiges zu sagen ist. Er war der Sohn wenig bemittelter Eltern und brachte sein weniges Vermögen durch ein wüstes Jugendleben vollends durch. Plötzlich aber ging mit ihm eine völlige Veränderung vor, wie bei ausschweifenden Menschen sonst nicht selten im Alter geschieht. Er wurde ernsthaft, schloß sich an die strengsten Puritaner an, lebte ordentlich und erbot sich, alle im Spiel gewonnene Summen zurückzubezahlen. Von nun an war sein Haus der Sammelplatz aller eifrigen Geistlichen seiner Partei; aber seine Freigebigkeit gegen sie brachte ihn in Schulden. Er suchte sich durch eine kleine Pachtung zu retten, sank aber immer tiefer in Schulden, weil er, anstatt die Hände zu rühren, Morgens und Abends Stunden lang auf den Knien lag und seine Einbildungskraft mit Erscheinungen und Offenbarungen nährte. So nahm seine Schwärmerei von Tage zu Tage zu und sein Vermögen immer mehr und mehr ab. Schon wollte er nach Amerika auswandern,

---

sondern mein Haupt jetzt eben so freudig niederlegen kann, als ich es jeden Abend aufs Ruhekissen gelegt."

als der Hof die Abfahrt verbot. Endlich wurde er zum Parlamentsglied gewählt. Aber nichts verrieth hier den Mann, der sich nachher so auszeichnete. Er war groß, aber unbehülflich, hatte weder Anstand noch Sitten, kleidete sich nachlässig und hatte eine gemeine, undeutliche und verwirrte Sprache. Als aber der Bürgerkrieg ausbrach, zeigte sich bald sein großes Talent. Er warb ein Regiment aus Pachterssöhnen an und theilte ihnen bald seine Schwärmerei mit, die bekanntlich bei schlecht unterrichteten Leuten ansteckend ist. Er war zugleich ihr Prediger und ihr Anführer, und sein und der Seinigen wilder Enthusiasmus verrichtete Wunderdinge. Bald sahen Alle auf ihn, und ganz England sprach von dem Pachter Cromwell mit Begeisterung. Man wählte ihn zum Anführer des ganzen Heeres. Aber zugleich wurde er auch das Haupt einer neuen religiösen und politischen Sekte, der Independenten. Er und seine Anhänger behaupteten, alle Menschen müßten gleich sein und daher weder ein König noch der Adel herrschen; Jeder könne glauben, was er wolle; aber keine Obrigkeit müsse sich um die Kirche bekümmern, und jede Gemeinde habe das Recht, ihre Prediger selbst zu erwählen und einzusetzen; Jeder könne ein Geistlicher werden u. s. w. Fast das ganze Heer wurde nach und nach von diesen Freiheitsgrundsätzen angesteckt, und die Seele des Ganzen war Cromwell.

Ist einmal ein Heer von einem großen Gedanken begeistert, gleichviel, ob er richtig oder falsch ist, so ist ihm nicht leicht zu widerstehen. So auch hier. Der König, so glücklich auch im ersten Kriegsjahre sein Vetter, Prinz Ruppert von der Pfalz, gefochten hatte, und sein Anhang wurden fast überall geschlagen; auf der einen Seite hatte er die Schotten, auf der andern die Independenten zu bekämpfen. Die entscheidendste Niederlage erlitt er bei Naseby, in der Mitte Englands (1645), wo ihn Cromwell völlig schlug. Da entschloß er sich kurz, den Schotten sich in die Arme zu werfen, denn er wußte, daß sie mit den Independenten gespannt waren.

In einer dunkeln Nacht ritt er, nur von zwei Personen begleitet, von Oxford ins schottische Lager. Anfangs wußten die Schotten nicht recht, wie sie sich gegen ihn benehmen sollten, und nahmen ihn mit vieler Ehrerbietung auf. Aber sie gaben

ihm zugleich eine Wache, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, eigentlich aber, damit er ihnen nicht entwische. Nachdem sie ihn eine Weile mit sich herumgeschleppt hatten, lieferten sie ihn für eine Geldsumme an das Parlament aus, und dieses schloß ihn in ein festes Schloß (Holmby) ein. Da saß nun der unglückliche König einsam, getrennt von allen seinen treuen Dienern, und hatte Zeit, über sein unkluges Betragen nachzudenken. Aber plötzlich öffneten sich die Thüren seines Gefängnisses. Ein ehemaliger Schneider, jetzt Officier in dem Heere der Independenten, erschien mit einigen Hundert Reitern und entführte ihn ins Lager, nicht etwa, um ihn wieder auf den Thron zu setzen, sondern um nun dem Parlamente Gesetze vorschreiben zu können. Die Independenten zogen geschwind nach London und schüchterten das Parlament so ein, daß von nun an nur sie herrschten, oder eigentlich Cromwell durch sie. Karl I. war auf ein Schloß in der Nähe von London (Hamptoncourt) gebracht. Von hier gelang es ihm, zu entspringen; er wurde aber bald wieder eingefangen, und Cromwell faßte nun den Entschluß, ihm den Proceß machen zu lassen. Zu dem Ende wurden alle Gemäßigte aus dem Unterhause gewaltsam ausgetrieben, ihre Stellen von den wüthendsten Independenten eingenommen, und diese Leute setzten fest, daß Karl Stuart — so nannte man den König — gerichtet werden sollte, weil er Krieg gegen das Parlament erregt habe. Das Oberhaus verwarf zwar einstimmig diesen abscheulichen Beschluß; aber daran kehrten sich jene nicht, und die Verordnung wurde als unwiderruflich angenommen. Cromwell spielte dabei eine recht heuchlerische Rolle. Er trat auf und sprach: „Hätte Jemand von euch aus eigenem Triebe vorgeschlagen, den König zur Strafe zu ziehen, so würde ich ihn für den größten Verräther gehalten haben. Aber da jetzt die göttliche Vorsehung aus euch spricht, so will ich Gott bitten, daß er eure Anschläge segne. Ich selbst wollte noch neulich eine Fürbitte einlegen für des Königs Wiedereinsetzung; aber da fühlte ich, daß meine Zunge mir am Gaumen kleben blieb, und daraus sah ich, daß Gott ihn verworfen habe." Nun wurden die 133 Richter festgesetzt; aber nur 70 fanden sich ein.

Karl zeigte in seinem Unglücke weit mehr Größe der Seele, als auf dem Throne. Er vertheidigte sich mit vieler Klarheit und

Fassung. Dreimal wurde er verhört; dann sprachen die Richter das Todesurtheil. Mehrere auswärtige Mächte verwandten sich für ihn; vergebens! Vier Männer traten vor die Richter und erklärten, sie wären die Rathgeber des Königs gewesen; wenn Jemand also Strafe verdiente, so wären sie es; sie wollten gern für ihren König bluten. Aber sie wurden abgewiesen. Das Volk war tief erschüttert; aber es wurde durch die Soldaten im Zaum gehalten, und so regte sich keine Hand für den unglücklichen Monarchen. Es waren ihm drei Tage Frist gegeben, sich zum Tode zu bereiten. Er benutzte sie zum Lesen und Beten. Nur zwei seiner Kinder, eine Tochter und ein Sohn, waren noch in England; sie erhielten die Erlaubniß, ihn zu besuchen; seine Frau und die andern Kinder waren schon nach Frankreich geflüchtet. Karl unterhielt sich mit ihnen wehmüthig, trug der Prinzessin seine letzten Grüße an seine Frau auf und entließ sie mit herzlichen Ermahnungen. In den zwei folgenden Nächten schlief er so ruhig wie immer, obgleich unter seinen Fenstern die Zimmerleute das Blutgerüst aufschlugen. Am Morgen seines letzten Tages — es war der 30. Januar 1649 — stand er früh auf, ließ sich sorgfältig ankleiden und hielt mit seinem Freunde, dem Bischofe Juxon, seine Andacht. Die Hinrichtung wurde auf dem Platze vor seinem Schlosse Whitehall (Hweithahl) vollzogen, um desto stärker zu bezeichnen, daß es der König sei, den das Volk richte. Der ganze Platz war dicht mit Menschen besäet, die ihre tiefe Betrübniß nicht verbargen. Karl hatte durch sein sanftes Betragen während seiner Gefangenschaft die Herzen Aller, die ihm nahe kamen, für sich eingenommen. Jetzt trat er heraus aus dem einen Fenster seines Palastes, von wo man eine Brücke bis zum Blutgerüste angebracht hatte. Er sprach nur mit den Umstehenden einige Worte. Er sterbe unschuldig an seinem Volke, erkenne aber die Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung; denn er habe den Tod darum verdient, weil er in die Hinrichtung seines unschuldigen Ministers gewilligt habe. Er vergebe allen seinen Feinden gern. Als er nun den Kopf auf den Block legen wollte, sprach der Bischof Juxon: „Sire, Ihr habt nur noch Einen Schritt zu thun, der zwar schmerzlich und schwer, aber doch nur sehr kurz ist. Er versetzt Euch schnell von der Erde in den Himmel, und dort werdet Ihr zu Eurer großen

Freude die Krone der Herrlichkeit finden." — „Ja!" antwortete Karl gefaßt, „ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dahin, wo kein Kummer wohnt!" Mit diesen Worten legte er sein Haupt nieder, und mit einem Hieb wurde es vom Körper getrennt. Der Scharfrichter war — so ist es in England gewöhnlich — verlarvt; ein anderer, auch mit einer Larve, hob das blutströmende Haupt bei den Haaren auf, zeigte es dem Volke und rief laut: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!"

Cromwell wohnte in einem Fenster, dem Blutgerüste gegenüber, auf ein seidenes Polster gestützt, der Hinrichtung bei, ohne Rührung. Das Volk aber brach aus in ohnmächtige Thränen und Wehklagen, und die Nachricht von dem öffentlich verübten Morde machte überall in England einen unbeschreiblichen Eindruck. Nur die Independenten frohlockten, vertilgten Alles, was an den königlichen Namen erinnern konnte, und wollten, um die königliche Würde zu erniedrigen, die kleine Prinzessin zu einer Buttermacherin in die Lehre geben. Aber dazu kam es nicht: das gute Kind betrübte sich so über den Tod seines Vaters, daß es bald nach ihm starb. Ihr kleiner Bruder wurde nach Frankreich gesandt.

Cromwell wurde bald darauf zum Protector (1653—58) ernannt und herrschte mit weit größerer Strenge über England und Schottland, als Karl. Gern hätte er sich auch König nennen lassen, aber das wagte er nicht; denn mehr als einmal wurden Verschwörungen gegen sein Leben entdeckt. Glücklich war er nicht auf seiner Höhe. Unaufhörlich wurde er von Gewissensbissen beunruhigt und immer fürchtete er, von seinen Feinden ermordet zu werden. Mit Unruhe sah er jedes unbekannte Gesicht stier an. Wenn er nach seinem Lustschlosse reiste, verbarg er den Tag und die Stunde der Abreise. Zahlreiche Garden umgaben seinen Wagen. Niemand wußte, in welcher Kammer er schlief und oftmals änderte er seine Schlafstelle mehrmals in der Nacht. Wie ruhig hätte er schlafen können, wäre er Pachter geblieben! — Er herrschte nur neun Jahre, dann starb er.*) Sein Sohn, Richard Cromwell,

*) Sein Staatssecretair war der berühmte Dichter Milton, der unter Anderm „Das verlorene Paradies" dichtete, in seinem Alter blind und doch voll Feuer und Geisteskraft.

wurde zwar nach ihm auch Protector. Aber sein sanftes, weiches Gemüth war für einen solchen Platz nicht gemacht. Er legte also seine Würde bald nieder. Wer sollte nun regieren? Anfangs ergriff wieder das Parlament die Regierung; aber zu ihm hatte das Volk kein Zutrauen. Da entschloß sich ein alter würdiger General, Georg Monk, den stillen Wünschen des Volks eine Stimme zu geben. Er ging mit seinen Soldaten, die ihn wie einen Vater liebten, nach London, ließ ein besseres Parlament wählen und gab heimlich dem ältesten Sohne Karl's I., der gerade in Holland lebte, einen Wink. Nachdem das Parlament, welches aus lauter gemäßigten Männern bestand, 14 Tage lang sich mit Berathschlagungen beschäftigt hatte, wie man nun die vielen Mißbräuche abschaffen und eine neue Regierung einrichten wollte, meldete am 1. Mai 1660 der Präsident, daß ein Abgesandter des Prinzen Karl draußen stände. Bei dieser Nachricht erhob das ganze Parlament ein lautes Freudengeschrei, als wenn es nur auf solchen Antrag gewartet hätte. Der Gesandte mußte gleich hereinkommen und seinen Auftrag sagen. Er überreichte einen Brief, der mit Begierde gelesen, schnell abgedruckt und im ganzen Reiche verbreitet wurde, damit Alle an dem fröhlichen Ereignisse Theil nähmen. In diesem Briefe versprach Karl, der nun als König Karl II. (1660—85) genannt wurde, Allen Verzeihung für die Vergangenheit, Gewissensfreiheit u. s. w., wenn sie ihn zum Könige machen wollten. Das wurde mit Freuden angenommen und sogleich eine feierliche Gesandtschaft angeordnet, die ihm ein Geschenk bringen und ihn nach England herüberholen sollte. Bisher hatte man in Frankreich und in den Niederlanden den König über die Achsel angesehen. Nun aber beeiferte man sich, ihm Ehre zu erweisen. Auf einer schönen Flotte fuhr er über nach England, wurde mit Frohlocken empfangen, umarmte dankbar den ehrlichen Monk und versprach seinen Unterthanen eine väterliche Regierung. Aber er hat sein Wort schlecht gehalten, und hätte wahrlich mehr als sein Vater den Tod verdient. Doch genug hiervon. Unter ihm sind die Parteinamen der Tories und der Whigs aufgekommen. Jener Name bezeichnet die Anhänger despoti-

scher Regierungsgrundsätze, dieser die Freunde einer freieren Regierung.*)

101. Ludwig XIV., 1643—1715.

Nach dem guten Heinrich IV. hatte sein unwürdiger Sohn, Ludwig XIII., über Frankreich regiert. Regiert? Eigentlich wohl nicht, sondern er war König gewesen. Regiert aber hatten erst seine Mutter (wie hieß sie doch?), und späterhin der äußerst kluge und gewandte Cardinal von Richelieu, der die gesunkene königliche Macht wiederherstellte, den Uebermuth der Großen demüthigte, aber auch die Reformirten aufs neue verfolgte. Nach mancherlei ihnen angethanen Kränkungen verlangte er von ihnen, daß sie den letzten der ihnen früher bewilligten Sicherheitsplätze, la Rochelle, aufgeben sollten, und da sie sich dessen weigerten, ließ er die Stadt belagern. Sie widerstand 14 Monate und öffnete erst (1629) die Thore, nachdem über 20,000 Mann vor Hunger darin umgekommen waren. Die Reformirten wurden zwar fernerhin geduldet, aber ohne Sicherheitsplätze. Als Richelieu 1642 starb, empfahl er dem Könige zum Minister einen schlauen Italiener, den er sich herangezogen hatte, den Cardinal Mazarini (gest. 1661). Der König nahm diesen auch an, starb aber bald darauf (1643). Der neue König, Ludwig XIV. (1643—1715), war erst im fünften Jahre. Zur Regentin wurde daher seine Mutter, Anna von Oestreich, eine Spanierin, erklärt; im Grunde aber leitete Mazarini Alles. Die Folge davon waren Parteien, in die sich die Großen des Reichs theilten, und da die Franzosen überhaupt zu Ränken geneigt sind, so fehlte es während der ganzen Minderjährigkeit des Königs daran nicht. Mit 14 Jahren wurde er mündig! Aber was ließ sich von einem so jungen Monarchen erwarten? Die Unruhen wurden also immer ärger (Unruhen der Fronde). Zuletzt brach ein förmlicher Krieg aus, wobei einige Große es mit dem Minister hielten, andere (Prinz von Condé) ihn wüthend bekämpften. Selbst in den Straßen von Paris wurde einmal

*) In neuester Zeit ist noch eine Partei hinzugekommen, die eigentliche Volkspartei, Chartisten genannt, welcher die Grundsätze der Whigs zu gemäßigt sind.

eine Schlacht geliefert und Bürgerblut vergossen (1652). Erst als der fast allgemein gehaßte Minister 1661, und fünf Jahre darauf des Königs herrschsüchtige Mutter starb, wurde die Ruhe wiederhergestellt.

Zunächst nun führte Ludwig eine recht glorreiche Regierung; denn Handel und Fabriken hoben sich unter dem trefflichen Minister Colbert, und eine Menge von Gelehrten und schönen Geistern bauten die Wissenschaften mit vielem Erfolge an. Zu keiner Zeit war Frankreich so reich an guten Köpfen und trefflichen Schriftstellern, als unter ihm, und seine Regierung wird für das goldene Zeitalter der Wissenschaften und Künste für Frankreich (le siècle de Louis quatorze) gehalten. Ueberhaupt hatte er darin rechtes Glück, daß er tüchtige Männer zu Generalen und Ministern fand, die durch ihre Thaten zugleich seine Regierung verherrlichten. Er selbst bekümmerte sich, besonders in seiner Jugend, nicht viel um die Regierung, sondern genoß das Leben, im gemeinen Sinne des Worts, recht eigentlich. Aus einer Zerstreuung stürzte er sich in die andere, und da das Geld, welches man dazu den armen Unterthanen abpreßte, lange nicht hinreichte, so wurden die Schulden, die schon sein Vater gemacht hatte, bedeutend vermehrt, was Frankreich 100 Jahre später schwer hat büßen müssen. Ungeachtet dieser Vergnügungssucht wurde er doch von seinen Beamten meist gut bedient, weil sie nie sicher vor ihm waren. Wenn es ihm einmal einfiel, so sah und fragte er nach Allem, und wehe Dem, der dann saumselig oder treulos befunden wurde. Das Geringste war, daß er weggejagt wurde; Viele aber wurden in die Bastille gesetzt, eine Art von Festung in Paris, zugleich aber auch ein scheußliches Gefängniß, aus welchem die armen Gefangenen manchmal zeitlebens nicht erlöst wurden.

Einem so mächtigen Monarchen fehlt es nie an Schmeichlern. Kein Wunder, daß Ludwig XIV. ganze Legionen hatte, die ihn in Prosa und in Versen über alle andern Könige erhoben, die je geglänzt haben. Kein solches Lob fiel bei ihm auf einen unfruchtbaren Boden. Er wurde endlich davon so eingenommen, daß er sich wirklich für einen ganz ausgezeichneten Menschen und für besser und mächtiger als alle übrige Könige Europas hielt. Die Schmeichler pflegte er königlich zu beloh-

nen; natürlich wurde ihre Zahl immer größer und zugleich bekam sein Stolz immer neue Nahrung. Wurde einmal einem seiner Gesandten im Auslande nicht so viel Ehrerbietung erwiesen, wie er verlangte, so war er höchst ungehalten, drohte mit Krieg und ruhte nicht eher, bis man sich vor ihm gedemüthigt hatte.

Zugleich war Ludwig sehr ländersüchtig. Außerdem, daß er am Dreißigjährigen Kriege Antheil nahm, hat er noch vier blutige Kriege geführt, in denen sich vor andern die Marschälle Condé und Turenne auszeichneten, bald mit den Spaniern, bald mit den Niederländern, bald mit den Deutschen, und keinen Frieden schloß er, ohne daß ihm nicht ein Land abgetreten werden mußte. Selbst die Menge seiner Feinde machte ihn nie verlegen; denn er besaß eine ganz besondere Kunst, dieselben unter sich zu veruneinigen, und zuletzt schloß er mit ihnen einzeln Frieden. Der, welcher bis zuletzt wartete, sich mit ihm zu vertragen, kam immer am schlimmsten weg; denn er mußte sich jede Bedingung gefallen lassen. In diesen Kriegen wurde nun kein Menschenblut geschont, und war schon der König gegen Menschenglück und Elend ziemlich gleichgültig, so waren es die meisten seiner Minister und Generale noch mehr. Nur ein Beispiel davon mag hier stehen, weil es unser deutsches Vaterland betraf. Im Jahre 1689 wurde ein neuer Feldzug zwischen den Deutschen und Franzosen eröffnet, dessen Veranlassung recht kleinlich und unbedeutend war. König Ludwig ließ sich nämlich im großen Park von Versailles ein Schloß bauen, klein Trianon. Einst kam er heraus, um nach dem Bau zu sehen, und da er gerade übler Laune war, so schalt er seinen Kriegsminister Louvois, der zugleich die Aufsicht über den Bau führte, heftig aus, weil ihm ein Fenster nicht ebenmäßig genug erschien. Louvois, ärgerlich über den Schimpf, wandte sich nachher zu einem Vertrauten und sprach: „Ich sehe wohl, es ist Zeit, daß wir dem Könige wieder außerhalb zu thun geben, damit er sich nicht um jeden Ziegelstein bekümmere.“ Nun gab er sich Mühe, den König zu einem Kriege zu bereden, und das gelang ihm auch. Um zu verhindern, daß die Deutschen durch den Elsaß in Frankreich einfielen, befahl er, daß die ganze Gegend, die man damals die Niederpfalz nannte, von Heidelberg bis in die Gegend von Mainz,

völlig zur Wüste gemacht werden sollte. Mit der Gegend um Heidelberg wurde schon im Januar angefangen. Die französischen Reiter fielen in die Dörfer ein, plünderten sie aus und steckten sie an. Die Einwohner hatten ihnen nicht den geringsten Anlaß zu Klagen gegeben, hatten pünktlich alle Forderungen der Franzosen befriedigt. Nun wurde ihnen ohne Ursache Alles genommen und sie dem Mangel und der Kälte preisgegeben, ja Viele von ihnen, die Einiges zu retten suchten, jämmerlich gemißhandelt. Dann fielen die Mordbrenner über Heidelberg selbst her, plünderten das kurfürstliche Schloß, sprengten es in die Luft — die Ruinen stehen noch — und zündeten die Stadt an, die doch zum Theil gerettet wurde. Noch schlimmer ging es der schönen Stadt Manheim. Die Einwohner hatten den ganzen Winter hindurch die Franzosen nach Kräften gut gepflegt, ihnen Quartier gegeben und Alles gethan, was sie nur verlangt. Dennoch wurden jetzt die Häuser theils abgetragen, theils gesprengt, theils angezündet. Die Einwohner liefen ängstlich herbei, baten, flehten, weinten. Vergebens! „Der König will es so!" rief man ihnen zu. Sie mußten sehen, wie ihre ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. In Thränen gebadet wollten sie nun fortziehen zu ihren entfernten Freunden; aber mit Säbelhieben wurden sie zurückgejagt; nur auf das französische Gebiet durften sie flüchten. Dasselbe Schicksal traf alle übrigen Städte der Gegend, der Dörfer zu geschweigen. Endlich kamen auch die alten Städte Worms und Speier an die Reihe, die ungefähr so von den Franzosen behandelt wurden, wie einst Karthago von den Römern behandelt worden war. Als sie sich den Franzosen ergeben hatten, war ihnen feierlich versprochen worden, daß sie nur einige Hundert Mann einnehmen und dafür Vergütung bekommen sollten. Aber es wurde nicht gehalten. Sie mußten nicht nur sechsmal so viele einnehmen, sondern die Entschädigung wurde ihnen auch entzogen. Im Februar wurden die Festungswerke beider Städte gesprengt und die Bürger gezwungen, dabei zu helfen. Die Zeughäuser wurden erbrochen und das Geschütz — es gehörte alles den Bürgern selbst — theils nach Frankreich geführt, theils in den Rhein versenkt. Nun mußten die Einwohner einen Theil ihrer Vorräthe von Lebensmitteln für die Magazine einiger benachbarten

Festungen hergeben, und nachdem sie alle diese Forderungen der Franzosen sieben Monate lang mit beispielloser Geduld erfüllt und jedem Winke der feindlichen Generale gehorcht hatten, — wurde ihnen angekündigt, der König wolle, daß beide Städte verbrannt würden; doch sollte den Einwohnern erlaubt sein, das Ihrige nach den benachbarten französischen Städten zu retten. Auf den Knien baten die zitternden Bürger um Milderung; sie hätten ja nichts verbrochen. Aber es half nichts; das Einzige, was man ihnen bewilligte und als große Menschlichkeit anrechnete, war, daß man ihnen einige Hundert Wagen zum Transporte lieferte. Als sie aber ihre Sachen aufpacken wollten, hieß es: „Nein! erst eure Lebensmittel!" — und als diese aufgeladen waren, fuhren die Franzosen mit den Wagen davon nach ihren Festungen. So haben die Franzosen von jeher Treue und Glauben gehalten! — Auch hatte man den Bürgern versprochen, daß die Domkirchen in beiden Städten verschont bleiben sollten und daher brachten sie ihre kostbarsten Habseligkeiten dahin zur Verwahrung. Endlich hieß es: „Nun ziehet aus! der Brand soll anfangen!" Da verließen in Speier am zweiten Pfingsttage Tausende von Männern, Weibern, Kindern, Greisen die theuern Wohnungen, Jeder mit Dem bepackt, was ihm am liebsten war und, suchten Obdach in den benachbarten, ihnen aber fremden Orten, während die französischen Soldaten in die verlassenen Häuser einbrachen und alles Zurückgelassene ausplünderten. Jetzt wurde Speier auf ein gegebenes Zeichen angezündet und brannte binnen zwei Tagen ganz nieder; was von Mauern stehen blieb, wurde durch Hebeisen der Erde gleich gemacht. Der Dom wurde ausgeplündert. Man riß selbst die Kaisergrüfte vor dem Kreuzaltare auf, durchwühlte die Särge Kaiser Albrecht's I. und der Kaiserin Beatrix, Friedrich Barbarossa's Frau, und ließ die Särge der fränkischen Kaiser nur darum ungestört, weil sie tiefer lagen und man in jenen nichts von Bedeutung gefunden hatte. Worms hatte einen Tag später dasselbe Schicksal und brannte in einem Nachmittage nieder. Der Dom blieb zwar stehen, aber alle Kostbarkeiten wurden weggenommen, die Gräber und Särge durchwühlt und die Leichen mit Hohngelächter umhergeworfen. Einige Officiere, die durch den Anblick aller dieser Schändlichkeiten gerührt wurden, fragten einen Oberbefehlshaber, was denn die armen Bewohner

verbrochen hätten? „Der König will es!“ war die Antwort, und zugleich wies er ihnen eine Liste von 1200 Städten und Dörfern, die noch verbrannt werden sollten. Indessen zur Ehre des Königs sei es gesagt, daß sein Name, wie das Königen oft geschieht, hierbei gemißbraucht wurde. Er wußte die Grausamkeiten nicht in ihrem ganzen Umfange, und als er sie mehrere Monate später erfuhr, schalt er den Minister so aus, daß man es durch mehrere Zimmer hören konnte und Louvois bald darauf vor Aerger starb. Aber war Ludwig nicht an allen diesen Greueln dadurch Schuld, daß er aus bloßer Ländergier Kriege anfing?

Noch bei einer andern Gelegenheit wurde einige Jahre früher (1685) des Königs Schwachheit gemißbraucht. Seit dem guten Heinrich IV., der das Edict von Nantes gegeben, hatten die Reformirten in Frankreich gleiche Rechte mit den Katholiken. Aber das war nur so lange er lebte. Schon Richelieu und nachher Mazarini hatten sie bei jeder Gelegenheit gedrückt, und doch bestanden gerade die fleißigsten Einwohner, die ganz in der Stille lebten, aus Reformirten; man rechnete ihrer gegen zwei Millionen in Frankreich. Jetzt aber drangen einige unduldsame Höflinge, vorzüglich sein Beichtvater, der Pater la Chaise, in den König, doch nicht zu dulden, daß manche seiner Unterthanen einen andern Glauben haben wollten, als er selbst. Sie stellten ihm vor, welches Verdienst er sich für den Himmel erwürbe, wenn er diese verirrten Schafe zur wahren, alleinseligmachenden Kirche zurückführte, und so wurde er endlich beschwatzt und gab in die Aufhebung des Edicts von Nantes seine Einwilligung. Nun gab es wieder einen Vorwand, Grausamkeiten zu begehen. Zuerst wurde den Reformirten des Königs Wille angekündigt, daß sie gleich katholisch werden sollten. Wenn die armen Leute betheuerten, sie wären bereit, für den König Gut und Blut zu lassen, aber ihr Gewissen gehöre Gott allein an, dann rückten Dragoner ein, die von Mönchen geführt wurden. Sie besetzten die Ausgänge des Orts, drangen mit dem Säbel in der Faust ein und riefen: „Sterbt, sterbt, oder werdet katholisch!“ dann quartierten sie sich bei den Reformirten ein, ließen Keinen von ihnen aus dem Hause, zehrten alle Lebensmittel auf und betrachteten Alles, was sie im Hause fanden, als ihr Eigen-

thum. Zuletzt mißhandelten sie die Einwohner aufs empörendste. Die Kinder wurden den Müttern entrissen, die geistlichen Bücher durch den Henker verbrannt, den Weibern, die reformirte Lieder sangen, die Haare abgeschnitten, die Geistlichen, die ihre Gemeinde nicht verlassen wollten, gerädert, Greise an den Altar geschleppt und gezwungen, das heilige Abendmahl auf katholische Weise zu nehmen, die Leichen der Gestorbenen wieder ausgegraben, mit Füßen getreten und auf den Anger geworfen. Die Schandthaten wurden nicht nur an Bürgern und Bauern verübt, sondern der Religionshaß wüthete auch gegen die Edelleute, die doch sonst gewöhnlich berücksichtigt wurden. — Der König erfuhr wieder von dem Allen das wenigste. Aber der schändliche Louvois war es, der die Befehle dazu gegeben hatte. Gern wären nun die Unglücklichen ausgewandert, aber die Grenzen wurden besetzt und Niemand sollte hinausgelassen werden. Dennoch entkamen binnen drei Jahren an 50,000 der fleißigsten und geschicktesten Familien. Dadurch litt Frankreich einen unersetzlichen Schaden. Alle benachbarte evangelische Länder nahmen sie mit Freuden auf; in England, in den Niederlanden, besonders auch im Brandenburgischen, ließ sich eine Menge von ihnen nieder und nun brauchte man nicht erst aus Frankreich die französischen Waaren zu holen. Hüte, Strümpfe, Tressen, seidene Zeuche wurden nun im eigenen Lande von den fleißigen Colonisten gemacht und noch jetzt sind viele unserer geschicktesten Seidenfärber die Nachkommen jener Ausgewanderten (réfugiés).

Eine Folge jener schändlichen Religionsverfolgungen war der Aufstand der Camisards 1702.*) Dies waren stille und fromme Landleute, die in den Cevennen im südlichen Frankreich lebten und die Lehre des Peter Waldus (s. Bd. 2, S. 146) beibehalten hatten. Bisher hatte man sie gewähren lassen, als sich plötzlich jetzt die Verfolgung auch auf sie erstreckte. Da ihnen aber ihr Glaube über Alles galt, so vertheidigten sie ihn mit den Waffen in der Hand und schlugen die gegen sie ausgesendeten Heerhaufen zurück. Dieser Krieg währte drei Jahre und wurde mit großer Grausamkeit von beiden Seiten geführt; denn die ersten gefangenen Camisards wurden gehenkt, gerädert oder verbrannt,

*) Camisards, d. i. Bauern mit leinenen Kitteln.

und daher ging es den königlichen Soldaten, die in ihre Hände fielen, nicht besser, bis endlich der König durch größere Milde die Meisten zur Niederlegung der Waffen brachte. Die Uebrigen wurden dann durch Strenge und Gewalt unterworfen, nachdem an 100,000 in den Gefechten gefallen und an 10,000 durch Henkershand umgekommen waren! Das ist der Segen der alleinseligmachenden römischen Kirche!!

Vielen Einfluß auf des Königs Entschluß, das Edict von Nantes aufzuheben, hatte eine Frau, die durch ihre sonderbaren Schicksale sowohl, als durch ihren großen Verstand sehr berühmt geworden ist, die Frau von Maintenon. Sie wurde in einem Gefängnisse geboren, in welchem ihre Eltern wegen Schulden saßen. Ihr Vater war ein Herr von Aubigné. Als ein dreijähriges Mädchen kam sie nach Amerika. Auf der Reise dahin wurde das Kind sterbenskrank, und da es kein Lebenszeichen mehr von sich gab, hielt der harte Bootsmann es schon in seinen Händen, um es über Bord zu werfen. Die Mutter bittet noch um den letzten Kuß, fühlt dabei das Herz des Kindes noch schlagen und erhält es am Leben. Nach der Landung hatte das Kindermädchen sie am Ufer aus Nachlässigkeit liegen lassen. Die Mutter eilt sogleich, von Angst getrieben, zurück und sieht mit Entsetzen die Kleine von giftigen Schlangen umringt. Sie vergißt ihre eigene Erhaltung, springt heldenmüthig hinzu und entreißt sie glücklich dem nahen Verderben. Ihre Mutter hatte überhaupt eine erhabene Seele, welche durch nichts erschüttert werden konnte. Als eine Feuersbrunst ihr Haus in Amerika verzehrte und die Tochter weinte, sagte sie, während sie gelassen in die Flammen sah: „Ueber den Verlust eines Hauses muß man nicht weinen." Diesen Muth hatte die Tochter von der Mutter geerbt. Als sie im 12. Jahre nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde sie von einer wohlhabenden Frau unterstützt, die ihr die Grundsätze der reformirten Kirche beibrachte. Daher weigerte sie sich einst, ihre Mutter in die Messe zu begleiten, und als diese darauf bestand, kehrte sie dem Altare den Rücken zu. Dafür erhielt sie eine Ohrfeige. Sie aber hielt auch den andern Backen hin und rief: „Schlagen Sie zu, liebe Mutter; es ist schön, der Religion wegen zu leiden." Da sie blutarm war, so mußte sie froh sein, daß sich eine reiche und stolze Dame, Madame de Neuillant, ihrer annahm. Bei ihr mußte sie das Hühnervieh warten. Sie pflegte darüber in

spätern Jahren zu scherzen, indem sie sagte: „Ich fing früh an, Aufseherin zu werden; in meiner Jugend war ich es über Truthühner und nun im Alter bin ich es über Prinzen geworden.“ Ueberhaupt hatte sie es hier so schlecht, daß sie das Mitleid eines in der Nähe wohnenden Dichters, Scarron, erregte. Er that ihr den Vorschlag, ob sie in ein Kloster wolle, dann sei er bereit, das dazu nöthige Geld ihr zu geben; oder ob sie Lust habe, ihn zu heirathen. Er war aber klein, häßlich, verwachsen und fast an allen Gliedern gelähmt. Dennoch nahm sie seine Hand an, um nur aus dem verhaßten Hause zu kommen. Es war ein sehr unähnliches Paar. So häßlich und alt er war, so angenehm und jung war sie, erst 16 Jahre alt. Aber sie lebte recht glücklich mit ihm und betrachtete ihn als ihren besten Freund, dem sie Dankbarkeit schuldig sei. Sein Haus war der Sammelplatz fast aller schönen Geister der Hauptstadt und wenn diese seinen geistreichen Gesprächen zuhörten, so bewunderten sie auch die Bescheidenheit und die Liebenswürdigkeit seiner jungen Frau, welche sich so leicht in ihre unpassende Lage fand und sich so allgemein in Achtung zu setzen wußte, daß ein Höfling einst von ihr sagte, er würde es eher wagen, der Königin eine Unanständigkeit zu sagen, als ihr. Ihr Geist bildete sich indessen schnell aus, theils durch seine Gespräche, theils durch das Lesen geistreicher Bücher. Endlich starb Scarron nach einer neunjährigen Ehe. Ein Marquis bot ihr seine Hand an; aber sie kannte ihn als einen albernen Gecken und schlug ihn also aus. Jetzt ging es ihr eine Zeit lang recht ärmlich; sie bat um eine Pension, aber es gelang ihr nicht sie zu erhalten, und wollte daher schon nach Portugal als Erzieherin gehen, als Frau von Montespan, eine schöne, aber böse Frau, die damals viel bei Hofe galt, ihr zuredete zu bleiben, und ihr die gewünschte Pension verschaffte. Zugleich erhielt sie einige Pflegekinder des Königs zur Erziehung, weil man sie als eine höchst sittsame und verständige Person kannte. Sie zog sich aber möglichst zurück und es betrübte sie sehr, zu sehen, daß der König sie nicht leiden konnte; denn er hielt sie für eine Heuchlerin. Zuweilen mußte sie über die Erziehung ihrer Pflegebefohlenen an den König schreiben, und ihre Briefe waren so schön und voll guter Gedanken, daß Ludwig immer mehr für sie eingenommen wurde. Oft ließ er den kleinen Prinzen zu sich kom-

men und freute sich über seine verständigen Antworten. „Du bist ein recht vernünftiges Kind," sagte er ihm einmal. „Das muß ich wohl sein," antwortete der Knabe schnell; „ich habe ja eine Gouvernante, die der Verstand selbst ist." — Das freute den König. „Geh!" sprach er, „und sage ihr, daß du ihr 100,000 Francs (25,000 Thaler) für deine Zuckerplätzchen gäbest!" — Für dieses Geld kaufte sie sich die Herrschaft Maintenon, von der sie nun den Namen annahm. Je öfter der König mit ihr zusammenkam, desto lieber gewann er sie. Sie war weder schön, noch jung, Eigenschaften, die ohne Vorzüge des Geistes und der Bildung nie auf die Länge Andere fesseln können; aber ihre Unterhaltung war so verständig, daß der König ihr Stunden lang mit Vergnügen zuhörte. Je mehr ihm sein Gewissen jetzt bei herannahendem Alter wegen seiner frühern Vergehungen Vorwürfe machte, desto mehr sehnte er sich nach Jemand, gegen den er seine Sorgen und Gewissensbisse ausschütten und von dem er beruhigt werden könnte. Madame von Maintenon war gerade eine solche Frau, wie er sie suchte. Sie wußte ihm so viele religiöse Trostgründe zu sagen, daß er von ihr jedesmal beruhigter und, was noch mehr sagen will, gebesserter wegging, weil sie nach und nach sein Herz vom Leichtsinne zur Religion zurückzuführen verstand. Zuletzt wurde ihm die Frau so unentbehrlich, daß er sie gar zu heirathen beschloß, denn er war damals gerade Witwer. Louvois lebte noch; ihm eröffnete der König seinen Plan. „Ist es möglich!" rief er ganz erschrocken aus, „der größte König auf der Erde will sich so erniedrigen, die Witwe Scarron zu heirathen?" Er warf sich vor ihm auf die Knie und beschwor ihn, diesen Schritt nicht zu thun. „Sind Sie närrisch?" sagte der König empfindlich; „stehen Sie auf!" Alles, was Louvois erlangte, war, daß Ludwig versprach, die Trauung in der Stille vollziehen zu lassen. Auch wurde sie nicht Königin genannt, obgleich Jedermann wußte, daß sie des Königs Frau war und auch königliche Ehre genoß. Er war damals 48, sie 50 Jahre. Täglich besuchte sie der König einige Male und arbeitete mit seinen Ministern gewöhnlich in ihrem Zimmer. Dann that sie, als wenn sie auf nichts achtete; aber sie hörte sorgfältig zu und ohne ihren Rath geschah nichts. Glücklich fühlte sie sich, trotz ihres großen Einflusses, nicht. Oft ist schon gesagt,

daß die Frau bei ihrem stillen, häuslichen Wirken immer am glücklichsten lebt und, je weiter sie sich davon entfernt, desto unglücklicher wird. In ihren Briefen klagt sie oft über die glänzende Sklaverei. „Welche Marter,“ sagte sie einst zu einer Freundin, „einen Mann unterhalten zu müssen, welcher der Unterhaltung nicht fähig ist!“

Was der Frau von Maintenon vorzüglich zum Ruhme gereicht, ist die große Wohlthätigkeit, die sie ausübte. Für sich selbst brauchte sie wenig und schlug oft große Summen aus, welche Ludwig ihr anbot; aber sie theilte mit vollen Händen Gaben an Unglückliche aus. Von jeher war sie eine große Freundin von Kindern gewesen. Kaum war sie zum Besitze ihrer großen Macht gelangt, als sie auch schon daran dachte, diese Lieblingsbeschäftigung wieder vorzunehmen. Sie stellte dem Könige vor, wie viel arme Fräuleins lebten, die nicht wüßten, wovon sie leben sollten und ganz ohne Erziehung und Unterricht aufwüchsen, und bat ihn, eine solche Erziehungsanstalt zu stiften. Der König willigte gleich ein. In St. Cyr, einem Dorfe unweit Versailles, wo damals der König wohnte, wurde ein prächtiges Haus dazu gebaut und die Anstalt wahrhaft königlich ausgestattet. Sie selbst entwarf die ganze Einrichtung. Zweihundertundfunfzig arme Fräuleins wurden hier von 36 Nonnen bis ins 20. Jahr unterrichtet und erzogen, und wenn sie nachher heiratheten, erhielten sie noch eine Ausstattung von 2000 Thalern. Ihre glücklichsten Stunden brachte sie hier im Kreise dieser jungen Mädchen zu, die mit großer Liebe und Dankbarkeit an ihr hingen. Wie viel Gutes mag hier nicht gestiftet worden sein! — Darüber wollen wir auch gern die Flecken übersehen, die auf ihrem Andenken lasten; denn eines Theils war sie es besonders, die dem Könige zuredete, das Edict von Nantes aufzuheben. Auch sie konnte, wie so Viele, nicht begreifen, daß Gott jede Art der Verehrung, die aus einem treuen Herzen kommt, angenehm ist, und daß ein wahrhaft christlicher Sinn nur in einem duldsamen Herzen wohnen kann. Anderntheils betrug sie sich undankbar gegen den König in seinen letzten Stunden, indem sie ihn eher verließ, als er wirklich todt war. — Indessen entschuldigte sie ihre Entfernung damit, daß sie unmöglich ihn sterben sehen könne. — Sie starb vier Jahre

nach ihm, 84 Jahre alt. Kurz vor ihrem Tode sagte sie zu dem Herzoge von Noailles: „Leben Sie wohl, lieber Herzog! in wenigen Stunden werde ich viele Dinge erfahren!"

102. Der Spanische Erbfolgekrieg, 1701—14. Marlborough und Eugen. *)

Eine Demüthigung erfuhr der stolze Ludwig gegen Ende seiner Regierung, die man ihm fast gönnen möchte. Der König von Spanien, Karl II., starb 1700, ohne Erben zu hinterlassen. Auf diesen Fall hatten schon Frankreich und Oestreich, welche die nächsten Verwandten waren, Verabredung getroffen, daß ein östreichischer Prinz König werden und Frankreich einige spanische Länder zur Entschädigung haben sollte. Aber siehe da! jetzt fand sich ein Testament des Königs Karl, durch welches dem Philipp von Anjou, einem Enkel Ludwig's XIV., die ganze spanische Monarchie vermacht war. Ludwig hatte nämlich den schwachen Karl in seinen letzten Tagen so einzunehmen gewußt, daß er ihm zu Gefallen dies Testament entworfen hatte. Der heuchlerische Ludwig that anfangs sehr überrascht und meinte, er wolle sich erst noch besinnen, ob sein Enkel die Erbschaft annehmen dürfe; aber er war endlich der Erste, der ihm dazu Glück wünschte, und Oestreich sagte ihm geradezu, daß er das Testament erschlichen habe. Da nun der deutsche Kaiser sich diesen neuen Länderraub nicht gefallen lassen wollte, so entstand ein 13jähriger Krieg daraus, den man den Spanischen Erbfolgekrieg nennt. Einige der besten Feldherren Ludwig's XIV. waren bereits todt; ihre Stellen wurden zum Theil durch unfähige Männer besetzt, weil die Maintenon ihnen wohlwollte, und so ging Alles verkehrt, die gewöhnliche Folge, wenn sich Frauen in Dinge mischen, die sie nicht verstehen. Dazu kam, daß Ludwig's Feinde damals zwei ganz ausgezeichnete Feldherren hatten, die Engländer den liebenswürdigen Herzog von Marlborough (sprich Malbro), und die Oestreicher den bescheidenen Prinzen Eugen von Savoyen. Wäre Marlborough blos ein großer

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. 2, S. 293—310.

General gewesen, so wäre es hinlänglich, nur seinen Namen zu merken. Aber seine und seiner Gattin Geschichte liefert wieder ein recht auffallendes Beispiel, wie schnell sich das glänzendste Glück ändern und wie wenig man auf die Gunst der Menschen bauen kann.

Den Anfang seines Glücks verdankte Marlborough seiner Schönheit und seinem Anstande, durch welche er die Aufmerksamkeit König Jacob's II. (1685—88) auf sich zog. Allgemein nannte man ihn den schönen Engländer, und Jacob überhäufte ihn mit Ehre und Ansehen. Dieser König, der zweite Sohn des unglücklichen Karl I., war aber ein höchst sorgloser Mann, der sich ganz um die Liebe seiner Unterthanen brachte und endlich von seinem eigenen Schwiegersohne, Wilhelm III. von Oranien (1688), vertrieben wurde. Nun bestiegen Wilhelm und seine Gemahlin Maria den englischen Thron. Die Letztere hatte eine Schwester, die Prinzessin Anna. Diese faßte für die liebenswürdige und lebhafte Lady Marlborough eine zärtliche Freundschaft. Sie führten einen vertrauten Briefwechsel, und damit dieser desto ungestörter geführt werden könnte, nahmen Beide andere Namen an. Anna nannte sich Morlay und die Lady — Freimund. Als sich späterhin Anna mit ihrer Schwester, der Königin Maria und mit dem Könige Wilhelm veruneinigte, fielen auch Marlborough und seine Frau bei den beiden Letztern in Ungnade, und Marlborough wurde gar vom Hofe verwiesen. Das schmerzte die Lady tief; sie warf sich vor ihrer Gebieterin nieder und beschwor sie, ihr zu erlauben, sich von ihr zu trennen, da sie die Ursache des Unfriedens zwischen beiden Schwestern zu sein schiene. Anna hob sie gerührt auf, schloß sie zärtlich in ihre Arme und betheuerte, bloß in ihrer Gesellschaft Trost zu finden. Ja, sie verließ, um nur ihre Freundin nicht zu missen, lieber London, und begab sich nach einem Landhause. In einem Billet an die Lady schrieb sie: „Ich schmachte nach einer Nachricht, wie meine theure Freimund nach Hause gekommen, und weil sich eine so gute Gelegenheit zu vertrauten Mittheilungen darbietet, so muß sie mir erlauben, ihr zu erklären, daß diese, wenn sie jemals die Grausamkeit begeht, ihre treue Morlay zu verlassen, allen Lebensfreuden entsagen würde. Im vollsten Ernste, wenn je der Tag unserer Trennung antritt, so habe ich keinen glück-

lichen Augenblick mehr, und dann, schwöre ich Ihnen, will ich mich verschließen und kein lebendes Wesen mehr vor mir sehen." Bald darauf schloß sie einen andern Brief mit folgenden Worten: „Die Grausamen können über mich verfügen, was sie wollen, nichts wird mir empfindlich fallen, so lange mir nicht der Trost geraubt ist, meine liebe Freimund zu sehen. Ich betheure, ich will mit dieser Herzensfreundin bei Wasser und Brot zwischen vier Mauern leben, ohne zu murren; denn so lange Sie unverändert mir zugethan bleiben, giebt es für mich keine wahre Kränkung." Wer sollte nach solchen Versicherungen nicht glauben, daß die Freundschaft ewig gewährt haben würde? — Erst als die Königin Maria gestorben war, söhnte sich Wilhelm wieder mit seiner Schwägerin aus.

Als nun der Spanische Erbfolgekrieg ausgebrochen war, wurde Marlborough nach dem festen Lande geschickt, um an der Spitze der Engländer und Holländer die Franzosen anzugreifen, während Prinz Eugen in Italien dasselbe that. Dieser Eugen gehörte zu den seltensten Männern. Im Felde that es ihm Keiner an Ruhm zuvor; er war unerschöpflich in Auffindung von Hülfsmitteln, den Feind zu schwächen; während er, keine Furcht kennend, jeder Gefahr Trotz bot, blieb er zugleich mitten im Schlachtgewühle so ruhig und besonnen, als an seinem Studirtische, und gab es keinen Krieg, so diente er seinem Kaiser durch seine Talente als Staatsmann. Was ihm aber die größte Ehre machte, war, daß seine großen Tugenden durch kein Laster, keine fehlerhafte Leidenschaft befleckt wurden. Er wurde nur von einer Leidenschaft bewegt: überall, wo er konnte, Gutes zu stiften, und darauf wandte er seine ganze Thätigkeit und seine ganze Zeit. — Sein Vater war ein Graf von Soissons und stammte aus dem Hause Savoyen. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, wo sein Vater Statthalter der Champagne war. Wegen seiner Kleinheit und Schwächlichkeit wurde er zum geistlichen Stande bestimmt; aber dazu hatte er gar keine Lust, und immer lag ihm das Soldatenwesen im Sinn. Als er erwachsen war, bat er Ludwig XIV. um ein Regiment; der aber klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und rieth ihm, doch nicht an so etwas zu denken. Das kränkte ihn; er verließ Frankreich und bot dem Kaiser Leopold I., Ferdinand's III. Sohn (1657—1705),

seine Dienste an. Diese wurden freudig angenommen, und schon im ersten Feldzuge zeichnete er sich so aus, daß ihm der Kaiser ein Regiment anvertraute. Als Louvois von seinen Thaten hörte, sagte er ärgerlich: „Gut! der soll gewiß nie wieder in sein Vaterland zurückkommen!" Eugen, der dies erfuhr, äußerte: „Ganz gewiß werde ich, ihm zum Trotz, zurückkommen;" und wirklich stand er wenige Jahre darauf mit einem kaiserlichen Heere in Frankreich. — In keinem Kriege hat Eugen solche Lorbeeren gepflückt, wie im Spanischen Erbfolgekriege. Wo er und Marlborough mit den übermüthigen Franzosen zusammentrafen, wurden diese entschieden aus dem Felde geschlagen und immer mehr in die Enge getrieben.

Von Eugen's Thaten kann hier nicht umständlich geredet werden; wohl mag aber Einiges über Marborough stehen, weil es dem Herzen wohlthut, zu sehen, daß ein so großer Feldherr und Staatsmann, der so leicht in dem Gewirre seiner Geschäfte und Sorgen das Gefühl für die zarten Lebensverhältnisse verliert, ein guter Vater und zärtlicher Ehegatte war. Recht rührend sind die Briefe, die er an seine Frau schrieb, und die alle die innigste Anhänglichkeit an sie und an seine Kinder verrathen. In einem derselben, den er noch vor Ausbruch des Kriegs bald nach der Geburt seiner zweiten Tochter schrieb, heißt es: „Du kannst dir kaum vorstellen, wie viele Freude ich mit den Kindern habe. Es ist Niemand bei ihnen als die Wärterin; da hängen sie mit solcher Zärtlichkeit an mir, daß sie, wenn ich nach Hause komme, immer mit mir sein wollen, mich mit ihren Aermchen umschlingen und unablässig liebkosen. Das ältere Töchterchen hängt sich an meinen Arm und will mit Gewalt ihrer guten Mutter schreiben; ich kann daher wegen des kleinen Wesens nicht weiter, sondern bitte dich nur noch, mich stets so zu lieben, wie ich dich liebe; dann sind wir Beide glücklich. — Nachschrift: Ich küsse dir die Hände, meine theure Mama! Dein Jettchen."

Die ersten Jahre des Kriegs stand Marlborough in Belgien, Eugen in Italien. Am schlimmsten erging es aber den Franzosen, nachdem sich beide große Feldherren vereinigt hatten. In Mindelheim, einem Städtchen in Schwaben, trafen sie 1704 zusammen. Mit Bewunderung betrachtete Einer den Andern, und als Marlborough dem Prinzen die wirklich ausgesucht schöne eng-

lische Reiterei vorführte, sagte dieser: „Ich habe viel von der Reiterei der Engländer gehört; nun finde ich, daß sie die schönste ist, die ich je gesehen habe. Mit Geld, an dem in England kein Mangel ist, kann man leicht tüchtigen Stoff für Kleider und Rüstung herbeischaffen, aber Das, was mir aus den Blicken dieser wackern Krieger entgegenblitzt, läßt sich nicht erkaufen und verbürgt den Sieg." — Mit derselben Feinheit antwortete Marlborough: „Meine Truppen haben sich stets für die gemeinsame Sache beseelt bewiesen; allein Euer Durchlaucht Gegenwart haucht ihnen jenen Feuergeist ein, den Sie mit Wohlgefallen in ihren Augen lesen."

Die Folge ihrer Vereinigung war ein glänzender Sieg, den Beide (1704) bei Höchstädt in Baiern, nahe am linken Ufer der Donau, über die Franzosen erfochten, wobei der französische Marschall Tallard gefangen wurde. Aber mehr Ehre noch als der Sieg machte Beiden die Menschenfreundlichkeit, mit welcher sie die Besiegten behandelten. Sie besuchten den gefangenen Marschall, der gebeugt, niedergeschlagen und verwundet dasaß. Theilnehmend fragte ihn Marlborough: „Was kann ich Ihnen anbieten, um Ihre bedauernswürdige Lage erträglicher zu machen?" Tallard lehnte alle Anerbietungen dankbar ab und äußerte nur Verlangen nach seinem eigenen, bequem eingerichteten Wagen. Sogleich wurde ein Trompeter danach ins feindliche Lager geschickt. Auch die innige Eintracht beider verbündeter Feldherren ist eine seltene Erscheinung; beide waren in gegenseitiger Lobeserhebung unerschöpflich.

Mitten im Gedränge der Kriegsbegebenheiten gedachte Marlborough mit inniger Liebe seiner daheimgebliebenen Frau. Am Tage nach der Schlacht schrieb er ihr: „Ich bin noch so erhitzt, nachdem ich gestern 17 Stunden hindurch nicht vom Pferde gekommen, daß ich noch keinem meiner Freunde schreiben kann. Ich bin über das Vollbrachte so entzückt, daß ich meinen Brief nicht endigen kann, ohne in einer Anwandelung von Eitelkeit dir zuzurufen, meine theuerste Seele, daß seit Menschengedenken kein so vollständiger Sieg erfochten worden wie der gestrige, und da ich deine innige Liebe für mich kenne, so bin ich überzeugt, du erfreust dich über das Geschehene ebenso sehr in Rücksicht meiner, als wegen des Vortheils, der dem Allgemeinen zufließt." Wie

menschenfreundlich Marlborough gegen seine Feinde dachte, sieht man aus folgendem Briefe an seine Frau. Der Kurfürst von Baiern hielt es nämlich mit den Franzosen und mußte, nachdem er bei Höchstädt zugleich mit den Franzosen geschlagen worden war, sein Land und seine Familie im Stiche lassen. „Die arme Kurfürstin" — schreibt Marlborough, „hatte fünf ihrer Kinder mitgenommen, um ihrem Gemahle nachzureisen; aber er hat sie wieder nach München zurückgeschickt. Diesen Morgen brachte mir ein Trompeter ein Schreiben von ihm, nebst einem offenen Einschluß an die Kurfürstin. Ich fühlte mein Herz gepreßt bei der Betrachtung, wie grausam es sein muß, auf diese Weise von Denen getrennt zu sein, die man liebt. Ich beförderte den Brief sogleich an die Kurfürstin durch einen meiner eigenen Trompeter mit der Versicherung, daß ihre Antwort sorgfältig bestellt werden sollte. Es thut mir wohl, solche Linderungen zu verschaffen, durch welche meinen Dienstpflichten nicht zu nahe getreten wird."

Zwei Jahre darauf (1706) erfocht er wieder einen herrlichen Sieg über die Franzosen bei Ramillies, einem Dorfe in Belgien zwischen Brüssel und Löwen. Als er hier im Schlachtgewühle über einen Graben setzte, stürzte sein Pferd. Schnell eilte ein Adjutant herbei, ihm das seinige anzubieten. Aber indem ihm ein Oberst den Steigbügel hält und Marlborough sich in den Sattel schwingt, reißt eine Kanonenkugel Jenem den Kopf weg. In solcher Gefahr befand er sich nicht selten. Nach der Schlacht schrieb er an seine Frau: „In meinem letzten Schreiben, theuerste Seele, erwähnte ich dir nichts von meinem Vorhaben, den Feind zu einer Schlacht zu zwingen. Ich kenne deine Besorgnisse und wollte sie dir diesmal ersparen. Nun kann ich dir die freudige Botschaft geben, daß wir am gestrigen Sonntage gefochten haben, und daß es dem Allmächtigen gefallen hat, uns einen glänzenden Sieg zu verleihen."

In demselben Jahre (1706) gewann Eugen eine glänzende Schlacht bei Turin. Der Herzog von Savoyen nämlich hatte das Unglück, daß ihm die Franzosen sein ganzes Land weggenommen, und nun belagerten sie Turin, die letzte Stadt, die ihm noch übrig war. Es war wenig Aussicht für ihn vorhanden, sie zu retten; denn die französische Belagerungsarmee war sehr bedeutend. Da eilte Eugen, der bei Verona, also 50 Meilen

davon stand, herbei, setzte zu Aller Erstaunen über die vielen Flüsse und Kanäle der Po-Ebene und erschien vor den französischen Linien. Ungesäumt griff er den General Marsin an, und obgleich der Kampf sehr blutig war, war doch in zwei Stunden Alles gethan. Am meisten zeichneten sich beim Sturm auf die französischen Schanzen die Preußen unter dem Fürsten von Dessau und die Gothaer aus. Eine unermeßliche Menge von Kriegsvorräthen und Kanonen fiel den Siegern in die Hände, und der König von Frankreich mußte versprechen, während des ganzen Kriegs kein Heer wieder nach Italien zu schicken.

Man hat oft behauptet, daß Mädchenfreundschaft sehr veränderlich sei; die Königin Anna — denn seit 1702 war sie an Wilhelm's Stelle Königin geworden — und die Herzogin von Marlborough haben ein Beispiel davon gegeben. Die Letztere hatte sich seit einiger Zeit in die Regierungsangelegenheiten gemischt und mit der Königin oft in einem Tone gesprochen, der sehr vermessen war, dennoch aber von der Königin mit großer Demuth und Freundlichkeit aufgenommen wurde. Oft hatte die Herzogin die Empfindliche gespielt, hatte sich bei Hofe selten sehen lassen und statt ihrer ein armes, ihr verwandtes Fräulein, Abigail (Äbbigehl) Hill, eingeführt, um die Königin zu unterhalten, indem sie glaubte, jene würde nie vergessen, daß sie ihr allein diese Versorgung verdanke. Allein die Hill, die bald darauf einen Herrn Masham (sprich Meschäm) heirathete, war undankbar genug, die Herzogin aus der Gunst der Königin zu verdrängen. Eine heftige Scene, in welcher die Herzogin ihr in Gegenwart der Königin ihre Undankbarkeit vorwarf, trug nicht dazu bei, Anna mit ihr auszusöhnen. Kaum wurde bei Hofe dies Mißverständniß bemerkt, als Alle, die bisher dem Hause Marlborough seinen großen Einfluß beneidet hatten, sich vereinigten, die Königin noch mehr gegen die Herzogin einzunehmen. Jedes ihrer Worte wurde übel gedeutet, und wenn sie mit Anna zusammenkam, war die Unterhaltung geschraubt und Beide waren froh, wenn sie beendigt war. Marlborough's Herz litt dabei unbeschreiblich, da er seine Frau so unaussprechlich liebte, und alle Triumphe, die er im Felde über die Franzosen erfocht, konnten ihn für den Verlust des innern Friedens nicht entschädigen. Er sehnte sich nach einem ruhigen, ungestörten Familienleben. Die

Herzogin kam nur noch selten nach Hofe; ihr Briefwechsel dauerte zwar fort, aber in einem beißenden spöttischen Tone. Die Empfindlichkeit der Königin wurde von der schlauen Masham zu wüthendem Hasse angeblasen. Vergebens suchte sich die Herzogin mit der Königin zu verständigen; der Versuch fiel so übel aus, daß es zum völligen Bruche kam. Nach einem sehr heftigen Wortwechsel kamen sie persönlich nicht wieder zusammen, und auch der schriftliche Umgang hörte bald ganz auf. Wie vielen Kummer hätte die Herzogin sich und ihrem Gatten ersparen können, wäre sie nicht so herrschsüchtig gewesen und hätte sie sich nicht in Dinge gemischt, die nicht zum Wirkungskreise einer Frau gehören!

Seit Jacob's II. Regierung gab es, wie wir schon bemerkt haben, in England zwei Parteien: die Tories und die Whigs. Bald war die eine, bald die andere am Staatsruder. Marlborough gehörte zu den Whigs, die mit ihm zugleich damals alle einflußreichen Aemter inne hatten. Das änderte sich nun mit einem Male. Die Whigpartei wurde gestürzt. Alle Freunde Marlborough's wurden von ihren Aemtern entfernt und diese seinen entschiedenen Feinden, den Tories, gegeben. Um jeder Unternehmung willen mußte er, der bisher der Schrecken der Franzosen gewesen war, erst bei Hofe anfragen, und ehe die Antwort eintraf, war oft der günstige Zeitpunkt vorüber. Er mußte oft die bittersten Kränkungen erfahren. Die bitterste war die, daß seiner Frau ihre Hofämter abgenommen wurden. Zwar suchte sie durch einen demüthigen Brief den Schimpf abzuwenden; aber die Königin antwortete: „Das ist jetzt zu spät; an meinem Entschlusse ist nichts mehr zu ändern." Selbst eine fußfällige Bitte des Herzogs erweichte die Königin nicht. Aber nun zeigte die Herzogin, daß der Mensch das Unglück leichter ertrage als das Glück. Als Marlborough ihr die Nachricht von dem entschiedenen Willen der Königin brachte, daß sie binnen zwei Tagen die goldenen Schlüssel als Oberhofmeisterin abgeben solle, und hinzusetzte, nun wolle er sogleich den Oberbefehl niederlegen, richtete sie sein Gemüth auf, ließ die Schlüssel der Königin sogleich überantworten und stellte ihm vor, daß höhere Pflichten ihn an das Vaterland als an sie ketteten. Aber auch er wurde von Anna undankbar behandelt. Kaum glaubte sie ihn entbehren zu kön-

nen, als sie ihm seine Entlassung ankündigen ließ. Damit waren seine Feinde noch nicht zufrieden; sie klagten ihn an, öffentliche Gelder unterschlagen zu haben. Ob er sich gleich zu rechtfertigen wußte, so blieb er doch in Ungnade, bis Anna starb.

Indessen waren die französischen Heere überall geschlagen worden. Ludwig wußte sich zuletzt gar keinen Rath mehr. Alle Kassen waren leer; die gedrückten Unterthanen konnten nichts mehr schaffen, weil der Krieg allen Handel und alle Fabriken zerstört hatte, und doch mußte Ludwig gewöhnlich fünf Heere auf einmal halten. Da blieb ihm zuletzt nichts übrig — o wie schwer mußte das nicht seinem Stolze werden! — als (schon 1707) seine Feinde um Frieden zu bitten. Er hoffte den Niederländern am leichtesten beikommen zu können und wendete sich zuerst an sie. Aber sie antworteten ihm wie ehrliche Männer: sie könnten für sich allein keinen Frieden schließen, erst müßten sie ihre Bundesgenossen fragen; und diese machten so hohe Bedingungen, daß Ludwig noch einmal das Kriegsglück zu versuchen beschloß. Aber mit jedem Jahre wurde die Noth größer; er mußte immer wieder um Frieden bitten. Wie triumphirten nicht seine Feinde! Sie trieben ihre Forderungen immer höher, und zu ihrem Erstaunen willigte Ludwig in Alles. Er war bereit, nicht nur auf die ganze spanische Monarchie für sich und seine Enkel zu verzichten, sondern selbst alle früher eroberten Provinzen wieder herauszugeben. Hiermit hätten seine Feinde wohl zufrieden sein können. Aber Uebermuth thut niemals gut. Ihre Schadenfreude wurde bald empfindlich bestraft. Sie verlangten nämlich endlich gar noch, er sollte seine Heere mit den ihrigen vereinigen, um seinen Enkel mit Gewalt aus Spanien zu vertreiben. „Nein!" rief er unwillig aus, „soll ich einmal durchaus Krieg führen, so will ich ihn doch lieber für, als gegen die Meinigen führen!" Damit wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Bald darauf gelang es ihm, sich mit Anna von England zu vertragen, und nun waren die Uebrigen nicht mehr stark genug, ihm zu widerstehen, und mußten zuletzt einen Frieden machen, wie er ihn wollte. Der Friede wurde in Utrecht 1713, in Rastadt und in Baden im Aargau 1714 geschlossen. Ludwig verlor nicht nur nichts, sondern setzte es wirklich durch, daß sein Enkel König von Spanien blieb. Oestreich wurde dagegen nur durch

einige Ländereien entschädigt, zu denen auch die bis dahin spanischen Niederlande gehörten, die nun die östreichischen genannt wurden.

Im Jahre 1715 starb endlich Ludwig XIV. mit dem traurigen Bewußtsein, durch Habsucht sein sonst so blühendes Reich heruntergebracht und seine Unterthanen unglücklich gemacht zu haben. Daher folgte ihm auch keine Thräne nach; im Gegentheile verfolgte das Volk seinen Leichenwagen mit empörenden Schmähreden.

Anna von England starb ein Jahr früher (1714), und da sie keine Kinder hatte, so wurde der Kurfürst von Hannover zum Könige von England erwählt und hieß als solcher Georg I. (1714—27). Dieser setzte den ungerecht verkannten Marlborough sogleich wieder in seine hohen Würden ein. Aber dies entschädigte den Herzog nicht für seinen häuslichen Kummer. Es starb ihm seine dritte Tochter im 26., und bald darauf auch seine Lieblingstochter, die zweite, im 29. Jahre, die an den Grafen von Sunderland verheirathet war und sich durch die seltensten Vorzüge des Geistes und Körpers auszeichnete. Obgleich ihr Gatte voll Launen, reizbar und aufbrausend war, so liebte sie ihn doch innig und wußte seinen Hang zur Verschwendung und zum Spiel im Zaume zu halten. Von ihrem frommen Sinn mag das Gebet zeugen, welches sie täglich betete, während ihr Gatte als Gesandter sich in Wien befand: „Gnädiger, barmherziger Gott! der du der Beherrscher aller Wesen und die Hoffnung Aller bist, sie mögen an den Enden der Erde, oder im ungemessenen Raume der weiten See sich aufhalten, o höre mein Gebet! Ich flehe nun zu dir für Den, der nach dir mir das Theuerste ist. O Herr, zu allen Zeiten und an allen Orten segne, erhalte und bewahre ihn sowohl an Leib als an Seele vor allen Widerwärtigkeiten, die ihm zustoßen können. In allen Gefahren und unter allen Versuchungen sei du stets sein allmächtiger Beschützer bis zum Ende seiner Tage; besonders bitte ich dich jetzt, ihn in deine Obsorge zu nehmen, damit auf dem Wege, den er wandelt, ihn kein Uebel befalle, sondern er stets unter deinem Schutze geschirmt bleibe vor allen Gefahren und wieder in Frieden heimkehre. O du, der du über Winde und Wogen gebietest und dem sie alle gehorchen, gieb, daß sie ihm

bei der Hinreise und bei der Heimkehr günstig seien, damit er sicher in den Hafen einfahre, nach welchem sein Ziel geht. O Herr, in dessen Händen der Athemzug jedes Menschenkindes liegt, bewahre diesen mir so theuern Mann gesund und unversehrt, damit kein Unheil von innen, keine Gewalt von außen ihm Schmerz oder Unbilden zufüge, und wenn er fern von mir ist, so sei deine beseligende Allgegenwart und dein Schirm seine getreue Obhut. O dreimal geheiligter Herr, insbesondere bitte ich dich um seinetwillen für Alle, die er zurückläßt, damit ihnen kein Unheil hier widerfahre, das ihn im fremden Lande in Kummer und Betrübniß stürzen könnte. Möge durch deinen allergnädigsten Willen seine Verhandlung im Auslande mit gutem Gelingen gesegnet sein, und gieb, daß ich für diese neuerliche Gnade deinen Namen unablässig preise. Verleihe, daß wir zusammen in Liebe und Frieden leben, bis der Tod uns auf längere Zeit trennt. Alles dieses bitte ich dich in der Demuth meiner Seele im Namen und aus Liebe Jesu, meines Heilandes. Amen! O gebenedeiter Gott! Amen! Amen!"

Nach den schmerzlichen Verlusten seiner Töchter lebte Marlborough abwechselnd in London und auf seinen Gütern, am liebsten im Schooße seiner Familie, und starb endlich 1722.

Eugen war darin glücklicher, daß er sich fast ohne Unterbrechung in der Gunst seiner Monarchen erhielt und von Allen hochgeschätzt wurde. Er starb 1736.

103. Leopold I., 1657—1705. — Joseph I., 1705—1711. — Karl VI., 1711—1740. *)

Wir haben oben beim Dreißigjährigen Kriege gesehen, daß Ferdinand II. 1637 gestorben sei. Sein Sohn Ferdinand III., ein wackerer und nicht so unduldsamer Mann wie sein Vater, war diesem gefolgt. Das wichtigste Ereigniß unter seiner Regierung war der Westphälische Friede, von dem wir bereits gesprochen haben. Ihm folgte (1657) sein Sohn Leopold I., ein stolzer und träger Herr, dem die Ruhe über Alles ging; und doch

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. 2, S. 257, 301 und 303.

sind wenige Regierungen so unruhevoll gewesen als die seinige: bald mußte er mit den Franzosen, bald mit den mächtig andringenden Türken Krieg führen. Er selbst aber nahm keinen großen Theil daran und überließ die Sorge lieber seinen Günstlingen.

Wenn sonst ein Kaiser mit den deutschen Fürsten etwas zu besprechen hatte, so berief er einen Reichstag. Das geschah auch unter Leopold 1663, wo er sie nach Regensburg berief, um sie zu bewegen, ein Heer gegen die Türken aufzustellen. Aber sie kamen nicht selbst, sondern schickten Gesandte, und da so viel zu berathschlagen war und der Stoff sich immer mehr häufte, so wurde endlich beschlossen, daß von nun an ein ewiger Reichstag in Regensburg sein sollte. So ist es auch bis zum Jahre 1806, wo das deutsche Reich aufgelöst wurde, geblieben.

Daß der ländersüchtige Ludwig XIV. mehrere Kriege mit seinen Nachbarn, also zum Theil auch mit Deutschland, angefangen habe, ist schon erzählt worden. Immer kamen die Deutschen dabei zu kurz, theils weil es an der gehörigen Einigkeit und dem gegenseitigen Vertrauen fehlte, theils weil sie sich die Franzosen jederzeit zuvorkommen ließen; denn während die Deutschen noch in Regensburg überlegten, hatten die Franzosen bereits gehandelt.

Dringender war für Leopold selbst und seine Erbländer der wilde Andrang der Türken. Mehrmals waren sie schon in Ungarn zurückgeschlagen worden, als sie 1683 ihren Anfall mit größerer Kraft als vorher erneuerten und bis Wien vordrangen. Die unzufriedenen Ungern unter Graf Emmerich von Töfeli schlugen sich zu ihnen, Leopold mußte eilig seine Residenz verlassen, und wer fliehen konnte, floh ihm nach. Der kriegerische Großvezier Kara Mustapha, gesandt vom Sultan Muhamed IV., umlagerte Wien mit 200,000 Mann und bestürmte es mit solchem Ungestüme, daß die Mauern wankten und die Hoffnung der Belagerten täglich mehr sank. Schon lagen die Türken zwei Monate vor der Stadt, und einmal waren die Stürmenden schon bis auf den Wall vorgedrungen. Fast täglich flogen Minen auf, durch welche die Wälle Lücken bekamen. Endlich bemerkten die hartbedrängten Wiener unter den Türken eine Bewegung, die

ihnen eine Annäherung des Entsatzes zu verrathen schien. Der tapfere Commandant Stahremberg schickte in dunkler Nacht einen kühnen Reiter, der durch die Donau schwamm, dem kaiserlichen Heerführer, Karl von Lothringen, entgegen, mit den wenigen angstvollen Worten: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren!" Zugleich ließ er, wie die Wiener schon bisher jede Nacht, aber ohne ein Zeichen der Erkennung zu erhalten, gethan hatten, als Zeichen höchster Noth vom Stephansthurme ein Bündel Racketen in die tiefe Finsterniß emporsteigen. Ein feuriger Busch Racketen, die in der Ferne auf dem Kahlenberge in die Luft sich erhoben, diente den Wienern zur Antwort, daß man das Zeichen bemerkt und verstanden habe. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne des 11. September zeigte sich ihnen auf der Höhe des Kahlenberges das errettende Heer. Alles, was noch gehen konnte, eilte auf die Böden der Häuser, auf Thürme und Wälle, um sich an dem seit neun Wochen bangersehnten Anblicke zu weiden, und nun in die Kirchen, um Gott für die nahe Rettung zu danken. Der Prinz von Lothringen, der Kurfürst von Sachsen, vor Allen aber der ritterliche Johann Sobieski, König von Polen, eilten herbei, der bedrängten Stadt zu Hülfe. Jetzt stiegen die Heerschaaren die Höhen hinab und warfen sich auf die Janitscharen, die, Kara Mustapha in ihrer Mitte, nur Schritt vor Schritt zurückwichen. Den ganzen Tag wurde hier gestritten; immer näher rückten die Befreier an die Stadt, die, in Angst und Wonne, den ganzen Tag vom türkischen Lager aus bestürmt wurde. Erst am Abend gelangten die Retter bis zu den Vorstädten: Wien war befreit; die Türken ergriff Angst und Schrecken; sie warfen sich, Alles zurücklassend, in die schleunigste Flucht. Die Beute war unermeßlich. Am Abend schrieb Sobieski im Zelte des Großveziers an seine geliebte Frau: „Es ist unmöglich, den Luxus zu beschreiben, der in den Zelten des Veziers herrscht: Bäder, Gärtchen, Springbrunnen, Kaninchenhügel und Papageien. Was meine Beute betrifft, so ist sie nicht aufzuzählen, unter Anderm ein Gürtel von Diamanten, zwei mit Diamanten besetzte Uhren, fünf Köcher mit Rubinen, Saphiren und Perlen, die schönsten Zobel von der Welt und tausend Kleinigkeiten." Am andern Tage hielt Sobieski mit dem Kaiser und den andern Fürsten seinen Einzug

in Wien. Das Volk jubelte, aber sah nur auf den tapfern König, nicht auf den schwachen Kaiser, der in der Stunde der Noth sein Volk im Stich gelassen hatte. Mit Inbrunst stimmte Sobieski in der Augustinerkirche das „Herr Gott dich loben wir" an, und dankbar sang ihm das gerührte Volk nach, während alle Glocken jubelnd drein tönten. Kara Mustapha wurde auf des Sultans Befehl enthauptet; aber leider hatten die Türken 6000 Männer, 11,000 Frauen, 14,000 Mädchen und 50,000 Knaben aus Oestreich in die Sklaverei geschleppt, von denen nur 600 auf dem Schlachtfelde gerettet wurden. — Seitdem sind die Türken nicht wieder nach Deutschland gekommen. Ueberhaupt hörten sie auf, für Europa ein Gegenstand des Schreckens zu sein, seitdem Prinz Eugen ihnen einige ungeheuere Niederlagen in Ungarn beigebracht hatte.

Der tapfere Sobieski starb 1696, und sogleich begann unter den nie einigen Polen das Ränkespiel über die Königswahl. Zwei Bewerber, ein französischer Prinz (von Conti) und Kurfürst August von Sachsen, boten den Polen Geld über Geld; endlich siegte August, mit dem Beinamen: der Starke. Er hat von 1697—1733 regiert. Um König von Polen zu werden, mußte er sich zur römischen Kirche bekennen. Das that er auch mit empörendem Leichtsinne. Zur Beruhigung seiner Sachsen erklärte er, daß er nie katholische Minister annehmen wolle. Beide Länder hat er aufs gewissenloseste regiert; unbekümmert um das Wohl seiner Unterthanen, dachte er nur an sein Vergnügen und verpraßte das ihnen abgepreßte Geld durch Jagden, Schwelgereien und andere Ergötzlichkeiten, so daß es als eine Satire erscheint, daß die Dresdener ihm eine vergoldete Roßbildsäule errichtet haben, die noch in der Neustadt zu sehen ist.

Während des Spanischen Erbfolgekriegs starb der unfähige Kaiser 1705 und machte seinem Sohne Joseph I. Platz. Dieser war einsichtsvoll und wohldenkend, und hätte gewiß für Deutschland mehr gethan, hätte ihn nicht der Spanische Erbfolgekrieg so sehr beschäftigt. Er hat dessen Ende nicht erlebt; denn er starb schon 1711, erst 33 Jahre alt. Da er keine Söhne hatte, so folgte ihm sein Bruder Karl VI., der jenem Kriege im Frieden von Rastadt 1714 ein Ende machte. Den Geist Joseph's I. besaß er zwar nicht, aber er hat für seine Erbländer

recht treu gesorgt und den durch die vielen Kriege zerrütteten Wohlstand wieder zu heben gesucht. Nur für Deutschland hat er so gut wie nichts gethan. Er hat bis 1740 regiert. Von seiner Tochter und Nachfolgerin Maria Theresia wird unten mehr die Rede sein.

104. Peter des Großen Jugendjahre und erste Regierungszeit.

Bis zu Peter's glorreicher Regierung gehörten die wilden Russen (Moskowiter) zu den asiatischen Völkern. Kaum wußte man in Europa von ihnen und es war eine große Seltenheit, wenn einmal ein europäischer Fürst eine Gesandtschaft nach Moskau sandte. Sitten, Kleider, Bildung und Sprache unterschieden sie gänzlich von den gebildeten Völkern, die daher nichts nach ihnen fragten. Da trat vor ungefähr 170 Jahren Peter auf; anfangs selbst ohne Bildung, bildete er sich selbst mit nie gestillter Wißbegier, und that dann so viel für die Bildung seines Volks durch Aufnahme und Nachbildung europäischer Cultur, daß es während seiner Regierung Fortschritte machte, zu denen sonst Jahrhunderte nöthig sind. Wenn auch diese Bildung in vielen Stücken nur scheinbar und äußerer Anstrich der Roheit war, die nicht so bald verschwand, so hat doch Peter es erreicht, daß seit ihm die Russen unter die europäischen Völker eingetreten sind. Er erscheint als einer der größten Männer, deren sich die Vorsehung bedient hat, auf das Glück ganzer Völker einzuwirken. Seine Wißbegierde mag denen zur Beschämung dienen, die so viele Aufmunterung haben, ihren Geist zu bilden und es doch nur mit Widerwillen thun.

Während der ersten 30 Regierungsjahre Ludwig's XIV. regierte in Rußland der Czar Alexei aus dem Hause Romanow. Als er 1676 starb, hinterließ er mehrere Kinder, von denen der älteste Sohn, Fedor, zwar folgte, aber auch bald (1682) starb. Sein Tod ließ Unruhen fürchten; denn er ließ zurück eine ehrsüchtige Schwester, Sophia, einen schwachsinnigen Bruder, Iwan, und einen zehnjährigen Stiefbruder, Peter. Sie blieben auch nicht aus. Zwar riefen die russischen Großen den jungen Peter zum Czaren aus; aber Sophia, die ihn und seine Mutter Natalia bis auf den Tod haßte, wiegelte die Strjelzü oder

Strjelitzen — so nannte man die regelmäßigen Soldaten — auf, und diese erregten einen furchtbaren Aufruhr, weil Sophia ausgesprengt hatte, daß Iwan durch die Familie der Natalia ermordet sei. Mit wüthenden Blicken wälzte sich die Schaar nach dem Palaste (Kreml in Moskau), um Iwan's vermeintlichen Tod zu rächen, und selbst als dieser sich zeigte, hörte der Tumult nicht auf. Die meisten Brüder und Verwandten und Räthe Nataliens wurden grausam ermordet. Den Leibarzt ermordeten sie, weil sie bei ihm getrocknete Meerpolypen und eine Schlangenhaut gefunden hatten und ihn daher für einen Zauberer hielten. Das sind die Folgen der Unwissenheit und des Aberglaubens! Dann riefen sie Iwan zum Czaren aus. Er erschien und stammelte: „Ich will euer Czar sein; aber laßt doch meinen lieben Bruder Peter mit mir regieren!" Das ließen sie sich gefallen.

Nach zwei Jahren brach unter den Strjelzü ein neuer Tumult aus. Fürst Chowanskoi, ihr Oberst, führte sie an. Natalia und Peter flohen aus Moskau nach einem festen Kloster. Ihnen folgten die Mörder. Lange suchten sie vergebens; endlich kamen sie in die Kirche. Hier kniete Peter am Altare; seine Mutter stand vor ihm und deckte ihn mit ihren Armen. Aber ein wilder Strjelitz rannte auf ihn los und wollte ihm eben das Messer ins Herz stoßen, als ein anderer mit gräßlicher Stimme rief: „Halt, Bruder! nicht hier am Altare. Er wird uns nicht entgehen." In dem Augenblicke aber erschien die czarische Reiterei und trieb die Strjelitzen auseinander; Peter war gerettet. Je mehr Uebermuth, desto mehr Sklavensinn. Die eben noch so übermüthigen Strjelitzen nahten sich bald darauf, 3700 an der Zahl. Je zwei und zwei trugen einen Block und der dritte ein Beil. Viele hatten Stricke um den Hals. Sie hatten nämlich, um den Zorn des Czars zu büßen, den zehnten Mann ausgehoben. Diese nahten sich jetzt. Sie hatten das Abendmahl empfangen, von ihren Weibern und Kindern, die dem Zuge weinend folgten, Abschied genommen, stellten sich vor dem Palaste auf und riefen: „Wir sind schuldig! der Czar richte nach Gefallen über uns." Drei Stunden lang überlegte der Hof; end-

lich wurden 30 der Schuldigsten hingerichtet, die Uebrigen entlassen.*)

Des nun 15jährigen Peter's Liebling war ein Kaufmannssohn aus Genf, Le Fort. Nachdem er seinen Eltern davongelaufen war und sich in mehrern Ländern umhergetrieben hatte, war er nach Moskau gekommen und dem jungen Czar bekannt worden. Er wußte von den europäischen Völkern angenehm zu erzählen und war daher ganz Peter's Mann. Stunden lang saß oft Peter und horchte auf seine Erzählung. Einmal hatte er auch ihm von der Art, wie in andern Ländern die Soldaten exercirt würden, erzählt. „Das willst du auch versuchen!" dachte Peter und geschwind errichtete er im Dorfe Preobraschenskoy bei Moskau eine Compagnie von 50 Knaben seines Alters, die er Poteschni (Spielkameraden) nannte und von Le Fort, den er zum Hauptmann der kleinen Schaar machte, exerciren ließ. Er selbst diente als Gemeiner und erklärte, daß nur Verdienst, nie Geburt zu Auszeichnung berechtige.**) Jeder junge Russe hielt es für eine Ehre, ein Poteschni zu sein, und bald hatte er so viele Rekruten, daß sie nicht im Dorfe Platz hatten. Hieraus entstand die nachmalige russische Garde. Sophia hatte das Spielwerk ruhig angesehen; ja, es war ihr lieb, daß Peter, wie es ihr schien, in der Wildheit aufwüchse. Aber bald merkte sie, wie gefährlich ihr seine Poteschni werden könnten, und leicht war es ihr, die Strjelitzen wieder aufzuwiegeln. Es wurde beschlossen, ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden. Peter floh wieder nach

---

*) Unter den Verurtheilten waren drei Brüder. Ihre alte Mutter bat fußfällig um ihre Begnadigung. Peter bewilligte ihr einen, der ihr der Liebste sei. Sie wählte den Jüngsten. Als sie aber mit ihm aus dem Gefängnisse ging, fiel er über die Schwelle und beschädigte sich so, daß er auf der Stelle starb. Peter hielt dies für einen Wink des Himmels, und that vor einem Crucifix das Gelübde, keinen Verbrecher mehr der verdienten Strafe zu entziehen. That er daran recht? War es wirklich ein Wink des Himmels? Dies Beispiel mag lehren, wie man nicht jedes zufällige Zusammentreffen für eine göttliche Offenbarung halten muß.

**) Diesen Grundsatz hatte Peter zeitlebens, und dies allein schon wäre hinlänglich, die Richtigkeit seines Verstandes zu beweisen. Auch in spätern Jahren diente Peter einmal einen ganzen Monat lang als gemeiner Soldat und aß nichts als die vorgeschriebene Portion an Grütze, Brot u. s. w. „Nun weiß ich doch," sagte er, „daß der Soldat dabei bestehen kann."

jenem festen Kloster und rief seine Poteschnis und Alle, die es gut mit ihm meinten, herbei. Eine Menge kam, und nun wagte es Keiner, ihn anzugreifen. Sophia mußte sich ihm unterwerfen und wurde in ein Kloster in Moskau verwiesen, wo sie unter dem Namen Susanna den Schleier nahm. Um diese Zeit legte der gute, aber schwache Iwan die Krone nieder, und Peter war nun alleiniger Czar (1689). (Iwan starb erst 1696.)

Rasch ging er nun an seine Verbesserungsplane. Einst ging er, 19 Jahre alt, in einem Dorfe bei Moskau durch einen Speicher, in welchem altes Hausgeräth aufbewahrt wurde. Da fiel ihm ein Boot in die Augen. „Warum ist das anders gebaut,“ fragte er gleich, „als die Schiffe, die ich auf der Moskwa sehe?“ — „Es ist ein englisches Boot,“ antwortete man ihm, „und sowohl zum Rudern als zum Segeln zu gebrauchen.“ „Das möchte ich sehen!“ rief Peter; „ist denn Niemand da, der es regieren könnte?“ — Man sagte ihm, vielleicht verstände es ein alter holländischer Tischler, Karsten Brand, der ehemals Schiffszimmermann gewesen sei. Er wurde gerufen, setzte es bald wieder in Stand und fuhr dann vor den Augen des erstaunten Czaren den Strom hinab und hinauf. Nun trat Peter selbst ans Steuer und das Wasser war von jetzt an sein Element. Bald war ihm der Fluß, bald ein großer Teich zu enge; das Schiff mußte in einen See gebracht werden. Diesem Schiffe folgten bald mehrere, die der alte Brand ihm bauen mußte. „Könnte ich doch nur einmal ein Seeschiff sehen!“ rief Peter sehnsüchtig aus. Rußland hatte aber damals noch kein Land an der Ostsee und am schwarzen Meere; das weiße Meer war das einzige, wo Peter seine Sehnsucht stillen konnte; dorthin reiste er. Er kam nach Archangel. Wie schlug ihm das Herz, als das weite Meer mit vielen holländischen Schiffen vor seinen trunkenen Blicken dalag! In der Tracht eines holländischen Schiffers befuhr er selbst die See und munterte die Holländer auf, recht bald wieder zu kommen. Als er zum zweiten Male in Archangel war, überfiel ihn mitten auf dem Meere ein Sturm. Die Gefahr war so groß, daß alle Schiffer beteten und ihr Ende erwarteten. Nur Peter war unerschrocken, sah auf den Steuermann und wollte diesem Vorschriften geben, wie er lenken müsse.

Dieser aber wurde ungeduldig. „Geh mir vom Leibe!" fuhr er den Czar an; „ich muß wissen, wie man steuern soll; ich weiß das besser als du!" Und wirklich brachte er auch das Schiff glücklich an das Ufer. Hier aber fiel er vor dem Czar auf die Knie und bat ihn wegen seiner Grobheit um Verzeihung. „Hier ist nichts zu verzeihen," sagte Peter, hob ihn auf und küßte ihn dreimal auf die Stirne; „aber Dank bin ich dir schuldig, daß du uns gerettet hast. Auch die Antwort, die du mir gegeben, danke ich dir!"

Solchen Mann, sollte man glauben, müßten seine Unterthanen vergöttert haben. Aber es gab der Unzufriedenen genug, vorzüglich unter deu Strjelitzen, die es ihm nicht vergeben konnten, daß er die Poteschni ihnen vorzog und deutsche Officiere kommen ließ. Eines Abends war Peter in Preobraschenskoy bei seinem Lieblinge Le Fort, der ihn mit vielen Andern zu Gaste geladen hatte. Eben wollte man sich zur Tafel setzen, da wurde der Czar herausgerufen. Es waren zwei Strjelitzen-Officiere, die ihn allein zu sprechen verlangten. Sie warfen sich vor ihm nieder und sprachen: sie brächten ihm ihre Köpfe dar, die sie verwirkt hätten. Sie gehörten zu einer großen Verschwörung; ihr Gewissen triebe sie her, es ihm anzuzeigen. In der nächsten Nacht wollten die Verschworenen Feuer anlegen, und wenn dann der Czar herbeieilte, ihn im Gedränge ermorden. Jetzt säßen sie im Hause des Staatsraths Sokownin versammelt. Es war gerade 8 Uhr. Peter ließ die Beiden verwahren und schickte einen schriftlichen Befehl an einen Hauptmann seiner Garde (Trubetzkoi), gegen 11 Uhr das bezeichnete Haus zu umgeben und Alle, die darin wären, gefangen zu nehmen. Dann ging er ruhig zur Gesellschaft, als wenn nichts vorgefallen wäre. Aber um 10 Uhr stand er auf. „Laßt euch nicht stören," sprach er, „ein kleines Geschäft ruft mich auf einen Augenblick ab." Von einem Adjutanten begleitet, setzte er sich in den Wagen und fuhr nach Sokownin's Hause. Er wunderte sich, die Wache nicht zu finden. „Vielleicht sind sie schon im Hause," dachte er und trat in den Saal. Da saßen die Verschworenen noch Alle. Erschrocken standen sie auf. „Ei guten Abend!" sagte Peter; „ich fuhr vorbei und sah hier helles Licht. Da vermuthete ich muntere Gesellschaft; ich komme, mit euch ein Gläschen zu trinken." —

„Viel Ehre!“ antwortete der Wirth. Alle setzten sich wieder; es wurde fleißig eingeschenkt und der Czar that wacker Bescheid. Jetzt winkte ein Strjelitz dem Sokownin und flüsterte ihm zu: „Nun ist es Zeit, Bruder!“ — „Noch nicht!“ antwortete dieser leise. „Für mich aber ist es Zeit!“ schrie Peter mit funkelndem Blicke, indem er aufsprang, daß die Gläser klirrten, und dem Sokownin mit der Faust ins Gesicht schlug. „Fort! bindet die Hunde!“ — Zu seinem Glücke trat in demselben Augenblicke der Gardehauptmann herein, hinter ihm seine Soldaten. Die Verschworenen verloren den Muth, fielen auf die Knie und baten um Gnade. Nachdem sie gebunden waren, gab Peter dem Hauptmann eine Ohrfeige, weil er, wie er glaubte, eine Stunde zu spät gekommen sei. Da dieser sich aber durch Vorzeigung des schriftlichen Befehls auswies, entschuldigte der Czar seine Hitze, küßte ihn auf die Stirn und erklärte ihn für einen braven Officier. Wie staunten Le Fort und seine Gäste, als er zurückkam und erzählte, was indessen geschehen war! Viele der Schuldigen wurden hingerichtet.

Je mehr ihm Le Fort von fremden Ländern erzählte, desto begieriger wurde er, sie selbst zu sehen. Im Jahre 1697 rüstete er eine große Gesandtschaft aus, die von Le Fort angeführt wurde, wohl aus 300 Personen bestand und durch einen großen Theil von Europa reisen sollte. Er selbst wollte sie begleiten; aber weil er ein großer Feind von allen Umständen war und gern Alles ungestört sehen wollte, so ging er unter dem Titel eines Obercommandeurs mit, und er hatte ausdrücklich seinen Leuten befohlen, zu thun, als wenn er nicht der Czar sei. Zunächst ging es über Riga nach Königsberg, wo der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., die Gesandtschaft in feierlicher Audienz empfing. Peter war auch dabei und wollte unbekannt bleiben. Aber das war vergebens. Alle Hofleute erkannten ihn gleich an seiner hohen Gestalt, seinen blitzenden Augen, die er überall umherwarf, und an der Mühe, die er sich gab, nicht erkannt zu werden, indem er sich oft seine Mütze vor das Gesicht hielt. Insgeheim besuchte er auch den Kurfürsten allein, der sich alle Mühe gab, ihn mit Schmausereien, Opern u. s. w. zu unterhalten. Einmal hatte er zu viel getrunken und bekam mit Le Fort Streit. Wüthend fiel er ihn an und befahl ihm, den Säbel zu ziehen.

„Das sei fern," sagte der verständige Le Fort; „lieber will ich von den Händen meines Herrn sterben!" Mit Mühe wurde der Czar zurückgehalten. Am folgenden Morgen bereuete er seine Uebereilung. „Ich will mein Volk gesitteter machen," rief er schmerzhaft aus, „und noch vermag ich's nicht, mich selbst zu zähmen!" — Mit großer Wißbegier besuchte er die Handwerker und Künstler, besonders die Bernsteindrechsler. Dann ging es über Berlin, Magdeburg und Hannover nach den Niederlanden. Ueberall fand man ihn sehr liebenswürdig, obgleich seine Sitten, besonders bei Tische, etwas roh waren. Am hannoverschen Hofe wunderte er sich, daß nicht alle Damen Roth und Weiß auflegten; das sei in Rußland allgemein, und eine alte tüchtig geschminkte Hofdame gefiel daher den Russen am besten. Nachdem er mit den Damen, die nach damaliger Sitte steif geschnürt waren, getanzt hatte, wandte er sich an Le Fort und sagte mit Verwunderung: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauen!" Einst rief er einer ihm auf der Straße begegnenden Dame ein donnerndes „Halt!" zu. Erschrocken bleibt sie stehen. Er greift nach der Uhr, die sie um den Hals hängen hat, öffnet sie, besieht das Werk und läßt die bestürzte Dame nun ihren Weg ruhig fortsetzen. In Berlin ärgerte er sich über die große Alongenperücke, ein Prachtstück für 300 Thaler, die der Hofmarschall trug. Er riß sie ihm vom Kopfe und warf sie in einen Winkel.

Nun kam er nach Amsterdam. Auf diese Stadt hatte er sich am meisten gefreut; denn für die Holländer hatte er eine große Vorliebe. Um unerkannt zu bleiben, kam er 14 Tage früher als die Gesandtschaft. Aber man erkannte ihn doch und der Magistrat bot ihm eine schöne Wohnung an. Er aber wählte ein ganz kleines Haus und legte die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermanns an. Er wohnte eines Tages der Sitzung der Generalstaaten bei. Da er aber sah, daß Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, sprang er auf und rannte stürmisch aus dem Saale. Am meisten lag ihm daran, hier das Schiffbauen zu lernen. Amsterdam gegenüber liegt das Dorf Saardam, wo 700 Windmühlen stehen und großer Schiffbau getrieben wird. Dahin begab er sich bald. Auf der Ueberfahrt sah er ein Fischerboot. Er erkannte in dem Fischer einen alten Bekannten, den

er einst in Rußland gesehen hatte. Treuherzig schüttelte er ihm die Hand. „Höre! ich will bei dir wohnen!" rief er. Der Mann entschuldigte sich; er hätte nur eine Hütte mit einer Stube und Kammer. Das half Alles nichts, der Fischer mußte mit seiner Frau in die Kammer ziehen und Peter nahm die Stube ein. Das Haus steht noch. Nun ging er mit leinenen Beinkleidern und kurzer rother Frieswесте ans Arbeiten. Man wußte wohl, wer er eigentlich sei; aber er konnte nicht leiden, wenn man es merken ließ. Man nannte ihn Peter Baas; er ließ sich einschreiben als Peter Michaelow; als solcher kam er alle Morgen, mit dem Beile in der Hand, auf die Schiffswerfte, zimmerte wie ein gemeiner Arbeiter, fragte nach Allem und versuchte Alles. Selbst in der Schmiede arbeitete er mit und seine Kammerherren mußten die Kohlen zulangen. Wie verwünschten diese den sonderbaren Geschmack ihres Czars, der sie nöthigte, ihre zarten Hände zu verderben. Peter dagegen zeigte gern die harte Haut seiner Hände, weil sie ein Beweis seiner Arbeitsamkeit war. Doch führte ihn sein Streben, Vorurtheile zu bekämpfen, oft bis zur rohesten Härte. Einer seiner Höflinge mußte, ob ihm gleich die Hände davon bluteten, ein Tau drehen, und andere zwang er, als sie auf der Anatomie vor einem Leichnam zurückschauderten, die Sehnen mit den Zähnen abzulösen. Recht in den Tod zuwider war es ihm aber, wenn ihn die Leute wie ein Wunderthier angafften. Manchmal standen sie in dicken Haufen vor seiner Thüre, wenn sie wußten, daß er ausgehen würde. Dann kam er entweder wohl gar nicht, oder es setzte tüchtige Püffe rechts und links. Nach einer siebenwöchentlichen Arbeit kehrte er nach Amsterdam zurück, und statt mit Zerstreuungen die Zeit zu tödten, suchte er Gelehrte, Künstler und Handwerker auf, bei denen er etwas lernen konnte, nahm auch Viele davon in seine Dienste und schickte sie nach Rußland. Dasselbe that er in England, wohin er nun reiste. Selbst Rattenfänger nahm er in seinen Dienst, und als Ratten und Mäuse auf den russischen Schiffen überhand nahmen, ließ er eine ganze Schiffsladung holländischer Katzen nach Rußland kommen. Einen großen Genuß verschaffte ihm in England König Wilhelm, indem er vor ihm eine Seeschlacht aufführen ließ. „Wäre ich nicht zum Czaren des russischen Reichs geboren," rief er einmal aus, „so

möchte ich ein englischer Admiral sein!" Drei Monate blieb er da. Als er auf der Rückreise wieder über Holland ging und ihn hier bei einer seiner Wasserfahrten auf der Zuyder-See (sprich Seuder-See) ein Sturm überfiel, war er allein ganz unerschrocken. „Habt ihr denn je gehört," sagte er zu den bebenden Schiffern, „daß ein russischer Czar in Holland auf der See ertrunken sei?" — Nun ging es über Dresden nach Wien, wo es ihm sehr gefiel, und eben wollte er nach Italien gehen, als er die Nachricht erhielt, die Strjelitzen hätten sich schon wieder empört.

Wie ein ergrimmter Löwe fuhr er auf und eilte schnell nach Rußland zurück. Auf der Reise durch Polen besuchte er den König dieses Landes, den starken August II., dem es ein Leichtes war, ein Dutzend zinnerne Teller wie ein Papier zusammenzurollen. Auch dem Czaren gab August eine Probe seiner Stärke, indem er mit einem schönen Säbel einem polnischen Ochsen den Kopf mit einem Hiebe abschlug. „Schenkt mir den Säbel," sagte Peter; „er ist mir nöthig, um das Haupt des Empörungsdrachen vom Rumpfe zu trennen." Der König reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tataren! Leben und Gnade den Unterthanen!" eine Aeußerung, die seiner Menschlichkeit Ehre macht. Peter fand den Aufruhr schon gedämpft; alle Gefängnisse waren voll. Kaum bezwang sich Peter, seine Schwester Sophia nicht zu mißhandeln; denn sie hatte vermuthlich wieder ihre Hand im Spiele gehabt. Darum wurde sie noch enger eingesperrt und 130 Schuldige wurden ihren Fenstern gegenüber gehenkt. Schrecklich war dies Mal die Strafe der Uebelthäter; einen ganzen Monat lang floß ihr Blut auf dem Richtplatze bei Moskau.

Um diese Zeit starb sein Freund Le Fort. „Nun habe ich keinen treuen Diener mehr!" rief Peter mit Thränen aus. „Auf ihn allein konnte ich mich verlassen." Er küßte den theuern Leichnam und badete ihn mit seinen Thränen. Seine Stelle ersetzte späterhin Menschikow. Die Nachrichten über dessen Herkunft sind verschieden. Es heißt, er sei ein Pastetenbäckerjunge gewesen und habe Pasteten auf den Straßen herumgetragen. Einst kam er so auch in die Küche eines vornehmen Russen, der den Czar zu Tische geladen hatte. Da bemerkte er, daß der Wirth

in ein Lieblingsgericht des Czaren ein Pulver that. Menschikow schöpfte Verdacht, ging auf die Gasse und wartete, bis der Czar kam. Dieser bemerkte ihn und sagte: „Gieb mir deinen Korb zum Kaufe!" — „Den Korb," antwortete der Junge, „darf ich nicht ohne meines Herrn Erlaubniß hingeben. Indeß, da Euch doch Alles zugehört, so nehmt ihn immer hin." — Die Antwort gefiel Petern; er befahl ihm, zu folgen und ihn bei Tische zu bedienen. Als nun das verdächtige Gericht kam, rief der Knabe den Czar bei Seite und sagte ihm, was er gesehen habe. Peter verlangte, daß der Wirth zuerst davon essen sollte, und da dieser bestürzt es ablehnte, setzte er einem Hunde davon vor, der bald darauf starb. Seit dieser Zeit genoß Menschikow das Vertrauen des Czars und half ihm auch treulich bei der Ausführung seiner Verbesserungsplane.

Das Ausland hatte dem Czar so gefallen, daß er nichts sehnlicher wünschte, als seine Russen danach zu bilden. Mit dem Aeußern fing er an und verbot die lange Nationalkleidung. Nur Geistliche und Bauern durften sie tragen. Wer zu ihm kommen wollte, mußte in ausländischer Tracht erscheinen; dazu ließ er ein Muster über jedes Stadtthor hängen, und wer noch mit einem langen Kleide durchs Thor ging, mußte entweder einen Zoll bezahlen, oder unter dem Thore niederknien, und sich gefallen lassen, daß ihm der Rock so weit, wie er beim Knien auf der Erde schleppte, abgeschnitten wurde. In kurzer Zeit waren die langen Röcke verschwunden. — Eben so ging es den langen Bärten. Wer ihn behalten wollte, mußte ein Geistlicher oder ein Bauer sein, oder — jährlich 100 Rubel bezahlen. — Auch die Frauen wurden nun umgewandelt. Bisher hatten die Unglücklichen ein trauriges Leben geführt; sie wurden für unwürdig gehalten, in der Gesellschaft der Männer zu erscheinen und lebten eingeschlossen in ihren Harems. Aber Peter wollte, sie sollten sein wie die Frauen, die er im Auslande gesehen hatte, und befahl, daß alle in ausländischer Tracht gekleidete Frauen in allen Gesellschaften erscheinen dürften. Dadurch wurden die Ausbrüche der Roheit der Männer mehr zurückgehalten und nach und nach ein besserer Ton eingeführt. Auch verbot er, daß irgend eine Ehe ohne freie Beistimmung des jungen Paares geschlossen würde und daß sich Beide wenigstens sechs Wochen lang

vor der Hochzeit sehen durften. Bisher hatten die Eltern die Kinder vermählt und die Brautleute hatten sich am Hochzeittage zum ersten Male gesehen. — Auch Schulen wurden angelegt, Buchdruckereien errichtet und viele gute Werke des Auslandes ins Russische übersetzt; kurz, kein Zweig der Verwaltung blieb unverändert. Freilich schüttelte darüber Mancher den Kopf; aber Peter war nicht der Mann, der sich irre machen ließ oder auf halbem Wege stehen blieb.

105. Karl XII., König von Schweden, 1697 – 1718.

Karl XII. war ein Urenkel der Schwester Gustav Adolph's, die an einen Pfalzgrafen von Zweibrücken vermählt gewesen war. Als sein Vater starb, war er noch nicht 15 Jahre alt. Daher verwaltete anfangs seine Großmutter, eine verständige Frau, die Regierung. Aber die Schweden wollten nicht gern unter der Herrschaft einer Frau stehen und übertrugen daher bald dem jungen Karl die Regierung. Er zeichnete sich als Knabe durch nichts aus und man hielt ihn allgemein für einen sehr mittelmäßigen Kopf.

Schweden hatte damals einen viel größern Umfang als jetzt. Auch Finnland, Ingermannland (wo jetzt Petersburg liegt), Esthland und Liefland gehörten den Schweden. Darüber waren aber die Nachbarn längst eifersüchtig gewesen und hatten nur auf eine Gelegenheit gewartet, über Schweden herzufallen und ihm die Federn auszurupfen. Jetzt, glaubten sie, sei die Gelegenheit gekommen. **Peter der Große**, **August II.** von Polen und **Friedrich IV.** von Dänemark schlossen ganz insgeheim einen Bund und wirklich merkte auch Karl nichts davon. Plötzlich brachen die Dänen in Holstein ein, welches einem Schwager des Königs von Schweden damals gehörte, während sich August auf Liefland warf. Als Karl dies erfuhr, sprach er: „Es ist wunderlich, daß meine beiden Vettern Krieg haben wollen. Es mag also darum sein. Wir haben eine gerechte Sache; Gott wird uns wohl helfen. Ich will die Sache erst mit dem Einen abthun, und hiernächst kann ich allezeit mit dem Andern sprechen." Seit der Zeit hatte er keinen Sinn mehr für Hoffeste. Man sah ihn sich lebhaft mit den alten Generalen seines Vaters und Großvaters unterhalten, und ein ganz neuer Geist war in ihn gefahren.

Alles war nun gespannt, was Karl thun würde. Sein Feuergeist wollte die Sache schnell entschieden wissen und darum beschloß er, auf Seeland zu landen und dem Könige von Dänemark einen solchen Schrecken einzujagen, daß er Frieden machen müßte. Gesagt, gethan! Karl fuhr selbst mit einem ausgesuchten Heere über den Sund. Schon standen die Dänen am Ufer, um ihn zurückzutreiben. Aber ungeachtet des Kugelregens sprang er aus dem Schiffe ins Wasser, welches ihm bis an die Arme reichte, den Degen in der Hand, und so stürmte er gegen die Dänen an, hinter sich seine Soldaten, welche die Gewehre hoch über dem Wasser emporhielten. Als die Kugeln um ihn herumflogen, fragte er seine Begleiter, was das für ein Pfeifen wäre. „Sire! das sind die Flintenkugeln." — „So?" sagte Karl, „das soll künftig meine Lieblingsmusik sein!" — Die Feinde verloren den Muth, solchen Feinden zu widerstehen, und warfen sich in die Flucht. Nun ging es rasch auf Kopenhagen zu. Karl hielt die schönste Mannszucht; jedes Plündern war bei Todesstrafe verboten. Dafür aber nahmen ihn die braven seeländischen Bauern freundlich auf. „Gott segne Ew. Majestät," sprachen sie; „wir wissen wohl, daß Ihr uns kein Leid thun werdet; Ihr seid ja der frommen Ulrike Sohn." *) Wie schön, wenn der Segen unserer Eltern auf uns ruht! — Und als Karl nachher wieder zurückkehrte, sagten ihm die ehrlichen Leute mit Thränen Lebewohl. Der König Friedrich aber war über die plötzliche Erscheinung der Schweden so bestürzt, daß er gleich demüthig um Frieden (in Travendal in Holstein) bat. Karl gewährte ihn gern; denn er hatte mehr zu thun. Das geschah 1700.

Nun ging es rasch wieder zu Schiffe. Karl fuhr über die Ostsee nach Liefland, landete und eilte der Stadt Narwa zu Hülfe, die von den Russen belagert wurde. Hier kam es zu einer Schlacht, 8000 Schweden gegen fast 80,000 Russen, die sich noch obendrein verschanzt hatten. Aber der Wind trieb die fallenden Schneeflocken den Russen gerade ins Gesicht, und dies machte es den Schweden möglich, unbemerkt sich zu nähern. In einer Viertelstunde war die Schlacht entschieden und die Russen

*) Seine Mutter war eine dänische Prinzessin, Schwester des Königs von Dänemark.

in voller Flucht nach einer einzigen Brücke. Endlich brach diese ein und Alle, die auf ihr waren, stürzten mit Angstgeschrei zum unfehlbaren Tode hinab. Den Nachgebliebenen war nun jeder Weg der Rettung verschlossen; sie vertheidigten sich hinter einer Reihe von Wagen. Dies Schießen hörte Karl am andern Ende des Schlachtfeldes. Er jagte herbei. Unterwegs hielt ein Morast ihn auf; er wollte durchsetzen, sein Pferd fiel aber so tief hinein, daß er nur mit Hülfe eines herzueilenden Knechtes herausgezogen werden konnte. Einen Stiefel und seinen Degen mußte er im Stiche lassen. Nur mit Einem Stiefel warf er sich auf ein anderes Pferd und jagte fort, und nun wurden die Russen bald unterworfen. Peter selbst war nicht dabei gewesen; denn ein großer Feldherr war er nicht. Als ihm die Niederlage gemeldet wurde, sagte er ruhig: „Ich weiß wohl, die Schweden werden uns noch manchmal schlagen; aber wir lernen durch sie. Die Zeit wird kommen, wo wir über sie siegen werden." Und in sein Tagebuch schrieb er: „Da wir dieses Unglück, oder vielmehr dies Glück erlebt hatten, machte uns die Noth emsig, arbeitsam und erfahren." Ein schöner, eines großen Fürsten würdiger Gedanke, das Unglück so zu benutzen, daß es zum Glück werde!

Jetzt ging es gegen den dritten Feind, gegen August II., und Karl erklärte laut, er wollte nicht eher ruhen, bis er ihn abgesetzt hätte und einen andern König von Polen sähe. August hatte nicht erwartet, daß Karl ihm so geschwind über den Hals kommen würde; denn sonst pflegte man nur im Sommer Krieg zu führen und im Winter zu ruhen. Karl aber war gegen alle Witterung abgehärtet; nicht einmal einen Pelz pflegte er im Winter zu tragen. In seiner Verlegenheit schickte August die Gräfin von Königsmark*), eine Frau von ausgezeichneter Schönheit, die bei August viel galt, an Karl ab. Sie sollte unter dem Vorwande, sich für einen Verwandten zu verwenden, bei ihm Audienz suchen und ihn dann überreden, mit August Frieden zu machen. Aber darin hatte sich dieser verrechnet. Karl konnte die Frauen nicht leiden, ist auch nie verheirathet gewesen,

---

*) S. mein Lehrbuch der Geographie für Töchterschulen, 3. Ausg., Th. 1, wo mehr über sie gesagt ist.

und sobald er hörte, die Gräfin sei gekommen, ihn zu sprechen, wandte er sich unwillig ab und mochte sie nicht einmal sehen. Eine Frau, die sich in Männergeschäfte mischt, war ihm vollends ein Greuel. Ebenso fruchtlos waren andere Gesandtschaften. Karl wollte diesen seinen Feind, den er mehr haßte als die andern, durchaus verderben, erreichte ihn auch bald, schlug ihn (1702) bei Klissow im südlichen Polen, nahm ihm fast ganz Polen ab und zwang die Einwohner, so sehr sie auch widerstrebten, einen andern König zu wählen. Dies war Stanislaus Lesczinski, ein Mann von schönem Wuchs und bescheidenen Sitten, erst 27 Jahre alt (gestorben in Nancy 1766). August war nach Sachsen geflohen; dies Land gehörte ihm auch. Aber auch selbst da suchte ihn Karl auf. Sein Marsch ging durch Schlesien. Bei Steinau ritt er, ohne die Vollendung der Brücke zu erwarten, durch die Oder, so stark sie auch fluthete, und wurde am andern Ufer von einer Menge gemeiner Leute umringt, die ihn flehentlich baten, sich doch ihrer gegen ihre katholischen Mitbürger anzunehmen. Die evangelischen Schlesier wurden damals, trotz der Versicherung des Kaisers bei dem Westphälischen Frieden, auf alle Weise von den Katholiken bedrückt. Ein alter, grauköpfiger Schuhmacher drängte sich vor Allen heran, faßte dem Pferde in die Zügel und sagte: „Gnädigster Herr! Gott sei und bleibe mit Ihnen. Aber lassen Sie sich doch durch unsere Thränen erweichen und denken Sie nicht allein an sich selbst, sondern auch an uns arme Leute und an unsern unterdrückten Glauben im Lande.“ Der König sagte wohl zehnmal: „Ja! ja!“ Aber der Schuster ließ ihn nicht eher los, bis er ihm die Hand darauf gab. Karl hielt auch sein Wort. Er brachte es beim Kaiser Joseph dahin, daß dieser der Obrigkeit Befehl gab: es sollten den Protestanten in Schlesien alle seit dem Westphälischen Frieden abgenommene Kirchen zurückgegeben, ihnen keine Kinder mehr geraubt werden, um sie katholisch zu erziehen, und den Gemeinden in Schweidnitz, Jauer und Glogau erlaubt sein, bei den Gnadenkirchen mehrere Geistliche anzustellen; Alles Dinge, die, wie man glauben sollte, sich von selbst verstanden und doch den armen Protestanten verweigert worden waren.

Karl brach nun (1706) in Sachsen ein und ließ bekannt machen, daß Jeder ruhig in seiner Heimath bleiben könne; Nie-

mandem solle etwas geschehen. So rückte er bis Altranstädt vor, einem Orte nicht weit von Lützen. Gleich den folgenden Tag ritt er nach dieser Stadt, um das Schlachtfeld zu besehen, wo sein großer Ahnherr vor 74 Jahren so ruhmvoll gefallen war. Mit Rührung betrachtete er die Stelle, wo ihn der Tod ereilt hatte, und sprach: „Wir haben allezeit gesucht, so wie König Gustav Adolph zu leben; vielleicht thut uns Gott die Gnade, und läßt uns auch auf die Art, wie ihn, sterben.“ Ob sein Wunsch erfüllt sei, wird die Folge lehren. — Dann wurde den schwedischen Soldaten vorgeschrieben, wie sie sich gegen die Einwohner zu verhalten hätten. Was sie verlangten, sollten sie baar bezahlen und sich aller Mißhandlungen, bei Todesstrafe, gänzlich enthalten. Auf diese Befehle wurde auch streng gehalten. In einem Dorfe nahmen zwei Soldaten vom Leibregimente einem Bauer eine Schale mit dicker Milch und schlugen den Jungen, der sie daran hindern wollte. Karl ritt gerade vorbei und hörte den Lärm, erkundigte sich nach der Ursache und ließ Beide loosen, wer von ihnen sterben sollte. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen. — Einige Tage darauf hatte ein Dragoner wider Willen seines Wirthes ein Huhn geschlachtet. Auf die Klage des Bauern wurde der Schuldige augenblicklich gehenkt. Solche strenge Gerechtigkeit hielt die Soldaten in Ordnung, und die Sachsen, denen die Großeltern die entsetzlichen Greuelthaten der Wallensteiner erzählt und die jetzt Aehnliches gefürchtet hatten, konnten sich gar nicht darein finden, den Feind im Lande zu haben und doch ruhiger als im Frieden zu leben. *) — August übrigens verlor nun ganz den Muth und eilte, mit Karl Frieden (Friede von Altranstädt 1706) abzuschließen, und da dieser darauf bestand, daß August der polnischen Krone entsagen müßte, so that er es mit schwerem Herzen. Dann stattete August dem Könige von Schweden einen Besuch ab und Beide sprachen mit-

*) Woher mochte wohl der große Contrast kommen zwischen einem schwedischen Lager und einem Lager Wallenstein's, Tilly's und Consorten? — Nur allein daher, daß die schwedischen gekrönten Feldherren Religion im Herzen hatten und durch tägliche Morgen- und Abendbetstunden den Gedanken an den allgegenwärtigen Gott auch unter den Soldaten nicht erlöschen ließen. Auch im Kriegslager also zeigte sich der große Segen eines von den Gefühlen der Religion bewegten Gemüthes.

einander als die besten Freunde. Recht so! nach der Versöhnung müssen die vergangenen Beleidigungen vergessen werden. Auch erhielt Karl hier einen Besuch vom Herzoge von Marlborough. Wie mochten Beide sich freuen, einander kennen zu lernen! Von Beider Ruhm war Europa voll. Hier sahen sie sich zum ersten und zum letzten Male.

Erst nach einem Jahre ging Karl aus Sachsen zurück. Als er wieder durch Schlesien kam, drängten sich die evangelischen Schlesier von allen Seiten herzu, ihn zu sehen. Das Landvolk fiel auf die Knie nieder und dankte ihm mit Thränen für die Religionsfreiheit, die er ihnen verschafft hatte, und die Betstunden, die er täglich zwei- bis dreimal halten ließ, wirkten oft auf die Gemüther selbst der Kinder, so daß man noch geraume Zeit nachher bis nach Oberschlesien hinein Kinder von 5—14 Jahren Morgens und Abends sich auf dem Felde versammeln sah, um gemeinsam Lieder anzustimmen. Was nicht ein gutes Beispiel thut!

Einen Feind hatte nun Karl noch, den Czar Peter. Gegen ihn machte er sich auf und beschloß, ihm in Moskau einen Besuch zu machen. Peter hatte indessen, während Karl in Polen und Sachsen umhergezogen war, von den Ländern am finnischen Meerbusen Besitz genommen. Es war längst sein sehnlicher Wunsch gewesen, einen Punkt an diesem Meere zu haben, um auf der Ostsee seine Flotten schwimmen zu sehen. Kaum war daher die schwedische Armee bei ihm vorbeigefluthet, so machte er sich gleich darüber her, oben in Ingermannland eine neue Stadt zu bauen. St. Petersburg wurde sie genannt und sollte die Hauptstadt seines Reiches werden. Wenn Peter einmal etwas unternahm, dann wurde es auch mit allem Eifer betrieben, und so wurden auch jetzt viele Tausend Bauern, wovon manche 2—300 Meilen weit her waren, zusammengetrieben und mußten graben und schanzen. Aber zum Unglück war weder für hinlängliche Lebensmittel, noch für Handwerkszeug gesorgt. Da fehlte es an Schaufeln, Hacken und Bretern, und Schubkarren kannten die Russen noch gar nicht einmal. Zwanzigtausend mußten täglich arbeiten und die Erde in den Schößen ihrer Röcke herbeitragen. Welche Arbeit! Viele Tausend Menschen gingen dabei zu Grunde. Dennoch machte der Bau reißende Fortschritte.

Nachdem binnen vier Monaten die Wälle und Gräben vollendet waren, ging es an den Häuserbau. Freilich waren es nur hölzerne Hütten; aber wer sollte darin wohnen? — Da ließ sich Fürst Menschikow hier nieder und schon seine vielen Hofbedienten nahmen viele Häuser ein. Auch blieben manche der Arbeiter, die sehr weit zu Hause hatten, lieber gleich hier und bauten sich an. Zufällig kam ein holländisches Schiff mit reicher Ladung an. Peter war darüber so erfreut, daß er ihm entgegenfuhr und es selbst in den Hafen lootsete. Dann gab er dem Schiffer ein Gastmahl. Wie wunderte sich der Mann, als er hörte, der mit am Tische saß und den er bisher für einen Lootsen gehalten hatte, sei der Czar! Wie geschwind flog seine Mütze vom Kopfe herunter! Peter kaufte ihm einen großen Theil seiner Ladung ab; bald war das Schiff leer und der Schiffer wurde obendrein reich beschenkt entlassen. Vergnügt kam er nach Holland zurück und bald mehrten sich die Schiffe im Hafen von Petersburg, die alle ebenso freundlich aufgenommen wurden. Das lockte wieder viele Kaufleute hin und so wurde die Stadt immer größer. Freilich mußten sich auch viele russische Große da niederlassen, weil der Czar es so haben wollte. Das geschah 1703.

Ein recht schöner Zug muß noch hier von Peter erzählt werden, ein Gegenstück zu Tilly's Betragen in Magdeburg. Die Stadt Narwa in Esthland, dieselbe, wo Karl die große Schlacht gewonnen hatte, wurde vom Czar wieder belagert. Sie war schwach; aber der schwedische Commandant wollte sie durchaus nicht übergeben. Da ließ Peter zur Mittagszeit, als die Schweden tafelten, stürmen und gewann die Festung. Vorher aber hatte er streng verboten, die Einwohner auszuplündern oder zu mißhandeln. Daher ritt er in den Straßen selbst umher und sah auf Ordnung. Aber die Russen waren rohe Menschen und es fielen doch viele Gewaltthätigkeiten vor. Er strafte die Uebelthäter streng und stieß Viele mit eigener Hand nieder, die er über dem Plündern ertappte. Dann ließ er den schwedischen Commandanten vor sich führen. „Du bist," sprach er zornig und gab ihm einen Backenstreich, „allein schuld an dem vergossenen Blute. Hülflos, wie du warst, hättest du dich längst ergeben sollen. Sieh diesen Degen! Er ist roth, nicht vom Schwedenblute, vom Russenblute ist er roth. Deine unbesonnene

Hartnäckigkeit gab die armen Einwohner dem Verderben preis. Ich habe den Ausschweifungen meiner Soldaten gewehrt und die Einwohner gerettet, so weit ichs vermocht." Und Peter war nur ein roher Russe; aber er hatte Religion im Herzen.

Nun wieder zu Karl. Mitten im Winter zog er unter den unsäglichsten Beschwerden durch Polen und Lithauen, Länder, durch die man selbst im Sommer ungern reist. Dazu kam, daß die Russen nicht Stand hielten, sondern beim Rückzuge ihre eigenen Dörfer verbrannten und das ganze Land vollends zur Wüste machten. Dennoch ging Karl immer vorwärts, und Jedermann glaubte, er würde nach Moskau vordringen. Plötzlich aber wandte er sich südlich und senkte sich in die weiten Steppen der Ukraine hinab. Hiermit ging Karl's Unglücksstern auf. Die Ursache dieses Entschlusses war, daß der alte 70jährige Kosackenhetman Mazeppa *) ihm vorspiegelte, in der Ukraine, wo damals die Kosacken wohnten, wären Lebensmittel, an denen es jetzt den Schweden so sehr fehlte, in Ueberfluß und seine Kosacken bereit, mit den Schweden gemeinschaftliche Sache zu machen. Das war aber nicht wahr. Mazeppa war ein ehrgeiziger Mann und hoffte sich durch die Hülfe der Schweden zum unabhängigen Herrn zu machen. Karl, den alles Ungewöhnliche schnell einnahm, folgte seinem Rathe und führte dadurch namenloses Elend für sich und sein Heer herbei.

In der Ukraine fand Karl Alles anders, als er es sich gedacht hatte. Ueberall war drückender Mangel an Lebensmitteln. Die Kosacken weigerten sich, zu den Schweden überzugehen und blieben den Russen treu; nur wenige folgten dem treulosen Mazeppa. Karl hatte einen seiner besten Generale, Löwenhaupt, befehligt, ihm einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Pulver aus Curland zuzuführen; endlich kam er auch bei ihm an; aber — die Vorräthe hatten ihm der Czar und Menschikow unterwegs am Dnepr abgenommen und ihm in einer blutigen

---

*) Gelegenheitlich machen wir auf Lord Byron's schönes Gedicht „Mazeppa" aufmerksam, in welchem geschildert wird, wie Mazeppa in seiner Jugend von einem rachsüchtigen Edelmanne auf ein wildes Roß gebunden, zwei Tage lang so umhergetragen und endlich wie durch ein Wunder gerettet sei.

Schlacht Tausende von Soldaten verwundet und getödtet, und die paar Tausend, die er mitbrachte, vermehrten nur die Zahl der Hungernden. Nun fiel noch gar der Winter ein, und zwar mit solcher Strenge, wie man erlebt zu haben sich nicht erinnerte. Tausende erkrankten und starben. Was sollten die armen Schweden, entblößt von aller Bequemlichkeit, nun anfangen? Die Generale riethen, schnell umzukehren und sich durchzuschlagen. Aber dazu war der eigensinnige Karl nicht zu bewegen; das sähe ja einer Flucht ähnlich, meinte er; er könne nur vorwärts gehen. So kam man zur Stadt Poltáwa und belagerte sie. Schon war die russische Besatzung bis aufs äußerste gebracht, da rückte Peter schnell heran, um durch eine Schlacht die Entscheidung herbeizuführen. Alles deutete darauf hin, daß die Schweden verlieren würden. Die Russen zählten an 80,000 Mann, die Schweden kaum 20,000. Dazu kam, daß Karl einige Tage vor der Schlacht einen Schuß in den Fuß erhielt, der ihm einige Zehen zerschmetterte und er also nicht reiten, daher auch selbst nicht befehligen konnte.

Am 8. Juli 1709 begann die verhängnißvolle Schlacht. Karl war selbst zugegen. Er saß auf einer Sänfte, die von zwei Pferden getragen wurde, und sein Adlerblick schweifte auf dem ganzen Schlachtfelde umher. So ging es in den dicksten Kugelregen! Plötzlich stürzte das eine Pferd, von einer Kugel getroffen, zu Boden und die ihn begleitenden Gardisten mußten ihn nun weiter tragen. Aber auch dies dauerte nicht lange. Eine Stückkugel zerschmetterte die eine Stange seines Tragbettes und er mußte sich nun mit seinem dickumwundenen Fuße zu Pferde setzen. Auch Czar Peter schonte sich nicht: eine Kugel war ihm durch den Hut gegangen, eine andere hatte ihm seinen Sattelknopf zerschmettert. Aber reiche Entschädigung erhielt er durch den herrlichen Sieg, den er erfocht. Ein schwedisches Regiment nach dem andern mußte sich ergeben und endlich begann eine allgemeine Flucht. Karl selbst warf sich mit Mazeppa in einen Wagen und eilte davon. Peter behandelte die gefangenen Generale mit großer Achtung. Sie mußten an seiner Tafel mit ihm speisen, und als ein russischer Officier von Karl verächtlich sprach, warf er ihm einen ernsten Blick zu und sagte: „Bin ich nicht auch ein König, und wer bürgte mir dafür, daß nicht Karl's Schicksal das meinige wurde?“

Mit dem Ueberreste seines Heeres kam Karl am folgenden Tage an den Dnepr. Mit Mühe überredete ihn Löwenhaupt, sich schleunig hinüber zu retten, und kaum war er auch mit nur 169 Mann, meist Officieren, nicht ohne Gefahr drüben, so erschienen die Russen und nahmen vor seinen Augen Löwenhaupt mit fast dem ganzen schwedischen Heere gefangen. Was nun zu thun? — Zurück konnte und wollte Karl nicht. Da beschloß er denn, nach der Türkei zu gehen. Ein sonderbarer Entschluß! Aber gerade das Sonderbare zog ihn an. Er fand zwischen dem Dnepr und Bog eine ungeheuere Einöde, mit Gras und niedrigem Gesträuch bewachsen, weit und breit keine Spur von Menschen, nicht einmal ein Fußsteig zu sehen. In tiefer Stille setzten die Schweden ihren Weg fort. Jeder war mit der Vergangenheit und Zukunft beschäftigt. Dabei war nichts zu essen da. Die Kosacken jagten sich Rebhühner und wilde Schafe, die Schweden aßen bittere Mandeln und wilde Kirschen, und tranken Wasser aus einem faulen Moraste dazu. Nach zwei Tagen erreichte man den Bog. Jenseits fing das türkische Reich an. Karl sandte einen General hinüber, dem nächsten Pascha in Oczakow seine Ankunft zu melden. Dieser aber wollte erst in Constantinopel anfragen; bis dahin wären alle Schweden verhungert, oder von den nacheilenden Russen gefangen worden. Zum Glück brachten Kaufleute Lebensmittel ins Lager und viele Schweden drängten sich mit Gewalt über den Fluß. Die übrigen wurden richtig von den Russen gefangen. Indessen hatte der Pascha von Bender, Jussuf Pascha, der von des Königs Thaten ganz bezaubert war, seine Annäherung erfahren, schickte ihm gleich Boten entgegen und bereitete ihm einen glänzenden Empfang. Zum Glück für Karl war der damalige Sultan, Achmet III., ein großmüthiger Mann, der sogleich Befehl ertheilte, für die Schweden bei der Stadt Bender ein Lager zu errichten, und sie unter seinen Schutz nahm.

Hier im Lager traf Karl die Nachricht, daß seine um ein Jahr ältere geliebte Schwester, Witwe des Herzogs von Holstein, der in der Schlacht bei Klissow gefallen war, gestorben sei. Man hatte ihm, um ihn zu schonen, diesen Verlust lange verschwiegen, bis er ihn durch Zufall erfuhr. „Ach, meine Schwester!" rief er aus: „Ach, meine Schwester!" Ein Augenzeuge

sagt: „Wie sehr ihm diese Nachricht zu Herzen ging, ist kaum zu beschreiben. Jedermann hatte geglaubt, sein Heldenleben hätte alle seine Gefühle abgestumpft, da er weder Zorn, noch Begierde, noch Freude, noch Sorge zu äußern pflegte und selbst über seine Wunde und über das Unglück bei Poltáwa nicht die geringste Gemüthsverstimmung zeigte; aber dieser Verlust rührte sein Herz so sehr, daß Augen, Hände und Sprache die tiefste Traurigkeit verriethen und er lange in diesem Zustande blieb." An seine jüngere Schwester schrieb er bald darauf: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester sich bei fester Gesundheit befinden möge. Unser Herr erhalte sie ferner und mache mich einst so glücklich, sie noch einmal zu sehen. Diese Hoffnung macht mir das Leben noch einigermaßen werth, seit ich die Betrübniß erduldet habe, die ich nicht zu überleben glaubte. Denn mit frohem Muthe würde ich Alles ertragen haben, wenn ich nur so glücklich gewesen wäre, von uns drei Geschwistern der Erste zu sein, der sein ihm abgestecktes Ziel erreicht hätte. Nun hoffe ich wenigstens nicht so unglücklich zu sein, der Letzte von uns zu werden."

Bis so weit war nun Karl gekommen; aber was sollte nun weiter geschehen? — Ohne Heer sich durch Polen oder Deutschland nach Schweden zurückzuschleichen, war für den stolzen Mann ein entsetzlicher Gedanke. „Wie?" dachte er, „wenn du den Sultan zu einem Kriege gegen Rußland bewegen könntest?" — Und nun bot er Alles dazu auf. Anfangs hatte Achmet keine Ohren dafür; aber Karl brachte es dahin, daß zwei Veziere, die vom Kriege abriethen, abgesetzt wurden, und selbst die Mutter des Sultans wurde bestochen. „Wann willst du," fragte sie ihren Sohn, „endlich meinem Löwen beistehen, daß er den Czar verschlinge?" — Achmet ernannte einen neuen Großvezier, Baltadschi Mehemet, und befahl ihm: „Führe das Heer gegen die Russen!" „Gut," sagte Mehemet, mein Schwert in der einen und den König an der andern Hand, will ich ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau führen!" — Wie froh war Karl; im Geiste sah er sich schon in Moskau, und beinahe wäre es auch so weit gekommen.

Czar Peter hatte indessen in Moskau einen herrlichen Triumph gehalten. Durch sieben Triumphpforten zog er ein. Hinter ihm her

wurden nicht nur die gemeinen schwedischen Gefangenen, sondern selbst die berühmten Generale Karl's geführt, ein großer Verstoß gegen das Zartgefühl, mit dem man jeden Unglücklichen behandeln muß *). Auch sah man unter der Beute den zerschossenen Tragsessel Karl's, das redendste Bild der gebrechlichen Heldengröße und der zertrümmerten Schwedenmacht **). Nun brach er selbst mit dem Heere auf und nahm seine Frau, **Katharina I.** oder **Kathinka**, mit sich. Von dieser berühmten Frau hier nur Einiges. Ihr Vater war ein lithauischer Bauer und sie also eine Leibeigene. Da die Eltern ihr früh starben, so nahm

*) Ein Augenzeuge erzählt: „Am dritten Tage nach unserer Ankunft in Moskau war der Triumphzug mit allen schwedischen Gefangenen. Der Marsch ging durch einige Triumphbogen, welche verziert waren mit anspielenden Bildern und Devisen zur Ehre der Sieger und zur Verhöhnung der Besiegten. Unter Anderm sah man einen Löwen, der, gefesselt an seinen vier Füßen mit eisernen Ketten, von einem Russen geführt wurde. Diese Zeichnung fand den vorzüglichsten Beifall bei den Russen, und unter ihnen auch bei einem Holländer, der einen schwedischen Lieutenant höhnisch fragte, ob er wohl sähe, wie die Russen dem schwedischen Löwen mitgespielt hätten, und was er davon dächte? — «Das sehe ich freilich,» erwiederte der Schwede; «aber das freut mich doch, daß das königliche Thier wenigstens noch Etwas frei und ungefesselt hat.» — Neugierig fragte der Holländer, was Das denn wäre, und erhielt zur Antwort: «Der Schwanz, mit welchem er die Russen noch auf den Mund schlagen kann,» worauf ihn der Holländer beschämt verließ."

Die armen Gefangenen wurden nach Sibirien, nach Tobolsk und andern Orten geführt und mußten durch Handarbeiten und Künste ihr Leben fristen. Nach dem Frieden wurden sie zwar losgelassen, aber von 20,000 waren kaum noch 600 übrig.

**) Um jene Zeit erhielt Peter eine wichtige Erinnerung an seine Jugendzeit und zeigte zugleich sein herrliches Gedächtniß. Er musterte einige Hundert neuangekommene Matrosen. Plötzlich sprang er beim Anblicke des einen einige Schritte vor Entsetzen zurück und befahl, den Menschen zu greifen. Dieser sank auf seine Knie nieder und schrie: „Gnade! Gnade! ja, ich bin des Todes schuldig!" Alle sahen sich voll Erstaunen an. „Bist du nicht," rief Peter, „der Strjelitz, der mir, als ich ein Knabe war, vor dem Altare das Mordmesser in die Kehle stoßen wollte?" — Der Matrose gestand Alles und erzählte, wie er bisher in Sibirien gelebt, wie ihn aber sein Gewissen wieder hierher getrieben habe. Peter wurde durch das Geständniß gerührt und schenkte ihm das Leben, befahl aber, daß er sich nie wieder vor ihm blicken lassen sollte.

der Küster des Dorfs sie zu sich. Hier sah sie der Propst Gluck bei einer Durchreise und nahm sie aus Mitleiden zu sich ins Haus, wo sie die Kinder anziehen und die Zimmer reinigen mußte. Hier blieb sie bis ins 18. Jahr; da sie aber blutarm war, so nahm sie die Hand eines schwedischen Dragoners an, der sie heirathete. Einige Tage darauf mußte Johann, so hieß ihr Mann, schon fort zum Heere, und als die Russen das Schloß Marienburg einnahmen, wurde sie mit den übrigen Einwohnern als Sklavin fortgeführt und fiel dem General Scheremetjew zu, der sie an Menschikow abtreten mußte. Als einst Czar Peter bei ihm speiste und Kathinka mit Tischgeräthen durch das Zimmer ging, fiel ihre Schönheit ihm so auf, daß er sie gleich zu sich nahm. Er ließ ihr anständige Kleidung machen, gab ihr Dienerschaft und sorgte für ihre Ausbildung. Weniger durch ihre Schönheit als durch ihr sehr einnehmendes, sanftes Betragen wußte sie sich sein ganzes Vertrauen zu verschaffen, bis er sie endlich gar zu seiner Gemahlin erhob *). Sie begleitete ihn auch jetzt in den Krieg. — Die Russen fielen unter Scheremetjew in die Moldau ein und zogen längs dem Pruth hinab. Plötzlich sahen sie sich beim Dorfe Falczin von allen Seiten von ungeheuern Schwärmen von Türken und Tataren eingeschlossen. Sie konnten weder vor- noch rückwärts und alle Lebensmittel waren ausgegangen. Der Großvezier vernichtete in einer dreitägigen Schlacht 40,000 Russen. Peter sah den Augenblick sich nähern, wo er mit allen den Seinigen verhungern oder sich den Feinden ergeben müßte. Er schrieb an den russischen Senat einen Brief, in welchem er seine Lage schilderte und gestand, daß er ohne besondere göttliche Hülfe nichts erwarten könne als den Tod oder Gefangenschaft. Aber der Mensch muß nie verzweifeln. Strengt

*) Der alte Gluck war damals schon todt, aber seine Witwe und deren Kinder lebten in Moskau in Armuth. Kathinka ließ sie gleich nach Petersburg kommen, machte den Sohn zum Kammerjunker, die eine Tochter zur Ehrendame und verheirathete die beiden andern an Officiere, und als der ehemalige Hauslehrer des Gluck'schen Hauses sich ihr einst vorstellen ließ, erkannte sie ihn gleich, nahm ihn sehr freundlich auf und setzte ihm eine Pension aus. Ihren ersten Mann sah sie nie wieder; er wurde wenige Jahre nach ihrer Trennung im Kriege erschossen. Peter hatte seine erste Frau, Eudoxia Lapuchin, schon neun Jahre vorher verstoßen und ins Kloster geschickt.

er seinen Verstand im Unglück an, so zeigt ihm auch Gott gewiß einen Ausweg. So auch hier. Peter schloß sich mißmuthig in sein Zelt ein; kaum Kathinka wagte vor ihm zu erscheinen, so übellaunig war er. Da half ihm — seine Kathinka. Sie wußte, wie leicht die türkischen Großen sich bestechen lassen, und schickte einen Friedensboten an den Großvezier mit ihrem Juwelenkästchen und einer guten Summe Geldes ab. Das wirkte. Die Augen Mehemet's wurden von den glänzenden Steinen so geblendet, daß er die hoffnungslose Lage der Russen nicht mehr sah — und mit Peter so schnell einen Frieden schloß, daß Karl ihn nicht mehr zu hindern im Stande war. Auf die erste Nachricht davon warf sich Karl auf sein Pferd, jagte 15 Meilen weit in Einem Ritt bis ins türkische Lager und bot Himmel und Hölle auf, den Vezier zu bewegen, daß er den Frieden bräche. „Vertraue mir,“ sprach er, „20,000 deiner Janitscharen, und ich liefere dir den Czar noch in deine Hände.“ — Aber Mehemet blieb dabei: „Der Friede ist geschlossen und er muß bestehen.“ — Wüthend vor Zorn verließ Karl ohne Abschied das Zelt des Veziers und verklagte ihn beim Sultan. Dieser setzte ihn ab und verwies ihn; im folgenden Jahre schon starb er. Was hatte er nun von seiner Treulosigkeit? Der Friede mit Rußland wurde nicht umgestoßen.

Keiner hatte sich mehr über Karl's Niederlage bei Poltáwa gefreut als — August II. Auf die erste Nachricht davon erklärte er den mit Karl in Altranstädt geschlossenen Frieden für erzwungen, kehrte nach Polen zurück, verband sich wieder mit dem Czaren und verjagte bald seinen Gegner Stanislaus Lesczinsky vom polnischen Throne. Auch Friedrich IV. von Dänemark erklärte den Schweden wieder den Krieg. Alle Drei fielen nun über die schwedischen Provinzen her, und wären die braven Schweden nicht so tapfer gewesen, so hätte Karl jetzt sein ganzes Land verloren. Karl saß indessen ruhig in seinem Lager bei Bender und entwarf Riesenplane, von denen kein einziger ausgeführt wurde. Vergebens ließ der Reichsrath ihn bitten, zurückzukommen. Karl antwortete: „Wenn der Reichsrath eines Präsidenten bedarf, so werde ich ihm einen meiner Stiefeln schicken.“ Seine Lage wurde von Tage zu Tage schwieriger. Zu seinen drei Feinden gesellten sich noch drei: Preußen, England

und Holland. Alle seine Mühe, den Sultan zu einem neuen Kriege gegen Rußland zu bewegen, war vergeblich. Dagegen widerstand Achmet allen Aufforderungen des Czars, ihn auszuliefern. Endlich bot Peter fünf Millionen für den König. Aber Achmet antwortete: Peter sei durch nichts in der Welt im Stande, ihn zu einem so großen Verbrechen gegen die Gastfreundschaft zu bewegen; ein türkischer Kaiser habe eine noblere Seele. Zuletzt aber ließ Achmet Karl'n geradezu merken, sein langer Aufenthalt sei ihm lästig, er möge doch endlich an die Abreise denken. Aber Karl war so erbittert auf ihn, daß er alle ihm erwiesene Gastfreundschaft vergaß und gerade ihm zum Aerger bleiben wollte. Endlich drohte man ihm mit Gewalt, und da Karl immer hartnäckiger wurde und sich mit seiner Handvoll Schweden — es waren jetzt 196 Mann — in Vertheidigungsstand setzte, so befahl der Sultan dem Jussuff Pascha, sich Karl's todt oder lebendig zu bemächtigen. Mit Thränen in den Augen zog der Pascha die Janitscharen zusammen. Die Kanonen donnerten; seine Verschanzungen wurden erstiegen. Da beschloß Karl, sich in seinem hölzernen Hause bis aufs äußerste zu vertheidigen. Er hieb sich durch 40 Janitscharen, die ihn umringten, bis zur Hausthüre durch. Hier raffte er einige Soldaten, Officiere und Knechte, 50 an der Zahl, zusammen, trieb die Janitscharen, die sein Haus schon plünderten, heraus und verrammelte es. Er wehrte sich sieben Stunden lang. Eine Menge todter und verwundeter Türken lagen schon umher. Da gelang es den Janitscharen endlich, das Dach in Brand zu setzen. Nun erst, als schon die brennenden Sparren auf den König herabfielen, entschloß er sich, das Haus zu verlassen. In der einen Hand ein Pistol, in der andern den Degen, brach er heraus, um sich nach einem benachbarten Hause zu flüchten, verwickelte sich aber mit den Sporen und fiel zu Boden. Schnell sprangen die Türken herzu und ergriffen ihn. Man brachte ihn nun nach einer andern türkischen Stadt (Demotika), wo er kürzer gehalten wurde. Dennoch blieb er noch über anderthalb Jahr. Endlich — endlich, nachdem er über fünf Jahre in der Türkei gewesen war, erklärte er, er wolle abreisen. Der Sultan benahm sich, trotz Karl's Ungezogenheit, sehr edel. Er machte ihm noch zum Abschiede große Geschenke und ließ ihn mit allen seinen Leuten bis an

die Grenze auf seine Kosten bringen. Karl that, als wenn das Alles so sein müßte. Der Zug ging durch Siebenbürgen und Ungarn. Karl'n aber selbst wurde bei der langsamen Reise bald die Zeit lang; er beschloß die Reise schneller und auf einem Umwege durch Deutschland zu machen, setzte sich mit dem Generaladjutant von Rosen und dem Oberstlieutenant Düring zu Pferde, ließ sich einen Paß geben, in welchem er sich für einen schwedischen Hauptmann Karl Frisch ausgab, machte sich durch eine große schwarze Perücke, einen Hut mit goldenen Tressen und einen braunen Reiserock unkenntlich, und nun ging die Reise mit seiner gewöhnlichen Ungeduld vorwärts. Er reiste über Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow und Stralsund. In 14 Tagen legte er 286 Meilen zurück, und Düring blieb einmal von den starken Ritten unterwegs für todt liegen, Rosen aber hatte schon in den ersten Tagen zurückbleiben müssen. Endlich langte Karl in der Nacht um 1 Uhr vor Stralsund an. Die Schildwache, ja selbst der wachthabende Officier wollten ihn nicht einlassen, weil es Nacht sei; aber er versicherte, sie wären Boten, die sehr dringende Briefe brächten, worauf der Commandant sie einzulassen befahl. Seine Füße waren von den starken Ritten so angeschwollen, daß er die Stiefeln mußte herunterschneiden lassen. Welche Freude war es nicht für die Einwohner, als sie am Morgen hörten, ihr König sei wieder da! und als er in der Stadt umherritt, jauchzte ihm Alles entgegen.

Nach dieser Zeit lebte Karl noch vier Jahre und schlug sich während der ganzen Zeit mit seinen Feinden herum, so daß er seit seinem 15. Jahre nicht zur Ruhe gekommen ist. Im Jahre 1718 unternahm er die Belagerung einer kleinen Festung auf der Grenze zwischen Norwegen und Schweden, Friedrichshall. Es war schon Ende Novembers; die Soldaten litten sehr von der Kälte; daher betrieb er die Belagerung mit vielem Eifer und sah täglich der Arbeit in den Laufgräben zu. Am 11. December, dem ersten Adventsonntage, wohnte er noch nach seiner Gewohnheit des Vor- und Nachmittags dem Gottesdienste bei. Am Abend ging er in Begleitung des Ingenieurs Megret und des Adjutanten Sickert, beide Franzosen, nach den Laufgräben, stützte sich mit beiden Armen auf die Brustwehr und sah dem Feuern

aus der Festung ruhig zu. Die beiden Officiere, die nicht weit davon standen, wunderten sich endlich, daß der König so lange bleibe, und glaubten schon, er sei eingeschlafen. Endlich gingen sie hin und fanden ihn — todt. Eine Kugel war ihm mitten durch den Kopf gegangen. Man hat behauptet, jene beiden Franzosen hätten ihn ermordet, und es ist wahr, daß Sickert vier Jahre darauf im Wahnsinne sich den Mörder des Königs nannte. Aber man glaubt ja doch sonst den Aussagen eines Wahnsinnigen nicht und der Verdacht ist keineswegs erwiesen. Daß seine Soldaten ihn aufrichtig betrauerten und mit zahllosen Thränen ihn zu Grabe trugen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Seine Unterthanen dagegen gewannen durch seinen Tod; denn bald darauf wurde Friede geschlossen, in welchem freilich die Schweden manche schöne Provinz abtreten mußten. Er war erst 36 Jahre alt.

Karl hatte großen Verstand, einen Muth, der an Verwegenheit grenzte, und einen so festen, eisernen Willen, daß vor ihm alle Hindernisse schwanden. Seine Haupttugenden waren Wohlwollen und Redlichkeit. Aber weil er gegen sich selbst streng war, so ließ er auch in seinen Forderungen an Andere nichts nach. Fand er Hindernisse und Schwierigkeiten, so verdoppelten sich nur seine Kräfte. Um überwunden zu werden, ließ er sich eher brechen als beugen. Dieser Eigensinn war sein Unglück. Er hatte ihn schon in seiner Jugend gezeigt, und fiel ihm da ein, zu behaupten, daß der Hofmaler eine Meerkatze sei, so war nichts im Stande, ihn davon abzubringen. Pferde zu bändigen und Bären zu jagen, war seine Hauptlust; einmal zwang er sein Pferd, mit ihm über einen Holzhaufen zu klettern. Sonst war er ein sehr achtungswerther Mensch, voll Gottesfurcht, frommer Ergebung, frohen und unerschütterlichen Muthes, strenger Gerechtigkeit und durchaus unbefleckten Wandels vor Gott und den Menschen. — Auch hatte er ein angenehmes Aeußere. Er war groß und schlank gewachsen, von gerader Haltung, bräunlicher Gesichtsfarbe und seine blauen Augen strahlten mit großer Lebendigkeit. Sein Anzug unterschied ihn leicht von Andern. Sein Rock war von blauem Tuche mit übergoldeten Messingknöpfen, seine Unterkleider strohgelb, seine Haare kurz abgeschnitten und in die Höhe gekämmt; die Stulpen seiner Handschuhe

reichten bis an die Ellenbogen. Seine Stiefeln gingen weit über die Knie hinauf und waren unten mit eisernen Sporen versehen. Um den Leib geschnallt trug er ein einfaches Degengehäng; der Degen selbst war sehr lang und mit vergoldetem Messinggriff. Seinen kleinen dreieckigen Hut trug er, sobald er vom Pferde gestiegen war, in der Hand. Er sprach wenig, aber mit Verstand und mit großer Bestimmtheit; auf sein Wort konnte man sich jederzeit verlassen *).

Nach Karl's XII. Tode eilte der neue König, Friedrich I., der mit Karl's Schwester vermählt und ein hessischer Prinz war, Schweden den ersehnten Frieden zu geben. An England (Georg I.) mußte er die Herzogthümer Bremen und Verden, an Preußen Vorpommern zwischen Oder und Peene und an Rußland Liev-land, Esthland und Ingermannland abtreten; allerdings große Verluste, an denen Karl's Unklugheit Schuld war.

106. Peter's des Großen letzte Regierungsjahre. — Katharina I. — Peter II. — Anna Iwanowna.

So lange der große Czar lebte, hörte er nicht auf, neue Einrichtungen zu machen, Mißbräuche abzuschaffen und an der Bildung seines Volks kräftig zu arbeiten. Um neue Ideen dazu zu sammeln, reiste er gern in andere Länder. Einmal zog er auch nach Pyrmont ins Bad. Der Graf von Waldeck bewirthete ihn auf seinem Schlosse ganz prächtig und fragte ihn zuletzt, wie ihn sein Schloß gefalle. „Recht gut!" antwortete Peter, „es hat nur einen großen Fehler: die Küche ist zu groß angelegt." — Was wollte wohl Peter damit sagen? — Im Jahre 1716 machte er eine größere Reise, auf der er auch sein geliebtes Holland wieder besuchte. Hier wurde er mit einer feierlichen Rede empfangen. Der Redner hatte in den pomphaftesten Ausdrücken gesprochen. „Ich danke Ihnen," antwortete Peter; „aber

*) Reinlichkeit war seine Sache nicht. Als er einmal in Schweden bei einem Superintendenten im Quartier lag, erschrak die Frau über seine schmutzige Wäsche. Sie legte ihm aus Gutmüthigkeit ein Dutzend feiner Hemden ihres Mannes in seinen Schlitten; er aber warf sie wieder heraus, indem er sprach, er wolle kein Gepäck. Er trank nur Wasser und war oft mit Commisbrot zufrieden.

ich habe Sie nicht verstanden. Mein Holländisch lernte ich beim Schiffbau in Saardam; doch diese Sprache lernte ich nicht." Auch jetzt strich er fleißig auf den Schiffswerften umher und besuchte alle Sehenswürdigkeiten. Stunden lang sah er den Malern in ihren Werkstätten zu. Dann reiste er nach Paris. Ludwig XIV. war kurz vorher gestorben. Sein Urenkel, Ludwig XV. (1715—74), ein siebenjähriges Kind, war jetzt König. Als dieser königliche Knabe Peter'n besuchte, nahm ihn dieser ohne Weiteres auf die Arme, küßte ihn und sprach: „Ich wünsche, Sire, daß Sie wohl aufwachsen und einst löblich regieren mögen! Vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich sein." Wie mochten die Franzosen über diese Verachtung aller Etiquette die Nasen rümpfen! — In Paris fand Peter's Wißbegierde noch mehr Nahrung als in Holland. Aus einer Anstalt eilte er zur andern, besuchte die Fabriken, die Gelehrten und Künstler, und machte bei den letztern große Bestellungen. Als er in die Kirche kam, in welcher der kluge Richelieu begraben lag, umarmte er dessen Bildsäule und rief: „Großer Mann, dir würde ich die Hälfte meiner Staaten gegeben haben, um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen." Seine Spazierfahrten führten ihn auch nach St. Cyr, wo Frau von Maintenon in Ruhe lebte. Sie war unpäßlich und verbat sich anfangs den Besuch. Aber Peter bestand darauf. „Ich muß," sagte er, „der Frau meine Hochachtung beweisen, die es so gut mit dem Könige und mit dem Reiche gemeint und, wenn sie gegen die Hugenotten sich ungerecht bewiesen, nur aus Einfalt und Aberglauben gefehlt hat." Er trat in ihr Zimmer, zog leise die Vorhänge ihres Bettes auf, setzte sich zu ihren Füßen aufs Bette und fragte nach ihrem Befinden. „Mein Alter ist meine Krankheit," antwortete sie mit schwacher Stimme. Peter sagte ihr, das Bewußtsein, die Wohlthäterin Frankreichs gewesen zu sein und der tägliche Anblick der Schaar von Mädchen, die ihr noch jetzt ihr Glück verdankten, müsse ihr jene Krankheit gewiß erleichtern. Höchst vergnügt kehrte Peter über Holland und Norddeutschland nach Rußland zurück.

Hier aber wartete seiner ein trauriges Geschäft: die Bestrafung seines einzigen Sohnes, Alexei. Dieser war der Sohn der ersten, verstoßenen Frau Peter's und schon deswegen dem Vater

verhaßt. Noch mehr wurde er es dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit zeigte, wie zuwider ihm die Verbesserungen seines Vaters wären. Die Geistlichen, unter denen er aufgewachsen war, hatten ihn früh schon gegen die Neuerungen Peter's eingenommen, und dieser sah nun mit Kummer voraus, daß einmal nach seinem Tode Rußland in die alte Barbarei zurückfallen würde. Vergebens hatte er dem Sohne ausländische Lehrer gegeben, vergebens ihn an die liebenswürdige Prinzessin von Braunschweig vermählt, vergebens ihn ein Jahr lang am Hofe seiner Schwiegereltern leben lassen. Eben weil ihm seine Frau aufgedrungen war, haßte Alexei sie, selbst nachdem sie ihm zwei liebe Kinder geboren hatte. Peter machte ihm über das schlechte Betragen gegen seine Frau bittere Vorwürfe; Alexei hörte sie mit verbissenem Grimme an, aber nur, um sie noch verächtlicher zu behandeln. Obgleich sie in Einem Hause wohnten, sahen sie sich doch kaum einmal in der Woche, und führte eine Gesellschaft sie zusammen, so ging er ihr mit Fleiß aus dem Wege. Die unglückliche Prinzessin fühlte sich nun ganz verlassen; Stunden lang saß sie weinend da und härmte sich so ab, daß sie endlich in eine tödtliche Krankheit fiel. Auf ihr Verlangen besuchte sie Peter. Sie dankte ihm für alle Güte, welche er und die Czarin ihr erwiesen hätten, segnete unter tausend Thränen ihre kleinen Kinder ein, die sie ihrem fühllosen Manne in die Arme gab, tröstete ihre weinenden Kammerfrauen und starb. Peter war tief erschüttert. Das Unglück, ein ungerathenes Kind zu haben, ergriff ihn mit seiner ganzen Gewalt. „Wenn ich meine Blicke in die Zukunft werfe," so sprach er zu ihm, „dann verdrängt der Kummer, der mir am Herzen nagt, die Freude über die bisherigen Erfolge. Und diesen Kummer erregst du, mein Sohn! Ich bin ein Mensch, bin sterblich. — Wem soll ich die Erhaltung des Gewonnenen, wem die Vollführung Dessen, was ich begonnen habe, vertrauen? Soll ichs einem Menschen hinterlassen, der sein Pfund unter die Erde vergräbt? Wie oft habe ich dir dies vorgehalten, wie oft dich gestraft! Auch geschwiegen habe ich seit mehrern Jahren. Aber gefruchtet hat so wenig das Reden als das Schweigen; ich habe die Zeit verloren! Statt thätig zu sein, ergiebst du dich dem Müßiggange und ruhst auf Polstern!" Dann drohte er ihm, ihn von der Thronfolge auszuschließen. „Lieber überlasse ich mein

Reich einem würdigen Fremden, als meinem eigenen unwürdigen Sohne." Wahrlich sehr zu bedauern war der wackere Czar! — Das Alles geschah vor der Reise des Czars nach Amsterdam und Paris. Noch beim Abschiede hatte Alexei, um Peter's Mißtrauen einzuschläfern, ihm erklärt, er wolle der Thronfolge entsagen und in ein Kloster gehen. Peter war damit zufrieden. Aber unterwegs erhielt er Briefe, er solle sich vor Alexei hüten; dieser gehe mit verdächtigen Leuten um; er solle ihn ja unter die Augen nehmen. Gleich schrieb Peter an Alexei: „Entweder komm in acht Tagen zu mir, oder schreibe mir, in welches Kloster und an welchem Tage du eintreten willst." Alexei reiste darauf ab, aber — flüchtete nach Wien. Kaiser Karl VI. nahm ihn in Schutz und verbarg ihn erst in Tirol, hernach in Neapel. Aber der russische Gesandte kundschaftete ihn aus und Peter verlangte seine Auslieferung. Zugleich schrieb Peter selbst an seinen Sohn: „Welchen Kummer bringst du über deinen Vater! Thue, was meine Gesandten von dir verlangen und fürchte dich nicht. Ich verspreche hiermit bei Gott und dem Jüngsten Gerichte, daß ich dich nicht bestrafen will, wenn du dich meinem Willen durch Gehorsam und Zurückkehr unterwirfst. Thust du es aber nicht, so gebe ich als Vater dir meinen ewigen Fluch und werde dich schon zu finden wissen." — Alexei ließ sich bereden, nach Rußland zurückzukehren. Hier entsagte er feierlich der Krone (es war indessen Peter'n ein anderer Sohn geboren) und erhielt Verzeihung, unter der Bedingung, daß er die Theilnehmer anzeige und nichts verschweige. Das Erste that er, und eine Menge Menschen wurden dadurch unglücklich gemacht und hingerichtet. Seine eigene Mutter kam dabei in Untersuchung und wurde nun enger eingesperrt. Aber er verschwieg Vieles, was erst nach und nach herauskam, und zugleich ergab sich, daß er die Absicht gehabt hatte, sich gegen seinen Vater zu empören und ihm den Thron zu rauben. Das machte ihn der versprochenen Begnadigung unwürdig, und Peter setzte ein geistliches und weltliches Gericht über ihn nieder, welches ganz unparteiisch über den Schuldigen erkennen sollte. Recht schön lautete der Urtheilsspruch der Geistlichen: „Will unser Herr den Gefallenen strafen nach seinen Thaten, so hat er die Beispiele des Alten Testaments für sich. Will er aber Barmherzigkeit üben, so hat er für sich das Bei-

spiel Jesu Christi, welcher den verlorenen Sohn aufnimmt und mehr Gefallen hat an Barmherzigkeit als an Opfer." Die weltlichen Richter sprachen ihm das Leben ab. Peter kämpfte nun einen schweren Kampf zwischen Regentenpflicht und Vatergefühl, wie einst Brutus *). Die Besorgniß, daß einst nach seinem Tode durch Alexei Unruhen entstehen könnten, gab den Ausschlag. Als dem ungerathenen Sohne das Todesurtheil angekündigt wurde, erschrak er so, daß er augenblicklich erkrankte und von Stunde zu Stunde schwächer wurde. Dringend verlangte er, seinen Vater zu sprechen. Katharina redete Peter'n zu, ihm die Bitte zu bewilligen. Er fand ihn sehr krank. Mit thränenden Augen und gefaltenen Händen bekannte Alexei wiederholt: „Ich habe mich schwer an Gott und meinem Vater versündigt. Ich bin unwerth des Lebens und hoffe nicht, von der Krankheit zu genesen. Nur flehe ich Euch an, vor meinem Ende den Fluch, den Ihr auf mich gelegt, von mir zu nehmen und meine Verbrechen zu verzeihen, mir den Vatersegen zu ertheilen und für meine Seele beten zu lassen." Alle Anwesende waren tief gerührt, der Czar aber mächtig erschüttert. Als er sich etwas gefaßt hatte, gab er ihm seinen Segen, verzieh alles Vergangene und schied von ihm in tiefer Bewegung. — Gegen Abend nahmen die Beängstigungen des Kranken zu; er begehrte dringend, noch einmal den Vater zu sprechen. Schwer entschloß sich Peter dazu; aber schon auf dem Wege erhielt er die Nachricht, daß Alexei gestorben sei. Dieser plötzliche Todesfall regte, wie gewöhnlich, den Argwohn der Leute auf, und nun hieß es, Peter habe ihn heimlich tödten lassen; Einer meinte, durch Aderlaß; ein Anderer, durch Gift; ein Dritter behauptete gar, es sei ihm der Kopf abgeschlagen worden. Das geschah 1718.

Auf dieses traurige Ereigniß folgte ein fröhlicheres, der Friede mit Schweden in Nyestadt in Finnland (1721), nachdem Karl XII. vor Friedrichshall erschossen war. Die ersten russischen Staatsbehörden beschlossen bei dieser Gelegenheit, die großen Verdienste ihres Czars dadurch anzuerkennen, daß sie ihn baten, den Titel eines Vaters des Vaterlandes, eines Kaisers aller Reußen und des Großen anzunehmen. Nach einigen Um-

*) Siehe Th. 1, S. 103.

ständen willigte er ein, und zu seinem Ruhme muß man sagen, daß er dieser Titel würdig war. — Seit der Zeit nahmen seine Kräfte sichtlich ab. Seine ungeheuere Thätigkeit, die vielen drückenden Sorgen und Kümmernisse und zum Theil auch seine heftigen Leidenschaften untergruben vor der Zeit seine Lebenskräfte. Er ging in den letzten Jahren wenig mehr aus, las viel und nur die Drechselbank verschaffte ihm dann und wann Erholung. Zu dieser Kränklichkeit kam noch eine heftige Erkältung. Er sah eines Abends ein Boot in Gefahr, unterzugehen. Ohne an sich zu denken, steuerte er schnell an den gefährlichen Ort, sprang selbst bis an die Brust ins Wasser und half das Boot wieder flott machen. Bald darauf fiel er in seine letzte Krankheit, wobei er große Schmerzen litt. Als ihn die Geistlichen dabei auf Jesus, als das große Trostmittel aller Leidenden, hinwiesen, sprach er mit erheitertem Gesicht: „Ja, dies ist das Einzige, was meinen Durst stillt, das Einzige, was mich erquickt!" Die treue Katharina verließ ihn keinen Augenblick. In Schmerz versunken, hingen ihre Blicke nur an dem Sterbenden, der schon sprach- und besinnungslos dalag. Da meldete man ihr, daß im Vorzimmer die vornehmsten Beamten sie wegen der Thronfolge zu sprechen verlangten. „Ich bin jetzt keiner Ueberlegung fähig," antwortete sie. Endlich ging sie. „Ich nehme die Krone an," sprach sie; „aber nur um sie dem Großfürsten (Peter II., des Alexei Sohn) zu bewahren, bis zu dem Augenblicke, da es dem Himmel gefällt, mich mit ihm zu vereinigen, der bald, ach! nicht mehr sein wird." Bald darauf verschied Peter in Katharina's Armen. Sie warf sich auf ihre Knie und betete: „Herr, öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!" — Er starb den 25. Januar 1725.

Peter hinterließ keinen Sohn, aber zwei Töchter. Die ältere, Anna Petrowna, war an den Herzog von Holstein-Gottorp vermählt, die jüngere dagegen, Elisabeth, unverheirathet. Wer ihm auf dem Thron nachfolgen sollte, war um so schwieriger, da Peter das Gesetz gegeben hatte, daß der jedesmalige Kaiser den Nachfolger wählen sollte; ein unseliges Gesetz, da dadurch den Ränken das Thor geöffnet wurde. Peter hatte keinen Nachfolger ernannt; das nächste Recht dazu hatte Peter's Enkel, ein Sohn Alexei's, Peter Alexiewitsch. Allein durch Menschikow's großen Einfluß wurde die kaiserliche Witwe,

Katharina I. (1725—27) auf den Thron gehoben, unter deren Namen der ehrgeizige Menschikow die Zügel der Regierung führte. Als sie schon 1727 starb, bestieg

Peter II. Alexiewitsch (1527—30) den Thron, ein 12jähriger Knabe, dessen Leitung wieder der allmächtige Menschikow übernahm. Der Ehrgeiz dieses Mannes ging so weit, sogar den russischen Thron an seine Familie bringen zu wollen. Er verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter und hatte die Absicht, seinen Sohn mit der Schwester des Kaisers zu vermählen. Aber dies war der höchste Gipfel seines Glücks. In der Freude, es so weit gebracht zu haben, merkte er nicht, daß sich schon der Abgrund vor ihm öffnete. Unter den russischen Großen, welche Menschikow's Größe mit Verdruß betrachteten, war vorzüglich das alte Haus der Dolgorucky. Der junge Iwan Dolgorucky, den der Kaiser liebte und der ihn daher auf die Jagd zu begleiten pflegte, nahm die Gelegenheit, mit Peter allein zu sein, wahr, ihn auf den ungezähmten Ehrgeiz des Fürsten aufmerksam zu machen; er stellte dem Kaiser vor, wie schimpflich es sei, sich von einem Manne so abhängig zu machen, der sogar seine Augen auf den Thron geworfen hätte. Peter wurde nachdenklich und nahm sich vor, sich von der Herrschaft Menschikow's loszumachen, sobald die erste Veranlassung sich zeigen würde. Diese blieb nicht lange aus. Der Kaiser schickte einst eine Summe Geldes an seine Schwester zum Geschenk. Menschikow begegnete dem dazu abgeschickten Edelmanne und fragte ihn: wohin? Als er es erfahren hatte, befahl er, das Geld in sein Zimmer zu tragen. „Der Kaiser ist noch zu jung," setzte er hinzu, „als daß er wissen sollte, wie man das Geld anwenden müsse. Ich werde mit ihm darüber sprechen." Als nach einigen Tagen der Kaiser durch seine Schwester erfuhr, daß sie nichts erhalten habe, gerieth er in großen Zorn. Er fragte den Edelmann und ließ dann Menschikow rufen: „Wie kannst du die Kühnheit haben, den Mann an der Vollziehung meines Befehls zu hindern?" Vergebens suchte ihn der erschrockene Fürst zu beruhigen. „Ich will machen," rief Peter mit dem Fuße stampfend, „daß du wissen sollst, daß ich Kaiser bin und daß ich Gehorsam verlange!" Bald darauf gelang es Menschikow's Feinden, den Kaiser ganz gegen ihn einzunehmen; es wurde ihm Arrest an-

gekündigt und er endlich verurtheilt, sein ganzes übriges Leben in Beresow, einem Städtchen in Sibirien, zuzubringen. Seine Frau, die sich blind geweint hatte, starb auf der Reise. Auch seine Tochter, die er zur Kaiserin bestimmt hatte, tödtete bald der Gram. Er selbst verfiel in Trübsinn und starb schon zwei Jahre nach seiner Verbannung (1729). Indessen hatten die Dolgorucky sich alles Einflusses auf den jungen Kaiser bemächtigt und ihn bewogen, eine Schwester seines Günstlings Iwan zu seiner künftigen Gemahlin zu erwählen. Aber auch sie erreichten ihren Zweck nicht — Peter starb schon 1730 an den Blattern.

Mit Peter war der Mannstamm Peter's des Großen ausgestorben. Außer den vorerwähnten beiden Töchtern Peter's gab es am russischen Hofe noch zwei zur Thronfolge berechtigte Prinzessinnen: die Töchter Iwan's, des schwachsinnigen Stiefbruders Peter's des Großen. Die ältere, Katharina, war vermählt mit dem Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und eignete sich als Gemahlin eines auswärtigen Fürsten nicht wohl zur Thronfolge. Die jüngere dagegen, Anna Iwanowna, Witwe des Herzogs von Kurland, schien dazu am besten geeignet und wurde auch von dem Senate und den russischen Großen zur Kaiserin gewählt.

Anna Iwanowna (1730—40) bestieg zwar den russischen Thron, mußte aber zugleich eine sie sehr beschränkende Wahlcapitulation unterschreiben. Sie that es ohne Bedenken, entschlossen, diese Schranke ihrer Selbständigkeit zu zerbrechen, sobald die Umstände es ihr erlauben würden. Nachdem sie die Garde für sich gewonnen und unter dem niedern Adel eine starke Partei zusammengebracht hatte, beschloß sie zu handeln. Besonders bediente sie sich dabei des Rathes zweier wichtiger Männer, beide geborene Deutsche: des Vicekanzlers Ostermann, eines Predigersohnes aus Westphalen, und des Feldmarschalls Münnich, Sohn eines ostfriesischen Deichinspectors aus Oldenburg. Als sie in der dritten Woche nach ihrer Thronbesteigung nach Moskau zur Krönung kam, überreichten ihr 600 Edelleute, an deren Spitze drei russische Fürsten standen, eine Bittschrift des Inhalts, daß das Volk die Wiederherstellung der unumschränkten Regierung wünsche. Anna stellte sich erstaunt; sie habe geglaubt, sagte sie, daß jene Beschränkung der Wunsch des Volks gewesen

sei, überhäufte den Fürsten Dolgorucki, der die Wahlcapitulation aufgesetzt hatte, mit Vorwürfen und riß die Schrift in Stücke. Das größte Vertrauen der Kaiserin in Staatsgeschäften genoß von nun an Graf Ostermann. Die Dolgorucki's dagegen fielen in Ungnade, weil sie bei Peter's II. Tode die Absicht gehabt hatten, dieses Kaisers Braut auf den Thron zu erheben, was Anna ihnen nicht vergessen konnte. Sie wurden sämmtlich verwiesen, und da sie acht Jahre später ihren frühern Einfluß wieder zu gewinnen suchten, gab man ihnen mehrere nicht erwiesene Verbrechen Schuld und bestrafte sie hart. Jener Günstling Peter's, Iwan, wurde gerädert, die andern gleichfalls am Leben oder durch Verbannung nach Sibirien bestraft. Dagegen erhob die Kaiserin zu ihrem Günstlinge einen bis dahin unbedeutenden Menschen, Bühren, der sich nachher Biron nannte, damit man ihn für einen Verwandten der französischen Familie Biron halten sollte. Sein Vater war Stallmeister in Diensten des Herzogs von Kurland, sein Großvater Bauer gewesen; er selbst war ein Mann von zweideutigem Charakter und den Russen ebenso verhaßt als verächtlich. Dennoch hielt ihn Anna sehr hoch und verschaffte ihm späterhin das Herzogthum Kurland *). Er war es, nach dessen Willen die Dolgorucki's jene grausamen Strafen erlitten.

Die Regierung Anna's ist vorzüglich ausgezeichnet durch einen Krieg, den sie 1736—39 mit den Türken führte und in welchem Münnich sein großes Feldherrntalent durch mehrere glänzende Siege zeigte, die aber freilich mit ungeheuerm Menschenverluste erkauft wurden. Anna starb (1740) ohne Kinder, wodurch abermals die Frage, wer den Thron besteigen sollte, Unruhen erzeugte.

*) Die noch in Wartenberg lebende Prinz-Biron'sche Familie stammt von ihm ab.

Dritte Periode.

Von Friedrich des Großen Thronbesteigung bis zum Anfange der Französischen Revolution, 1740—1789.

---

107. Friedrich der Große und seine Vorfahren.

Zwei Jahre nachdem Johann Huß in Kostnitz den Märtyrertod erlitt (1417) bestätigte Kaiser Sigismund den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich I., aus dem Hause Hohenzollern, zum Kurfürsten von Brandenburg. Seit dieser Zeit sitzt dies Haus auf dem brandenburgischen, jetzt preußischen Throne, und es giebt wohl kaum ein Regentenhaus, von dem man, wie von diesem, rühmen könnte, daß es wohl einige schwache, aber keinen einzigen böswilligen Fürsten gehabt habe. Die wichtigsten Ereignisse der Fürsten dieses Hauses mögen hier nach der Zeitfolge stehen.

Joachim II. (1535—71) führte die Reformation in den brandenburgischen Ländern ein, und mit Freudigkeit bekannten sich seine Unterthanen zu der lutherischen Lehre (1539). Ferner verlangte er vom Könige von Polen, Sigismund, daß dieser ihm die Mitbelehnung des Herzogthums Preußen (Ostpreußen) ertheilte. Der Großmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg, war nämlich im Jahre 1525 zur lutherischen Kirche übergetreten und hatte das bisherige Ordensland Preußen in ein erbliches Herzogthum verwandelt, doch so, daß sein Land noch immer ein Lehen von Polen blieb. Wenn nun Albrecht's Haus ausstarb, so wäre Preußen an Polen zurückgefallen. Darum suchte und erlangte Joachim, als ein naher Anverwandter des Herzogs Albrecht, die Mitbelehnung Preußens, damit dies Land im Falle des Aussterbens der regierenden Linie, wie nachher auch geschehen ist, an Brandenburg falle. Eben so folgenreich war auch der Erbvertrag, den er mit

dem Herzoge von Wohlau, Brieg und Liegnitz schloß; denn durch das spätere Aussterben dieses schlesischen Fürstenhauses erhielt Brandenburg das Erbrecht, das Friedrich der Große geltend machte. (Nach Joachim II. folgten die beiden unbedeutenden Regierungen des herrischen Johann Georg's 1571—98 und des gutmüthigen Joachim Friedrich 1598—1608).

Johann Sigismund (1608—19) war ein Urenkel Joachim's II. Seine Regierung ist wegen der Erwerbung Preußens und der Rheinländer merkwürdig. Gleich zu Anfange seiner Regierung brachte er es beim Könige von Polen, Sigismund, dahin, daß er die förmliche Belehnung von Preußen erhielt, damit er nach dem Tode des damals zwar noch lebenden, aber blödsinnigen Herzogs (Albrecht Friedrich) ohne Schwierigkeit die Regierung von Preußen antreten könnte. Dies geschah auch später (1618).

Die Erwerbung der Rheinländer erfolgte in Folge des Jülich-Clevischen Erbfolgestreites. Es war nämlich der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg 1609 ohne Kinder gestorben. Die nächsten Verwandten waren Johann Sigismund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Schon drohte zwischen Beiden ein Krieg auszubrechen, da schlossen sie vernünftigerweise einen Vergleich in Dortmund, nach welchem sie sich in Güte einigen wollten, damit ihnen nicht andere Bewerber zuvorkommen möchten. Zugleich wurde eine Heirath zwischen der Tochter des Kurfürsten und dem Pfalzgrafen verabredet. Als aber Beide in Düsseldorf sich darüber besprachen, veruneinigten sie sich über das Heirathsgut, und Johann Sigismund gerieth endlich in solchen Zorn, daß er dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige gab. Wolfgang Wilhelm verließ Düsseldorf drohend, verband sich mit der katholischen Liga, trat ihr zu Gefallen zur katholischen Kirche über und rief sogar die Spanier ins Land. Der Kurfürst dagegen bat die Holländer um Hülfe und nahm den reformirten Glauben an. Jetzt schien ein Krieg unvermeidlich; aber nachdem der Zorn verraucht war, gaben Beide den Vorstellungen Englands, Frankreichs und der Union nach, und einigten sich 1614 im Vertrage zu Xanten (unweit Wesel) dahin, daß Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jü-

lich, Berg und Ravenstein dagegen an Pfalz-Neuburg fielen. Den Sohn Johann Sigismund's,

Georg Wilhelm (1619—40), haben wir im Dreißigjährigen Kriege keine rühmliche Rolle spielen sehen. Desto wichtiger war die Regierung seines Sohnes,

Friedrich Wilhelm, des großen Kurfürsten (1640—88), der recht eigentlich den Grund zu Preußens jetziger Macht gelegt hat. Einen großen Antheil an seinem Kriegsruhme hat Derflinger, der vom Schneidergesellen und Musketier bis zum Feldmarschall emporstieg. Von den Kriegsthaten des Kurfürsten nur Einiges. Am Dreißigjährigen Kriege nahm er nur wenig Theil; aber durch den Westphälischen Frieden erhielten die brandenburgischen Länder einen großen Zuwachs, indem das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin nebst Hinterpommern an Brandenburg fielen. Oben ist erzählt, daß Christina von Schweden ihre Krone 1654 niedergelegt habe. Der Sohn einer Schwester Gustav Adolph's, also ihr Vetter, der Pfalzgraf Karl X., Gustav, wurde König (1654—60), und da der damalige König von Polen, Johann Casimir, ein Sohn Sigismund's, dagegen protestirte, so bekriegte ihn der kriegerische schwedische König. Friedrich Wilhelm nahm halbgezwungen an dem Kriege für Schweden Antheil und zog mit seinen Brandenburgern selbst nach Polen. Vor Warschau kam es 1656 zu einer dreitägigen blutigen Schlacht, in welcher die Schweden und Brandenburger Sieger blieben und Friedrich Wilhelm Beweise seines großen Muthes gab. Nachdem aber die Schweden gegen Dänemark gezogen waren, machte sich der Kurfürst, der sie nicht zu mächtig werden lassen wollte, von ihnen los und schloß mit Johann Casimir den Vertrag in Wehlau in Ostpreußen 1657, in welchem dieser der Lehnshoheit über Preußen entsagte und dieses ein unabhängiges Herzogthum wurde.

Ferner nahm Friedrich Wilhelm Theil an dem gemeinsamen Kriege gegen Ludwig XIV., der sich mit dem Frieden von Nimwegen 1678 endigte, und da er am Rhein den Franzosen wacker zusetzte, so bewog der König von Frankreich den König von Schweden (Karl XI.), in die Mark Brandenburg einzufallen, um den Kurfürsten von den Franzosen abzuziehen. Aber dieser

wankte in der Treue gegen seine Bundesgenossen, die Holländer, nicht. „Ich beklage," so schrieb er an seinen Statthalter, „meine lieben Brandenburger; aber ich hoffe, daß sie dadurch für die Zukunft in ruhigern Zustand versetzt werden sollen. Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich zwingen wollen, von der Partei meiner Alliirten abzutreten; sie irren sich aber hierin sehr. Ich vertraue meiner gerechten Sache. Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr wunderbar errettet. Ich vertraue ihm, er werde es auch jetzt thun. Wenn meine Leute sich werden etwas erholt haben, will ich mit der Reiterei bald bei Euch sein." Er verließ den Rhein und eilte in Geschwindmärschen herbei, ohne daß die Schweden die geringste Kunde davon hatten. Plötzlich — im Juni 1675 — fielen mitten in der Nacht die Brandenburger in Rathenow ein, wo der schwedische Heerführer Wrangel sein Hauptquartier hatte, sprengten die Schweden auseinander und nahmen Wrangel gefangen. Der Kurfürst eilte den Fliehenden nach. Er erreichte sie (28. Juni 1675) beim Städtchen Fehrbellin in der Mark und schlug sie so, daß sie mit Zurücklassung des Gepäckes und der Kanonen nach Vorpommern zurückflohen. Einer trefflichen That aus dieser Schlacht wollen wir noch gedenken. Der Kurfürst hielt auf einem Schimmel den schwedischen Geschützen gegenüber, nachdenklich die Feinde beobachtend. Die Schweden mochten wohl den Kurfürsten erkannt haben und feuerten heftig nach ihm hin. Eine Kanonenkugel um die andere schlug neben dem Schimmel ein, daß der Sand aufspritzte. Das Pferd wurde unruhig, der Kurfürst merkte nichts. Da fühlte ein treuer Diener, der Stallmeister Froben, die Gefahr des Herrn. „Erlaube," sprach er, „daß ich den Schimmel etwas beruhige; besteige unterdeß mein Pferd!" — Der Tausch geschieht; Froben reitet zur Seite. Und wieder krachen die Kanonen, der Schimmel steigt hoch empor und Roß und Reiter getroffen stürzen zu Boden.

Auch für das Innere seines Reichs hat der große Kurfürst viel gethan. Er führte die Post ein und nahm 20—30,000 Franzosen (réfugiés), die wegen der Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV. (1685) hatten auswandern müssen, auf, meist in Berlin. Es waren meist geschickte Fabrikanten, die nun dieje-

nigen Waaren, die man bisher aus Frankreich hatte holen müssen, im Lande verfertigten, besonders Strümpfe, Hüte und Seidenzeuche. Ferner ließ Friedrich Wilhelm die Dorotheenstadt bauen, die von seiner zweiten Gemahlin, die zur Lindenallee den ersten Baum gepflanzt hat, den Namen führt.*)

Sein Sohn und Nachfolger war Friedrich III. (1688—1713), ein Mann von ganz anderer Art. So wie der Vater seine Ehre darein gesetzt hatte, wahrhaft groß zu sein, so trachtete der Sohn danach, groß zu scheinen, wie fast alle Menschen, denen es an innerer Größe fehlt. Der Titel eines Kurfürsten war ihm zu niedrig, und er ruhte nicht eher, bis der Kaiser darein willigte, daß er sich König in Preußen nennte. In Königsberg wurde am 18. Januar 1701 die Krönung mit übermäßiger Pracht vollzogen. Vernünftige Leute lächelten über die Eitelkeit des Mannes und die Unterthanen seufzten; denn diese mußten das viele Geld aufbringen, welches Friedrich gebrauchte, um einen königlichen Hofstaat zu halten; und doch reichte er damit nicht und mußte noch Schulden machen. Als König nannte er sich Friedrich I. Seine treffliche Gemahlin, die ihn bei weitem übersah, hieß Sophie Charlotte; von ihr hat Charlottenburg bei Berlin den Namen. Er baute die Friedrichsstadt und das schöne Zeughaus in Berlin. Der Papst protestirte gegen die preußische Königswürde: „eine solche That sei den päpstlichen Verordnungen entgegen, für den päpstlichen Stuhl beleidigend und gereiche zur Verachtung der (römischen) Kirche." Hätte sich diese Kirche nur sonst nicht verächtlich gemacht! Ein Jahr vorher, ehe Friedrich starb, hatte er noch die Freude, daß ihm ein Enkel geboren wurde, der nachmalige große Friedrich.

Friedrich's I. Sohn, Friedrich Wilhelm I., folgte 1713 und starb 1740. Welch ein sonderbarer Mann! Die Ordnung, Sparsamkeit und Thätigkeit selbst, aber tyrannisch, roh und jähzornig in hohem Grade. Das Erste, was er nach seiner Thronbesteigung that, war, daß er die vielen unnützen Hofleute

---

*) Seine erste Gemahlin, Luise von Oranien, eine vortreffliche, fromme Frau, ist die Dichterin des Kirchenliedes: „Jesus, meine Zuversicht."

abschaffte, in allen Stücken Ersparungen vornahm und davon die Schulden bezahlte. Kein Bürger konnte mäßiger leben, als der König. Er begnügte sich mit Hausmannskost und seine Uniform war oft abgeschabt genug. Zwar spotteten Manche über ihn; aber daraus machte er sich nichts; denn er hielt es für eine größere Schande, Schulden zu haben, als wirthlich zu leben. Bald waren auch wirklich die vielen Schulden seines Vaters bezahlt, und nun legte er zurück, damit sein Nachfolger einen Schatz vorfände. Dabei war er den ganzen Tag thätig; kein Beamter war sicher, daß er nicht selbst nachsah, und wehe Dem, der seinen Zorn rege machte! Bei dem geringsten Widerspruche hieß es: „Räsonnir' Er nicht!" und war man nun nicht still, so setzte es Faustschläge, Stockprügel und Fußtritte, und vor diesen Mißhandlungen waren selbst seine Gemahlin und Kinder nicht sicher. Des Abends erholte er sich mit einigen gleichgesinnten Generalen im sogenannten Tabackscollegium. Da wurde dermaßen Taback geraucht, daß man vor Qualm kaum die Lichter brennen sah; die Unterhaltung war dabei nicht die feinste und der König erlaubte sich selbst oft die gröbsten Späße. Seine größte Liebhaberei waren große Soldaten. Seine Garde bestand fast aus lauter Riesen, und als sein Nachfolger sie später größtentheils verabschiedete, haben sich wirklich die größten davon als Riesen für Geld sehen lassen. Wo er nur von einem großen Menschen hörte, da mußte er ihn haben und hätte er ihn sollen mit Gewalt entführen lassen. Wollte ihm ein anderer Fürst eine rechte Freude machen, so schickte er ihm einige recht große Leute. Einmal ließ er einem besonders langen Bauerkerle, der aber etwas schiefe Beine hatte, diese zerbrechen und dann gerade heilen, um ihn zur Garde brauchen zu können und einen andern Riesen kaufte er für 5000 Reichsthaler. Aber er hatte diese Riesen nur zur Spielerei, nicht zum Kriegführen, ließ sich daher auch nur selten und höchst ungern in einen Krieg ein, und wenn er Hülfstruppen stellen mußte, schärfte er dem Fürsten Leopold von Dessau, der sie anführte, ein, sie ja zu schonen. Dieser Fürst, den man den alten Dessauer zu nennen pflegte, war ein Mann ganz nach Friedrich Wilhelm's Sinn; grob wie der König, ein Feind aller Wissenschaften und ein tüchtiger Soldat. Kein Heer war so trefflich exercirt als das

preußische, aber keine Soldaten wurden auch so fürchterlich geprügelt wegen kleiner Versehen, als die preußischen. Die Gelehrten konnte Friedrich Wilhelm durchaus nicht leiden. Er pflegte sie Tintenkleckser zu nennen, und wo er konnte, hängte er ihnen etwas an; aber freilich waren auch die damaligen Gelehrten steife Pedanten. Das waren seine schwachen Seiten. Aber auf der andern Seite verdiente er alle Achtung. Er war ein nach seiner Weise frommer Mann und hat viele treffliche Anstalten gestiftet. Das Cadettenhaus in Berlin, das große Waisenhaus für Soldatenkinder in Potsdam und die berliner Charité hat er gegründet. Potsdam, bis dahin ein von Sümpfen umgebenes Dorf, verdankt ihm recht eigentlich seine Entstehung. Auch nahm er fremde Colonisten, die anderwärts der Religion wegen vertrieben waren*), mit Vergnügen in sein Land auf und machte außerdem eine Menge guter Einrichtungen, die zum Theil noch bestehen. Zu bedauern ist, daß er den großen Geist seines ältesten Sohnes nicht zu würdigen verstand und daher den armen Fritz entsetzlich hart behandelte.

Friedrich der Große — das war dieser Sohn — wurde 1712 geboren (1740—86). Gleich nach der Geburt wurde er einer sehr würdigen Frau, einer Französin, übergeben. Sie war die Witwe eines französischen Obersten von Rocoulle und in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich ausgewandert. Schon seinen Vater, Friedrich Wilhelm I., hatte

---

*) Die evangelischen Gemeinden, die in Salzburg lebten, hatten den Erzbischof, Freiherrn von Firmian, flehentlich um freie Religionsübung gebeten. Aber er versagte ihnen sogar häuslichen Gottesdienst und verbot ihnen zugleich die Auswanderung. Er ließ Die, welche nicht katholisch werden wollten, ins Gefängniß werfen und nahm ihnen die Kinder, die nun in katholische Schulen gesteckt wurden. Vergebens verwandten sich mehrere Fürsten, an die sich die Salzburger gewandt hatten, für sie; Firmian antwortete ihnen nicht einmal. Endlich bewirkten die Fürsten doch so viel, daß er ihnen die Auswanderung erlaubte. Sie verließen mit schwerem Herzen das geliebte Vaterland 1731, die wenigen Habseligkeiten tragend, die sie fortbringen konnten; alles Uebrige mußten sie zurücklassen. So verlor Salzburg mehr als 20,000 fleißige Unterthanen. Das war ein christlicher Kirchenfürst! Und der Papst? — Er gab ihm für die Schändlichkeit den Beinamen excelsus (der Ungemeine, Ausgezeichnete)!

sie bis ins siebente Jahr erzogen; eben so lange behielt sie den Kronprinzen Friedrich und wußte sich seine Achtung für ihr ganzes Leben zu erwerben. Daß man dem Prinzen eine französische Erziehung gab, war nach dem Geiste jener Zeit. Dann erhielt er männliche Aufseher, den General von Finkenstein und den Oberst von Kalkreuth. Die Leitung seines Unterrichts übergab man einem Franzosen, aber einem sehr braven Manne, Duhan de Jandun, der in das junge Herz seines Zöglings eine hohe Achtung für Tugend pflanzte. Auch andere Lehrer mußten den heranwachsenden Knaben unterrichten; nur der Unterricht in der Religion war höchst mittelmäßig, und dies war die Ursache, daß Friedrich auch nachmals nicht so warm für Religion eingenommen war, als man ihm wohl hätte wünschen mögen.

Nicht leicht hat wohl Jemand eine so harte Jugend wie Friedrich gehabt, obgleich sein Vater ihn anfangs zärtlich liebte. Er zeigte als Knabe und Jüngling großen Hang zu allen stillen und sanften Beschäftigungen. Lesen war sein Hauptvergnügen; aber ob ihn gleich der König im 13. Jahre zum Hauptmann ernannt hatte, so waren ihm doch alle Kriegsübungen zuwider. Kaum merkte das der Vater, so bezeigte er seinen lebhaften Unwillen, und da dies nichts änderte, so fing er an, den ihm so ungleichen Sohn förmlich zu hassen.*) Selbst als Friedrich schon erwachsen war, wurde er noch vom Vater nicht nur wacker geschimpft, sondern selbst bei den Haaren herumgezogen und mit Füßen getreten. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet,"

*) Eines Tages war der geschickte Flötenspieler Quanz, der am dresdener Hofe lebte und mit der Erlaubniß der Königin jährlich zwei Mal nach Berlin zum Unterrichte des Kronprinzen kommen durfte, bei demselben. Beide spielten Flöte; Friedrich hatte die Uniform ausgezogen und dafür einen goldstoffenen Schlafrock und einen Haarbeutel angelegt. Plötzlich hörten sie den König kommen. Quanz sprang mit Noten und Flöten in ein zum Ofenheizen bestimmtes Kämmerchen, und der Prinz warf schnell den Schlafrock ab und fuhr in die Uniform. Dennoch mußte er vom Könige eine scharfe Strafpredigt anhören, weil der Haarbeutel bemerkt wurde; der Schlafrock wurde ins Feuer geworfen und die vorgefundenen Bücher dem Buchhändler zurückgeschickt. Erst nach einer Stunde wurde der geängstigte Quanz erlöst.

pflegte er zu sagen; „er macht sich nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben.“ Dazu kam nun noch, daß der König und die Königin sich nicht vertrugen, was jederzeit auf die Kinder vom unglücklichsten Einfluß ist. Sie wollte gern, daß ihr Fritz eine englische Prinzessin heirathen sollte, und dazu war er auch geneigt; der König aber konnte seinen Schwager, den König Georg II. von England, nicht leiden, und war also gegen die Verbindung. Das vermehrte nun noch den Haß des Vaters gegen den Sohn, der zwar so liebenswürdig war, daß ihn Jedermann mit Wohlgefallen ansah, aber doch nicht Alles vermied, was den Vater reizte. So sah er ernst, wenn der Vater scherzte; er tadelte die Härte gegen die Soldaten, verachtete die Jagd als rohen Zeitvertreib und bespöttelte Das, was dem Vater Vergnügen machte. Oft kam es zwischen dem Könige und seiner Gemahlin zu den lebhaftesten Streitigkeiten darüber. Einmal ließ der König verlauten: „Ihr Sohn ist ein ungerathener Junge, ein Taugenichts, dem ich eher die Peitsche werde geben lassen, als ihn verheirathen. Er ist mir ein Greuel. Aber ich will ihn schon in Ordnung bringen.“ Der arme Friedrich führte das traurigste Leben von der Welt. Er hatte nicht die mindeste Erholung. Musik, Lesen und Lernen war ihm streng untersagt. Niemand wagte mit ihm zu sprechen; ja, er unterstand sich kaum, seine Mutter dann und wann zu besuchen. Sein Vater nannte ihn zuletzt nicht anders als den Spitzbuben Fritz und zwang ihn und seine älteste Tochter, alles Das zu essen, was ihnen zuwider war; ja, oft bekamen sie nicht satt zu essen, und als sich einmal seine jüngere Tochter darüber beklagte, gerieth er gegen seinen Fritz in Wuth, überhäufte ihn mit Schimpfworten und warf ihm einen Teller an den Kopf. Die Gicht, an welcher er litt, machte ihn noch verdrießlicher, und wenn seine beiden ältesten Kinder zufällig seinem Polsterstuhle zu nahe kamen, so waren sie sicher, Stöße mit der Krücke zu bekommen. Kein Wunder, daß sich Beide vor ihm fürchteten und ihm überall aus dem Wege gingen. Auch wenn er gesund war, ließ er seinen Zorn gegen sie aus, und nur, wenn er auf der Jagd war, wagten sie, zum Vorschein zu kommen und ihre Mutter zu besuchen. Einmal waren sie auch da, als er plötzlich dem Zimmer sich näherte. Sie hatten nur gerade so viel Zeit, daß

der Prinz in einen Schrank und die Prinzessin unter das Bette sich verkroch. Unglücklicher Weise war er sehr müde von der Jagd, legte sich aufs Bette und schlief zwei ganze Stunden, und so lange mußten auch die beiden Unglücklichen in ihrer unbequemen Lage aushalten. Eines Tages trat der Kronprinz in seines Vaters Zimmer. Kaum erblickte ihn dieser, als er auf ihn lossprang, ihn beim Kragen faßte und ihn wüthend mit dem spanischen Rohre so lange ausprügelte, bis ihm die Kräfte ausgingen. Solche Behandlungen erfuhr der arme Prinz fast täglich; statt der Liebkosungen, die andere Söhne von ihren Eltern erhalten, bekam er Faustschläge und Stockprügel, besonders seitdem der Vater erfahren hatte, daß er einige Tausend Thaler Schulden gemacht. Einmal warf der König ihn zu Boden, schleppte ihn bei den Haaren zum Fenster, schlang die Gardinenschnur um seinen Hals und hätte ihn im Zorne erwürgt, wäre nicht auf das Geschrei des Prinzen ein treuer Kammerdiener herbeigekommen und hätte ihn aus der Hand des Wüthenden gerettet.

Diese täglichen Mißhandlungen verstimmten den Kronprinzen so, daß er endlich darauf dachte, sich durch die Flucht dem grausamen Vater zu entziehen. Auf einer Reise, die er 1730 mit seinem Vater machte, sollte der Plan ausgeführt werden. Zwischen Heidelberg und Heilbronn wollte er entfliehen. Eben wollte er schon auf das dazu bestimmte Pferd steigen, als mehrere Generale, die genau über seine Schritte wachten, dazu kamen und ihn zurückführten. Alles wurde dem Könige gemeldet, der, weil der Beweis fehlte, dazu schwieg, bis er einen Brief erhielt, welchen der Kronprinz an seinen Freund, Herrn von K a t t in Berlin, geschrieben und in welchem er ihm erzählt hatte, er werde in zwei Tagen entfliehen, und hoffe ihn im Haag zu treffen, von wo sie nach England gehen wollten. Unglücklicherweise war aber dieser Brief an einen andern Katt gekommen, der ihn sogleich dem Könige zusendete. Dieser befahl den Obersten von Waldow und von Rochow, genau auf den Kronprinzen Acht zu geben. Von Frankfurt bis Wesel ging die Reise zu Wasser. Sobald der König in die dazu bestimmte Jacht trat und seinen Sohn erblickte, fiel er über ihn her, faßte ihn bei den Haaren und hätte ihn erwürgt, wäre nicht der Oberst von Waldow zu

Hülfe geeilt. Der Degen wurde ihm nun abgefordert und er als Gefangener behandelt. Dennoch gab er die Hoffnung, zu entfliehen, noch nicht auf. Als er nach Geldern kam, bat er seinen Aufseher flehentlich, ihm doch zu erlauben, eine Nacht in Wesel zubringen zu dürfen. Das wurde ihm erlaubt. So kam er bis an die Schiffbrücke, die über den Rhein führt. Hier bat er, aus dem Wagen aussteigen und zu Fuße in die Stadt gehen zu dürfen, damit ihn Niemand erkenne. „Immerhin!" antworteten seine Begleiter. Aber kaum sah er sich frei, als er eiligst davonlief, um die nicht sehr entfernte Grenze zu erreichen. Eine in der Nähe befindliche Wache hielt ihn bald auf und brachte ihn in Sicherheit. Als er vor den König gebracht wurde, fuhr ihn dieser wüthend an, warum er habe desertiren wollen? „Weil," antwortete er, „Sie mich nicht als Sohn, sondern als einen niedrigen Sklaven behandelt haben." Hier zog der König den Degen und hätte ihn durchbohrt, wäre ihm nicht ein Officier in die Arme gefallen.

Nun wurde eine förmliche Untersuchung gegen den Kronprinzen eingeleitet, und ein Kriegsgericht in Mittenwalde, einem Städtchen unweit Berlin, wohin man ihn gebracht hatte, niedergesetzt. Der König hoffte, daß die Richter ihn zum Tode verurtheilen würden, so aufgebracht war er. Er nannte ihn nicht anders als den Delinquenten oder den entlaufenen Oberstlieutenant Fritz. Niemand als seine nächsten Umgebungen wagten ihm zu nahe zu kommen; er wollte durchaus Blut fließen sehen. Der unglückliche Katt war indessen auch eiligst in Berlin festgenommen worden und wurde ohne Umstände zur Enthauptung verurtheilt, so viel Fürsprache auch von allen Seiten für ihn eingelegt wurde, da er ja nichts gethan und nur um die Entweichung gewußt hatte. Der Kronprinz wurde vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; nur zwei Generale hatten für Begnadigung gestimmt; aber die Vorstellungen mehrerer angesehenen Generale und selbst auswärtiger Fürsten retteten ihn von der ihm angedrohten Todesstrafe.*) Aber der König schickte ihn auf die Festung Küstrin.

*) General Buddenbrock, ein Liebling des alten Königs, riß sich die Weste auf und rief heldenmüthig: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!"

Hier sperrte man ihn in ein kleines Stübchen ein und erlaubte ihm nicht einmal, anders als zum Essen Licht zu brennen. Man gab ihm nur hölzerne Schemel; das Essen wurde ihm, weil Gabel und Messer ihm versagt waren, geschnitten gereicht. Zum Lesen erhielt er nichts als eine Bibel und einige Andachtsbücher. Das Härteste aber war, daß der König ausdrücklich befahl, er solle der Hinrichtung seines Freundes Katt zusehen. Dieser wurde unter starker Bewachung nach Küstrin gebracht und hier augenblicklich auf das Blutgerüst geführt, welches vor dem Fenster des Kronprinzen aufgeschlagen war. Jetzt rollte die verschlossene Gardine des Zimmers hinauf, er sah plötzlich das schwarz ausgeschlagene Gerüst, und wurde gezwungen, ans Fenster zu treten. Als er Katt erblickte, wollte er sich aus dem Fenster stürzen, und als man dies verhinderte, bat er flehentlich, die Hinrichtung aufzuschieben; er wolle an den König schreiben und für den Preis der Begnadigung seines Freundes seinem Rechte auf die Thronfolge entsagen. Das dürfe man nicht, antwortete man ihm, der König sei unerbittlich. „O mein liebster Katt," rief er nun, „wie unglücklich bin ich! Ich bin Schuld an Ihrem Tode! Wollte Gott, ich stände an Ihrem Platze!" — „Ach, gnädiger Herr," antwortete Katt; „wenn ich tausend Leben hätte, so würde ich sie alle gern für Sie hingeben!" In dem Augenblicke fiel er auf die Knie nieder und rief: „Mein Gott, ich gebe meinen Geist in deine Hände!" und sogleich fiel sein Kopf zu Boden. Er war erst 22 Jahre alt. Der Kronprinz hatte hiervon nichts mehr gesehen. Ohnmächtig war er umgesunken und auf sein Bett gelegt worden. Als er wieder zu sich kam, war er in einer schrecklichen Stimmung. Bald weinte er, bald starrte er in dumpfer Betäubung vor sich hin und wollte durchaus sterben, und nur der Gedanke an seine Mutter und an seine geliebte Schwester konnte ihn bewegen, sich etwas zu schonen. Sehr wohlthätig für sein verstörtes Gemüth war der Besuch eines Feldpredigers, Müller, der den unglücklichen Katt zum Tode bereitet hatte und nun kam, um die letzten Grüße desselben dem Prinzen zu überbringen. Katt ließ ihm sagen, er möge sich ja durch die letzten Ereignisse zur Buße führen lassen, seinem Vater sich unterwerfen und nicht Denen folgen, die seinen Leidenschaften schmeichelten, sondern Die, welche ihm die Wahrheit sagten, für seine besten Freunde halten.

Mit dem braven Prediger unterhielt sich der Prinz gern, ließ ihn oft zu sich kommen, und es gelang Jenem nach und nach, sein Gemüth den Gefühlen der Religion zu öffnen und es dadurch zu beruhigen. Auch bewog er ihn, dem Könige einen ehrfurchtsvollen Brief zu schreiben, und obgleich dieser von ihm noch nichts wissen wollte, so entließ er ihn doch bald aus seinem Gefängnisse, befahl aber, er solle nicht aus der Festung gehen und als unterster Kriegsrath (so viel als jetzt Regierungsrath) dort arbeiten. Dadurch lernte Friedrich den Gang der Geschäfte kennen, was ihm nachmals als König von großem Nutzen war. In den Nebenstunden studirte er seine Lieblingswissenschaften, besonders Geschichte; aber freilich nur insgeheim: denn der König hatte das streng verboten.

Alle diese erduldeten Leiden dienten dazu, sein Herz zu veredeln, ihn zum Nachdenken über sich selbst zu gewöhnen, und den Vorsatz in ihm zur Reife zu bringen, für die Zukunft überlegter zu handeln, und so wurde auch für ihn das Unglück eine treffliche Schule der Tugend. Nach einem Jahre erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren, bei Gelegenheit der Vermählung der ältesten Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen von Baireuth. Die Königin wußte von seiner Begnadigung so wenig, als die Prinzessin; um so angenehmer war die Ueberraschung. *)

---

*) Die Prinzessin erzählt in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten selbst diesen Vorfall mit folgenden Worten: „Ich tanzte sehr gern. Mitten in einer Menuet unterbrach mich der Minister von Grumkow: „Mein Gott," sagte er, „es scheint, daß Sie von der Tarantel gestochen sind; sehen Sie nicht die Fremden, die eben angekommen sind?" Ich blieb schnell stehen, sah mich nach allen Seiten um und erblickte endlich einen jungen, grau gekleideten Mann, der mir ganz unbekannt war. „Umarmen Sie doch den Kronprinzen," sagte Jener; „da steht er ja vor Ihnen." Alles Blut stockte mir vor Freude. „O Himmel! mein Bruder!" rief ich laut. „Aber ich sehe ihn ja nicht! Wo ist er denn? Zeigen Sie mir ihn ums Himmels willen." Grumkow führte mich zu ihm. Erst als ich ihm näher kam, erkannte ich ihn, aber mit Mühe. Er war sehr stark geworden, auch sein Gesicht hatte sich geändert. Ich fiel ihm um den Hals, und war so ergriffen, daß ich nur einzelne Worte hervorbrachte. Ich weinte, ich lachte wie unsinnig. In meinem Leben habe ich keine so lebhafte Freude empfunden. Nach den ersten Aufwallungen der Freude warf ich mich dem Könige

Von diesem Tage begann für den Kronprinzen eine glücklichere Zeit. Noch einmal hielt der König ihm seine Vergehen ernsthaft vor, sagte ihm aber auch zugleich, daß dies das letzte Mal sei und daß er nun das Vergangene vergessen und vergeben wolle. Er hielt auch sein Wort; es schien, als ob mit dem letzten Sturme seine Heftigkeit sich ausgetobt hätte. Auch that Friedrich alles Mögliche, seinem Vater seinen guten Willen zu zeigen. Kein Regiment war so gut exercirt wie das seinige; denn er wußte wohl, daß nichts den König so sehr erfreuen könnte als dies. Aus seinem Garten und seiner Speisekammer schickte er fleißig frühen Spargel, Weintrauben, Melonen, Kibitzeier, Pasteten, Enten, Truthähne und Tauben in die königliche Küche, und ließ in der ganzen Welt Soldaten von seltener Größe für die Garde aufsuchen. Das war aber keine Heuchelei; bei jeder Gelegenheit, auch nachmals, zeigte er eine hohe Ehrfurcht für das Andenken seines Vaters, der allerdings auch viele Verdienste hatte, und er sprach auch in der Folge nie von den Schwächen, sondern nur von den Tugenden desselben: ein herrlicher Zug aus dem Charakter Friedrich des Großen! — Seit seiner Begnadigung lebte er in Ruppin, wo sein Regiment stand, oder auf dem nahe gelegenen Lustschlosse Rheinsberg in Gesellschaft ähnlich gesinnter Freunde. Es ist erfreulich, zu sehen, wie zärtlich der alte König in der letzten Zeit seines Lebens ihn liebte, und wie diese Zärtlichkeit zunahm, je mehr der Vater sich dem Tode näherte. Als Friedrich einmal gefährlich krank war, hörte man den König schmerzvoll ausrufen: „Ach! soll ich meinen Sohn verlieren!“ Ein ander Mal, nachdem er sich mit dem Prinzen lange freundlich unterhalten hatte, wandte er sich an die Umstehenden mit einem freudestrahlenden Gesichte: „Thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat?“ Er nannte ihn nicht anders als Fritzchen, und dieser vergoß viele Thränen bei der letzten Krankheit seines Vaters und versicherte, gern einen Arm für die Verlängerung des Lebens desselben hin-

---

zu Füßen. „Bist du nun zufrieden?“ sagte er; „du siehst, daß ich dir Wort gehalten habe.“ Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und bat den König, ihm seine Liebe wieder zu schenken. Diese Scene war so rührend, daß die ganze Versammlung bis zu Thränen gerührt wurde.“

geben zu wollen. Wie gehorsam er gegen seinen Vater war, beweist auch, daß er sich mit einer braunschweigischen Prinzessin, Elisabeth Christine, vermählte, die dieser für ihn ausgesucht hatte. Aus eigener Neigung heirathete er sie nicht, so schön, liebenswürdig und geistreich sie auch war. Aber der Gedanke, daß sie ihm aufgedrungen war, scheint sie ihm zuwider gemacht zu haben, so daß er nur so lange, wie sein Vater lebte, mit ihr zusammen wohnte. Er versicherte oft, er kenne keine Frauensperson, die mehr Achtung verdiene als seine Frau; er erwies ihr die größte Aufmerksamkeit, auch späterhin als König; aber er vermied sie geflissentlich. Sie lebte im Winter auf dem königlichen Schlosse in Berlin, im Sommer auf dem Schlosse Schönhausen, eine Meile von Berlin, während er in und bei Potsdam sich aufhielt, und nie hat sie seinen Lieblingsaufenthalt, sein Schloß Sanssouci, gesehen, weil er sie nie dahin einlud, und sie es für zudringlich hielt, in seiner Abwesenheit hinzukommen. Er besuchte sie jährlich an ihrem Geburtstage. Dann machte er ihr einen steifen Glückwünschungsbesuch in Schuhen und seidenen Strümpfen. Auch aß er jährlich etwa vier Mal Sonntags mit seinen Brüdern bei ihr. Wie viel reine Freuden hat der große Mann doch durch dies unglückliche Verhältniß entbehrt! *)

Friedrich II. oder der Große, auch der Einzige genannt, wurde König, als sein Vater 1740 starb, und hat den preußischen Thron bis 1786, also 46 Jahre lang, geziert. Von dem Augenblicke an war seine ganze Aufmerksamkeit auf die Regierung gerichtet. „Die Zeiten der Possen seien nun vorüber," meinte er. Jeder Unterthan erhielt die Erlaubniß, sich selbst an ihn zu wenden, und alle Sachen von Wichtigkeit mußten ihm vorgelegt werden. Seine Cabinetssecretaire mußten täglich alle eingehende Schreiben und Vorstellungen ordnen und ihm uneröffnet auf seinen Schreibtisch legen. Einsam las er sie durch und

*) Sie war eine äußerst brave Frau, die ihr Leben ganz der Frömmigkeit, der Mildthätigkeit und dem Fleiße geweiht hatte. Von den ihr jährlich ausgesetzten 41,000 Thalern verwendete sie 24,000 für Hülfsbedürftige. Sie hatte eine auserwählte Bibliothek; Gellert war ihr Lieblingsschriftsteller, und gern hatte sie Gelehrte an ihrer Tafel.

schrieb mit einigen Worten die Antwort an den Rand. So brachte er täglich die ersten Morgenstunden zu, und noch denselben Tag mußten die Secretaire die Antworten aufsetzen und abschicken. Kein Festtag, keine Reise, keine Krankheit des Königs machte darin eine Aenderung. Dabei verstand er die Kunst, die geschicktesten Leute zu seinen Beamten herauszufinden, und selten betrog er sich darin. — Zu dieser ungemeinen Thätigkeit kam ein ganz ausgezeichneter Verstand und der feste Wille, sein Volk recht glücklich zu machen. Was ließ sich nicht bei einer so seltenen Vereinigung von großen Talenten und gutem Herzen erwarten! Und glücklicherweise haben diese Erwartungen nicht betrogen. Auch das Aeußere eines solchen Mannes ist nicht gleichgültig. Er war von mittlerer Statur und wohlgebautem Körper, hatte eine etwas lange, aber wohlgestaltete Nase, nicht zu große, aber schöne, blaue, feurige Augen, und so durchdringend, daß Keiner, auch wer das beste Gewissen hatte, im Stande war, sie lange anzusehen, wenn des Königs Blick ihn fixirte. In ihnen malten sich die oft schnell abwechselnden Gemüthsbewegungen des großen Mannes; gleichgültig sah er fast nie aus. Sein Anstand war, vorzüglich in den jüngern und männlichen Jahren, überaus edel, sein Gang durchaus nicht steif, eher etwas nachlässig, aber schnell und voll Würde; im höhern Alter saß er etwas gekrümmt und nachlässig zu Pferde.

Gleich seine ersten Verordnungen zeigten von großer Weisheit und erwarben ihm das Vertrauen seiner neuen Unterthanen. Er behielt alles Gute, was sein Vater eingerichtet hatte, bei und änderte nur solche Dinge, welche seinen Unterthanen eine Last waren. So entließ er die meisten riesenhaften Gardisten, die dem Staate so große Summen kosteten, erklärte, daß er in Religionssachen die größte Duldung beweisen werde, und unterstützte, da gerade große Theurung war, die Nothleidenden aus seinen Magazinen.

Noch war er keine fünf Monate König, als die Nachricht einlief, daß der deutsche Kaiser, Karl VI., gestorben sei. Dieser Fürst hatte keinen Sohn, und war daher schon lange vor seinem Tode besorgt gewesen, ob auch die europäischen Könige wohl seine einzige Tochter, Maria Theresia, als Erbin seiner Länder anerkennen würden. Daher hatte er eine Schrift aufgesetzt, die er

die pragmatische Sanction nannte, und in welcher dieser seiner Tochter alle seine Erbländer nach seinem Tode zugesprochen wurden. Diese Schrift ließ er von allen mit ihm befreundeten Königen unterschreiben, und um sie dahin zu bringen, ließ er sich manches Opfer kosten. Nun erst war er ruhig und dachte, jetzt könnte es seiner Tochter nicht fehlen. Aber kaum war er todt, so zeigte sich, wie vergänglich auch die sichersten menschlichen Einrichtungen sind. Alle Fürsten, die irgend einen scheinbaren Anspruch auf eine östreichische Provinz hatten, kamen jetzt damit hervor; denn sie glaubten der jungen Prinzessin leicht Alles abdringen zu können. Maria Theresia war damals 23 Jahre alt, und erst seit vier Jahren an den Herzog Franz von Lothringen, den sie über Alles liebte, vermählt; eine Frau von großer Einsicht, vieler Entschlossenheit und einem schönen Gemüth. Jetzt sollte sie gleich eine harte Probe ihrer Standhaftigkeit aushalten. Auch Friedrich's Vater hatte die pragmatische Sanction unterschrieben; aber Friedrich glaubte nicht nöthig zu haben, sich an etwas zu binden, was er nicht selbst versprochen hatte, war auch überdies von Karl VI. einmal hintergangen worden. Den jetzigen günstig scheinenden Augenblick wollte er nicht vorbeigehen lassen, seine Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, und ließ also in aller Eile rüsten, aber mit solcher Stille, daß fast Niemand außer ihm wußte, was er eigentlich im Schilde führte. Er nahm an allen Wintervergnügungen Theil, als wenn er nichts Wichtigeres vorhabe. Plötzlich aber reiste er im December 1740 von Berlin ab, stellte sich an die Spitze seines Heeres und führte dies schnurstracks auf die schlesische Grenze los. Zugleich ließ er die Königin von Ungarn — dies war Maria Theresia — bitten, ihm gutwillig die verlangten Fürstenthümer abzutreten; dann wolle er ihr auch gegen alle übrige Feinde beistehen und dafür sorgen, daß ihr Mann zum deutschen Kaiser gewählt würde. Die Antwort fiel, wie er es erwartet hatte, verneinend aus, und so rückten denn die preußischen Regimenter in Schlesien ein.

Bald fanden sich aber noch mehr Feinde ein, die alle von der bedrängten Lage der Königin von Ungarn Vortheil ziehen wollten. Die Könige von Spanien, Philipp V. von Anjou (1746), und Frankreich, und die Kurfürsten von Sachsen und

Baiern erklärten ihr auch den Krieg und fielen in ihre Länder ein. Um sie recht zu kränken und die Kaiserwürde dem östreichischen Hause zu entziehen, wählten die Kurfürsten den Kurfürsten von Baiern unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser; aber er hat ihr nicht viel zu thun gemacht und ist auch schon drei Jahre darauf (1745) gestorben. Ganze acht Jahre mußte sie sich mit ihren Feinden herumschlagen, und zuletzt ging sie ehrenvoll aus diesem Kampfe hervor. Er dauerte von 1740—48, wo der Friede von Aachen geschlossen wurde, und wird der Oestreichische Erbfolgekrieg genannt. Von diesem allgemeinern Kriege sind die beiden, welche Friedrich mit Maria Theresia führte, nur Theile, und werden die beiden schlesischen Kriege genannt. Von den Vorfällen dieser Kriege wollen wir nur einiger Hauptbegebenheiten erwähnen.

Erster schlesischer Krieg (1740—42). Ohne Schwierigkeit hatte Friedrich Schlesien eingenommen. Aber im folgenden Frühjahre schickte Maria Theresia ein bedeutendes Heer hin, und es kam zur Schlacht bei Mollwitz (eine Meile von Brieg), der ersten, welcher Friedrich beiwohnte. Sie wurde von den Preußen gewonnen, mehr durch die Tapferkeit der preußischen Soldaten und durch die geschickten Anordnungen des Feldmarschalls Schwerin, als durch die Geschicklichkeit des Königs, dem es an Erfahrung noch ganz fehlte. Aber dieser erste Sieg machte seinen Namen in ganz Europa berühmt, und man faßte große Hoffnungen von einem jungen Fürsten, der gleich so kräftig auftrat. Indessen fielen auch die andern Mächte über Maria Theresia her und beeilten sich, mit Friedrich ein Bündniß zu schließen. In Schlesien war dieser von den Evangelischen mit Entzücken, von den Katholischen mit Mißtrauen aufgenommen worden. In Breslau trat sogar ein Club katholischer Damen zusammen, die miteinander rathschlagten, wie man die Stadt, die für neutral erklärt war, den Oestreichern in die Hände spielen könnte; Mönche und katholische Geistliche machten die Zwischenträger. Aber sie wußten nicht, daß Friedrich unter den frommen Schwestern auch seine heimlichen Anhängerinnen hatte, die ihn von allen Ränken unterrichteten. Er beschloß daher, den Oestreichern zuvorzukommen und die Stadt zu besetzen. Er sammelte bei der Stadt einige Regimenter und verlangte den Durch-

marsch über die Oderbrücke, und als ihm dies bewilligt wurde, besetzten die Truppen plötzlich alle Thore, und Breslau war in seinen Händen. Daran waren jene Weiber Schuld! Frauen haben sich aber in die Politik nicht zu mischen.

Die Lage Maria Theresia's war in der That sehr peinlich; man hätte sich nicht wundern können, wenn sie, eine schwache Frau, den Muth verloren hätte. Aber sie zeigte einen männlichen Geist und bewies, daß jedes Unglück durch standhafte Ausdauer endlich zu überwinden ist. Als die feindlichen Heere nur noch wenige Tagemärsche von Wien entfernt standen und alle Kostbarkeiten des Hofes schon nach Presburg geschafft wurden, berief sie die ungarischen Stände, die ihr mit großer Ergebenheit anhingen, nach Preßburg und trat in Trauerkleidern mitten unter sie, die ungarische Krone auf dem Haupte, das königliche Schwert an der Seite. Majestätisch schritt sie durch den Saal und bestieg die Bühne des Throns. In lateinischer Sprache hielt sie eine Rede voll Feuer, in welcher sie ihnen ihre bedrängte Lage vorstellte. „Verlassen von allen vorigen Freunden," so schloß sie, „habe ich keine andere Zuflucht, als zu eurer Treue. Ich werfe mich in eure Arme und erwarte schleunige Hülfe." Diese Worte und die Thränen, die ihr dabei in die Augen traten, rissen die graubärtigen Magnaten zur Begeisterung hin. Sie schwangen die Säbel und riefen mit nassen Augen: „Leben und Blut! Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!" — Sechs Tage darauf ereignete sich eine noch rührendere Scene, als die Abgeordneten der Ungarn sich vor ihrem Throne einfanden, um den Schwur des Gemahls der Königin zu empfangen. Franz rief dabei aus: „Mein Blut und mein Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!" Da nahm Maria Theresia ihren Sohn Joseph, einen zarten Säugling, auf den Arm, zeigte ihn der Versammlung, und Alle riefen abermals freudebegeistert: „Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!" Die ehrlichen Ungarn haben auch Wort gehalten, und ihrem treuen Beistande verdankte Maria Theresia vorzüglich ihre Errettung aus der großen Bedrängniß. Keiner ihrer Feinde machte ihr aber so viel zu thun als Friedrich II., und er behauptete Schlesien, trotz aller Anstrengungen, ihn herauszutreiben. Vorher hatte er bei Czaslau oder Chotusitz in Böhmen einen Sieg über sie

erfochten (1742). Zuletzt schloß sie im dritten Jahre des Krieges Frieden mit ihm in Breslau, in welchem sie ihm fast ganz Schlesien, soweit es jetzt noch preußisch ist, überließ und nur froh war, diesen gefährlichen Feind los zu sein.

Zweiter schlesischer Krieg (1744—45). Aber Friedrich blieb nicht lange müßiger Zuschauer. In Sachsen und Polen regierte damals (1733—63) August III., des starken August Sohn, ein äußerst träger, allen Regierungsgeschäften höchst abgeneigter Herr. Diese Sorge hatte der Graf v. Brühl übernommen, ein Mann von großen Talenten für den gesellschaftlichen Umgang, sehr feinen Sitten, aber ohne gute Grundsätze, im höchsten Grade verschwenderisch und stolz. Er besaß ganz das Vertrauen seines Herrn und wurde von diesem mit Ehren und Reichthümern überhäuft *). Dieser Brühl und Friedrich waren bittere Feinde. Daher machte Sachsen bald Frieden mit Oestreich, und schloß endlich gar ein Bündniß mit dieser Macht. Brühl versprach, nicht eher sollten die Sachsen die Waffen niederlegen, bis Maria Theresia Schlesien wieder erobert habe und der König von Preußen noch weiter beschränkt sein würde. Das erfuhr Friedrich bald wieder und kündigte geschwind der Maria Theresia den Krieg wieder an. Auch diesmal verrichteten die preußischen Helden herrliche Thaten. Nur eine davon mag hier stehen, um den Geist zu zeigen, der in dem trefflichen Heere herrschte. Im Jahre 1745 stand der König bei Frankenstein, der Markgraf Karl von Schwedt aber mit einer andern preußischen Abtheilung bei Jägerndorf und Troppau. Zwischen Beide hatte sich das östreichische Heer gezogen. Friedrich sah ein, wie dringend nöthig es sei, den Markgrafen zu sich heranzuziehen; aber wie ihm den Befehl dazu hinterbringen? denn die Oestreicher hatten so genau alle Wege besetzt, daß auch nicht ein Spion sich durchschleichen konnte. Da erhielt General von Zieten, einer der ausgezeichnetsten Husarengenerale, den Befehl, Alles daran zu wagen, mit

*) Seine Verschwendung ging so weit, daß er keinen Rock zweimal anzog, und ungeachtet dessen hinterließ er bei seinem Tode ein Vermögen von mehr als anderthalb Millionen Thaler. Als der Nachfolger des Kurfürsten eine Untersuchung über seine Verwaltung anstellen ließ, fand sich, daß er über sechstehalb Millionen Thaler unterschlagen und veruntreut hatte.

seinem Regimente bis zum Markgrafen hindurchzudringen. Er sollte, setzte der König hinzu, den Befehl seinem ganzen Regimente bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf vom Willen des Königs unterrichtet würde. Aber Zieten bedachte, daß es grausam wäre, seine braven Husaren aufzuopfern und entwarf einen andern Plan. Seine Leute waren an ihren rothen Dolmans bei den Oestreichern bekannt genug; aber seit einiger Zeit trugen sie blaue Pelze und andere Mützen als vorher, ungefähr wie auch ein östreichisches Regiment. Darauf baute er seinen Plan. Er wollte sich durchzuschleichen suchen. Als er dem östreichischen Lager nahe kam, zogen gerade mehrere Regimenter von Neustadt, welches sie vergebens angegriffen hatten, wieder ins Lager zurück. Zieten schloß sich an, indem er seinen Leuten streng befahl, ganz ruhig wie im Frieden zu reiten, und weder zu schießen, noch den Säbel zu ziehen. Er selbst zog die Tabackspfeife heraus, wie im tiefen Frieden. Voraus schickte er einige geborene Ungarn, die in ihrer Landessprache die Feldwachen, auf welche sie stießen, freundlich begrüßen sollten. Auch durch ein feindliches Dragonerregiment ritten sie ungestört hindurch, und so befand sich Zieten bald mitten unter den Feinden. Es war ein schöner, heller Tag. Er konnte das ganze Feld übersehen, welches mit Oestreichern bedeckt war. Die Einen thaten dies, die Andern jenes. Je näher man dem Lager kam, desto größer wurde die Gefahr, und Zieten ließ seine Husaren näher zusammenrücken, um sich im Nothfall durchschlagen zu können. Dennoch merkten die Oestreicher nichts, ja ein feindlicher Oberst kam ganz treuherzig zu Zieten geritten, bot ihm freundlich einen guten Tag und erzählte ihm, daß sein Regiment auch bald nachkommen würde. Aber wie vom Donner wurde er gerührt, als Zieten seinen Husaren zurief: „Nehmt ihn gefangen! es ist ein Oestreicher.“ Eine Strecke marschirten die Husaren noch ganz ruhig, mitten durch die Oestreicher durch. Nun aber wandte sich der Weg, und Zieten schwenkte sich jetzt plötzlich, um bei dem Lager vorbeizuziehen. Da erkannte man ihn: „Zieten! Zieten! Preußen! Preußen!“ rief man nun auf allen Seiten. Alles gerieth in Bewegung, und obgleich die Husaren sich in starken Trab setzten, so holte man sie doch ein. Aber Zieten ließ einhauen und schlug sich mit geringem Verluste

glücklich durch. Aehnliche Thaten verrichteten auch die andern Generale, und selbst die Feinde hatten vor den Preußen Achtung.

Eine Hauptschlacht gewann der König in diesem Kriege bei Hohenfriedeberg in Schlesien, unweit Striegau (4. Juni 1745). Binnen fünf Stunden war der an Zahl überlegene Feind geschlagen. Die unerschrockenen Preußen auf dem rechten Flügel waren wider Vermuthen des Feindes durch Wasser und Morast gewatet und hatten den Feind mit dem Bajonnete angegriffen; dadurch war der Sieg entschieden worden. Besonders schlimm ging es den Sachsen, die in diesem Kriege auf der Seite der Oestreicher fochten. Daher hatten die preußischen Soldaten ein Auge auf sie und hieben sie hier jämmerlich zusammen. Die Preußen hielten sich hier so brav, daß ein Dragonerregiment allein 66 Fahnen erbeutete. Einen zweiten Sieg erfocht der König bei Sorr in Böhmen an der schlesischen Grenze (30. Sept. 1745).

Der Krieg wurde endlich durch die Schlacht bei Kesselsdorf, unweit Dresden, entschieden. Hier war zwar Friedrich nicht gegenwärtig, aber der alte Fürst von Dessau hatte mit den preußischen Grenadieren die mit Eis und Schnee bedeckten Anhöhen, auf denen der Feind stand, so glücklich erstürmt, daß er einen glänzenden Sieg erfocht *). Am folgenden Tage traf auch

*) Dieser Fürst wurde gewöhnlich der alte Dessauer oder der alte Schnurrbart genannt. Er war wegen seiner Grobheit und Roheit berüchtigt, und an ihm sah man, wie übel es sei, wenn man sich in der Jugend nicht an gute Sitten gewöhnt. Nichts war ihm verhaßter als Höflichkeit. Wer ihn grüßte, dem steckte er die Zunge heraus. Konnte er einem Gelehrten oder Geschäftsmanne einen Streich spielen, so that er es mit Vergnügen. Eines Morgens fuhr er durch die Straßen von Magdeburg und sah einen Regierungsrath im seidenen Schlafrocke und Pantoffeln am Fenster stehen und seine Tasse Kaffee trinken. Geschwind befahl er dem Kutscher, still zu halten, und ließ den Rath ersuchen, gleich und wie er wäre an den Wagen zu kommen. Der Mann erschien mit vielen Complimenten und fragte, was Ihro Durchlaucht beföhlen. Der Fürst winkte, er solle auf den Wagentritt steigen, dann packte er ihn, zog ihn zu sich in den Wagen und befahl dem Kutscher zuzufahren. Erst eine Stunde von der Stadt ließ er halten und deutete dem bestürzten Rathe an, er könne nun wieder nach Hause gehen. So mußte der arme Mann am hellen Tage zu seiner großen Beschämung im Schlafrocke und Pantoffeln durch die Straßen der volkreichen Stadt nach Hause wandern. Ein ander Mal begegnete er auf einem Spazierritte bei Halle einem Unbekannten. „Wer ist Er?“ fuhr der Fürst ihn an. „Ein

Friedrich auf dem Schlachtfelde ein und umarmte dankbar den glücklichen Sieger. Ungehindert hielt er nun seinen Einzug in Dresden, wo er mit zuvorkommender Höflichkeit und Schonung die zurückgebliebenen sächsischen Prinzen und Prinzessinnen behandelte. Gleich darauf baten Maria Theresia und August III. um Frieden, der auch schon nach wenigen Tagen in Dresden unterzeichnet wurde. Friedrich behielt Schlesien, so weit es ihm schon im breslauer Frieden zuerkannt war, aber reicher an Achtung in den Augen des gesammten Europa. In Berlin wurde Friedrich bei seiner Rückkehr von den Einwohnern mit Entzücken empfangen, und als er durch die doppelten Reihen der Bürgercompagnien fuhr, sang man Lieder auf ihn ab, in denen er zum ersten Male der Große genannt wurde.

Bald nach dem Frieden wurde dicht vor einem Thore Potsdams das Schloß Sanssouci vollendet, welches sich Friedrich in einfachem Style hatte bauen lassen, um hier, was auch der Name andeutete, so sorgenfrei wie möglich zu leben. Es steht auf einer Anhöhe, und breite Terrassen führen in den Garten hinab. Hier verlebte er seine glücklichsten Stunden, wenn es ihm auch nicht gelungen sein mag, sich völlig aller Sorgen zu entschlagen; wie war dies auch bei seiner Thätigkeit möglich? In Sanssouci hatte er die Freude, den berühmten Dichter Voltaire (geb. 1694, gest. 1778) bei sich zu sehen und drei Jahre lang bei sich zu bewirthen. Aber so groß auch die Vorliebe, die Friedrich für ihn hatte, war, so erkannte er doch bald den niedrigen Sinn dieses so geistreichen Mannes; er ist nachmals von demselben mit dem schwärzesten Undanke behandelt worden! — „Guter Gott!“ schrieb er einst an einen Freund über Voltaire, „wie kann doch so viel Genie mit solcher Verdorbenheit des Gemüths verbunden sein!“ Und ihm selbst schrieb er einmal: „Ihr Herz ist hundertmal abscheulicher, als Ihr Geist schön ist.“

Dergleichen traurige Erfahrungen machten den König mißtrauisch gegen die Menschen, und er schloß sich daher späterhin

---

Tanzmeister, Ihro Durchlaucht.“ — „So? Kann Er gut tanzen? Nun, da komme Er mit!“ So führte er ihn auf ein umgepflügtes Ackerfeld und befahl ihm, eine Menuett zu tanzen, hieb ihm auch dann und wann mit der Peitsche um die Beine. Solche Streiche kamen nicht selten vor.

lieber an die harmlose Thierwelt an. Er hielt sich immer eine Anzahl Windhunde, die beständig um ihn sein mußten und die er mit großer Zärtlichkeit liebte. Selbst wenn er reiste, wurden sie ihm oft in einer sechsspännigen Kutsche nachgefahren, und als einmal einer dieser Lieblinge in seiner Abwesenheit starb, durfte er nicht eher begraben werden, bis er selbst bei der Beerdigung zugegen sein konnte. Im Garten von Sanssouci wurden ihnen Denkmäler gesetzt, welche die Namen der Gestorbenen bezeichneten.

108. Scenen aus dem Siebenjährigen Kriege.

Nach einer 11jährigen Ruhe wurde Friedrich genöthigt, wieder einen Krieg anzufangen, der sieben Jahre dauerte, einen großen Theil von Deutschland verwüstete und ihn oft an den Rand des Verderbens brachte, den er aber dennoch endlich mit großem Ruhme endigte. Er dauerte von 1756—63. Maria Theresia, nun Kaiserin, seitdem ihr Gemahl, Franz von Lothringen, 1745 nach Karl's VII. Tode unter dem Namen Franz I. zum deutschen Kaiser (1745—65) gewählt worden war, konnte immer noch nicht Schlesien vergessen. August III. von Polen schloß sich schnell an sie an, weil sein Minister Brühl fortfuhr, Friedrich's bitterer Feind zu sein, und die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, eine Tochter Peter's des Großen, war gegen Friedrich aufgebracht, weil er einst über der Tafel sich über ihre leichtsinnige Aufführung lustig gemacht hatte *). Zu diesem Bunde gesellte sich auch Ludwig XV., König von Frankreich, Adolph Friedrich, König von Schweden, und der größte Theil der deutschen Fürsten. Mit allen diesen Feinden sollte Friedrich fertig werden. Sie waren auch ihres Sieges schon so gewiß, daß sie bereits verabredet hatten, wie sie sich in seine Staaten theilen wollten. Dazu kam, daß er fast allein dastand. Nur der König von England, Georg II. (1727—60), gab ihm einige Hülfstruppen; ebenso die Herzöge von Braunschweig und Gotha und der Landgraf von Hessen-Kassel; aber was waren diese Wenigen gegen seine zahllosen Feinde! Zum Glück war Friedrich unerschöpflich in Hülfsmitteln und wurde von der Tapferkeit seiner Preußen herrlich unterstützt. Es fehlt

*) Ueber die Geschichte Rußlands siehe unten §. 111.

hier an Raum, mehr als einige Scenen aus den vielen Ereignissen dieses merkwürdigen Krieges zu erzählen.

Durch einen treulosen Schreiber in Dresden, Namens Menzel, erfuhr Friedrich, daß Rußland, Oestreich, Sachsen u. s. w. ihn im folgenden Jahre anfallen wollten, und er erhielt durch ihn die Abschriften ihrer Verträge. Er beschloß ihnen zuvorzukommen — und schnell rüstete er sich, um in Böhmen einzufallen. Ehe es sich seine Feinde versahen, stand er schon an der sächsischen Grenze und verlangte freien Durchmarsch. Da der König von Polen ihm diesen verweigerte, so nahm er von ganz Sachsen Besitz und August III. und Brühl mußten eiligst die Flucht ergreifen. Friedrich hielt seinen Einzug in Dresden, benahm sich aber hier mit musterhafter Mäßigung. Alles Privateigenthum des Königs ließ er unangetastet, und als er die Bildergalerie besuchte, bat er den Aufseher um die Erlaubniß, eines der Gemälde copiren lassen zu dürfen.

1. Schlachten bei Prag und Kollin (6. Mai und 18. Juni 1757). Nachdem Friedrich in Böhmen bei Lowositz an der Elbe ein östreichisches Heer (1. October 1756) geschlagen und vor den Augen des erschrockenen Königs von Polen, der eben auf den Königsstein geflüchtet war, das ganze sächsische Heer gefangen genommen hatte, brach er im folgenden Jahre (1757) nach Böhmen auf. Bei Prag trafen alle Heerhaufen zusammen, und noch an demselben Tage befahl er, den zahlreichen Feind, unter Prinz Karl von Lothringen, der die Anhöhen um die Stadt besetzt hatte, anzugreifen. Aber gleich die ersten preußischen Regimenter wurden zurückgeworfen, und vor den furchtbaren feindlichen Kanonen war es nicht möglich, durchzudringen. Ganze Rotten lagen schon reihenweise auf dem Schlachtfelde todt da, und die Soldaten wollten nicht vorwärts. Da sprang im entscheidenden Augenblicke der alte Feldmarschall Schwerin vom Pferde, ergriff selbst eine Fahne und führte mit den Worten: „Heran! heran! meine Kinder!" die Preußen gegen die donnernden Kanonen an. Aber bald fiel er, von vier Kugeln zugleich durchbohrt, todt nieder. Ein anderer General (Manteufel) hob die blutige Fahne auf und warf glücklich den Feind in die Flucht. Es war ein herrlicher, aber sehr blutiger

Sieg: 16,500 Preußen waren todt oder verwundet; aber die Oestreicher hatten noch mehr, 24,000 Mann, verloren.

Gern hätte nun Friedrich geschwind Prag eingenommen. Aber als er noch davor lag und es mit Bomben ängstigte, langte bei ihm die Nachricht an, daß ein neues Heer Oestreicher unter Feldmarschall Daun bereits im Anmarsche wäre. Er ging ihm entgegen und traf bei Kollin, südöstlich von Prag, auf ihn. So gut auch der König seine Maßregeln genommen hatte, so mißlang ihm doch in dieser Schlacht Alles. Zuletzt riß eine solche Verwirrung ein, daß er dem Feinde das Schlachtfeld überlassen mußte. Die erste Schlacht, die Friedrich verlor! 8000 Mann seiner besten Infanteristen lagen auf dem Wahlplatze. Kein Wunder, daß der König tief niedergeschlagen war! Denn woher wollte er, wenn das so fortging, endlich noch Soldaten genug bekommen?

Ganz mit seinem Unglücke beschäftigt, fand man ihn am Abende nach der Schlacht im Städtchen Nimburg, auf einer Brunnenröhre in tiefen Betrachtungen sitzend, mit dem Stocke Figuren in den Sand malend und so vertieft, daß er nicht hörte und sah. Endlich fuhr er auf, wischte die Falten von seiner Stirne weg und nahm wieder eine heitere Miene an. „Kinder!" sagte er zum Ueberreste seiner Garde, die an diesem Tage besonders gelitten hatte, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt! Aber nur Geduld! ich werde schon Alles wieder gut machen." —

An die Eroberung von Prag war nun nicht weiter zu denken. Die Belagerung wurde sogleich aufgehoben und das ganze Heer zog sich nach der Lausitz bis in die Gegend von Görlitz zurück. Daun zog den Preußen nach und lagerte sich ihnen gegenüber, ohne daß Einer den Andern anzugreifen wagte *). So

---

*) Auf diesem Rückzuge wurde Friedrich's ältester Bruder, August Wilhelm, der Urgroßvater unseres Königs, von den Oestreichern scharf gedrängt, indem er sich mit einem Theil des preußischen Heeres über Zittau zurückzog. Der König war mit den von seinem Bruder genommenen Maßregeln unzufrieden, überhäufte ihn im Lager von Bautzen unverdienterweise mit heftigen Vorwürfen und wies ihn fort. Der Prinz begab sich hinweg, und grämte sich über die Ungnade des Königs so, daß er ein Jahr später todt war.

lag man zwei Monate; da riß dem Könige die Geduld und er brach mit einem Theil seines Heeres auf, um auf einem andern Schauplatze aufzutreten.

2. Schlacht bei Roßbach (5. November 1757). Während sich Friedrich bei Prag und Kollin mit den Oestreichern herumgeschlagen hatte, waren die Russen verheerend in Preußen eingebrochen und die Franzosen vom Rheine her bis nach Sachsen bereits vorgedrungen. Dem konnte Friedrich unmöglich ruhig zusehen. Er ließ den Herzog von Bevern bei Görlitz mit einem Theile des Heeres zurück; mit dem andern marschirte er schnell nach Sachsen, die Fortschritte der Franzosen aufzuhalten. Mit diesen hatten sich noch die deutschen Reichstruppen vereinigt, eine rechte Musterkarte von verschiedenen Soldaten. Sie waren aus den Beiträgen der einzelnen deutschen Fürsten zusammengesetzt, und da mancher nur einige Mann zu stellen hatte, so gab es Regimenter, die aus 10 bis 12 verschiedenen Contingenten bestanden, von denen jedes andere Waffen und andere Uniform trug. Gleich das erste Zusammentreffen mit den Franzosen war für die Preußen sehr ehrenvoll. Ein Prinz von Soubise, ein weichlicher, einfältiger General, hatte sich mit 8000 Franzosen in Gotha eingelegt, um sich dort recht zu pflegen. Die Herzogin von Gotha aber, eine große Verehrerin Friedrich's, ließ diesen auffordern *), die sorglosen Franzosen zu überfallen. Der König schickte seinen General Seidlitz mit 1500 Reitern hin. Soubise ahnete davon nichts und hatte sich gerade ein köstliches Mittagsessen auf dem Schlosse bereiten lassen. Eben setzte er sich mit seinen Officieren zur Tafel; schon wurden die dampfenden Pasteten aufgetragen — da erschollen die Trompeten der preußischen Dragoner. Wie fuhren die Franzosen von ihren Stühlen auf! Flugs warfen sie sich auf ihre Pferde und jagten mit verhängtem Zügel zum Thore hinaus. Seidlitz schickte ihnen einige Hundert Reiter nach und setzte sich lachend mit seinen Officieren an dieselbe Tafel zu demselben Schmause, der für die Feinde bestellt gewesen war. Bei dieser Gelegenheit fielen den

*) Es geschah dies durch einen treuen Bauer, der das Zettelchen der Herzogin in seinen hohlen Backenzahn steckte und so damit sicher ins preußische Lager gelangte.

Preußen zwar nur wenige Soldaten in die Hände, aber desto mehr Kammerdiener, Köche, Friseurs, Komödianten u. s. w., und ganze Kisten mit wohlriechenden Wassern und Pomaden; eine Menge Pudermäntel, Schlafröcke, Sonnenschirme, Papageien und dergleichen wurden erbeutet.

Mehrere Wochen darauf traf Friedrich auf die Franzosen und die Reichstruppen bei dem Dorfe Roßbach, nicht weit von Weißenfels. Den Feind anzugreifen, war mißlich; denn die Franzosen hatten dreimal mehr Soldaten als die Preußen. Dennoch wurde eine Schlacht beschlossen. Soubise war seines Sieges so gewiß, daß er fürchtete, der König, den er nicht anders als den Markgrafen von Brandenburg nannte, möchte ihm entwischen. Er ließ daher am 5. November seine Soldaten sich in Bewegung setzen, um die Preußen von beiden Seiten einzuschließen. Mit schallender Kriegsmusik zogen die Franzosen bei den Preußen vorbei und fragten höhnisch, ob das etwa die potsdamsche Wachparade sei? Friedrich, der sich auf die Schnelligkeit seiner Leute verlassen konnte, ließ diese ganz ruhig im Lager stehen und befahl, da es eben Mittag war, daß die Soldaten ungestört ihr Mittagsessen verzehren sollten. Die Franzosen, die das aus der Ferne mit ansahen, trauten kaum ihren Augen und dachten, das geschähe nur aus dumpfer Verzweiflung. Jetzt schlug es 2 Uhr. Nun hieß es: Zelte abgebrochen! In Reihe und Glied gestellt! Im Hui waren die Preußen mit Allem fertig und standen zum Staunen der Franzosen schlagfertig da. Jetzt donnerten die Kanonen, und da zugleich Seidlitz hinter einer Hügelreihe, wo er sich mit seinen Reitern versteckt hatte, vorgesprengt kam und den Franzosen in die Seite fiel, — so war an kein Halten mehr zu denken. Die Reichstruppen liefen schon bei den ersten Kanonenschüssen davon und warfen Alles, was sie am Laufen hinderte, Flinten, Tornister, Patrontaschen, Seitengewehre u. s. w., weg. Die Franzosen hielten etwa ein dreimaliges Feuer aus; dann stürzten auch sie in wilder Unordnung davon und stellten sich in einen unordentlichen Haufen. In diesen hieben einige preußische Reiterregimenter ein und richteten eine gräßliche Verwirrung an. In der ersten Hitze wurden viele Franzosen niedergehauen; da sie aber die Waffen wegwarfen und demüthig um Gnade flehten, so nahm man sie gefangen.

Indessen war es zum großen Glücke der geschlagenen Feinde schon dunkel geworden; dies rettete den Ueberrest. Ein leichterer Sieg ist wohl nie erfochten worden. Nur sieben preußische Bataillone waren ins Gefecht gekommen; die andern hatten nur zuzusehen gebraucht. Die Franzosen hatten 10,000 Mann verloren, und darunter waren allein 7000 Gefangene. Friedrich schickte den Fliehenden einige Reiterhaufen nach, die noch einige Tausend einholten. Die Furcht vor den Preußen war so groß, daß Viele in die Saale sprangen, um den verfolgenden Husaren zu entgehen, und ganze Haufen sich einzelnen Reitern ergaben. Zwei Dragoner nahmen unter Anderm über 100 Mann auf einmal gefangen, und die zu Fuß fliehenden Reiter warfen ihre Kürasse und großen Reiterstiefeln fort, um nur recht geschwind fortzukommen, so daß die ganze Straße bis Erfurt damit wie besäet war. Ueberhaupt war die Beute der Preußen sehr groß; unter Anderm fielen ihnen eine Menge Ludwigskreuze in die Hände, mit denen sich nun die preußischen Husaren schmückten. Die Begierde, die großsprecherischen Franzosen zu züchtigen, war in dem preußischen Heere so groß gewesen, daß selbst ein Feldprediger mit in den Feind eingehauen hatte. In ganz Europa gönnte man den Franzosen die erhaltene Züchtigung; denn nichts bringt mehr auf, als sich von Menschen ohne Verdienst verachtet zu sehen. Selbst die Bundesgenossen der Franzosen freuten sich über die Demüthigung derselben. Ein merkwürdiges Beispiel von dieser Volksstimmung zeigte sich auf dem Schlachtfelde von Roßbach. Ein preußischer Reiter war im Begriff, einen französischen gefangen zu nehmen. In dem Augenblicke, wo er Hand anlegen will, erblickt er hinter sich einen östreichischen Kürassier, der den Degen über seinem Kopfe schwingt. „Bruder Deutscher!“ ruft ihm der Preuße zu; „laß mir den Franzosen!“ — „Nimm ihn hin!“ antwortet der Oestreicher und jagt davon.

Zwei Tage nach der Schlacht war von den Franzosen und den Reichstruppen keine Spur mehr in Sachsen und den anstoßenden Provinzen zu sehen. Auf der Flucht wurden viele noch von den erbitterten Bauern aufgefangen. Die, welche entkamen, eilten dem Rheine zu, und manche machten erst Halt, nachdem sie diesen Fluß erreicht hatten.

3. Schlacht bei Leuthen (5. December 1757). Mit den Franzosen war Friedrich nun fürs erste fertig; jetzt mußte er sich wieder gegen die Oestreicher wenden. Diese hatten während seiner Abwesenheit das preußische Heer bei Moys in der Gegend von Görlitz angegriffen, und dabei hatte General von Winterfeld, Friedrich's Liebling, sein Leben verloren. Noch beim letzten Abschiede hatte der König gezeigt, wie lieb er ihn hatte. Friedrich war vom Pferde gestiegen, hatte ihn umarmt und gesagt: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruction zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir." — Wie schmerzte ihn nun die Nachricht von seinem Tode. Aber bald traf ihn ein neuer Verlust. Der Herzog von Bevern, der das preußische Heer von Görlitz nach Breslau geführt hatte, wurde bei dieser Stadt zwei Wochen nach der Schlacht bei Roßbach von den Oestreichern geschlagen, er selbst gefangen genommen und Breslau fiel den Oestreichern in die Hände. Das waren große Verluste für Friedrich. Schlesien schien jetzt für ihn so gut wie verloren; dazu war der Winter vor der Thüre. Aber in des Königs Seele stand der Entschluß fest, Schlesien noch in diesem Jahre zu befreien. In 12 Tagen marschirte er von Leipzig bis an die Oder, um den dreimal überlegenen Feind, der in der Gegend von Breslau stand, anzugreifen. Vor der Schlacht rief er seine Generale zusammen und hielt an sie eine kurze, aber kraftvolle Rede, welche die Gemüther derselben mit feuriger Kampfbegier erfüllte. Nachdem er ihnen seine Lage geschildert hatte, fuhr er fort: „Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kriegskunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl (von Lothringen) angreifen, wo ich sie finde. Es ist nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Postens; das Alles, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch jetzt ihres Namens würdig beweisen. Ist aber Einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten." That je eine Rede Wunder, so war es diese. Einige

alte Generale traten vor und versprachen dem Könige im Namen Aller, zu siegen oder zu sterben; Alle waren tief gerührt; Einigen stürzten die Thränen aus den Augen. „Leben Sie nun wohl, meine Herren!" rief ihnen der König nach: „in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." — Die Begeisterung der Generale theilte sich bald auch den gemeinen Soldaten mit. Friedrich ging selbst umher, sprach freundlich mit ihnen und richtete ihren Muth so auf, daß sie kaum den Befehl zur Schlacht erwarten konnten.

Am 5. December traf der König die Feinde bei dem Dorfe Leuthen, zwei Meilen von Breslau, auf der Straße nach Neumarkt, in einer meilenlangen Linie aufgestellt. Um 1 Uhr griffen die Preußen an und um 5 Uhr war der vollkommenste Sieg bereits erfochten. Die Oestreicher waren in unordentlichem Rückzuge über Lissa, um die böhmische Grenze zu erreichen. Es war ein herrlicher Sieg, und bewunderungswürdig hatten sich die wackern Preußen gehalten. Ein Dragonerregiment nahm auf einmal zwei ganze feindliche Infanterieregimenter mit allen Offizieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Von dem schönen Geiste der Preußen in dieser Schlacht nur einige Züge. Ein General stieß auf dem Schlachtfelde auf einen preußischen Grenadier, dem beide Beine abgeschossen waren, der auf der Erde lag und so, in seinem Blute schwimmend, ganz ruhig Taback rauchte. Erstaunt rief ihm der General zu: „Kriegskamerad, wie ist es möglich, daß Ihr in Euerm schrecklichen Zustande noch ruhig Taback rauchen könnt? Ihr seid ja dem Tode nahe!" — Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde und sagte kaltblütig: „Was ist daran gelegen? Sterbe ich doch für meinen König!" — Einem andern preußischen Grenadier wurde beim Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er raffte sich von der Erde auf, stützte sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke und schleppte sich so zu einem Platze, wo die übrigen Regimenter vorbei mußten. Hier rief er den Soldaten mit lauter Stimme zu: „Brüder, fechtet wie brave Preußen! Siegt oder sterbt für euern König!" Mit solchen Soldaten ließ sich freilich etwas ausrichten.

Als die Schlacht vorbei war, legten sich die ermüdeten Preußen mit dem unaussprechlich süßen Gefühle, gesiegt zu haben, auf die kalte Erde nieder. Da fing ein Soldat an, laut und

langsam das schöne Lied anzustimmen: Nun danket Alle Gott! (Von Rinkert in Eilenburg, gest. 1649, gedichtet.) Gleich stimmte die Feldmusik ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das Lied andächtig mit. Es läßt sich nichts Feierlicheres und Rührenderes denken, als diese Scene. Mehr als 20,000 Männer, die den Tod den Tag über in so manchen Gestalten gesehen hatten und nun noch lebten, die gestern noch über die Zukunft besorgt waren, und nun eben einen so herrlichen Sieg erfochten hatten, sangen in der schauerlichen Stille der Nacht. Mit welchen Empfindungen der Rührung und des Dankes mußten sie die Worte singen: Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen; der große Dinge thut an uns und allen Enden! — Alle fühlten sich durch diesen Gesang so gestärkt, daß sie gleich wieder dem Feinde hätten entgegengehen mögen.

Noch einen köstlichen Streich führte Friedrich denselben Abend aus. Der Marktflecken Lissa liegt etwa eine Stunde seitwärts von Leuthen. Dahin hatten sich viele Feinde zurückgezogen. Es lag aber dem Könige daran, noch diesen Abend die dortige Brücke über das schweidnitzer Wasser zu besetzen und zu wissen, wie weit der Feind zurückgegangen sei. Er ritt daher mit seinem Gefolge auf Lissa zu, und nahm nur zwei Kanonen und den General Zieten mit 12 Husaren mit. Diese mußten voranreiten, um die Gegend auszuspähen, und zwei Bataillons erhielten Befehl, von weitem nachzufolgen. So kam der König nach Lissa. Er ritt in die Gassen hinein, wo Alles still war. Nur in den Häusern war viel Licht. Als er auf dem geräumigen Platze vor dem Schlosse anlangte, sah man aus den Häusern mehrere Oestreicher mit Stroh kommen, die von den preußischen Husaren schnell ergriffen wurden. Während der König noch mit den Gefangenen sprach, hatten die Feinde die Preußen entdeckt und machten Lärm. Die Oestreicher gaben aus allen Häusern Feuer, die Preußen schossen mit Kanonen und Flinten; es entstand ein entsetzlicher Lärm; Alles schrie und commandirte durcheinander. Aber der König sagte ganz gelassen: „Messieurs, folgen Sie mir! ich weiß hier Bescheid." — Sogleich ritt er links über die Brücke, welche nach dem Schlosse führt. Vor der Schloßthüre stieg er ab. Eben kamen viele östreichische Generale und

andere Officiere, die durch das Schießen aufgeschreckt waren, mit Lichtern in der Hand, die Treppe heruntergestürzt, um sich auf ihre Pferde zu werfen und davonzujagen. Da stießen sie auf den König, den sie sogleich erkannten, und ein Allgemeines Ah! war das Einzige, was sie im ersten Augenblicke vorbringen konnten. Er aber sagte ganz ruhig: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?" — Friedrich war hier in keiner geringen Gefahr. Die feindlichen Officiere brauchten nur zuzugreifen, so war er gefangen. Aber der Schrecken, den sein Alles durchbohrender Blick ihnen einjagte, war so groß, daß sie in demüthiger Stellung ihm hinaufleuchteten und sich ihm zu Gefangenen ergaben. Zu Friedrich's Glück hatten indessen seine nachfolgenden Grenadiere den Ort eingenommen; sonst konnte die Sache doch noch sehr schlimm für den König ablaufen.

4. Schlacht bei Zorndorf, 25. August 1758. Vergebens hatte Friedrich den folgenden Sommer hindurch gesucht, den Oestreichern, die immer seine Hauptfeinde blieben, einen bedeutenden Vortheil abzugewinnen. Er war in Mähren eingefallen, hatte Ollmütz vergebens belagert und war nur mit Mühe über Böhmen nach Schlesien zurückgekehrt. Jetzt stand er in einem festen Lager bei Landshut in Schlesien, als die Nachricht einlief, die Russen, unter General Fermor, hätten nicht nur ganz Preußen schon weggenommen, sondern auch Küstrin grausam eingeäschert. Geschwind brach Friedrich mit einem kleinen Theile seines Heeres auf, der Mark zu Hülfe zu kommen, indem er General Keith in Schlesien zurückließ. Bei der drückendsten Hitze machten die Preußen die angestrengtesten Märsche; denn sie brannten vor Begierde, an den wilden Russen die Verwüstung ihres Vaterlandes zu rächen. Noch sahen sie die Schutthaufen und rauchenden Aschenhügel der muthwillig zerstörten Städte und Dörfer. Als Friedrich in die Nähe von Küstrin kam, brachten seine Husaren 12 gefangene Kosacken ein, die ersten, die er sah. Es waren zerlumpte Menschen mit wilden Mienen. Lange betrachtete er sie sehr ernsthaft, dann sprach er zu einem neben ihm stehenden Officier: „Sehe Er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!" — So erbittert hatte man den

König noch nicht gesehen, als jetzt, wo ihn der Anblick der vielen Schutthaufen, der verwüsteten Felder und der zahllosen, umherirrenden Flüchtlinge tief rührte. Er gab den strengen Befehl, keinem Russen mehr Pardon zu geben; er wollte das ganze Heer vernichtet haben.

Jetzt näherten sich beide Heere einander. „Die Preußen geben keinen Pardon!" sagte ein Russe dem andern. „Gut!" antwortete Jeder; „wir auch nicht!" Am 25. August trafen beide bei dem Dorfe Zorndorf, einige Meilen von Küstrin, aufeinander und eine der blutigsten Schlachten des Krieges begann.*) Indem die Preußen aufmarschirten, spielten die Hautboisten das Lied: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht." Die Russen aber benahmen sich so ungeschickt, daß sie bald in Verwirrung geriethen, und nun brachen die preußischen Reiter in ihre verwirrten Glieder ein und hieben ohne Barmherzigkeit Alles nieder, was nur ihr Schwert erreichen konnte. Am meisten that sich hier wieder Seidlitz hervor; bald sah man ihn hier, bald dort, Alles vor sich niederwerfend und in die dichtesten Haufen eindringend. Die Preußen richteten ein gräßliches Blutbad an. Aber solchen Feind hatten sie auch nie vor sich gehabt. Wenn auch schon die Linien der Russen in Verwirrung aufgelöst waren, so blieben doch die einzelnen wie Bildsäulen unbeweglich stehen, sobald sie ihre Patronen verschossen hatten, und ließen sich, wie fühllos, ruhig nie-

---

*) Als Friedrich vor der Schlacht bei Zorndorf Anstalt machte, über die Oder zu setzen, versammelte sich eine Menge Menschen um ihn und klagte über die durch die Russen erlittenen Grausamkeiten. „Nun, seid nur ruhig, Kinder!" sagte er zu ihnen; „wir wollen sie schon kriegen!" Auch eine Bauerfrau kam hier zu ihm und fragte ihn: „Ew. Majestät, was macht denn mein Mann, der Unterofficier Bindar, bei dem und dem Regimente?" — „Ich kenne ihn wohl!" antwortete Friedrich gütig; „er ist Gottlob! noch gesund." — „Na, grüßen Sie ihn mir doch viel tausendmal," sprach sie weiter und überreichte dabei dem Könige einen Brotkuchen, den sie für „ihren lieben König" gebacken habe. Friedrich nahm das Geschenk der guten Frau freundlich an.

In der Nacht vor der Schlacht ruhte er nur einige Stunden auf einem Lehnstuhle in einer Mühle (der Stuhl wird noch als theure Reliquie aufbewahrt). Als er am Morgen aus dem Hause unter die ihn erwartenden Generale und Adjutanten trat, grüßte er sie freundlich und rief: „Guten Morgen, Messieurs! Ich gratulire! Die Schlacht ist gewonnen."

derstoßen. So sah man ganze Reihen leblos auf der Erde liegen. Andere fielen über das Gepäck her, plünderten die Marketenderwagen und betranken sich in dem dort gefundenen Branntwein. Zwar ließen ihre Officiere den Fässern den Boden ausschlagen; aber das half wenig; denn die Soldaten warfen sich nun der Länge lang auf den Boden, um den köstlichen Nektar noch aus dem Staube aufzuschlürfen.

Nachdem sich beide Theile ganz verschossen hatten, stießen sie mit Kolben, Bajonneten und Säbeln wüthend aufeinander los, und die Erbitterung war so groß, daß selbst Schwerverwundete noch darauf dachten, die nahe liegenden Feinde zu ermorden. So fand man einen tödtlich verwundeten Russen, der auf einem sterbenden Preußen lag und ihn noch mit seinen Zähnen zerfleischte; und der Preuße mußte sich, weil er schon zu schwach zum Widerstande war, ruhig den Zwang gefallen lassen, bis seine Kameraden dazu kamen und den Unmenschen niederstießen. Zwölf Stunden dauerte das Morden, bis die Nacht einbrach und beide Theile gänzlich erschöpft waren. Man zählte bei beiden Heeren an 29,000 Todte und Verwundete. Welch ein Tag!

5. Ueberfall bei Hochkirch, 14. October 1758. Nach der Schlacht bei Zorndorf war Friedrich nach Sachsen gegangen, um Dresden zu Hülfe zu kommen, welches Prinz Heinrich, des Königs Bruder, gegen die Oestreicher vertheidigte. Dann machte er sich nach Schlesien wieder auf, wo die Feinde freies Spiel hatten. So kam er bis hinter Bautzen und lagerte sich beim Dorfe Hochkirch. Ihm gegenüber stand Feldmarschall Daun mit den Oestreichern, nur einen Kanonenschuß weit; dennoch hielt sich Friedrich hier ganz sicher, weil er Daun's Vorsichtigkeit kannte und dieser ihn noch nie angegriffen hatte. Friedrich's Stellung war so gefährlich, daß Feldmarschall Keith gegen ihn äußerte: „Wenn uns die Oestreicher in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden." — „Wir müssen hoffen," antwortete Friedrich, „daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Dennoch beschloß er, in der Nacht vom 14. bis zum 15. October das Lager zu verändern.

Aber so lange wartete Daun nicht. In der Nacht vom 13. zum 14. October setzte sich sein ganzes Heer in Bewegung

und näherte sich von vorn, von der Seite und von hinten dem preußischen Lager, wo tiefe Ruhe herrschte; denn Friedrich hatte seinen Soldaten befohlen, sich schlafen zu legen, um sich zu dem bevorstehenden Aufbruche zu stärken. Dennoch hatten einige preußische Husaren die Bewegungen der Feinde bemerkt und benachrichtigten den König; aber dieser war so weit entfernt, einen Ueberfall zu ahnen, daß er nur auf die dringenden Bitten der Generale Seidlitz und Zieten einigen Regimentern Befehl gab, aufzustehen und die Pferde zu satteln. Da aber bis gegen Morgen Alles ruhig blieb, so wurde der Befehl wieder aufgehoben und die Soldaten überließen sich unbesorgt dem Schlafe.

Jetzt schlug es auf dem Kirchthurme von Hochkirch 5 Uhr. Noch war es dunkel. Da erschienen die ersten Feinde vor dem preußischen Lager. Es waren einzelne Haufen Oestreicher, die sich bei den preußischen Vorposten für Ueberläufer ausgaben. Aber bald kamen ihrer so viele, daß sie sich der Vorposten bemächtigen konnten. Das ganze östreichische Heer folgte und rückte nun von allen Seiten ins preußische Lager ein. Schnell wurden die Kanonen weggenommen und gegen die Zelte gerichtet, in denen die schlaftrunkenen Preußen in wildem Schrecken auffuhren. Die Verwirrung unter den armen Preußen war grenzenlos. Mehrere Hundert wurden in ihren Zelten getödtet, noch ehe sie die Augen öffnen konnten. Die Uebrigen sprangen halbnackend auf und griffen nach ihren Gewehren; aber die Wenigsten konnten in dem allgemeinen Wirrwarr die ihrigen finden und nahmen die, welche ihnen zuerst in die Hände fielen. Das ganze Heer wäre durchaus verloren gewesen, hätte nicht die treffliche Kriegszucht die Meisten gerettet. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn Jeder davongelaufen wäre und sich gerettet hätte, so gut er konnte. Aber keineswegs! — Sobald das Geschrei: „Der Feind ist da!" wie ein Lauffeuer durchs Lager flog, stürzte Alles aus den Zelten, und in wenigen Augenblicken standen mehrere Regimenter in Reihe und Glied da. Diese warfen sich dem Feinde entgegen, und wo sie auf ihn stießen, warfen sie ihn mit dem gewohnten Muthe zurück. Anfangs konnte man sich in der Dunkelheit nicht erkennen: die Preußen tappten nach den Bärmützen der Oestreicher und diese nach den Blechmützen der preußischen Grenadiere. Als aber der Tag anbrach, lag

ein dicker Nebel auf beiden Heeren, der durch den Pulverdampf noch vermehrt wurde. Seidlitz flog mit der Reiterei wie ein kühner Adler umher und hieb fürchterlich ein, wo er nur auf den Feind traf.

Bald stand das Dorf Hochkirch in hellen Flammen und die düstere Lohe erleuchtete das blutige Schlachtfeld. Auf die Behauptung des Dorfes kam Alles an; daher wurde hier am heftigsten gestritten. Die wenigen Preußen, die es vertheidigten, wurden bald überwältigt, und so oft auch neue Regimenter anrückten, es wieder einzunehmen, so blieben doch zuletzt die Kaiserlichen im Besitz. In allen Gassen des Dorfes lagen Haufen von Todten und Sterbenden. Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte nieder und starb ohne einen Laut. Fünf Stunden dauerte das Gefecht: da gab Friedrich den Befehl zum Rückzuge, der auch von dem ermatteten Feinde nicht gestört wurde. Aber in welch trauriger Verfassung befand sich das preußische Heer! Fast alles Gepäck, fast alle Kanonen waren verloren, die meisten Generale verwundet; selbst der König, der im stärksten Feuer gewesen und dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen war, hatte eine, obwohl leichte Verwundung, und es hatte wenig gefehlt, daß er gefangen worden wäre. Schon war er vom Feinde umringt gewesen und nur durch die Tapferkeit seiner ihn begleitenden Husaren wurde er gerettet. Die niedergeschlagenen Soldaten blickten nun auf ihn, und da sie sahen, daß er ein heiteres Gesicht machte, schöpften sie neuen Muth und meinten, Fritz — so pflegten sie ihn zu nennen — werde schon den Schaden wieder gut machen. Dies Vertrauen war es eben, was das preußische Heer so stark machte. So beklommen es auch wohl dem Könige um das Herz sein mochte, so bezwang er sich doch und stellte sich heiter, als wenn der Verlust nicht viel zu bedeuten habe. Er scherzte selbst schon einige Stunden darauf über den Unfall und sagte zu einem seiner Generale: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht gut geweckt!" — Der General antwortete: „Man pflegt Diejenigen im Schlafe zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann." — „Er hat Recht!" sagte Friedrich; „aber ich werde den Herren, die uns so geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen!"

Die Oestreicher glaubten nun Schlesien ganz sicher zu haben, und Daun ließ daher die Festung Neiße belagern. Aber Friedrich war unerschöpflich in Auffindung von Hülfsmitteln. Er schaffte die fehlenden Kriegsbedürfnisse schnell herbei und sprach voll Vertrauen, als er sah, daß Daun ihn nicht verfolgte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel ist noch nicht verloren. Wir wollen uns einige Tage erholen und dann aufbrechen, Neiße zu befreien.“ Das geschah auch wirklich. Elf Tage nach der Schlacht hatte er schon die Feinde umgangen, war in vollem Marsche nach Schlesien und Neiße war gerettet.*)

---

*) Der Hauptmann von Archenholz erzählt in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges folgenden schönen Zug einer edeln deutschen Frau, der hier zur Nachahmung eine Stelle verdient. Der Commandant von Neiße, General Treskow, hatte ein Gut nahe bei der Stadt. Auf diesem befand sich seine Frau, als die Oestreicher die Belagerung anfingen. Diese hielten es für das sicherste und geschwindeste, sich durch eine Verrätherei der Stadt zu bemächtigen. Treskow war kurz vorher Kriegsgefangener gewesen. Man hatte ihm in Oestreich mit vieler Achtung begegnet und die Gemahlin, die, um das Schicksal ihres Mannes zu versüßen, selbst nach Oestreich reiste, war mit ausgezeichneter Höflichkeit am kaiserlichen Hofe behandelt worden. Die Erinnerung an die Güte der Kaiserin mußte noch in frischem Andenken sein. Hierauf wurde ein Entwurf gegründet. Ein kaiserlicher Officier stattete der Generalin einen Besuch ab und brachte ihr Schutzbriefe vom östreichischen Feldherrn. Er wurde wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Bei der Tafel, ohne Zeugen, kommt zuletzt das Gespräch auf die Kaiserin. Die Generalin kann mit Maria Theresiens Lobe nicht fertig werden. Jetzt glaubt der Officier seinen Antrag machen zu müssen. Er verspricht ihr große Summen, Würden und ein unverbrüchliches Geheimniß, wenn sie ihren Mann bewegen wollte, die Festung den Kaiserlichen in die Hände zu spielen. Frau von Treskow wird aufs innigste bewegt. Kaum faßt sie sich so lange, bis Alles vorgetragen ist. Nun springt sie auf, ringt wehmüthig die Hände und bejammert die ihr widerfahrene Erniedrigung, wobei sie wiederholt ausruft: „Ist es möglich? Mir einen solchen Antrag?“ Alle Beruhigungsgründe des Officiers waren bei der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Sie erklärt nun aufs bestimmteste, von den ihr ertheilten Schutzbriefen keinen Gebrauch machen, sondern lieber mit den Belagerten alle Unruhen und Gefahren und allen Mangel theilen zu wollen. Ihr Gut, das einzige Eigenthum ihrer Familie, gab sie dabei großmüthig preis. „Wir sind arm,“ sagte sie; „dies ist unser Alles. Durch die Ehre gezwungen, überlasse ich es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so thun Sie es.“

6. Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759. So viele große Thaten die Preußen auch verrichteten, so wurde doch des Königs Lage mit jedem Jahre mißlicher. Woher sollte er zuletzt noch Menschen, Geld und Kriegsvorräthe nehmen? Und kein Wunder war es, wenn dem Könige manchmal wegen des Ausganges ganz bange wurde. Im Jahre 1759 standen Friedrich und Daun wieder in der Gegend von Landshut und beobachteten einander mehrere Monate lang, ohne daß Einer den Andern anzugreifen wagte. Zu Ende des Julius aber erhielt Friedrich die betrübende Nachricht, daß die Russen unter Soltikof wieder in die Neumark eingefallen wären, ein gegen sie ausgesandtes preußisches Heer geschlagen und die Absicht hätten, sich mit den Oestreichern unter Laudon zu vereinigen. Geschwind beschloß er, selbst nach der Mark zu eilen. Er ließ sein Heer bei Landshut stehen und reiste, nur von einer kleinen Bedeckung von Husaren begleitet, ab. An der Grenze der Mark traf er das geschlagene Heer und stellte sich an dessen Spitze, um die Sachen wo möglich wieder gut zu machen. Er fand die vereinigten Russen und Oestreicher eine Meile von Frankfurt an der Oder, bei dem Dorfe Kunersdorf, aufgestellt und griff sie sogleich an. Zuerst wandte er sich gegen den linken russischen Flügel, und ob hier gleich 100 Kanonen ein fürchterliches Feuer auf die anrückenden Preußen machten und ganze Rotten niedergeworfen wurden, so erstiegen doch endlich die Uebriggebliebenen mit gefälltem Bajonnete die Batterien, und die geschlagenen Russen suchten ihr Heil in einer verwirrten Flucht. Wie freute sich Friedrich über die gewonnene Schlacht! Er sandte Courriere nach Berlin und Schlesien ab, die herrliche Nachricht zu überbringen.

Aber nie hat sich das Schlachtenglück so schnell und schrecklich gewandt als bei Kunersdorf. Noch standen die Oestreicher

---

Vergebens warf sich der durch diesen Edelmuth äußerst gerührte Officier zu ihren Füßen und beschwor sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, wollte aber durchaus nicht länger in der Gewalt der Feinde Preußens sein. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Der Officier begleitete sie bis an die ersten Festungswerke und verließ sie dann voll Bewunderung.

und die Russen des rechten Flügels unangegriffen und ließen sich durch die Flucht jener Russen nicht irre machen. Dagegen waren die Preußen von der drückenden Hitze des Tages und der schweren Kriegsarbeit so ermattet, daß sie sich kaum fortschleppen konnten. Seidlitz und andere Generale riethen dringend, die Schlacht jetzt abzubrechen und den Soldaten einige Ruhe zu gönnen; aber Friedrich befahl den Angriff. Die Reiterei sprengte auf die Oestreicher an, aber Roß und Mann wurden von dem Kartätschenhagel zu Boden gestreckt. Auch der Grenadiere angestrengteste Versuche, die Anhöhen zu erstürmen, waren fruchtlos. Wenige erreichten die steilen Hügel, und wer sich hinaufarbeitete, fand hier seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt. Tausende von Todten und Verwundeten deckten bereits das Schlachtfeld; aber noch immer nicht gab Friedrich die Hoffnung auf. Er selbst setzte sich der größten Todesgefahr aus. Seine Uniform wurde von mehreren Kugeln durchlöchert, zwei Pferde ihm unter dem Leibe getödtet und er selbst leicht verwundet. Hätte nicht die Vorsehung sichtlich über ihn gewacht, so hätte er hier seinen Tod gefunden. Eine Kugel traf seinen Leib, wurde aber glücklicherweise durch ein goldenes Etui, welches er in der Westentasche hatte, aufgehalten. Man bat ihn aufs dringendste, sich von diesem so gefährlichen Platze wegzubegeben. „Nein!" antwortete er; „wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie Ihr meine Schuldigkeit thun."

Zuletzt geriethen die Preußen in allgemeine Verwirrung. Diesen Augenblick benutzte Laudon und fiel den abgematteten Leuten in die Seite und in den Rücken. Ein panischer Schrecken ergriff Alle. Sie liefen, ohne mehr auf den Ruf ihrer Führer zu hören, auseinander und ließen, außer den früher eroberten, 165 Kanonen stehen. Friedrich war wie vernichtet. Er blieb unter den Letzten auf dem Schlachtfelde. Fast wäre er gefangen worden, und er wurde nur durch den Muth eines Rittmeisters gerettet, der mit seinen 100 Husaren mehreren Tausenden von Feinden die Spitze bot, die den König zu umringen schon Anstalt machten.

Welch ein Unfall! Der König schickte einen Courrier nach Berlin und befahl der königlichen Familie, sich schleunig zu ent-

fernen. Eben war noch die ganze Stadt im Freudentaumel über die empfangene Siegesnachricht, und nun mit einem Male die Schreckensbotschaft: Alles sei verloren; er sei außer Stande, die Stadt zu schützen; Jeder möge sich retten, so gut er könne! Die Soldaten hatten sich vom Schlachtfelde aus so zerstreut, daß der König am Abende nur 3000 von 40,000 beisammen hatte. Er mußte die Nacht in einem Dorfe auf einem Strohlager in einer durch die Kosacken zerstörten, allen Winden offenstehenden Bauerhütte zubringen. Um ihn herum lagen auf der bloßen Erde seine Adjutanten und schliefen nach der sauern Arbeit des Tages. Nur sein Auge floh der Schlaf. Wirklich war auch seine Lage sehr mißlich. Der Weg nach Berlin, ja die ganze preußische Monarchie stand jetzt den Feinden offen, und er wäre gewiß verloren gewesen, wenn seine Feinde einig gewesen wären. Aber auch hier zeigte sich wieder, daß man auch im größten Unglücke nie ganz verzagen müsse. Daun verlangte von Soltikof, nun schnell nach Berlin zu marschiren; dieser aber antwortete: „Ich habe nun zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen; denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein agiren sollen. Ich habe für mein Theil genug gethan." Statt vorwärts zu gehen, ging er nun nach Polen zurück, und Friedrich war gerettet. Doch war dies Jahr 1759 auch in anderer Hinsicht ein für Friedrich unglückliches; denn Dresden fiel bald nach der Schlacht bei Kunersdorf den Oestreichern in die Hände, weil Friedrich dem braven Commandanten Schmettau in der ersten Bestürzung über die verlorene Schlacht befohlen hatte, es nicht aufs äußerste kommen zu lassen, und endlich wurde bei Maxen, einem Dorfe unweit Dresden, durch Friedrich's eigene Schuld ein Heerhaufen von 11,000 Mann von den Oestreichern zu Kriegsgefangenen gemacht. Dennoch behauptete sich Friedrich den Winter hindurch in Sachsen.

7. Treffen bei Liegnitz, 15. August, und Schlacht bei Torgau, 3. November 1760. Das Jahr 1760 ließ sich für den König von Preußen sehr unglücklich an. Während er noch in Sachsen stand, wurde sein General Fouqué, den er mit einem kleinen Heere bei Landshut zum Schutze Schlesiens zurückgelassen hatte, von Laudon durch große Uebermacht angegriffen

und nach einer äußerst tapfern Gegenwehr, wobei die Reiterei sich durchschlug, mit dem Fußvolke gefangen genommen. Wenig fehlte, daß Fouqué selbst getödtet wurde. Am Kopfe gefährlich verwundet, stürzte er zu Boden; ein östreichischer Reiter, der ihn nicht kennen mochte, wollte ihm eben den Kopf spalten, als sein treuer Reitknecht Trautschke sich auf ihn warf und mit seinem Leibe so lange die Hiebe auffing, bis ein herbeieilender feindlicher Officier zu Hülfe eilte. Glücklicherweise wurde der brave Diener wiederhergestellt und dankbar belohnt. — Bald nach diesem Unfalle erlitt Friedrich einen andern. Die wichtige Festung Glatz fiel in feindliche Hände. Friedrich hatte bis dahin Dresden belagert, aber die Nachricht vom Verluste von Glatz bewog ihn, gleich aufzubrechen und nach Schlesien zu eilen, ehe die Kaiserlichen es ihm wegnähmen. Er war in der übelsten Laune von der Welt; seit einem Jahre hatte ihn Unglück auf Unglück betroffen, und nichts ärgerte ihn mehr, als daß er so viele Leute und Zeit vergeblich vor Dresden verloren hatte. Daher hatte er auch einem seiner besten Regimenter, welches sich nach seiner Meinung bei einem Ausfalle der Feinde nicht lange genug gewehrt hatte, die Seitengewehre und den Officieren desselben die Huttressen genommen, eine Strafe, welche die unschuldigen Leute tief demüthigte.

Der Marsch nach Schlesien ging mit reißender Geschwindigkeit. Es war große Eile nöthig, weil Laudon mit 50,000 Mann Breslau belagerte, und darin waren nur 3000 Mann Preußen, die noch obendrein 19,000 östreichische Kriegsgefangene zu bewachen hatten. Aber die Preußen waren von der Garde und hatten einen General an ihrer Spitze, der allein ein Heer werth war. Dies war der General Tauentzien, der auf Laudon's Drohungen, die Stadt aus 45 Mörsern zu beschießen, wenn sie sich nicht ergäbe, die feste Antwort gab: er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten. Obgleich nun Laudon die Stadt beschießen ließ, so wehrte sich doch Tauentzien so lange, bis Friedrich zu Hülfe kam und die Kaiserlichen vertrieb.*)

*) Mit Recht ist daher auch sein Andenken in Breslau durch das Denkmal erhalten worden, welches ihm auf dem Platze vor dem schweidnitzer Thore aus Marmor errichtet ist.

Bis Liegnitz war Friedrich, immer von den Oestreichern unter Daun begleitet, gekommen und sah sich hier fast von allen Seiten von den Kaiserlichen eingeschlossen. Er war hier in einer mißlichen Lage; denn er hatte nur noch auf drei Tage Brot bei sich und mußte daher entweder nach Breslau oder Schweidnitz, wo er seine Vorräthe hatte, und doch hatten ihm dahin die Feinde den Weg verlegt. Dazu kam, daß er am 14. August Abends erfuhr, daß man mit Tagesanbruch sein kleines Heer von vier Seiten zugleich angreifen wollte. Er verließ daher, sobald es dunkel geworden war, sein Lager, befahl aber, daß die Wachtfeuer sorgfältig von den Bauern unterhalten würden, damit die Feinde seinen Abzug nicht merkten, und stellte seine Truppen auf einer Anhöhe in größter Stille in Schlachtordnung. Eben hatte er sich, in seinen weißen Feldmantel gehüllt, auf die Erde zur Ruhe gelegt, als ein auf Kundschaft gesandter Husarenofficier ihm die Nachricht brachte, daß der Feind mit Macht heranrücke. Es war Laudon, der den einen Flügel der Preußen angreifen sollte, und plötzlich zu seinem Erstaunen das ganze preußische Heer schlagfertig vor sich sah. Das Treffen begann, und nach zwei Stunden, um fünf Uhr Morgens, war Laudon schon mit Verlust von 82 Kanonen völlig geschlagen. In diesem Treffen hatte sich das Regiment, das vor Dresden in des Königs Ungnade gefallen war, ganz vorzüglich ausgezeichnet. Als nun Friedrich hinunterritt, trat der Flügelmann hervor und bat ihn um die Zurückgabe der Seitengewehre. „Ja, Kinder!" sprach er vergnügt, „ihr sollt sie wiederhaben!"

Friedrich hatte nicht lange Zeit, sich über diesen Sieg zu freuen; denn seine Feinde schämten sich, mit ihren großen Heeren das ganze Jahr über nichts Großes gethan zu haben, und machten sich auf, Berlin zu überfallen. Es glückte ihnen auch wirklich, bis dahin vorzudringen und die unbefestigte Stadt einzunehmen. Zum Glück war der russische Befehlshaber, General Tottleben, ein gutdenkender Mann, der die Stadt möglichst schonte. Desto härter verfuhr der östreichische General Lascy, der seine Soldaten ungescheut rauben ließ, was sie wollten. Die Wildheit der Oestreicher ging so weit, daß sie die königlichen Kutschen zerschlugen und selbst Hospitäler, Kirchen und Gräber beraubten. Nicht besser verfuhren die Sachsen mit dem Schlosse in Charlot-

tenburg, wo sie Spiegel, Porzellan, Tapeten, Bildsäulen und Gemälde muthwillig zerstörten. Aber plötzlich hieß es: „Friedrich kommt!" — Wie ein Gewitter rauschte er aus Schlesien herbei, und hurtig verließen die Feinde seine Residenz. Auf dieser Flucht begingen sie noch empörende Greuel, wie sie nicht ärger von den Wallensteinern verübt wurden.

Sobald der König die nichtswürdigen Rotten verjagt hatte, wandte er sich nach Sachsen, wohin sich der lauernde Daun auch schon wieder gezogen hatte und das er durchaus behaupten wollte. In der Absicht bezog er auf den Anhöhen bei Torgau am linken Elbufer ein festes Lager. Aber so spät es auch schon im Jahre war, so war doch Friedrich entschlossen, ihm das Land nicht so ruhig zu lassen. Am 3. November Nachmittags griff Friedrich die Oestreicher von der einen Seite an, während Zirten von der andern Seite gegen sie anrückte. Als der König aus dem Walde kam, der vor dem Feinde lag, empfing ihn ein so fürchterliches Feuer aus 200 auf einem Punkte stehenden Kanonen, daß die ältesten Officiere so etwas nie gehört zu haben versicherten und ganze Rotten weggerafft wurden. Binnen wenigen Augenblicken lagen 5500 der besten preußischen Grenadiere todt oder verwundet da, und so oft auch neue Regimenter vorgeführt wurden, so hatten sie doch kein besseres Schicksal. Darüber brach die Nacht ein; erschöpft blieben die Preußen stehen, wo sie gerade standen; Friedrich selbst war verwundet (nur sein Sammtrock und sein Pelz hatten seine Brust geschützt), und die Schlacht schien verloren. Daun schickte Courriere mit der Siegesnachricht nach Wien, und von blasenden Postillons eingeholt, verkündigten sie dem jubelnden Volke den Sieg von Torgau. Aber zu früh! das Kriegsglück änderte sich plötzlich. Zieten war nach hartem Kampfe so glücklich gewesen, die Anhöhen auf der andern Seite zu ersteigen und sich darauf zu behaupten, ohne daß Friedrich etwas davon wußte. Daun hielt es für mißlich, am folgenden Tage einen neuen Angriff abzuwarten, und zog während der Nacht in größter Stille über die Elbe. Eine schreckliche Nacht! Preußen und Oestreicher irrten durcheinander im Walde umher, ohne sich zu ihren Abtheilungen zurechtfinden zu können. Einigen Haufen glückte es, Wachtfeuer anzuzünden, und bei diesen fanden sich sowohl Preußen als Kaiserliche ein, die — sonderbar

genug — miteinander ausmachten, sich in der Nacht friedlich zu vertragen und sich am andern Morgen Dem zu ergeben, der Sieger geblieben wäre. Die armen Menschen waren durch Kälte, Hunger und schwere Blutarbeit bis auf den Tod ermüdet; Manche hatten kein Brot, Andere kein Wasser, und noch Andere liefen vor Kälte wie unsinnig umher. Am bedauernswürdigsten waren aber die Verwundeten, die, von Kälte erstarrt, die rauhe Novembernacht auf der feuchten Erde liegend zubringen mußten, ohne Verband, Labsal und Nahrung, und sehnlichst den Tod herbeiwünschten. Unmenschen von Knechten, Weibern und Soldaten vermehrten noch diese Martern, indem sie auf dem Schlachtfelde umherstreiften und den armen Verwundeten ihre wenigen Habseligkeiten nahmen, ja ihnen selbst die Kleider und das Hemde abrissen und gegen die jammernden Klagen der Unglücklichen taub blieben.

Der König brachte die schaurige Nacht unter sehr trüben Gedanken in der Kirche eines nahen Dorfes (Elsnig) zu. Hier ließ er sich seine Wunde verbinden; dann setzte er sich auf die unterste Stufe des Altars und fertigte beim Scheine einer düstern Lampe die nöthigen Befehle zum morgen zu erneuernden Angriffe ab. Die Nacht wurde ihm und Allen unendlich lang; er sehnte sich, die endliche Entscheidung des blutigen Kampfes herbeizuführen. Dann und wann mußten seine Leute draußen zusehen, ob es denn immer noch nicht dämmere. Ueberall hörte man Aechzen und Todesröcheln; alle Häuser und Scheunen lagen voll Schwerverwundeter, die zum Theil noch nicht einmal verbunden waren. Gegen Morgen trat Zieten in die Kirche, um dem König die Nachricht von dem erfochtenen Siege zu bringen. Ehe er aber noch zu Worte kommen konnte, überhäufte ihn Friedrich mit Vorwürfen über seinen verspäteten Angriff. Zieten schwieg ehrerbietig, bis Friedrich ausgescholten hatte; dann aber sprach er mit wenigen Worten seine gründliche Rechtfertigung aus: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen; er zieht sich zurück.“ Nie hatte der König eine herrlichere Musik gehört, als diese Worte. Er hatte sich für besiegt gehalten und erfuhr nun plötzlich, daß er Sieger sei. Von Freude überwältigt, fiel er seinem braven General um den Hals und einige Minuten lang konnten Beide vor Rührung kein Wort hervorbringen. Endlich

eilte Zieten sehr beruhigt zu seinen Husaren zurück. „Hört, Burschen!" rief er jubelnd aus, als er die Linie herunterritt: „unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" — „Ja, ja!" antworteten sie, „unser König Fritz soll leben, und unser Vater Zieten, unser Husarenkönig, auch!" — Als der König am Morgen über das Schlachtfeld ritt und den Verwundeten seine Theilnahme bezeigte, riefen ihm schwer verwundete Officiere und Gemeine zu: „Wir freuen uns und danken Gott, daß Ew. Majestät leben!" Ein durch den Leib geschossener, dem Tode sehr naher Grenadier sagte: „Nun will ich gern sterben, da ich nur weiß, daß wir gesiegt haben und daß unser König lebt!" — Den Winter blieb Friedrich in Sachsen, wo Leipzig sein Hauptquartier war. Umringt von den Gefahren der nächsten Zukunft und durch eine Menge Geschäfte beschwert, widmete er dennoch hier manche Stunde den geistigen Erholungen und den Wissenschaften. Seine Abneigung gegen die deutschen Gelehrten ist bekannt, aber der berühmte Professor Gellert, den er damals zu sich rufen ließ, erhielt seinen Beifall. Friedrich nannte ihn „den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten".

8. Friede von Hubertsburg, 1763. Das Jahr 1761 eröffnete sich unter traurigen Aussichten für den König von Preußen. Seine besten Soldaten waren todt oder gefangen; die großen Verluste wieder zu ersetzen, war unmöglich; die Engländer weigerten sich, ihn fernerhin mit Geld zu unterstützen, und alle seine Staaten waren gänzlich erschöpft. Das arme Sachsen mußte also herhalten und die Noth die Härte entschuldigen, mit welcher man seine letzten Kräfte auspreßte. Friedrich wandte sich diesmal nach Schlesien, und hier stellten sich ihm gleich so zahlreiche russische und östreichische Heere entgegen, daß er es für eine Tollheit hielt, eine Schlacht gegen sie zu wagen. Er bezog daher ein Lager bei Bunzelwitz, eine Meile von Schweidnitz, und befestigte es so, daß die überlegenen Feinde ihn nicht anzugreifen wagten. Wirklich war auch Friedrich so vorsichtig und wachsam, daß sie ihn wenigstens nicht überraschen konnten; am Tage ließ er das Heer ruhen und schlafen; aber jeden Abend wurden die Zelte abgebrochen und die Soldaten in Schlachtordnung gestellt, als wenn der Feind in Anmarsch wäre. Erst mit

der Morgendämmerung gingen Alle wieder auseinander. Diese Einförmigkeit machte die Soldaten mißmuthig, mehr aber als sie Alle war es der König. Ihm schienen die Aussichten in die Zukunft die trübsten zu sein. Was für ein Ende sollte das Alles noch nehmen? Sein Heer wurde von Jahr zu Jahr schwächer, seine Feinde dagegen zahlreicher. Oft saß er sorgenvoll in seinem Zelte, oder suchte auch wohl Trost bei seinem Freunde Zieten, der die Hoffnung, daß Alles noch einen guten Ausgang haben werde, nie aufgab. Als Zieten einst dies wieder fest behauptete, fragte Friedrich schmerzlich lächelnd, ob er ihm endlich einen Bundesgenossen verschafft habe? „Nein!" antwortete der General; „nur den bisherigen, da oben, der verläßt uns gewiß nicht." — „Ach!" sagte der König, „der thut keine Wunder mehr!" — „Deren brauchts auch nicht," erwiederte Zieten gläubig; „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken."

Hier im Lager von Bunzelwitz lag Friedrich bis in den September; da zogen die Russen, weil sich ihr Anführer, Butturlin, mit Laudon nicht vertragen konnte, endlich ab und nun schöpfte er neuen Muth. „Er hat damals doch Recht gehabt," rief er Zieten zu; „Sein Allirter hat Wort gehalten!" Vor Laudon fürchtete er sich so sehr nicht und wandte sich nun nach Strehlen, wo er unfern der Stadt sein Hauptquartier nahm. Hier fehlte wenig, daß er nicht durch die Verrätherei eines dortigen Gutsbesitzers, Baron von Warkotsch, gefangen genommen worden wäre. Schon hatte dieser mit den Oestreichern Abrede genommen, den unbesorgten König in seiner Wohnung zu überfallen und gefangen fortzuführen, als durch die Gewissenhaftigkeit des Jägers Kappel, der den Zwischenträger machen mußte und einem lutherischen Prediger, Gerlach, sein Bedenken mittheilte, das schwarze Vorhaben noch zur rechten Zeit entdeckt wurde. Der Verräther entging zwar durch die Flucht seiner verdienten Strafe, nicht aber der Verachtung aller Gutdenkenden. Auf sein dringendes Anhalten gab ihm Maria Theresia ein kleines Almosen, wollte ihn aber selbst nicht sehen und ließ ihm nachdrücklichst bedeuten, sich gleich fortzumachen. Er irrte noch lange verachtet in Ungarn umher und starb in Raab. Kappel erhielt durch den König eine kleine Versorgung, Gerlach eine gute Pfarre bei Brieg.

Für das durch die Vorsehung vom Könige glücklich abgewandte Unglück betrafen ihn in diesem Jahre zwei wirkliche Unfälle: die Festungen Colberg in Pommern und Schweidnitz in Schlesien fielen in die Hände seiner Feinde, und so sah er diese von Jahr zu Jahr mehr Land gewinnen. Hätte der sonst so große König festern Glauben an eine Alles leitende Vorsehung gehabt, so würde er mit mehr Ruhe dem Ausgange entgegengesehen haben; denn bald bestätigte sich auch bei ihm die Erfahrung, daß bei Thätigkeit und Ausdauer in der größten Noth die Hülfe nahe ist. Im Januar 1762 brachte ein Courrier dem schon ganz verzweifelnden Könige, der diesmal in Breslau sein Winterquartier hatte, die wichtige Nachricht, daß die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, am 5. Januar gestorben sei. Ihr Nachfolger war Peter III., der eben so innig den großen König liebte und verehrte, als seine Vorgängerin ihn gehaßt hatte. Seine erste Regentenhandlung war, daß er seine Heere aus den preußischen Provinzen zurückrief und einen Waffenstillstand einging. Bald folgte ein förmlicher Friede und diesem ein Bündniß. Eins der russischen Heere focht nun an der Seite der Preußen, denen es bisher feindlich gegenübergestanden hatte. Welch eine Aenderung! Die Kaiserlichen trauten ihren Augen nicht, als mit einem Male die Russen sich von ihnen trennten und zu den Preußen sich gesellten. Wer war froher als Friedrich! Geschwind nahm er die Belagerung von Schweidnitz vor. Aber ehe er dies konnte, mußte er die Oestreicher von den eine Meile davon liegenden Anhöhen von Burkersdorf vertreiben, von wo aus sie die Belagerung hindern konnten. Eben wollte er angreifen, und hatte schon deshalb mit dem General Czernitschef, der die russischen Hülfsvölker führte, Verabredung getroffen, als ein zweiter Courrier ankam und die Trauerpost brachte, Kaiser Peter sei durch seine Gemahlin entthront worden, und die neue Kaiserin, Katharina II., befehle dem General Czernitschef, augenblicklich das preußische Heer zu verlassen. Friedrich erschrak; aber er wußte sich mit großer Geschicklichkeit zu helfen. Er stellte Czernitschef vor, er müsse noch einige Tage verziehen, bis die nöthigen Anstalten zur Verpflegung des russischen Heerhaufens auf dem Marsche gemacht wären, und bat ihn, bis dahin vor Jedermann den erhaltenen Befehl zu verschweigen. Das versprach

der General, und nun griff Friedrich die Kaiserlichen bei Burkersdorf (zwischen Schweidnitz und Reichenbach) unverzüglich an. Zwar durften die Russen nicht mitfechten; aber da Daun dies nicht wußte, so war er genöthigt, einen Theil seines Heeres den Russen gegenüberzustellen. Friedrich erfocht hier am 20. Juli einen schönen Sieg; aber erst im October gelang es ihm, Schweidnitz mit Sturm einzunehmen.

Durch diesen Regentenwechsel in Rußland wurde plötzlich das erst kürzlich mit Preußen geschlossene Freundschaftsbündniß zerstört. Das Volk und der Senat wünschten den Krieg, und glaubten mit Katharina, daß Friedrich II. Peter'n die verhaßten Neuerungen und die üble Behandlung seiner Frau angerathen hätte. Daher wurde Czernitschef von dem preußischen Heere zurückgerufen, und es wurden die nöthigen Befehle zur Erneuerung des Krieges gegeben. Aber schon nach einigen Wochen änderte sich diese Stimmung wieder. Als man nämlich die Briefschaften des ermordeten Kaisers untersuchte, fand man auch die Briefe Friedrich's, und zu ihrem Erstaunen sah Katharina daraus, daß dieser dem verblendeten Kaiser eifrig seine unklugen Neuerungen widerrathen und ihn beschworen habe, seine Gemahlin wenigstens mit äußerer Hochachtung zu behandeln. Sie wurde dadurch bis zu Thränen gerührt und bestätigte den Frieden.

Durch die sieben Feldzüge gegen die Preußen hatten Friedrich's Feinde endlich die Ueberzeugung bekommen, daß es doch nicht so leicht sei, ihn zu unterdrücken, als sie wohl anfangs geglaubt hatten. Schweden war dem Beispiele Rußlands gefolgt und hatte Frieden geschlossen, und die andern Feinde hatten auch den Krieg herzlich satt. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war von Maria Theresia ganz aufgegeben worden und ihre Kassen wurden immer leerer. Die Franzosen waren bisher von dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, einem der größten Generale seiner Zeit, in Westphalen und am Rhein mit Glück bekämpft worden, und konnten die Kosten zur Fortsetzung des Kriegs auch nicht mehr aufbringen. Es näherten sich daher die kriegführenden Mächte, und nach kurzen Unterhandlungen wurde am 15. Februar 1763 durch den Frieden von Hubertsburg, einem Jagdschlosse zwischen Meißen und Leipzig, einer der merkwürdigsten Kriege beendigt.

109. Friedrich des Großen fernere Regierung und Tod.

Die Staaten Friedrich's und alle die andern Länder, welche der Schauplatz des Krieges gewesen waren, befanden sich im kläglichsten Zustande. Ganze Kreise waren verwüstet und Handel und Wandel in Verfall gerathen. Ganz Hinterpommern und ein Theil der Mark waren verödet; Westphalen, Schlesien und Preußen befanden sich in keinem viel bessern Zustande, und Sachsen war ganz ausgesogen. Hier und da fand man gar keine Menschen mehr, in andern Gegenden fehlte es wenigstens an Männern, so daß Weiber das Feld bestellen mußten. Manche Striche waren so daniedergetreten, daß man keine Spur von je angebautem Acker bemerken konnte. Ein Officier schrieb, er sei durch sieben hessische Dörfer geritten und habe darin nur einen einzigen Menschen gefunden, und in den preußischen Staaten rechnete man an 30,000 Menschen, die von den Russen und Franzosen wehrlos ums Leben gekommen waren. *) Wie viel war da nicht wieder gut zu machen! Wie viel wieder aufzubauen und zu vergüten!

Nicht leicht hat ein Fürst so viel Fleiß auf die Emporbringung seines Landes gewandt, als Friedrich. Es würde zu weit führen, alle seine trefflichen Einrichtungen aufzuzählen; hier nur Einiges davon. Vor Allem sorgte er dafür, den Ackerbau wieder emporzubringen. Das für den folgenden Feldzug aufgeschüttete Korn ließ er unter die verarmten Bauern vertheilen und gab ihnen auch die zum Dienst jetzt unnöthigen Artilleriepferde zurück. Sodann erließ er nicht nur den meisten heruntergekommenen Provinzen die Abgaben auf mehrere Jahre, sondern theilte von seinen Privatersparnissen selbst bedeutende Summen aus. Besonders wandte er viel darauf, unbebaute und morastige Gegenden urbar zu machen. Solche waren sonst an der Oder und an der Warthe in der Mark. Er ließ hier Gräben und Kanäle anlegen, Dämme aufwerfen, und als endlich Alles vollendet war und er von einem Damme des Oderbruchs die nun blühende Gegend

*) Man kann annehmen, daß der Siebenjährige Krieg über einer Million Menschen das Leben gekostet hat, wovon etwa 700,000 auf Deutschland kommen. Welch ungeheuere Menschenverluste!

übersah, rief er freudig aus: „Ich habe eine Provinz gewonnen!“ Den Gutsbesitzern gab er ansehnliche Summen, entweder als Geschenk, oder als Darlehn ohne Zinsen, um damit ihre Güter zu verbessern. Für die Bauern hatte er eine große Vorliebe; er sprach gern mit ihnen und bestrafte jede willkürliche Bedrückung dieser Leute, die er erfuhr, mit Strenge. Wenn wohlfeile Zeiten waren, ließ er Getreide aufkaufen und in Magazinen aufschütten, und diese öffnete er, wenn Mißwachs eintrat. Dies war in den Jahren 1771 und 1772 der Fall. Die Jahre waren vorher so fruchtbringend gewesen, daß die Bauern an manchen Orten das Korn zum Theil auf dem Felde hatten umkommen lassen, weil sie die Menge nicht zu lassen wußten, und doch trat nun eine solche Noth ein, daß man allein in Sachsen 150,000 Menschen zählte, die durch Hunger und daraus entstandene Seuchen ihr Leben verloren. Eine nützliche Warnung, auch im größten Ueberflusse mit unsern Vorräthen nicht verschwenderisch umzugehen! denn solcher Uebermuth bleibt nie unbestraft. Jetzt ließ Friedrich seine Magazine öffnen und verkaufte sein Korn zu billigen Preisen. Daher kam es, daß in Preußen kein Mensch durch Hunger umkam. Aber er that noch mehr. Er theilte seine Vorräthe auch dem benachbarten Sachsen mit und wurde so der Wohlthäter und Erhalter seiner Nachbarn. Mit Freude zog er fremde Colonisten in sein Land; im Magdeburgschen allein ließen sich 2000 neue Familien nieder. Städte, welche im Kriege abgebrannt waren, erhielten Summen zum Wiederaufbau, z. B. Landshut 200,000 Thaler, Striegau, Halle und Halberstadt jede 40,000 Thaler, und in Oberschlesien wurden 213 neue Dörfer angelegt. Jährlich pflegte er in verschiedenen Provinzen Musterungen vorzunehmen. Bei der Gelegenheit erkundigte er sich genau nach Allem, was ihm auffiel. So schnell auch sein Reisewagen über die Landstraße hinflog, so mußten doch die Landräthe und Dorfschulzen nebenher reiten und ihm über Alles, was er wissen wollte, Auskunft geben, und wehe Dem, den er auf einer Gewissenlosigkeit oder Nachlässigkeit ertappte!

Ein Mann, welcher ihn genau kannte, schildert Friedrich's Charakter mit folgenden Worten: „Wahrheit, Offenheit, Biederkeit, eine natürliche Neigung, in allen Fällen gerecht und edel zu handeln, feuriger Trieb, sich in Allem, was brav und gut war,

auszuzeichnen und die Achtung der Menschen von einigem Werthe zu verdienen, waren von früher Jugend an die Grundzüge seines Charakters. Verstellung und Schleichwege waren ihm sehr zuwider und er hatte eine große Abneigung gegen allen Trug, Schein, Lüge und affectirtes Wesen. Er liebte in allen Dingen das Gerade und Einfache, Bestimmtheit in den Ideen, Kürze und Klarheit in dem Vortrage Anderer, und er strebte, diese Tugenden selbst zu haben. Wortschwall, weitschweifige Reden, äußerer Prunk und unnütze Ceremonien waren ihm sehr zuwider." Hart, grausam und rachsüchtig war Friedrich nie, so leicht er auch auffahren konnte. Auch bei großen Vergehungen hat er nie harte Strafen ausgeübt, eher zu große Gelindigkeit bewiesen. Einem Kammerhusaren, der eingestehen mußte, die ihm anvertraute Privatkasse fast ganz ausgeleert zu haben, gab er das Wenige, was noch darin war, noch dazu und entließ ihn dann mit den Worten: „Nun lauf, daß du aus dem Lande kommst; sonst henken sie dich."

Sein liebstes Vergnügen war, mit geistvollen Männern sich zu unterhalten und mit den Wissenschaften sich zu beschäftigen. Er hat 38 verschiedene Werke hinterlassen, die man noch jetzt mit Vergnügen und Belehrung liest. Sie sind aber in französischer Sprache geschrieben, welche der große König leider der deutschen vorzog. Auch die deutschen Gelehrten achtete er wenig; sie waren ihm zu schwerfällig und geschmacklos. Im Allgemeinen war dies zu seiner Zeit wohl der Fall; allein selbst da, als die Literatur durch Lessing, Herder, Wieland, Goethe (bald auch durch Schiller) einen großartigen Aufschwung nahm, mußte sie Friedrich's Anerkennung entbehren. Auch Musik hörte und trieb er gern. Auf der Flöte spielte er meisterhaft. Alle Abende war bei ihm Concert, in welchem er selbst spielte und zu dem er immer mit sehr guter Laune kam. Außerdem spielte er oft für sich allein, besonders Morgens, wo er manchmal Stunden lang zwischen seinen Geschäften, auf der Flöte phantasirend, im Zimmer auf- und abging. Dabei dachte er aber nicht an Das, was er spielte, sondern die wichtigsten Sachen wurden dabei überlegt. Gewiß hat die Musik einen sehr guten Einfluß auf sein Gemüth gehabt. Sie stimmte seine Gefühle zur Sanftmuth und Milde, und diesen trefflichen Einfluß äußert sie gewiß auf

Alle, die besonders sanfte und rührende Melodien lieben. Nichts beruhigt, nächst der Religion, den Kummer der Seele und die Stürme der Leidenschaften mehr als Musik. Auch bei Friedrich zeigte sich das recht deutlich; denn als er seit seinem 67. Jahre aufhörte, sich viel damit zu beschäftigen, wurde er reizbarer, empfindlicher und mißtrauischer.

Vorzüglich war bei ihm die große Ordnung in seiner Lebensweise und die fortwährende Thätigkeit zu bewundern. Was Müßiggang und Langeweile waren, wußte er gar nicht. Er stand früh auf; im Sommer, zu der Zeit seiner Reisen, schon um 2 Uhr, und ging dann gleich an seine Arbeiten. Entweder saß er allein an seinem Arbeitstische, oder die Cabinetssecretaire statteten ihm über die Tages vorher eingegangenen Sachen Bericht ab. Dann ging es auf die Parade, die er nie versäumte. Nach derselben ritt er spazieren, ertheilte Audienzen, schrieb Briefe oder las. Schlag 12 Uhr, seltener um 1 Uhr, ging er zur Tafel, wobei er immer in der besten Laune war; denn hier hatte er immer Männer von Verstand und Kenntnissen bei sich, mit denen er sich französisch unterhielt. Meist sprach er selbst. Nach Tische unterschrieb er die Schriften, die indessen seine Räthe und Secretaire ausgearbeitet hatten, worauf er spazieren ging, las, sich vorlesen ließ, oder sich mit Gelehrten unterhielt. Um 6 Uhr ging das Concert an; nach demselben speiste er zu Abend und ging regelmäßig um 9 Uhr zur Ruhe. So war ein Tag wie alle, und diese Ordnung setzte ihn in den Stand, so viel zu thun.

Eine Regierungshandlung des großen Friedrich läßt sich nicht billigen, weil sie mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit, die er immer anerkannt hatte, stritt, nämlich die Theilung Polens. Polen hatte zwar einen König, war aber dennoch eine Republik; denn der König wurde durch den Reichstag eingeschränkt, und auf diesem ging es immer so unruhig zu, daß der polnische Reichstag zum Sprichworte geworden ist, wenn man von einer recht tollen Verwirrung reden will. Nachdem (1763) der schwache König August III., der auch Kurfürst von Sachsen war und, wie schon erzählt ist, ganz von seinem Minister Brühl beherrscht wurde, gestorben, erhob sich die Kaiserin Katharina und erklärte den Polen, sie sollten den polnischen Magnaten Stanislaus Poniatowski zum Könige wählen. Dieser Mann war sonst

als polnischer Gesandter in Petersburg gewesen und Katharina hatte viel auf ihn gehalten. Da die Polen fragten, wie sie darauf komme, ihnen Vorschriften zu machen, ließ sie 10,000 Russen in Polen einrücken, und — Stanislaus wurde gewählt. Von nun an durften die Polen nichts unternehmen, worein nicht Katharina geredet hätte, und ihr Gesandter in Warschau, Fürst Repnin, benahm sich so herrisch, als wenn er König von Polen wäre. Dies ungerechte Benehmen der Kaiserin brachte die benachbarten Fürsten mit Recht auf; aber sie nahmen sich der Polen nicht thäthig an. Friedrich schwieg dazu, weil er erst kurz vorher mit ihr ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte.

Stanislaus war ein gebildeter Mann, aber nicht fähig, ein so unruhiges Volk zu regieren und den Anmaßungen Katharina's kräftig entgegenzutreten. An wohlmeinenden Männern fehlte es unter dem höhern polnischen Adel nicht, die wohl einsahen, daß die ganze Verfassung nichts taugte. Namentlich wollten die beiden Oheime des Königs, die Brüder Czartoriski (sprich Tschartorinski) die Macht des Königs erweitern und die des Adels beschränken. Aber an solcher Verbesserung lag Katharina nichts; ihr Vortheil war, wenn die schlechte Verfassung erhalten würde; darum verbot sie jede Veränderung; es rückten wieder russische Soldaten ein, die dem Befehle Nachdruck gaben. Von nun an mischte sie sich in alle polnische Verhältnisse. Die Dissidenten, d. i. die nichtkatholischen christlichen Einwohner, verlangten vom Reichstage gleiche Rechte mit den Katholiken und wandten sich, da die unduldsame katholische Partei sie zurückwies, an Katharina. Diese forderte, daß das Verlangen der Dissidenten erfüllt werde, und da die Katholiken zu widersprechen fortfuhren, wurden die ärgsten Schreier auf Befehl des russischen Gesandten nach Sibirien geschickt. Nun erst gehorchte der Reichstag. Bei dem Allen zeigte sich Stanislaus ohne alle Kraft. Da traten einige kräftigere Polen, tief ergriffen von der Schmach des Vaterlandes, in eine Conföderation in Bar (in Podolien) zusammen (1767), namentlich Krasinski, Pulawski, Potocki (sprich Pototski), Radzivil u. A., griffen gegen die Russen zu den Waffen und erklärten den schwachen König für abgesetzt. Aber die Conföderation war zu schwach, und blieb gegen die Russen im Nachtheil, die den König aufrecht erhielten.

In Oestreich lebte zwar immer noch die Kaiserin Maria Theresia; sie hatte aber seit 1765 ihren Sohn Joseph II. zum Mitregenten angenommen, und die Kurfürsten hatten ihn auch schon zum deutschen Kaiser gewählt. Dieser Joseph war nun ein junger, ehrgeiziger Mann, der eine Gelegenheit wünschte, Krieg anzufangen, um darin Ruhm zu erwerben. Die Fortschritte Rußlands in Polen und auch gegen die Türken ärgerten ihn sehr, und er näherte sich deswegen dem Könige von Preußen. Lange hatte er gewünscht, den großen König einmal von Angesicht zu sehen, und bat ihn daher um die Erlaubniß, ihn bei Gelegenheit einer Reise, die Friedrich durch Schlesien machte, besuchen zu dürfen. Der König hatte nichts dagegen, und so kamen sie (1769) in Neiße zusammen. Sie unterhielten sich hier mit offener Herzlichkeit und sagten einander um die Wette Artigkeiten. „Nun sehe ich," sprach Joseph, „meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen." — „Ich sehe diesen Tag," antwortete Friedrich, „als den schönsten meines Lebens an; denn er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen sind." Joseph versicherte, er denke nicht mehr an Schlesien. Im folgenden Jahre machte ihm Friedrich einen Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt, und auch hier schieden sie als die besten Freunde. Gern hätte Joseph den König beredet, mit ihm gemeinschaftlich über das mächtige Rußland herzufallen; aber Friedrich erklärte fest, er würde seiner Bundesgenossin die Treue nicht brechen. Da nun Joseph nicht allein mit Rußland anbinden wollte, ließ er ein Heer in Polen einrücken und ohne Weiteres ein Stück davon besetzen. Die nun doppelt angegriffenen Polen schrien über Gewalt, aber vergebens. Gerade um die Zeit war Friedrich's Bruder, der Prinz Heinrich, zum Besuche in Petersburg. Gegen den äußerte Katharina, Polen schiene ihr ein Land, wo man sich nur zu bücken brauche, um etwas zu nehmen. Wenn Oestreich sich ein Stück zueigne, so hätten ja die Nachbarn ein Recht, ein Gleiches zu thun. Diese Rede fing der Prinz schnell auf und entwarf einen Plan, nach welchem Rußland, Oestreich und Preußen sich jedes einen Theil des unglücklichen Reichs zueignen sollte. Friedrich erkannte, wie vortheilhaft für ihn eine solche Erwerbung sein würde, und trat gern bei. Mehr Umstände

machte die fromme Maria Theresia, die solche Ungerechtigkeit vor ihrem Gewissen nicht glaubte verantworten zu können; aber ihr Sohn und ihr Minister Fürst Kaunitz überredeten sie endlich, den Theilungsact zu unterschreiben. Das geschah 1772. Preußen sollte das jetzige Westpreußen erhalten, wodurch Ostpreußen erst mit den übrigen preußischen Ländern in Verbindung gesetzt wurde; Oestreich Galizien und Rußland die jetzigen Gouvernements Polozk und Mohilew. Als man den Polen ihr Schicksal bekannt machte, erschraken sie entsetzlich und versuchten zu widersprechen; aber die Drohung der drei theilenden Mächte, daß sie ganz Polen unter sich theilen würden, wenn sie nicht gleich sich unterwürfen, brachte sie bald zum Schweigen. Diese willkürliche Bemächtigung eines fremden Eigenthums kann nie gerechtfertigt werden, wenn auch die Polen an ihrem Unglück selbst Schuld waren. Ein Reich, wie das polnische, wo der Adel in ewigem Zwiespalte lebte und zum Besten des Ganzen von seinen sogenannten Rechten nichts aufopfern wollte, konnte bei fortgesetzter Uneinigkeit und Volksunterdrückung dann nicht bestehen, wenn die Nachbarn solche Umstände zu ihrer Vergrößerung benutzen wollten.

Das unglückliche Polen war seit der Zeit der Schauplatz eines verheerenden Bürgerkrieges, bis seinem Dasein ein gänzliches Ende gemacht wurde. Das tiefgebeugte Volk hatte nämlich endlich einen Versuch gewagt, sich von den verhaßten Russen loszumachen und sich eine bessere Landesverfassung zu geben, während ein Theil der Großen sich aus Stolz und Eigennutz an Katharina anschloß und ihre Absichten auf Polen unterstützte. Zu Anfange des Jahres 1793 erschien eine von Katharina und Friedrich Wilhelm II. unterzeichnete Erklärung, daß beide Mächte es wegen der in Polen herrschenden Parteiungen für nöthig hielten, dies Reich in engere Grenzen einzuschließen. Vergebens weigerten sich die Mitglieder des Reichstags, zu unterzeichnen; die russischen Bajonnete und Kanonen erzwangen bald Unterwerfung. Der Antheil, welchen Preußen erhielt, wurde Südpreußen genannt.

Noch einmal erhob sich nun das schmählich behandelte Volk zur Erringung seiner alten Freiheit. Der edle Kosciusko sammelte ein Heer, die Russen wurden zurückgeschlagen und die russische Besatzung in Warschau vom erbitterten Volke ermordet (17. April 1794). Die Polen jauchzten; aber die Freude dauerte

nicht lange. Ein preußisches Heer erschien, und ein noch größeres russisches führte der furchtbare Suwarow herbei. Kosciusko wurde von den Russen geschlagen bei Macziewice, südlich von Warschau. Als er verwundet vom Pferde stürzte, rief er schmerzhaft: „Nun ist es mit Polen aus!" Er hatte recht geahnet; denn Suwarow zog nun gegen Warschau an, um die Ermordung der Russen zu rächen. Die Bürger brachen schnell die Weichselbrücke ab, durch welche die Stadt mit dem gegenüberliegenden Praga verbunden ist. Am 4. November 1794 ließ Suwarow Praga erstürmen; in einer Stunde waren die Russen darin und verübten hier die scheußlichsten Handlungen der wildesten Barbarei. Mehr als 12,000 Einwohner, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, wurden von den wilden Siegern niedergehauen oder erstochen, oder im Flusse ertränkt, oder in ihren Wohnungen verbrannt. Das Mord- und Jammergeschrei tönte bis nach Warschau hinüber und wurde von den erschrockenen Bürgern mit Entsetzen vernommen. Sie eilten daher, mit Suwarow einen Vertrag abzuschließen, nach welchem sie sich unterwarfen. Freilich hatten die Polen die Rache der Russen gereizt; denn die Warschauer hatten 2300 Russen, meist wehrlos, ermordet. *) Das noch übrige Polen wurde nun unter Rußland, Oestreich und Preußen getheilt, und das Reich hörte also 1795 auf. Der schwache König Stanislaus wurde nach Rußland geführt, wo er nach einigen Jahren starb.

An diesen beiden letzten Theilungen, welche nur des Zusammenhangs wegen hier miterzählt sind, war indessen Friedrich unschuldig. Sie geschahen erst nach seinem Tode von seinem Nachfolger. Von Friedrich nur noch einige Worte. Nach dem Siebenjährigen Kriege hat er nur noch einen, aber unbedeutenden Krieg geführt, und zwar gegen Kaiser Joseph II., weil sich dieser eines Theiles von Baiern bemächtigen und Friedrich diese Vergrößerung Oestreichs nicht zugeben wollte. Man nennt diesen Krieg — er war 1778 — den Baierschen Erbfolge- oder Einjährigen Krieg; denn er dauerte nur ein Jahr, weil Maria Theresia durchaus Frieden wollte, so sehr auch der unru-

---

*) Nösselt's Handbuch der deutschen Literatur, 3. Band, 3. Ausgabe, unter Seume, der nur durch ein halbes Wunder der Ermordung entging.

hige Joseph den Krieg wünschte. Dieser Friede wurde 1779 in Teschen geschlossen.

Friedrich spürte indessen bei herannahendem Alter immer mehr Kränklichkeit. Die vielen Regierungssorgen, die angreifenden Mühseligkeiten während des Siebenjährigen Krieges hatten seinen Körper sehr geschwächt, und oft litt er durch Gichtanfälle, welche die Aerzte besorgt machten. Seit den letzten 10 Jahren konnte er im Winter manchmal Wochen lang das Zimmer nicht verlassen. Als er im Jahre vor seinem Tode in Schlesien die gewöhnliche Musterung abhielt, war er sechs Stunden lang einem heftigen und kalten Regen ausgesetzt. Davon bekam er ein Fieber, und seit der Zeit wurde er nie wieder ganz gesund. Endlich zeigten sich die Spuren der Wassersucht, so daß er nicht mehr im Bette liegen konnte, sondern die letzten sechs Monate auf seinem Lehnsessel sitzend zubringen mußte. Da ihm sein Leibarzt offen erklärte: er halte die Krankheit für unheilbar, so ließ er den berühmten hannoverschen Leibarzt Zimmermann *) nach Sanssouci kommen, erhielt aber auch von diesem keinen Trost. „Die alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jede Generation ihren Platz finde," schrieb Friedrich II. an seine Schwester, die Herzogin von Braunschweig. So groß auch seine Schmerzen waren, so klagte er doch selten und war in der Regel still und heiter. Bis zwei Tage vor seinem Tode betrieb er seine Geschäfte nach wie vor. Als er am 16. August 1786 Mittags aus einem betäubenden Schlummer erwachte, fragte er zum ersten Male in seinem Leben nicht nach seinen Arbeiten, und dies hielten die Aerzte für ein untrügliches Zeichen des nahen Todes. Um 9 Uhr Abends trat ein fortdauernder Husten mit starkem Röcheln ein, der das Athemholen immer mehr erschwerte, und am 17. August Morgens um 2 Uhr 20 Minuten stand die Maschine des außerordentlichen Geistes still. Sein Leben hatte über 74, seine Regierung über 46 Jahre gewährt. Sein Körper liegt in der Garnisonkirche in Potsdam in einem Gewölbe unter der Kanzel. Seine Unterthanen betrauerten ihn wie einen Vater, und selbst Die, welche im Leben seine Feinde gewesen waren, empfingen die Nachricht von seinem

---

*) Gest. 1795 in Hannover.

Tode mit Rührung. „Wann wird," — sagte Fürst Kaunitz, der erste Minister Kaiser Joseph's, ein berühmter Staatsmann, — „ein solcher König das Diadem wieder zieren?"

Da Friedrich keine Kinder hinterließ, so folgte seines ältesten verstorbenen Bruders Sohn, **Friedrich Wilhelm II.**, auf welchen wieder (1797) **Friedrich Wilhelm III.** gefolgt ist.

110. Entstehung des nordamerikanischen Freistaats.

Zu der Zeit, wo Cortez Mexico eroberte und Pizarro Peru einnahm, war der Theil von Nordamerika, der nun der Freistaat heißt, wo jetzt Hunderte von blühenden Städten liegen und an 15 Millionen Menschen wohnen, noch ganz unbekannt und nur von Wilden bewohnt. Erst unter der Königin Elisabeth von England gründete (1585) der berühmte Seefahrer **Walter Raleigh** (sprich Reli) die erste Niederlassung auf jener Küste und nannte die Gegend **Virginien**. Aber die ersten Anbauer wurden theils ein Opfer der Beschwerden, theils von den Wilden erschlagen, und der kleine Ueberrest ließ sich von Francis Drake wieder nach England übersetzen. Doch unternahmen einzelne Schiffe neue Reisen nach Nordamerika und trieben einen äußerst einträglichen Pelzhandel mit den Eingeborenen, während die Franzosen aus demselben Grunde nach Canada segelten und dort Niederlassungen gründeten. Aber die Ungewohnheit des Klimas und verheerende Seuchen rafften die meisten englischen Colonisten immer wieder weg, und zuletzt schickte man Diebe und Straßenräuber hin, die man in England nicht zum Tode verurtheilen wollte, wodurch die Sitten der Colonisten natürlich vergiftet wurden.

Zu jener Zeit aber bildete sich in England die Religionsgemeinschaft, welche noch jetzt dort die herrschende ist, die hohe Kirche. Sie hatte viele Gebräuche des katholischen Gottesdienstes beibehalten, und das war Manchen ein Greuel, die da meinten, man müsse die christliche Kirche ganz von diesen Gebräuchen reinigen, die Jesus nicht verordnet habe; diese Leute hießen Puritaner. Da sie aber von der herrschenden Kirche verfolgt wurden, so wanderten Viele aus und wandten sich nach Amerika, indem sie es vorzogen, Wälder zu lichten und Wüsteneien urbar

zu machen, als ihren Glauben aufzugeben. Ihnen folgten bald Andere, welche theils den Unruhen der Revolutionszeit unter Karl I. entgehen, theils die Freiheit ihres Glaubens nach den Wäldern Amerikas retten wollten: Katholiken, Quäker *) und Andere. Unsäglich waren die Mühseligkeiten, welche diese Armen im Kampfe mit dem Klima, den wilden Menschen und Thieren und mit dem dichtbewaldeten Boden auszustehen hatten; aber so viele ihrer auch starben, so kamen doch immer neue Ansiedler, so daß das Land immer bevölkerter wurde und nach und nach Städte entstanden. Die ersten Colonisten hatten sich in Virginien niedergelassen, die spätern bauten sich nördlicher an und nannten das Land Neu-England. Doch wollten anfangs die Colonien nicht recht gedeihen.

Erst nach dem Protector Cromwell nahm der Anbau sichtbar zu. Es vermehrten sich die Ankömmlinge so schnell, daß mehrere Provinzen angebaut wurden: Neuyork, Neujersey, Carolina, Rhode-Island (sprich Rhodeiländ), Connecticut (sprich Cannecticot) und Massachusetts (sprich Mässätschúsetts), und unter den neuen Ansiedlern waren viele geschickte Fabrikanten, die ihre Kunstfertigkeiten dem neuen Vaterlande zuwandten. Da England von dem Handel mit diesen Colonien vielen Vortheil hatte, so ertheilten die Könige jenes Landes den Provinzen von Neu-England große Freiheiten. Namentlich erhielten sie das wichtige Recht, sich selbst Abgaben auflegen zu können und nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, und es wurde ihnen versprochen, mit den Engländern völlig gleiche Rechte zu behalten, als wenn sie in England geblieben wären. Anfangs hatten sich die verschiedenen Glaubensgenossen auch in Neu-England verfolgt; endlich aber sahen sie ein, daß das ihrem eigenen Vortheile zuwider wäre, und ein schöner Geist der Duldung trat an die Stelle der Unduldsamkeit. Es ließen sich daher nun Menschen von allen Religionsparteien dort nieder, meist thätige Kaufleute, geschickte Handwerker

*) Eine um 1650 in England entstandene Sekte. Sie behaupten die Fortdauer göttlicher Eingebungen und Offenbarungen, welche sie über das Ansehen der Bibel stellen. Sie selbst nennen sich „Freunde". Ihr Gottesdienst ist höchst einfach; eigentliche Geistliche haben sie nicht; wer sich berufen fühlt, tritt als Prediger auf. Ihre Versammlungssäle sind ohne allen Schmuck, ja selbst ohne Altar und Kanzel.

und fleißige Ackerbauer, und kein Jahr verging, wo nicht mehrere Schiffe mit Colonisten angekommen wären. Eine der merkwürdigsten dieser Niederlassungen ist die von dem edeln Quäker William Penn in das nach ihm genannte Pennsylvanien hinübergeführte Colonie. Selbst aus Süddeutschland wanderten 1709 ganze Gemeinden mit ihren Pfarrern nach der neuen Welt, um dort ihr Glück zu versuchen, und Jahr für Jahr pflegten 20—24 Schiffe mit Deutschen nach Amerika zu gehen. Binnen 150 Jahren stieg die Einwohnerzahl bis auf drei Millionen, die eine Küstenstrecke von 300 Meilen einnahmen und bis 60 Meilen tief in das Innere des Landes eingedrungen waren.

Je blühender diese englischen Colonien wurden, desto neidischer wurden die Franzosen darauf, die sich, wie gesagt, nördlicher, jenseit des Lorenzflusses, in Canada angesiedelt hatten. Sie errichteten nicht nur Festungen auf dem Gebiete von Neu-England, sondern wollten auch nicht dulden, daß sich englische Colonisten am Flusse Ohio (sprich Oheio) ansiedelten, da doch diese Gegend bisher Niemandem gehört hatte. Die Colonisten gebrauchten Gewalt und schickten den nachher so berühmt gewordenen, damals 21jährigen Obersten Washington (sprich Wäschington) mit einigen Hundert Mann ab, eine von den Franzosen am Ohio errichtete Festung zu zerstören. Washington wurde zwar geschlagen und gefangen und seine ganze Mannschaft aufgerieben, aber es gab die Unternehmung Veranlassung zu einem siebenjährigen Seekriege zwischen Frankreich und England von 1755—62, an welchem auch Spanien Antheil nahm und in welchem England so viele Siege erfocht und Eroberungen machte, daß es seit der Zeit übermächtiger zur See wurde als je vorher. An den Erfolgen dieses Krieges hatte einer der berühmtesten englischen Minister, der ältere Pitt, später zum Lord Chatam ernannt, durch kräftige und weise Leitung einen bedeutenden Antheil. In dem zu Paris geschlossenen Frieden mußte Frankreich an England Canada und Newfoundland abtreten und allen Ansprüchen auf den Ohio entsagen.

So vortheilhaft auch dieser Krieg für England ausgefallen war, so hatte er doch diesem Lande große Summen gekostet und die hohe Schuldenmasse desselben war dadurch vermehrt worden.

Dies nahm es zum Vorwande, zu verlangen, daß seine Colonien in Amerika, um derentwillen doch eigentlich der Krieg geführt wäre, die Kosten ihrer Vertheidigung und Verwaltung selbst aufbrächten. Dabei vergaßen die Engländer (Lord Granville), welch großen Gewinn sie aus der Handlung mit ihren amerikanischen Colonien zogen. Diese würden auch der Forderung sich wohl unterworfen haben, hätte nicht England die unweisesten Maßregeln dazu ergriffen und willkürliche Abgaben ihnen aufgelegt. „Nein!" erwiderten die Amerikaner, „wir sind ja nicht eure Unterthanen, sondern eure Mitbürger. So wie ihr Engländer keinen Schilling Abgaben zahlt, den nicht eure Abgeordneten im Parlamente bewilligt haben, so lassen wir uns keine Schatzung gefallen, die ihr uns ohne unsern Willen auflegt. Oder laßt auch unsere Abgeordneten zu eurem Parlamente zu, damit sie da unsere Rechte vertreten." Diese Forderungen waren ganz billig, aber England war taub dagegen, weil es glaubte, von Amerika nichts zu fürchten zu haben. Die ersten Abgaben, die England den Amerikanern 1764 auflegte, wurden, obgleich mit Murren, ertragen; als aber 1765 eine Verordnung erschien, daß alle kaufmännische und gerichtliche Verhandlungen in Amerika auf Stempelpapier geschrieben werden müßten (die Stempelacte), entstand eine allgemeine Unzufriedenheit; denn täglich kamen bei diesen handeltreibenden Leuten dergleichen Verschreibungen vor. Man druckte diese Verordnung auf Papier mit schwarzem Rande, darüber einen Todtenkopf, und mit der Inschrift „Thorheit Englands und Untergang Amerikas!" wurde sie in den Straßen von Neuyork ausgerufen. Aber dabei blieb es nicht. Der Widerstand gegen diese verhaßte Maßregel zeigte sich in allen Ständen. An dem Tage, wo die Acte eingeführt werden sollte, wurde in mehreren Städten, wie zu einem Leichenbegängnisse, mit den Glocken geläutet und in der einen Stadt wurde gar ein förmlicher Leichenzug gehalten. Voran schritten zwei Männer mit gedämpften Trommeln; dann kam ein Sarg, auf welchem mit großen Buchstaben das Wort Freiheit stand. Auf dem Begräbnißplatze hielt Einer der gestorbenen Freiheit eine Leichenrede und beklagte ihren frühen durch England herbeigeführten Tod. Nach beendigter Rede hieß es, man verspüre bei der Todtgeglaubten noch einiges Leben. Sogleich hieß es:

die Freiheit lebe noch, und der Sarg erhielt die Aufschrift „Die wiederaufgelebte Freiheit!" Die Glocken wurden nun schneller und fröhlich geläutet und ein allgemeines Freudengeschrei angestimmt. Alles ging hier mit Ruhe und Anstand zu. Aber nicht überall ging es so. Hier und da wurden die Verkäufer des Stempelpapiers gemißhandelt, und lieber brachten die Amerikaner gar keine gerichtliche Klage an, lieber machten sie die Handelsgeschäfte mündlich ab, ehe sie sich des Stempelpapiers bedienten. Der Handel mit England litt dabei besonders und die Gährung wurde immer bedenklicher. Unter diesen Umständen hielten es die englischen Minister doch für das klügste, die Verordnung wegen des Stempelpapiers wieder aufzuheben (1766), setzten aber gleich hinzu: sie gäben dabei ihr Recht, die Amerikaner zu besteuern, nicht auf.

Im folgenden Jahre (1767) erschien auch schon eine neue Acte, nach welcher für das Einbringen von Thee, Glas, Papier und Bleiweiß aus England von den Amerikanern eine Abgabe bezahlt werden sollte. Diesmal waren die englischen Minister fest entschlossen, nicht nachzugeben; aber eben so fest beschlossen auch die Amerikaner, sich nicht zu fügen. In Boston traten die Kaufleute zusammen, und faßten den Beschluß, außer einigen unentbehrlichen Waaren, keine aus England einzuführen, und namentlich sich ohne die vier besteuerten Artikel zu behelfen, bis der Zoll aufgehoben sein würde. Diesem Beschlusse traten auch die andern Städte bei, und mit großer Selbstüberwindung blieben sie bei ihrem Vorsatze. Eben so aber auch die Engländer, und als die Zollbeamten einst ein mit Wein beladenes Schiff wegen unrichtiger Angabe einem Kaufmanne in Boston wegnahmen, entstand ein gewaltiger Auflauf: die Zöllner wurden gemißhandelt und entgingen mit Mühe der Ermordung. Statt durch Milde die aufgebrachten Gemüther zu beruhigen, vermehrten die Minister die Unzufriedenheit, indem sie einige Regimenter und mehrere bewaffnete Schiffe nach Nordamerika sandten, um die Zollbeamten in Ausübung ihres Amtes zu beschützen, und endlich gar befahlen, daß alle eines Verbrechens beschuldigte Amerikaner nach England zum Verhör geschleppt werden sollten. Jetzt waren die Gemüther aufs äußerste bewegt, und es fehlte

nur an einer kleinen Veranlassung, um den Unwillen zum Ausbruch zu bringen.

In England hatten indessen die Kaufleute, die bisher nach Amerika gehandelt hatten, sehr gelitten, weil der Handel dahin ganz daniederlag, und sie brachten es durch ihre Klage dahin, daß die Minister jene Zölle 1770 aufhoben. Nur auf den Thee setzten sie eine kleine Abgabe, 2 Pence (1½ Groschen) vom Pfunde. Das hätten die Amerikaner leicht geben können, hätten sie nicht dadurch den Engländern das Recht, sie zu besteuern, eingeräumt. Sie vereinigten sich also, keinen Thee von den Engländern zu kaufen, und behalfen sich mit dem, welcher auf Schleichwegen eingeführt wurde. Vielleicht würde indessen zuletzt der Eifer der Widersetzlichkeit erkaltet sein, hätten nicht die vielen Reibungen zwischen den englischen Soldaten und den Einwohnern die Erbitterung nicht allein unterhalten, sondern täglich vermehrt. Es kam selbst zu blutigen Schlägereien, wobei drei Bürger erschossen und mehrere verwundet wurden. Das hieß Oel ins Feuer gießen. Die Leichen wurden als Märtyrer der Freiheit feierlich beerdigt und ihr Todestag zu einem jährlichen Trauerfeste bestimmt.

Durch die Festigkeit der Amerikaner, keinen Thee von England zu kaufen, hatte sich indessen die Waare in den Speichern der englisch-ostindischen Compagnie so aufgehäuft, daß diese nicht wußte, wohin sie damit sollte. Theils um der Gesellschaft Absatz zu verschaffen, theils um die Amerikaner durch große Wohlfeilheit zum Kaufe anzulocken, gab England die sogenannte Theeacte (1773), nach welcher jene Compagnie keinen Ausfuhrzoll mehr an England zu bezahlen hatte, und also nun den Thee spottwohlfeil in Amerika verkaufen konnte. Aber die Amerikaner waren auf ihrer Hut. Sie betrachteten die Unternehmung als einen Plan, sie zu überlisten, und waren entschlossen, auf alle Weise die Ausschiffung zu hindern. Lieber wollten sie theurern Thee trinken, als etwas zu der Gelingung der verhaßten Theeacte beitragen. Mehrere Theeschiffe kehrten daher unverrichteter Sache wieder nach England zurück. In Boston aber bestiegen am 18. December 1773 17 Leute, die sich, um nicht leicht erkannt zu werden, als Mohawk- (sprich Mohauk-) Indianer verkleidet hatten, die noch im Hafen liegenden Theeschiffe, schlugen

342 Kisten auf und schütteten 18,000 Pfund während einiger Stunden unter dem Beifallsgeschrei des Volks in das Meer. In England nahm man diese eigenmächtige Handlung sehr übel auf, und es wurden alsbald Schiffe geschickt, zur Strafe den Hafen von Boston ganz zu sperren. Aber die Amerikaner standen Alle für Einen Mann. Sie bildeten aus den Abgeordneten der einzelnen Provinzen eine Versammlung oder einen Congreß, der in Philadelphia, das dadurch die Hauptstadt des ganzen Landes wurde, zusammentrat und die Angelegenheiten des ganzen Bundes leitete. Hier wurde beschlossen, vom 1. December 1774 gar keine Waaren mehr weder aus England noch aus den englisch-ostindischen Inseln zu kaufen, und vom 10. September 1775 an keine von Amerika mehr an die Engländer zu verkaufen. So war also eine völlige Handelstrennung zwischen beiden Ländern ausgesprochen und die Widersetzlichkeit wurde immer größer. England schickte Soldaten nach Amerika und die Amerikaner rüsteten sich. Am 18. April 1775 wurde das erste Blut vergossen und dadurch ein Krieg begonnen, der unter verschiedenen Abwechselungen fast acht Jahre währte und sich mit der Freiwerdung der Amerikaner endigte. Der Raum erlaubt nicht, die vielen interessanten Vorfälle dieses Krieges zu erzählen. Obgleich den Amerikanern so viele Umstände entgegen waren und es ihnen ganz an Kriegsübung und Kriegsvorräthen fehlte, so wußten sie doch diese Mängel durch große Anstrengung zu ersetzen; denn der Gedanke, für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen, ließ ihren Muth nicht sinken. Zwei Männern aber verdankten sie vornehmlich den endlichen Sieg über ihre Unterdrücker: dem schon erwähnten Georg Washington (gest. 1799) und Benjamin Franklin (sprich Fränklin) (gest. 1790). Ersterer leitete als Oberfeldherr den ganzen Krieg; Letzterer belebte durch Volksschriften den Patriotismus seiner Landsleute, und war ihnen in verschiedenen Aemtern, besonders als Gesandter in Frankreich nützlich. Dieser Mann zeigte recht durch sein Beispiel, wie weit es der Mensch durch vernünftig angelegten Fleiß, durch Sparsamkeit und Rechtschaffenheit bringen könne; denn von einem armen Buchdrucker brachte er es durch diese beiden Eigenschaften und durch Verstand bis zum angesehensten und vielleicht auch reichsten Manne im nordamerikanischen Freistaate.

Der nordamerikanische Freiheitskrieg (von 1775—83) wurde übrigens nicht allein in Amerika geführt, sondern auch auf den europäischen Meeren; denn Frankreich sowohl als Spanien nahmen sich der bedrängten Amerikaner an und erklärten England den Krieg. Die merkwürdigste Begebenheit während desselben in Europa war die Belagerung von Gibraltar durch die Spanier und Franzosen 1782. Diese Festung gehörte seit 1704 den Engländern, und jetzt wurde von Seiten jener Mächte Alles aufgeboten, sich ihrer wieder zu bemächtigen. Die Franzosen erfanden dazu eine eigene Art von Schiffen, welche sie schwimmende Batterien nannten. Dies waren runde Kanonenböte, die mit einem doppelten Boden bedeckt waren, zwischen dem sich Sandsäcke befanden, kurz so fest gebaut, daß man gar nicht glaubte, daß sie zerstört werden könnten. Die vereinigte Flotte eröffnete nun ein furchtbares Feuer. Aber die Kugeln waren unwirksam, weil alle Werke Gibraltars in Felsen gesprengt sind. Dabei war der englische Commandant, Elliot, ein Mann, der sich nicht muthlos machen ließ. Er ließ oben Kugeln glühend machen, und es währte nicht lange, so fingen die schwimmenden Batterien Feuer, und die darin befindlichen Menschen geriethen dadurch in solche Noth, daß sie, um nicht zu verbrennen, ihre Rettung bei ihren Feinden suchen mußten. Die Belagerung wurde aufgehoben, die vielen auf die Anstalten dazu verwandten Kosten waren verloren, und Gibraltar blieb den Engländern und gehört ihnen noch heute.

Im Jahre 1776 erklärte der Congreß, mitten unter den mißlichsten Umständen, die Unabhängigkeit Amerikas, und im Frieden von Paris (1783) mußte England nothgedrungen dieselbe anerkennen. Seitdem giebt es einen nordamerikanischen Freistaat, der anfangs aus nur 13 Staaten bestand, jetzt aber deren schon beinahe 30 nebst einigen dazu gehörigen Gebieten zählt und jährlich an Wohlhabenheit und Bevölkerung zunimmt.

111. Iwan. Elisabeth. Peter III. Katharina II. Maria Theresia. — Joseph II.

Noch ist zu berichten, welche Veränderungen in Rußland nach dem Tode der Kaiserin Anna Iwanowna (1740) sich zuge-

tragen hatten. Es lebte damals noch die zweite Tochter Peter des Großen, Elisabeth, 30 Jahre alt. Auch hatte ihre ältere Schwester, Anna Petrowna, die Herzogin von Holstein-Gottorp, einen Sohn hinterlassen, den 12jährigen Peter, der späterhin unter dem Namen Peter III. Kaiser geworden ist. Aber die Nachkommenschaft Peter des Großen wurde abermals übergangen, indem man der des schwachsinnigen Iwan den Vorzug gab. Anna Iwanowna hatte zwar keine Kinder hinterlassen; aber ihre ältere, an den Herzog von Mecklenburg vermählte Schwester Katharina hatte eine Tochter, Prinzessin Anna, welche (1739) an den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig verheirathet worden war. Diese hatte zwei Monate vor dem Tode der Kaiserin einen Prinzen (Iwan) geboren, und dieser war es, welchen die einflußreichen Großen zum Kaiser bestimmten. Der ehrgeizige Biron, obgleich allgemein gehaßt, brachte es durch Ränke dahin, daß die übrigen an der Spitze der Geschäfte stehenden Großen theils aus Furcht, theils in der Hoffnung, Vortheile dadurch zu erlangen, einwilligten, ihm die Verwaltung des Reichs während der Minderjährigkeit des kaiserlichen Kindes zu überlassen. Eine Schrift, welche diese Bestimmungen enthielt, wurde der sterbenden Kaiserin vorgelegt und von ihr unterzeichnet.

Durch die Ernennung des Herzogs von Kurland (Biron) zum Reichsverweser fühlte sich Niemand mehr gekränkt, als Anton Ulrich und dessen Gemahlin Anna, die obendrein von Biron aufs geringschätzigste behandelt wurde. Auch Münnich, der den Herzog nur in der Hoffnung, Vortheil davon zu haben, unterstützt hatte und sich nun getäuscht sah, dachte daran, ihn wieder zu stürzen. Er näherte sich dem Prinzen und der Prinzessin von Braunschweig, theilte ihnen seine Absicht mit und erhielt von ihnen die Versicherung, daß sie alle seine Maßregeln billigen würden. Indessen fuhr er fort, dem Reichsverweser seine Achtung zu bezeigen, so daß dieser sonst so mißtrauische Mann von ihm nichts Böses ahnete. Selbst an dem Tage vor der Ausführung des Plans befand sich Münnich bis spät am Abend bei dem Herzog Biron. Noch in derselben Nacht begab er sich in den Winterpalast zu der Prinzessin Anna und ihrem Gemahl, theilte ihnen seinen Plan mit, gewann die hier befindliche Wache

und ließ den Herzog, der im Sommerpalaste wohnte, durch einen Officier verhaften. Biron wollte Widerstand leisten, wurde aber bald übermannt und vorläufig nach der Festung Schlüsselburg gebracht, späterhin aber mit vielen seiner Anhänger nach Sibirien verbannt, nachdem er noch nicht zwei Monate lang Reichsverweser gewesen war. Prinzessin Anna erklärte sich nun zur Reichsverweserin und wurde ohne Schwierigkeit allgemein anerkannt (1740).

Das gute Vernehmen zwischen Anna von Braunschweig und Münnich währte nicht lange. Dieser ehrgeizige Mann hatte Biron gestürzt, in der Hoffnung, unter dem Namen der Reichsverweserin zu regieren. Aber er sah sich bald getäuscht; nicht einmal Generalissimus wurde er, wie er gewiß erwartet hatte, sondern mußte sich mit dem Namen eines ersten Ministers begnügen, während Anton Ulrich sich jene Würde beilegte. Darüber kam es bald zu Spannungen zwischen ihm und dem Prinzen Anton Ulrich; in einem Anfalle von Unmuth verlangte er seinen Abschied, in der Voraussetzung, daß man ihn nicht würde entbehren können, aber erhielt ihn ohne Weiteres, weil Biron in seinem Verhöre die Prinzessin vor Münnich als einem sehr gefährlichen Manne hatte warnen lassen. Dieser zog sich nun vom Hofe zurück.

Die Prinzessin Elisabeth hatte indessen in scheinbarer Freundschaft mit der Reichsverweserin gelebt und schien allen Ansprüchen auf die Krone entsagt zu haben. Sobald sie aber hörte, daß der von Allen, auch von ihr, gefürchtete Münnich ins Privatleben getreten sei, ließ sie sich von ihren Anhängern bereden, 1741 eine Thronveränderung vorzubereiten. So besuchte sie öfters die Kasernen der Garde, sprach freundlich mit den Soldaten, erlaubte manchem derselben hinten auf ihren Schlitten zu treten, wenn sie in den Straßen umherfuhr und, das gefiel. Ihr vorzüglichster Rathgeber war dabei ihr Wundarzt, L'Estocq, ein Hannoveraner. Dieser hatte gehört, daß die Prinzessin Anna bereits Verdacht schöpfte, kam also eines Morgens zu Elisabeth und überreichte ihr eine Karte, auf deren einer Seite er sie mit der Krone auf dem Haupte, auf der andern aber mit einem Nonnenschleier abgebildet hatte, und dabei Rad und Galgen für ihre Anhänger. Er drang in sie, ja nicht länger zu säumen, das

Erstere zu wählen, weil sonst das Letztere unfehlbar ihr Loos sein würde. Sie, obgleich von Natur träge, willigte endlich ein und begab sich des Nachts (24.—25. Nov.) mit ihm und dem Kammerjunker Woronzow in die Kaserne der Preobraschenskischen Garde-Grenadiere. Hier brachte sie einen Theil der Soldaten gleich auf ihre Seite und ließ dann durch Woronzow und L'Estocq mit Hülfe der Soldaten den Prinzen und die Prinzessin von Braunschweig nebst dem kleinen 1¼jährigen Kaiser Iwan im Winterpalaste verhaften, nachdem dieser nur ein Jahr und einen Monat auf dem Thron gesessen hatte. Auch Münnich, Ostermann und andere hohe Staatsbeamte wurden gefangen gesetzt. Am andern Morgen beschied sie den Senat und die höchsten Beamten zu sich, theilte ihnen das in der Nacht Geschehene mit und wurde von ihnen anerkannt. Das Volk vernahm das Ereigniß mit stiller Trauer und erst nach und nach fand es sich in die Veränderung.

Elisabeth (1741—62) eilte, alle jene Gefangene zu verurtheilen, obgleich sie kein anderes Verbrechen begangen hatten, als der Prinzessin Anna treu gedient zu haben. Münnich wurde zur Viertheilung, Ostermann zum Rade, noch Andere zur Enthauptung verurtheilt; doch wurde allen das Leben geschenkt; Ostermann erfuhr dies erst, als er schon das Haupt auf den Block gelegt hatte. Alle wurden nach Sibirien geschickt. Münnich begegnete auf der Reise dahin in der Vorstadt von Kasan dem aus Sibirien zurückgerufenen Biron; sie starrten sich an, ohne zu grüßen, und fuhren still aneinander vorüber. Münnich mußte dasselbe Häuschen beziehen, welches für Biron nach seiner Zeichnung gebaut worden war. Welch sonderbarer Glückswechsel! — Der arme kleine Iwan, der, unwissend, was mit ihm geschah, in das Hurrah der Garden, welche in der Nacht seiner Thronentsetzung vor dem Winterpalaste die neue Kaiserin hoch leben ließen, durch kindisches Geschrei eingestimmt hatte, wurde seinen Eltern entrissen und in Schlüsselburg eingesperrt, wo er genau bewacht wurde; der wachhabende Officier hatte den Befehl, ihn augenblicklich zu durchbohren, wenn ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht würde. Der Prinz und die Prinzessin von Braunschweig wurden nach Sibirien verwiesen, und da sie sich durch gegenseitige Liebe ihr hartes Loos zu

versüßen suchten, war Elisabeth grausam genug, sie voneinander für immer zu trennen. Anna wurde in die Gegend von Archangel gebracht, wo sie nach fünf Jahren gestorben ist; auch ihr Gatte ist bis an seinen Tod (1775) in Sibirien geblieben. Zwar erhielt er von Katharina II. die Erlaubniß zur Rückkehr; aber er zog vor, in seiner Einsamkeit zu bleiben. Ostermann starb nach sechs Jahren in Beresow; Münnich dagegen wurde nach 21 Jahren (1762) von Peter III. zurückgerufen, in alle seine Würden wieder eingesetzt und starb 1767. L'Estocq ist von seiner Gebieterin mit Undank belohnt worden. Er wurde von seinen Feinden verleumdet und, nachdem er geknutet worden, auch nach Sibirien verwiesen, bis er nach 14 Jahren die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt.

Elisabeth's Regierung bietet keine großartigen Ereignisse dar. Sie war insgeheim vermählt mit einem Grafen Rasumowski, der früher Chorknabe gewesen war, und überließ die Verwaltung ihren Günstlingen. Sie ließ nicht selten auf bloßen Verdacht hin Männern aus den ersten Familien die Knute geben und schickte sie mit abgeschnittener Zunge nach Sibirien! Daß sie am Siebenjährigen Kriege Antheil genommen habe, ist oben umständlicher erzählt worden.

Da sie keine Nachkommenschaft hatte, so ernannte sie zu ihrem Nachfolger den Sohn ihrer ältern Schwester Anna, Herzogin von Holstein-Gottorp, den jungen Peter, ließ ihn gleich nach ihrer Thronbesteigung nach Petersburg kommen und verheirathete ihn auf die Empfehlung Friedrich des Großen mit der anhalt-zerbstischen Prinzessin Katharina. Die Ehe war höchst unglücklich; Jeder lebte getrennt vom Andern, und Peter machte sich durch seine zügellose Aufführung verächtlich. Nach dem Tode Elisabeth's, 5. Januar 1762, bestieg er nun als

Peter III. den russischen Thron. Er bezeichnete seinen Regierungsantritt durch Milde, indem er die meisten unter Anna und Elisabeth nach Sibirien verwiesenen Staatsbeamten, unter ihnen den alten Münnich, zurückrief. Er wollte sich selbst die Freude machen, die beiden alten Feinde, Münnich und Biron, zu versöhnen. Als Beide vor ihm zum ersten Male erschienen, befahl er, drei Gläser Wein zu bringen, reichte Jedem eins, nahm selbst das dritte und trank es ihnen zu. In diesem Augenblicke

wurde er abgerufen. Beide Feinde standen eine Zeitlang mit den Gläsern in der Hand starr und sprachlos einander gegenüber; endlich setzte Jeder sein Glas hin und kehrte dem Andern den Rücken zu.

Peter verstand nicht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Schon seine deutsche Abkunft, noch mehr der Vorzug, den er seiner holsteinischen Garde vor der russischen gab, seine geringe Achtung vor der Geistlichkeit und den Ceremonien der griechischen Kirche, und seine Vorliebe für den damals in Rußland nicht beliebten König von Preußen machten ihn verhaßt. Er liebte Friedrich den Großen so, daß er nicht nur, wie schon gesagt, sogleich Frieden und Bündniß mit ihm schloß, sondern auch dem russischen Militair einen preußischen Zuschnitt geben wollte. Er sprang einmal von der Tafel auf, warf sich, mit dem Weinglase in der Hand, vor dem Bildnisse des Königs nieder und rief: „Mein Bruder, wir werden miteinander die Welt erobern!" und da er außerdem rücksichtslos die russischen Gewohnheiten hintenansetzte und lächerlich machte und eine Menge anderer Thorheiten beging, so wandten sich die Russen immer mehr von ihm ab und seiner leidenden Gemahlin zu. Katharina bildete sich nun eine Partei, die täglich an Zahl und Gewicht zunahm, und da das Gerücht ging, daß der Kaiser sie in ein Kloster sperren wollte, glaubte sie, ihm zuvorkommen zu müssen. Durch ihre Freundin, die Fürstin Daschkow, brachte sie mehrere russische Große: die beiden Orlow, Officiere in der Garde, den Grafen Panin, die vornehmsten Geistlichen und viele Andere auf ihre Seite, und Alle versprachen ihr Beistand. Um auf das Volk zu wirken, zeigte sie sich oft mit trauriger Miene und Thränen in den Augen. Endlich war Alles verabredet unter ihren Vertrauten; man wartete nur auf die Abreise des Kaisers, der gegen Dänemark zu Felde ziehen wollte — als die unbesonnene Schwatzhaftigkeit eines der Mitwissenden Alle in Gefahr brachte. Nur das schleunigste Handeln konnte die Kaiserin und die Verschworenen retten. Die letztern holten am 9. Juli 1762 schnell die Kaiserin aus Peterhof, wo sie sich aufhielt, nach Petersburg. Sie eilte gleich nach den Kasernen der Garde, redete zu den Soldaten: der Kaiser wolle sie und ihren Sohn (Paul) tödten lassen; die Mörder wären schon unterwegs; sie werfe sich der

Garde in die Arme. Alle schworen, für ihre Vertheidigung zu sterben. Der Haufe wurde immer größer; auch mehrere angesehene Russen eilten herbei; die Soldaten griffen zu den Waffen, und bald sah sich Katharina an der Spitze von 10,000 Soldaten, die ihr zu folgen bereit waren. Alles Dies war vollendet binnen wenigen Vormittagsstunden. Jetzt eilte sie nach dem Schlosse, zeigte ihren Sohn den jauchzenden Soldaten, legte die Uniform der Garde an und setzte sich zu Pferde, um die Regimenter gegen den Kaiser anzuführen.

Dieser befand sich in Oranienbaum*) und fuhr an demselben Tage nach Peterhof, um da seinen Namenstag zu feiern. Hier fand er schon Alles in Bestürzung wegen der Entweichung der Kaiserin nach Petersburg, und bald kamen auch die Nachrichten aus Petersburg, welche den Aufstand der Garden und des Volks dem erschrockenen Kaiser meldeten. Er gab in der größten Bestürzung eine Menge widersprechender Befehle, nicht wissend, welche Maßregeln er ergreifen sollte. Der alte Münnich rieth, der Kaiser solle nach der gegenüberliegenden Insel und Festung Kronstadt segeln, deren Garnison noch frei sei, und sich der dortigen Flotte bemächtigen. Während Peter noch schwankte und dadurch Zeit verlor, kam die Nachricht, die Kaiserin sei in Anmarsch mit 20,000 Soldaten. In Hast schiffte sich Peter mit seinem Gefolge nach Kronstadt ein. Hier hatte sich indessen Alles geändert; die Soldaten waren für die Kaiserin in Eid und Pflicht genommen, und als die Jacht, auf welcher der Kaiser sich befand, anlegen wollte, rief die Schildwache: „Wer da!" — „Der Kaiser!" antwortete man vom Schiffe. — „Es giebt keinen Kaiser mehr!" — Bei diesem Rufe springt Peter vor, schlägt seinen Mantel auf, um seinen Ordensstern sehen zu lassen, und ruft: „Ich bin es selbst! Kennt ihr mich nicht?" Aber die Wache hält ihm die Bajonnete entgegen und droht Feuer zu geben, wenn er sich nicht augenblicklich entferne. „Fort mit dem Schiff! Hoch lebe Katharina!" schreit die an der Küste stehende Menge. Peter sinkt in die Arme seiner Begleiter und sagt weinend: „Die Verschwörung ist allgemein; seit dem ersten Tage meiner Regierung

*) Etwa sechs Stunden von Petersburg liegt am Finnischen Meerbusen das Lustschloß Peterhof; zwei Stunden weiter Oranienbaum.

habe ich es so kommen sehen!" Die Barke blieb während der Nacht auf der See.

Katharina war mit ihren Regimentern die Nacht zwischen Petersburg und Peterhof geblieben. Indessen zeigte sich der unglückliche Kaiser ganz rathlos; noch einmal verlangte er Münnich's Rath. Dieser meinte, noch sei nichts verloren; er solle nach Preußen fliehen zu seinem dort stehenden Heere und mit demselben zurückkehren; aber Peter konnte sich nicht dazu entschließen und befahl, ihn bei Oranienbaum ans Land zu setzen, um mit Katharina zu unterhandeln. Er ließ sie bitten, ihn nach Holstein zu entlassen. Statt der Antwort sandte sie eine Entsagungsacte, die er zu unterzeichnen habe. Er unterschrieb und wurde zu Wagen nach Peterhof geführt. Hier empfing ihn das unaufhörliche Geschrei der Soldaten: „Es lebe die Kaiserin!" Als er ganz verwirrt ausstieg, schrien sie ihm zu: „Entkleide dich!" Er selbst riß sich das Ordensband, den Degen und den Rock ab und sprach: „Nun bin ich in euern Händen." So ließ man ihn einige Zeit im bloßen Hemde und barfuß stehen, bis er ins Schloß in sichere Verwahrung gebracht wurde. Man führte den Unglücklichen darauf nach einem Schlosse, sechs Stunden von Petersburg. Da sich gleich in den ersten Tagen unter den Soldaten, die über die rasche That Ueberlegungen anzustellen anfingen, Bewegungen zeigten, hielten die Verschworenen es für nöthig, den Kaiser aus der Welt zu schaffen. Alexei Orlow, ein Bruder des Günstlings der Kaiserin, Gregori Orlow, begab sich mit einem gewissen Teplow nach dem Kerker Peter's und kündigte ihm an, daß sie mit ihm speisen würden. Nach der Gewohnheit der Russen wurden vor Tische Gläser mit Branntwein gebracht. Nachdem Peter das seinige, welches Gift enthielt, getrunken hatte, verlangten sie, daß er ein zweites trinken sollte. Da er dies aber verweigerte, weil er das Gift schon verspürte, warf ihn Orlow, ein riesenstarker Mensch, zu Boden und erdrosselte ihn mit Hülfe Teplow's und zweier wachhabenden Officiere. Mit Staub und Schweiß bedeckt, eilte Orlow nach Petersburg, der Kaiserin, die gerade bei Tische saß, die Kunde zu bringen. Sie verließ die Tafel, um im Nebenzimmer den Bericht anzuhören, und kehrte dann mit äußerer Ruhe zurück, ohne sich das geringste merken zu lassen. Ob sie vorher von der

Mordthat gewußt, oder nur nach der That das Unwiderrufliche gebilligt habe, ist ungewiß. Am andern Tage wurde des Kaisers Tod bekannt gemacht und vorgegeben, er sei an einer Kolik gestorben (15. Juli).

Katharina II. (1762—96) war 1729 in Stettin geboren, wo ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, preußischer General und Gouverneur war. Hier verlebte sie, als eine unbedeutende und arme Prinzessin, ihre Jugendjahre in großer Stille und hatte, wie einst Elisabeth von England, Zeit, ihre schönen Talente auszubilden. Durch Friedrich II. wurde sie, wie schon gesagt, mit dem Großfürsten Peter vermählt und nahm nun den griechischen Glauben an. Nachdem sie (1762) den Thron bestiegen hatte, suchte sie die häßliche Art, wie dies geschehen war, dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie ihr Volk durch auswärtige Kriege beschäftigte. Ihr eigenmächtiges Verfahren gegen die Polen ist schon erwähnt worden. So wenig auch die unruhigen Polen sich selbst zu regieren verstanden, so war doch die Nichtachtung und Herrschsucht, mit welcher sie das ohnmächtige Volk behandelte, unverantwortlich.

Zweimal machte man den Versuch, Katharina vom Throne zu stürzen, aber beide Male vergeblich. Es lebte nämlich bei ihrer Thronbesteigung noch jener Iwan, welchen Elisabeth 1741 entthront und in Schlüsselburg eingesperrt hatte. Seine hohe Geburt war sein Unglück; denn der arme Prinz hat seitdem nie wieder die Freiheit genossen. Jetzt war Iwan, als Katharina Kaiserin wurde, 23 Jahre alt und kannte Niemanden weiter als die Officiere seiner Wache, die von Katharina den strengsten Befehl erhalten hatten, ihn sogleich niederzustechen, sobald Jemand den Versuch machen sollte, ihn zu befreien. Dies geschah auch wirklich 1764. Ein Unterofficier, Namens Mirowitsch, drang mit 38 Soldaten bis zu seinem Kerker vor. Jetzt, glaubten die Officiere seiner Wache, sei der Augenblick gekommen, ihn tödten zu müssen, und erstachen den unglücklichen Prinzen.

Den zweiten Aufstand erregte 1773 ein gemeiner donischer Kosack, Emeljan Pugatschew. Er war als Landstreicher und Tagelöhner nach Uralsk zu den uralskischen Kosacken gekommen, die erst kurz vorher wegen eines Aufruhrs streng bestraft worden und daher noch sehr unzufrieden waren. Wegen frecher,

aufrührerischer Reden wurde er von Bessergesinnten festgenommen und nach Kasan geführt, und sollte hier eben bestraft werden, als es ihm gelang, zu entwischen. Er kam zu den übelgesinnten Kosacken zurück und entwarf den Plan zu einem neuen Aufstande. Er gab sich nun für Kaiser Peter III. aus; die Nachricht von seinem Tode sei falsch, er sei gerettet worden; und wollte nun an der Spitze der Kosacken in Rußland vordringen, Alles niederwerfen, überall neue Beamte einsetzen und die Krone seinem Sohne Paul übertragen. Die Kosacken glaubten ihm; sie geriethen in Bewegung; sein Anhang mehrte sich von Tage zu Tage. Er bemächtigte sich mehrerer kleinen Festungen, schlug die gegen ihn gesandten Heerhaufen und wurde wirklich von den unwissenden Umwohnern des Flusses Ural für den Kaiser gehalten. Ueberall, wohin die wilden Aufrührer kamen, wurde fürchterlich gehaust, Kasan erstürmt und verbrannt, und eine Menge Menschen niedergehauen oder hingerichtet. Der Aufruhr verbreitete sich immer weiter; 20,000 Mann gehorchten bereits Pugatschew's Befehlen. Endlich, nachdem die Empörung länger als ein Jahr gewährt hatte, gelang es dem Oberst Michelsohn, die Rebellen entscheidend zu schlagen. Mit nur 30 Kosacken floh Pugatschew über die Wolga, irrte in der Steppe umher und wurde von allen Seiten umstellt. Seine Begleiter, die seine Sache verloren sahen, beschlossen, durch seine Auslieferung sich die Verzeihung der Kaiserin zu erwerben. Als er eines Tages, in Nachdenken vertieft, in seinem Zelte saß, drangen sie ein und umringten ihn. „Wir sind dir lange genug gefolgt," sprach Einer; „jetzt ist die Reihe an dir, uns zu folgen." Sie banden ihn und führten ihn nach Uralsk. Von hier ließ ihn Suwarow, der herbeigeeilt war, nach Moskau abführen, wo er anderthalb Jahr nach dem Beginn des Aufruhrs (1775) mit mehrern seiner Genossen hingerichtet wurde.

Seitdem regierte Katharina zwar ungestört, aber nie ohne die Besorgniß, es möchte ihr die an ihrem Manne verübte That durch Gleiches vergolten werden, und sie hat nachmals, im Besitze der größten irdischen Herrlichkeit, oft mit wehmüthiger Sehnsucht an ihre unscheinbaren Kinderjahre zurückgedacht, wo sie in Stettin weit glücklicher lebte.

Zweimal hatte Katharina mit den Türken blutige Kriege

geführt, von 1768—74, und von 1787—91. Im ersten Kriege hatte sie die unter dem türkischen Joche seufzenden Griechen durch lockende Versprechungen zur Empörung gegen ihre Zwinger gereizt. Aber so glücklich auch die Russen fast überall gegen die Türken waren, so wenig wurden die Griechen unterstützt und endlich von den Türken ganz in die Enge getrieben. Jetzt metzelten die Türken schonungslos unter den armen Menschen, die vergebens die Russen um Hülfe flehten. „Nehmt uns nur wenigstens mit euch!" baten sie das russische Hülfsheer, als es aus Navarino in Morea abzog, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Aber der russische Befehlshaber, Alexei Orlow, ließ die Thore vor ihnen schließen und segelte dann ab. Nun ging das Gemetzel erst recht an; in Tripolizza wurden allein 3000 niedergemacht, und wenig fehlte, daß nicht der Befehl gegeben wurde, alle Griechen im ganzen türkischen Reiche ums Leben zu bringen.

Von den Siegen der Russen in der Moldau kann hier nicht erzählt werden, wohl aber von dem großen Seesiege bei Skio (1770). Die russischen Admiräle Elphinstone und Spiritow trafen bei der Insel Skio im Archipel auf den Kapudan-Pascha. Eine fürchterliche Schlacht! Endlich ergriff das Feuer das türkische Admiralschiff; es flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft und riß das russische mit in die Höhe. Eine Menge von Menschen verloren dabei das Leben; nur Spiritow und der Pascha kamen von dem unfreiwilligen Fluge glücklich zurück. Die geschlagenen türkischen Schiffe retteten sich in die Bai von Tschesme an der kleinasiatischen Küste. Sogleich legte sich Elphinstone davor und ließ durch einen englischen Seeofficier (Dugdale, sprich Dockdähl) während der Nacht die türkische Flotte vermittelst eines Branders anzünden. Sie brannte fünf Stunden lang — ein furchtbar-schöner Anblick! Weithin waren See und Land erleuchtet, und das Krachen der einzeln auffliegenden Schiffe hörte man bis nach Athen. — Elphinstone segelte darauf, um der Kaiserin sein Wort zu lösen, mit seinem Schiff keck durch die Meerenge der Dardanellen, unbekümmert um die rechts und links auf ihn abgesendeten Kanonenkugeln, warf die Anker Angesichts des Seraï in Constantinopel, ließ seine Trompeter einen Tusch blasen, trank vor den Augen der erstaunten Türken eine Tasse Thee und fuhr endlich zurück, wie er gekommen war. — Der Krieg wurde been-

digt durch den Frieden von Kutschuck Kainardschi, bei Silistria an der Donau (1774).

Den zweiten Krieg unternahm Katharina in der Hoffnung, die Türken aus Europa zu verjagen. Daran dachte sie in allem Ernste und hatte auch deshalb über das Thor der am Schwarzen Meere erbauten Stadt Cherson die Ueberschrift setzen lassen: „Hier geht der Weg nach Byzanz!“ Sie hatte dies Reich ihrem zweiten Enkel bestimmt und ihn daher Constantin taufen lassen. Wer weiß auch, ob es ihr nicht endlich gelungen wäre, wenn nicht England und Friedrich der Große Einspruch gethan hätten. Diese wollten die unverhältnißmäßige Vergrößerung Rußlands nicht zugeben und drohten, den Türken beizustehen, wenn sie nicht gleich Friede machte. So ungern sie dies auch that, so mußte sie doch nachgeben, den Frieden von Jassy (1792) unterzeichnen und mit einer kleinen Vergrößerung bis an den Dniestr zufrieden sein.

Katharina hatte die Schwachheit, die wir auch von Elisabeth von England erzählt haben, daß sie stets einen der russischen Großen als Günstling vorzüglich auszeichnete. Keiner unter diesen hat aber eine größere Macht erhalten und tiefer auf Rußlands Schicksal eingewirkt, als Fürst Potemkin. Er war der Sohn eines abgedankten Majors und hatte als Wachtmeister der kaiserlichen Garde zu Pferde an der Entthronung Peter's III. Theil genommen. Bald zog er die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich, als er gleich nach ihrer Thronbesteigung sie in Uniform durch die Glieder der Garde reiten sah, an ihrem Degen keine Quaste bemerkte und ihr die seinige kniend darreichte; er stieg nun schnell von Stufe zu Stufe, bis er von 1768 an ihr erklärter Günstling war. Seine Macht war so unbeschränkt, daß er sich Alles erlauben konnte, und Katharina selbst beherrschte er mit empörender Roheit. Eine Zeitlang wohnte er im kaiserlichen Palaste, und da war es nichts Seltenes, daß er im Schlafrocke, mit fliegenden Haaren und mit bloßen Füßen in ihr Zimmer kam. Einmal, erzählt man, hatte er es zu arg gemacht, und sie der Wache verboten, ihn hereinzulassen. Potemkin kam und wurde zurückgewiesen. Wüthend holte er eine Hetzpeitsche, sprengte die Thüre mit den Worten: „Wie! man will mir doch nicht den Zutritt zu meiner Kaiserin wehren?“ und drang hinein. Hier

soll er die Kaiserin mit der Peitsche geschlagen haben. Daß sie solche Frechheit geduldet habe, scheint unglaublich; aber er war ihr schon über den Kopf gewachsen und ihr unentbehrlich geworden. Sie wußte wohl, daß viele Große ihr gram waren, und hätte sich Potemkin zu ihnen geschlagen, so hätte das für sie sehr gefährlich werden können. Auf der andern Seite war er ihr sehr nützlich, indem er durch den Schrecken, mit welchem er das ganze Reich erfüllte, jeden Gedanken an Aufruhr niederschlug. Manchmal mag sie im Stillen über die Tyrannei geseufzt haben; aber sie bedurfte seiner zu sehr. Größe der Seele fehlte ihm gänzlich; er kannte nichts Höheres als äußern Glanz, nach dem er daher gierig haschte. Dabei war es ihm eine Freude, jeden andern persönlichen Vorzug gewaltsam niederzudrücken, vorzüglich die Großen des Reichs mit äußerster Verachtung zu mißhandeln und sie stets fühlen zu lassen, daß er der Allein-Mächtige sei. Kein Russe, auch der vornehmste, war bei ihm sicher vor den gröbsten Mißhandlungen mit Worten, ja selbst mit Schlägen. Der Kaiserin widersprach er oft geradezu und setzte eine Ehre darein, mit grenzenloser Verschwendung Staatsgelder zu verschleudern. *) Und doch pflegte er Die, welche für ihn Waaren lieferten, nicht zu bezahlen. Die Kaufleute, bei denen er Bestellungen machte, hielten sich für verloren, und kniend sah man sie flehen, sie ihres Eigenthumes nicht ganz zu berauben. Taub gegen alle Regungen der Menschlichkeit, war es ihm eine Lust, Menschen zu mißhandeln, nur um zu zeigen, daß er es ungestraft vermöge. Sein Stolz ging so weit, daß er Friedrich dem Großen, der ihm den schwarzen Adlerorden, vielleicht später als er es erwartet hatte, verlieh, antwortete: „Er sei ihm zwar sehr verbunden, doch wisse er in der That nicht, wie er die Menge von Orden, die er schon habe, gehörig nebeneinander ordnen

*) Außer den ungeheuern Einkünften von seinen Gütern und Aemtern erhielt er von Katharina große Geschenke, z. B. regelmäßig jährlich 100,000 Rubel Zulage, an seinem Namens- und Geburtstag 100,000 Rubel, einen Degen für 60,000 Rubel, einmal statt eines Ostereis den Alexander-Newski-orden mit den kostbarsten Diamanten, ein ander Mal bei Ueberbringung einer Siegesnachricht 100,000 Rubel und einen Lorberkranz von Brillanten und Smaragden, der auf 150,000 Rubel berechnet wurde u. s. w. Ja, er konnte so viel Geld aus den kaiserlichen Kassen erheben, wie er wollte.

solle." Einmal versuchten seine Feinde, ihn zu stürzen, aber ohne Erfolg. Katharina hatte ihn nämlich zum Statthalter über die Halbinsel Krim oder Taurien gemacht und ihm eingeschärft, dieses fruchtbare Land recht blühend zu machen. Er hatte sich auch dazu große Summen geben lassen, diese aber für sich verwendet. Seine Feinde redeten daher der Kaiserin zu, eine Reise dahin zu unternehmen (1787), indem sie hofften, seine Betrügereien sollten dadurch an den Tag kommen. Aber er wußte sich auf eine sinnreiche Art zu helfen. Als Katharina sich mit großem Gefolge näherte, trieb er Menschen bis auf 40 Meilen weit herbei, ließ sie gut kleiden und stellte sie hier und da am Wege auf; sie mußten pflügen und säen, oder Holz fällen u. s. w., um die Kaiserin zu überreden, daß das Land trefflich bevölkert und wohlhabend sei. Auch Heerden wurden herbeigetrieben und mußten mehrmals vor der Kaiserin paradiren; denn des Nachts ließ er die Thiere auf Wagen weiter schaffen, damit sie am andern Tage noch einmal aufträten. Ja, selbst schöngebaute Dörfer waren in der Nähe der Landstraße zu sehen; aber ein Glück für ihn war es, daß die Kaiserin nicht auf den Einfall kam, sie besehen zu wollen: denn sie bestanden nur aus Breterwänden, die bemalt waren. Auch zeigte ihr Potemkin reiche Magazine; aber die Kornsäcke waren mit Sand angefüllt. So sinnreich wurde Katharina getäuscht, und während er sie so frech betrog, erschöpfte sie sich in Lobeserhebungen und Danksagungen, daß er ihre Befehle treu ausgeführt habe. In der Stadt Cherson, wohin auch der Kaiser Joseph II. kam, um mit der Kaiserin sich zu besprechen, fand sie eine zahlreiche, für diese Tage dahin beschiedene Bevölkerung und den Hafen wimmelnd von Schiffen, die auf Potemkin's Befehl herbeigesegelt waren. Statt daß seine Feinde ihren Zweck erreichten, setzte ihn diese Reise noch fester in ihrer Gunst. Darin hat er sich auch bis an seinen Tod, der ihn 1791 plötzlich traf, erhalten. Katharina lebte fünf Jahre länger, bis 1796, und hinterließ den Ruhm, viele nützliche Anstalten für ihr großes Reich entworfen und Das ausgeführt zu haben, was der große Peter begründet hatte. So wenig sie auch wegen mancher gewaltthätigen und ungerechten Handlungen zu entschuldigen ist, so war sie doch eine große Frau. Sie suchte so viel, wie sie vermochte, selbst zu sehen, und arbeitete unab-

lässig mit ihren Ministern, und noch jetzt steht ihr Andenken bei den Russen in Segen. Im Kreise ihrer Familie war sie die liebenswürdigste und sanfteste Mutter von der Welt, und erzog ihre Enkel und Enkelinnen, die sich noch jetzt meist durch hohe Liebenswürdigkeit auszeichnen, so sorgfältig, als wenn sie nichts weiter zu thun gehabt hätte.

Selten kommen große Frauen auf Thronen vor, weil es an sich der weiblichen Bestimmung entgegen ist, über Länder und Völker zu gebieten. Um so merkwürdiger ist es, daß zu gleicher Zeit zwei so große Kaiserinnen herrschten. Maria Theresia 1740—80) ist schon oft von uns erwähnt worden und hier nur Einiges über ihren Charakter und ihre Regierungsart nachzuholen. Seit ihrem 19. Jahre war sie mit Franz, Herzog von Lothringen, vermählt, und führte mit ihm eine so glückliche Ehe, wie sie selten bei fürstlichen Personen vorkommt; denn sie hatten sich von Kindheit auf gekannt und sich aus wahrer Neigung geheirathet. Noch während des Oestreichischen Erbfolgekrieges wurde er zum deutschen Kaiser gewählt und von ihr unter dem Namen Franz I. zum Mitregenten angenommen (1745—65). Er war ein guter, braver Mann, der aber freilich nicht die Fähigkeiten zum Regieren hatte, die sie besaß. Sie hatte das Unglück, ihn schon 1765, nach einer neunundzwanzigjährigen musterhaften Ehe, zu verlieren, und war so betrübt, daß nur die Aussicht auf eine einstige Wiedervereinigung sie aufzurichten vermochte. Gleich darauf nahm sie ihren ältesten Sohn, Joseph, zum Mitregenten an, behielt sich aber die Oberherrschaft vor und übergab ihm nur einige Zweige der Regierung. Von allen wichtigen Geschäften unterrichtete sie sich selbst und war überhaupt ausnehmend thätig. Bis in ihre letzten Jahre stand sie im Sommer jeden Morgen um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr auf und ging, sobald sie ihre Andacht verrichtet hatte, an ihre Geschäfte, mit denen sie sich fast den ganzen Tag beschäftigte. „Wenn,“ sagte sie in einem ihrer letzten Augenblicke, „während meiner Regierung einige tadelnswerthe Dinge begangen sind, so ist es wider meinen Willen geschehen; ich habe immer das Gute gewollt.“ Ohne Noth fing sie keinen Krieg an. Zu dem Erbfolgekriege wurde sie durch die Angriffe ihrer Feinde genöthigt. Der Verlust von Schlesien im Frieden von Breslau schmerzte sie tief, und sie konnte seit-

dem keinen Schlesier ohne Thränen ansehen. Daher ist ihr sehr zu verzeihen, daß sie sich zu dem Siebenjährigen Kriege hinreißen ließ. An der Theilung Polens nahm sie nur mit Widerwillen Theil, weil ihr Sohn Joseph darauf bestand. Als Kaunitz und Joseph in sie drangen, schrieb sie an Jenen folgenden Brief: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig hingehen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, waß wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pohlen oder von der Moldau und Walachey unser ehr und reputattion in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur; darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." (Kaunitz, geboren 1711 in Wien, starb 1794.) Sie verstand es, edle Hoheit mit Milde und Gutmüthigkeit zu verbinden. Es war ihr eine Sache des Herzens, frohe und glückliche Menschen um sich zu sehen. Die Abgaben milderte sie so viel als möglich, schaffte die Tortur ab und suchte besonders die Lage des Landmanns zu verbessern. Gegen die Armen war sie überaus mildthätig und wendete jährlich bedeutende Summen auf, sie zu unterstützen. *) Dafür wurde sie aber auch von ihren

---

*) Eines Tages durchblickte sie die Rechnungen des Hospitals und die Kosten der Medicamente. „Lieber van Swieten," sagte sie zu dem berühmten Arzte, der die Aufsicht über diese Anstalt führte, „die Medicinen kosten aber ganz entsetzlich viel Geld; kann Er denn nicht hin und wieder wohlfeilere anschaffen und brauchen?" — Van Swieten antwortete: „Ew. Majestät haben zu befehlen; wie es aber dann mit den armen Kranken stehen wird, weiß ich nicht." — „Nein, nein, lieber van Swieten," sprach die Kaiserin, „es war nicht so gemeint; ich dachte nur so. Wende Er nur die Medicinen so an, wie vorher, und sollte es nicht zureichen, so gebe ich noch von meinem Nadelgelde dazu."

Kurz vorher, ehe sie ihren Geist aufgab, lag sie in einer Art von Reizlosigkeit mit geschlossenen Augen. Eine der herumstehenden Frauen antwortete auf eine Anfrage über das Befinden der Kaiserin: „Ihro Majestät scheinen zu schlafen." — „Nein!" erwiderte sie, „ich könnte wohl schlafen,

Unterthanen wie eine Mutter geliebt, und als sie starb (1780), war die Betrübniß allgemein.

Joseph II., deutscher Kaiser von 1765—90, wurde nun Alleinherrscher der östreichischen Staaten. Er war ein Mann von Kraft und Talenten, und hatte durch Reisen seine Kenntnisse ausgebildet; denn er reiste nicht, wie die Fürsten gewöhnlich, sondern im strengsten Incognito, und verbat sich alle Festlichkeiten. Er komme nicht, pflegte er zu sagen, um zu tanzen, sondern um zu lernen. Ueberall sah er merkwürdige Anstalten, Fabriken und Sammlungen an, und was er für nützlich erkannte, führte er auch in seinen Ländern ein. Ueberhaupt hat es gewiß nie einen Fürsten gegeben, der es besser mit seinen Unterthanen meinte und einen ernstlichern Willen, sie glücklich zu machen, gehabt hätte. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er gar zu hastig bei seinen Verbesserungsplanen verfuhr und nicht immer untersuchte, ob sie auch ausführbar waren. Daher kam es, daß dieser so brave und liebenswürdige Kaiser von den meisten seiner Unterthanen gehaßt wurde, und daß mit seinem Tode fast alle seine Einrichtungen wieder eingingen. So verbot er (1784) alle fremde Luxusartikel, namentlich alle fremde Weine. Nur die Leute, deren Gesundheit den Gebrauch derselben nöthig machte, erhielten die Erlaubniß, sie für sich einzuführen, aber gegen eine hohe Abgabe. Wer das Gesetz übertrat, wurde ohne Ansehen der Person schwer bestraft; so ließ er mehrere Male eine Menge fremder Taschenuhren, welche hatten sollen eingeschwärzt werden, öffentlich zertrümmern, und ein ander Mal für mehr als 15,000 Gulden Waaren öffentlich verbrennen.

Bisher hatte Niemand eine Schrift dürfen drucken lassen, ohne daß sie censirt wurde, und dabei war Alles unterdrückt worden, was irgend auf die Regierung Bezug hatte. Diese Beschränkung hob Joseph sogleich auf und erklärte ausdrücklich: „Beurtheilungen, wenn sie keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, sind nicht zu verbieten!" Den Lutheranern und Reformirten erlaubte er

---

wenn ich wollte; aber ich fühle, meine Stunde kommt, und sie soll mich nicht im Schlafe überfallen. Wachend will ich meiner Auflösung entgegengehen." Eine ebenso einfache als erhabene Aeußerung!

freie Uebung ihrer Religion und die Erbauung von Bethäusern; auch versprach er ihnen Beförderung zu Aemtern ohne Rücksicht auf ihren Glauben. Die Leibeigenschaft der Bauern wurde ganz aufgehoben. Schon in den ersten Monaten seiner Regierung schritt er dazu, die große Menge von Klöstern zu vermindern und die darin unthätig lebenden Mönche der Welt wiederzugeben. Zuerst verbot er den Mönchen und Nonnen jeden Zusammenhang mit auswärtigen Ordenshäusern und die Geldsendungen nach Rom; dann sollte kein päpstlicher Befehl eher gelten, bis der Kaiser ihn bestätigt habe; zuletzt ließ er von 1443 Mönchs- und 602 Nonnenklöstern nur 700 bestehen und entließ 36,000 Mönche und Nonnen mit einer kleinen Pension, worin freilich einige Härte lag, weil manche derselben schon alt und der Arbeit entwöhnt waren. Der Papst Pius VI. konnte dergleichen nicht mit gleichgültigen Augen ansehen und beschloß (1782) selbst nach Wien zu reisen, um den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Aber da kannte er ihn schlecht. Nicht nachzugeben, war Joseph fest entschlossen. Uebrigens erwies er ihm die größte äußere Ehre. Er reiste ihm sechs Meilen weit entgegen, nahm ihn in seinen Wagen und führte ihn selbst, unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge, welcher Pius VI. links und rechts den Segen ertheilte, in Wien ein. Hier wurde dem Papste in der Hofburg eine Wohnung angewiesen, damit man ihn immer unter den Augen behielte. Allen Geistlichen war streng verboten, sich mit irgend einem Gesuch an den Papst zu wenden. Nur eine Thüre führte zu den Zimmern des Papstes, und diese wurde Tag und Nacht von den kaiserlichen Bedienten scharf bewacht, daß Niemand ohne Erlaubniß des Kaisers sich zu ihm schleichen konnte. Selbst wenn er ausging, wurde er von zahlreichen kaiserlichen Hofbedienten begleitet, und als er bei einer Unterredung mit Joseph von dessen Neuerungen zu sprechen anfing, brach dieser gleich ab und meinte, er möge die Unterhandlung ihren beiderseitigen Räthen überlassen. Alles, was Pius erreichen konnte, war, daß Joseph in einigen unbedeutenden Stücken nachgab, und so reiste er nach einem Monate nach Rom zurück. Ein Jahr darauf machte ihm Joseph einen Gegenbesuch.

Die Todesstrafe schaffte Joseph ganz ab und führte dagegen

Zwangsarbeiten ein, die zum Theil härter als der Tod waren. Da er bemerkt hatte, daß unter seiner Mutter Regierung oft Leute vornehmen Standes, wenn sie Verbrechen begangen hatten, ohne Strafe wegkamen, oder doch nur heimlich und mild gestraft wurden, so befahl er, daß in Zukunft Jeder, wie er es verdiente, ohne Ansehen der Person bestraft werden sollte, und so sah man bald unter den Missethätern auch Hofräthe, Stabsofficiere, Barone und Grafen mit geschorenem Kopfe, die Hände und Füße mit Ketten belastet, in groben Kitteln die Gassen kehren. Der Adel wollte über diese Beschimpfung zwar aus der Haut fahren; aber Joseph war nicht der Mann, der sich irre machen ließ, wenn er etwas für recht erkannte. Eben so streng gerecht verfuhr er bei Besetzung von Aemtern. Sonst waren die meisten hohen Beamten durch Fürsprache, selbst von Damen befördert worden; jetzt aber verlangte Joseph Verdienste und Geschicklichkeit, und das Einmischen der Frauen war ihm erst recht ein Greuel. *) Ebenso streng war er aber gegen sich selbst.

---

*) An die Gemahlin eines Landgrafen von Fürstenberg, der bisher Gouverneur von Böhmen gewesen war, sich aber dazu nicht schickte, schrieb er, nachdem sie sich für ihren Gatten verwandt hatte: „Madame, Ihr Herr Gemahl ist des Heiligen römischen Reichs Fürst von Fürstenberg und einer der angesehensten Männer des Reichs, aber Gouverneur von Böhmen bleibt er nicht länger. Daß ich meine Ursachen dazu habe, können Sie sich leicht vorstellen. Bei mir steht Jeder an seinem Platze. Ihrem Sohne habe ich einen Rang bei meinem Heere zugedacht, den ich sonst nur Prinzen aus souverainen Häusern verleihe. Ueberhaupt muß ich Ihnen noch sagen, Madame, daß es künftig in Oestreich nicht mehr so sein kann, wie es einst gewesen, daß ich keine princes étrangers an meinem Hofe dulde, und daß jetzt mancher Edelmann ein Lieutenant wird, dessen Ahnen den Marschallsstab und die Anführung großer Heere gehabt. Ihrem Gemahl machen Sie zugleich die Erinnerung, daß ich künftig in Staatssachen seine directe Zuschrift verlange. Ich habe nicht in Gewohnheit, über die Angelegenheiten meines Reiches mit — Damen zu correspondiren." — Noch schlimmer kam eine andere Dame weg, die ihn für ihren Sohn um eine Compagnie bat. „Madame, schrieb er, „ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen eine Stelle verleihen sollte, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Sagen Sie nicht: Ihr verstorbener Gemahl wäre ein verdienter General und ein Cavalier von einem angesehenen Hause gewesen? Und Sie versprachen sich von meiner Gnade für Ihre

Als er alle fremde Weine verbot, schenkte er seinen ganzen Weinvorrath an das Krankenhospital, und erlaubte auf seiner Tafel nur östreichische und ungarische. Vom Morgen bis an den Abend arbeitete er mit seinen Räthen und suchte, so viel wie möglich, selbst zu sehen. Jeder seiner Unterthanen hatte Zutritt zu ihm. Den ganzen Vormittag konnte man ihn sprechen. Stets war der Gang von seinem Arbeitszimmer mit Leuten, die etwas anzubringen hatten, besetzt, und alle Stunden ging er hinaus, um die Bittschriften anzunehmen.

So gut es nun auch der wackere Joseph mit seinen Unterthanen meinte, so wurden doch seine Absichten von den Meisten verkannt; ja Viele arbeiteten ihm recht absichtlich entgegen, und statt geliebt zn werden, wie er es so sehr verdiente, erntete er nur Haß und Undank. So war es in seinen deutschen Staaten, noch mehr aber in Ungarn und in den östreichischen Niederlanden. Ungarn war ein besonderes Königreich und hatte wie jetzt noch seine eigenen Gesetze und Freiheiten; auch wurden die Gerichtsverhandlungen in lateinischer Sprache geführt. Aber Joseph wollte, daß alle seine Länder nur Ein Ganzes ausmachen sollten, und befahl daher, daß künftig in Ungarn die deutsche die allgemeine Landessprache sein sollte. Wer binnen drei Jahren sie nicht verstände, sollte sein Amt verlieren. Eine große Härte! Wie konnte er von den alten Beamten so etwas

---

Familie eine Compagnie unter meinen Fußvölkern für Ihren zweiten Sohn, der so eben von seinen Reisen gekommen? — Madame, man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Officier zu haben, ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sei. Ich kenne Ihren Sohn, und ich kenne, was zum Soldaten gehört. Demnach finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmanne habe und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um sich solche Dienste von ihm zu versprechen, auf die sein Vaterland einst stolz sein könnte. Weswegen ich Sie bedaure, Madame, ist, daß Ihr Sohn weder zum Officier, noch zum Staatsmanne, noch zum Priester tauge, kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist. Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, daß, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, es ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt hat, die ihn dafür hinlänglich entschädigen und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen."

verlangen? Außerdem wurde die ganze Einrichtung des Landes verändert, so daß die Gährung in diesem Lande, dessen Einwohner an ihrer nationalen Selbständigkeit hangen, immer größer wurde.

Aber schlimmer noch ging es in den Niederlanden, dem jetzigen Belgien. Hier machte er mehrere sehr nützliche Einrichtungen, die besonders einen bessern Unterricht der Geistlichkeit bezweckten. Aber gerade darüber waren die hohen Geistlichen recht aufgebracht und hetzten das schon über die Neuerung unzufriedene Volk noch mehr auf, so daß ein förmlicher Aufruhr ausbrach (1788). Jetzt gab zwar Joseph nach, aber nun war es zu spät. Mit Gewalt konnte er nicht viel ausrichten, da seine Heere gerade gegen die Türken fochten, und zu seinem großen Schmerze mußte er erleben, wie sich seine Niederlande für unabhängig erklärten (1790). Dies fehlte nur noch, um seine von so mancherlei Leiden der Seele geschwächte Gesundheit ganz aufzureiben. Das Gefühl, überall seine besten Arbeiten verkannt zu sehen und Haß statt Liebe zu ernten, schlug ihn ganz danieder. Dazu kam der unglückliche Feldzug gegen die Türken, die er mit Katharina von Rußland zugleich bekriegte und dem er selbst beiwohnte. Die unerträgliche Hitze und die großen Anstrengungen machten, daß das kaiserliche Heer in Einem Jahre 112,000 Kranke hatte, von denen 33,000 starben. Joseph selbst kehrte im December 1788 krank nach Wien zurück, noch ehe der Friede von Szistowa (1791) zu Stande kam. Seit der Zeit wurde er nicht wieder gesund. Im Februar 1790 wurde er so schwach, daß man täglich seinen Tod erwartete. Drei Tage vor seinem Tode hatte er den Kummer, daß die Frau seines Neffen, des nachherigen Kaisers Franz, starb. Er hatte sie vorzüglich geschätzt. „Sorget," befahl er, „daß die Leiche aus der Hofkapelle bald in die Gruft komme, damit für meine eigene Leiche Platz werde." Dann schrieb er einige Briefe an seine vertrautesten Minister und nahm von ihnen Abschied. *) Dennoch arbeitete er bis den letzten Tag

---

*) Er pflegte in gesunden Tagen des Abends eine auserlesene Gesellschaft von Männern und Frauen bei sich zu haben, oder abwechselnd bei ihnen sich einzufinden. An diese Damen schrieb er eigenhändig: „Mein

vor seinem Tode. Am Morgen des 20. Februar 1790 entschlief er. Durch seinen Tod entging er einer sehr unruhigen Zeit, welche durch die Französische Revolution für Europa schon angebrochen war.

Ende naht heran. Es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte und Freundschaft zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir miteinander zugebracht haben, zu erweisen die Gewogenheit hatten. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung, in Ansehung meiner, nicht genug mit Dank erkennen, so daß ich mit völliger Ergebung meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl! Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand.“

Neueste Geschichte. 1789—1850.

Erste Periode.

Von dem Anfange der Französischen Revolution bis zur Erhebung Bonaparte's zum Consul, 1789—1799.

112. Ausbruch der Französischen Revolution.

So große Begebenheiten auch die Geschichte enthält, so finden wir doch in ihr kein so großes Ereigniß, als die Französische Revolution, durch welche die älteste Monarchie Europas umgestürzt wurde; und wenn es auch anfangs schien, als betreffe sie nur Frankreich, so haben sich doch ihre Folgen über einen großen Theil der Erde ausgebreitet, und der jetzige Zustand auch unsers Deutschlands würde ohne sie ein ganz anderer sein.

Die Ursachen dieser großen Staatsumwälzung Frankreichs lagen meist in der frühern Zeit. Ludwig XIV., der einige 70 Jahre König war (1643—1715), hatte durch seine vielen Eroberungskriege und seine Verschwendung das Land in große Schulden gestürzt. Diese wurden unter seinem Urenkel und Nachfolger, Ludwig XV. (1715—74), einem höchst leichtsinnigen und unthätigen Könige, noch bedeutend vermehrt; denn er überließ die Regierung seinen Ministern und ließ sich von nichtswürdigen Weibern leiten. Eine derselben, die Marquise von Pompadour, plünderte das Reich 20 Jahre lang, und eine andere, die schändliche du Barri, kostete Frankreich in fünf Jahren 45 Millionen Thaler. Ja, der König trieb gar einen schändlichen Wucher mit

Korn, setzte einen hohen Preis fest, unter dem es nicht verkauft werden durfte, und bezahlte die Beamten in Papiergelde statt baaren Geldes. Die Verzweiflung der ärmern Classe wurde immer größer. Endlich starb er (1774), nachdem er 59 Jahre König geheißen hatte. Sein Enkel, Ludwig XVI., folgte ihm; der Beiname des Ersehnten, den ihm das Volk gab, zeigte genug, wie sehr man von ihm einen bessern Zustand erwartete. Hätte es in seinem Willen gelegen, so wären die Franzosen unter ihm auch recht glücklich geworden; denn er meinte es mit seinen Unterthanen gut und hatte alle Tugenden, die einen Privatmann verehrungswürdig machen. Aber er war nicht fest genug in seinen Entschlüssen und zu nachgiebig gegen Die, welche ihn umgaben. Dazu kam, daß selbst ein recht großer König schwerlich im Stande gewesen wäre, den Umsturz der bisherigen Verfassung Frankreichs aufzuhalten. Ueberall, nur etwa Paris, Versailles und einige See- und Handelsstädte ausgenommen, war bitterer Mangel. Die Bauern wurden nicht viel besser als Sklaven gehalten, der Landadel lebte in Dürftigkeit, die niedern Geistlichen hatten kaum das kärglichste Brot, während der Hofadel und die hohe Geistlichkeit in Paris und Versailles das Mark des Landes verschwendeten und nur zum Vergnügen zu leben schienen. Ganz abgesondert von diesen Ständen hatte sich indessen der Mittelstand (tiers état) durch Wissenschaften in aller Stille ausgebildet. Bei ihm waren die meisten Kenntnisse, die meisten Talente und die wahrste Bildung zu finden. Mehrere gelesene Schriftsteller, neuerlich besonders Voltaire und Rousseau*), hatten die Verdorbenheit der höhern Stände

*) Von Voltaire ist schon oben gesprochen worden. Er war der geistreichste französische Dichter des 18. Jahrhunderts, voll Witz und Laune, aber von einem bösen Herzen und selbst äußerlich ein häßlicher Mann, dessen Gesicht mit dem einer Meerkatze einige Aehnlichkeit hatte. Ueber Religion dachte und sprach er sehr leichtfertig; ja, er meinte sogar: ein aufgeklärter Mensch müsse keine Religion haben, sie sei bloß für den Pöbel da. Er starb 1778 in Paris in hohem Alter, bewundert wegen seines Geistes, aber verachtet wegen seiner Irreligiosität. Ein noch originellerer Mann war

Jean Jacques Rousseau, ein Genfer von Geburt, der Sohn eines Uhrmachers. Auch er sollte Uhrmacher werden, entlief aber seinem Lehrherrn und vermiethete sich in Turin als Bedienter. Durch Zufall ver-

aufgedeckt, und gelehrt, daß auch das Volk von Natur gewisse Rechte habe, die man ihm nur durch Tyrannei nehmen könnte.

---

rieth er hier seine durch eigenen Fleiß erlangte Bildung. Bei der Tafel war einmal die Rede von gelehrten Dingen; der junge Bediente gab, zu großer Verwunderung seines Herrn, sein Wort dazu, und nun erkannte man erst seinen seltenen Geist. Zugleich bildete sich hier in ihm der entschiedene Haß gegen die Ungleichheit der Stände, der ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt hat. Er verließ Turin, und fand bei einer reichen Frau auf dem Lande ein Unterkommen. Mad. Warrens — so hieß sie — hielt ihn frei und verschaffte ihm Gelegenheit, durch fleißiges Lesen seine Kenntnisse zu vermehren und seine große Gelehrsamkeit auszubilden. Wir können nicht alle seine Schicksale erzählen. Bald war er hier, bald dort. Ueberall zeigte er Widerwillen gegen die Menschen, besonders die höhern Stände; er hätte sich am liebsten von allen Menschen abgesondert und gefiel sich in den auffallendsten Behauptungen. So suchte er einmal zu beweisen, daß alles Elend unter den Menschen von den Wissenschaften und Künsten herrührte, und daß es nicht eher in der Welt besser werden würde, bis die Menschen in den Zustand der Natur zurückkehrten und wie die wilden Thiere in den Wäldern lebten. Ja, er meinte, der ursprüngliche Gang der Menschen sei der auf allen Vieren. Alles Das zog ihm vielen Spott zu, der ihn immer mehr verstimmte. Er hatte sich auf der kleinen Petersinsel im Bielersee niedergelassen, um hier die ganze übrige Welt zu vergessen. Als man ihn aber auch von dort wegwies, glaubte er, die ganze Menschheit hätte sich wider ihn verschworen. Dabei war er der genügsamste und gutmüthigste Mensch von der Welt. Einmal klagte er einem Freunde, er könne seine Stube gar nicht verlassen; denn eine Schwalbe hätte sich in dem Winkel seines Fensters ihr Nest gebaut, und da müsse er immer zu Hause sein, um das Fenster zu öffnen, wenn sie hinaus- oder hereinfliegen wollte. Ein ander Mal fand ihn ein Freund heftig im Zimmer auf- und abgehend, mit Stolz seinen Hausrath betrachtend und ihm entgegenrufend: „Das Alles ist mein!" Dies Alles bestand bloß in einem Bette, einem einfachen Tische, einigen Strohstühlen und einem Schreibtischchen. „Hat Ihnen das nicht auch schon früher gehört?" fragte ihn der Freund. „Nein!" antwortete Rousseau; „denn ich habe erst heute dem Meubleshändler die ganze Schuld bezahlt." Während er in seinem Alter in Paris lebte, ernährte er sich von Notenabschreiben, konnte aber sehr böse werden, wenn man ihm mehr geben wollte, als er verlangte. Die Pompadour schickte ihm einst, um ihn sich zu verbinden, 100 Louisd'or für einige abgeschriebene Noten, erhielt jene aber zurück mit folgendem Billet:

Madame,

Ich glaubte im ersten Augenblicke, es sei ein Irrthum Ihres Beauftragten, der mir 100 Louisd'or für die Abschriften einhändigen wollte, welche mit 12 Francs bezahlt sind. Er hat mich indessen aus dem Irrthume

Diese natürlichen Menschenrechte hatten erst kürzlich die Nordamerikaner geltend gemacht, ein gefährliches Beispiel für das französische Volk, welches lebhaften Antheil daran genommen und jetzt den festen Vorsatz hatte, bei erster Gelegenheit ein Gleiches zu thun.

Diese Gelegenheit kam auch bald; denn der Hof lebte in seiner Sicherheit und seinem Leichtsinne so ungestört fort, als könnte es nicht anders werden. So tugendhaft und genügsam auch der König mitten unter diesen Wüstlingen war, so ließ er doch das Sündenleben der Höflinge zu. Auch sein älterer Bruder, der Graf v. Provence (der 1824 verstorbene Ludwig XVIII.), zog sich gern zurück. Desto vergnügungssüchtiger war der Graf von Artois, des Königs jüngerer Bruder, ein leichtsinniger, ausschweifender Mensch, durch den sich die sonst vom Volke so hochgeehrte Königin, Maria Antoinette, eine Tochter Maria Theresia's, auch zum Leichtsinne hinreißen ließ, so daß sie bald nicht nur alle Achtung verlor, sondern selbst der allgemeine Gegenstand des Hasses wurde. Dazu trug vorzüglich viel bei einer der verworfensten Menschen, die je gelebt haben, der Herzog v. Orleans, ein Seitenverwandter des Königs.*) Dieser Mensch besaß einen ungeheuern Reichthum, den er nur zur Schwelgerei und zum Bösesthun verwendete. Er haßte den König, weil ihm

---

gerissen; erlauben Sie, daß ich auch Sie meinerseits von einem Irrthume befreie. Meine Ersparnisse haben mich in den Stand gesetzt, mir ein Einkommen von — 540 Francs, nach allem Abzuge, zu sichern. Meine Arbeit trägt mir jährlich eine beinahe gleiche Summe ein; ich habe also einen bedeutenden Ueberschuß, den ich, so gut wie möglich, anwende, obgleich ich eben nicht Almosen ertheile. — Wenn wider Vermuthen Alter und Schwächlichkeit meine Kräfte unzulänglich machen sollten, so habe ich einen Freund. — Paris, den 18. August 1762.

Rousseau.

Von Menschenhaß und Mißtrauen gequält, starb er 1778 in Ermenonville bei Paris.

Beide Männer hatten in ihren viel gelesenen Schriften auf die Mißbräuche der Gewalt, auf die Ungerechtigkeit der Gerichte, auf die Herrschaft der Vorurtheile und auf die widerrechtlichen Unterdrückungen der niedern Stände in Frankreich aufmerksam gemacht und dadurch eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht.

*) Vater des nachherigen Königs Ludwig Philipp.

dieser auf dem Wege zum Throne entgegenstand, und noch glühender die Königin, welche ihren Abscheu vor ihm nicht zu verbergen vermochte. Während er gleichgültig schien, kochte in seinem Innern die Rache, und er fing damit an, die gute, aber unbesonnene Königin zu verleumden. So zogen sich also von allen Seiten gegen den sorglosen Hof Gewitter zusammen.

Die großen, durch Ludwig XIV. und XV. entstandenen Schulden Frankreichs wurden durch den amerikanischen Freiheitskrieg, an welchem Frankreich zuletzt Theil nahm, und durch die schlechte Wirthschaft bei Hofe noch vermehrt. Im Jahre 1786 war es, wo der Finanzminister Calonne dem Könige die trostlose Eröffnung machte, daß nicht nur die Ausgabe die Einnahme bedeutend übersteige, sondern daß man auch durch Anleihen den Ausfall nicht mehr decken könne. Er rieth daher, die Notabeln zu versammeln. Darunter verstand man angesehene Männer aus dem hohen Adel und aus den Staatsbeamten. Sie wurden 1787 versammelt; der Minister erklärte, daß die Ausgaben schon um 140 Millionen Francs die Einnahmen überstiegen, die Notabeln dagegen klagten über die Verschwendung des Ministers, wußten sich aber auch nicht zu rathen und zu helfen und — gingen unverrichteter Sache auseinander. Ein neuer Minister (Brienne, Erzbischof von Toulouse) konnte eben so wenig Hülfe schaffen. Die Gährung wurde unter dem Volke immer ärger, da die neuen Abgaben, die der Minister vorschlug, mit Widerwillen aufgenommen wurden. Um das Volk zu beruhigen, versprach der König, die Reichsstände, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren, zusammenzurufen. Das Volk frohlockte darüber, noch mehr aber, als der König, dem allgemeinen Wunsche zufolge, den Genfer Necker zum Minister machte. Dieser Mann hatte sich durch Arbeitsamkeit und kluge Unternehmungen vom Handlungsdiener schon 1780 bis zum Minister emporgeschwungen und sich das Zutrauen des Volks erworben, war aber bald wieder entlassen worden. Jetzt bei der allgemeinen Noth nahm man zu ihm wieder seine Zuflucht; er nahm die Stelle an und erneuerte das Versprechen einer Versammlung der Reichsstände. Diese Aussicht setzte alle Köpfe in Frankreich in Bewegung; denn Jeder hoffte, dadurch würde ein neuer, besserer Zustand herbeigeführt werden. Nur war die

Frage, welche Rechte der so weit vorgeschrittene dritte Stand haben und wie die drei Stände stimmen sollten. Der Adel und die Geistlichkeit verlangten, jeder Stand sollte nur Eine Stimme haben. „Nein!“ erwiderte der Bürgerstand, „wir müssen nach Köpfen stimmen; denn sonst werden wir von euch, die ihr gewiß gegen uns zusammenhalten werdet, überstimmt.“ Der Bürgerstand war entschlossen, nicht nachzugeben, und Jeder erkannte, jetzt sei die Zeit da, die alten Volksrechte wieder zu erhalten. Ein Heer von Flugschriften erschien und bereitete die Gemüther vor auf die großen Veränderungen, die da kommen würden.

Am 5. Mai 1789 wurde der Reichstag feierlich in Versailles eröffnet. Zwölfhundert Abgeordnete, die Hälfte aus dem tiers état, waren dazu erschienen, alle mit dem Auftrage, der gegenwärtigen Noth des Landes abzuhelfen, die Mißbräuche abzuschaffen und eine freie Verfassung zu fordern. Die Bessern wollten weiter nichts als das; Andere aber wollten den Thron zertrümmern; was dann geschehen sollte, wußten sie zum Theile selbst noch nicht. Zu diesen gehörte der schändliche Orleans, der sich dann des umgestürzten Thrones bemächtigen wollte. Gleich bei der ersten Versammlung entstand Uneinigkeit. Der Bürgerstand verlangte, daß sich alle drei Stände vereinigten; aber dazu waren der Adel und die Geistlichkeit zu stolz und wollten für sich bleiben. Da aber der Landadel und die niedere Geistlichkeit auf den Hofadel und die vornehmen Prälaten eifersüchtig waren, so schlossen sie sich an den Bürgerstand an, und dieser erklärte sich endlich am 17. Juni 1789 unter allgemeinem Jubel des Volks zu einer Nationalversammlung, auf den Rath eines überaus schlauen Mannes, des Abbé Sieyes. Die beiden andern Stände baten den König, das nicht zuzugeben. Ludwig hielt daher (23. Juni) eine feierliche Versammlung, bewilligte darin zwar dem Volke viele Erleichterungen, befahl aber auch, daß jeder Stand sich für sich versammeln und Alle gleich auseinander gehen sollten. Der Adel und viele Geistliche verließen den Saal mit dem Könige, die Gemeinen aber blieben, und als der König ihnen durch den Marquis von Dreux-Brezé noch einmal befehlen ließ, gleich auseinander zu gehen, faßten sie auf eine kühne Erklärung des Grafen Mirabeau einmüthig den Ent-

schluß, zu bleiben, und erklärten ihre Personen für unverletzlich. Jetzt Gewalt zu gebrauchen, schien dem Könige zu mißlich. Dadurch aber, daß er den Ungehorsam duldete, zeigte er seine Schwäche, und von nun an ging die Nationalversammlung, ohne den König zu fragen, ihren eigenen Weg. Die meisten Geistlichen und Einige vom Adel, unter ihnen Orleans, hatten sich schon mit den Gemeinen vereinigt. Der König aber hatte so alle Zuversicht auf seine Macht verloren, daß er nun selbst dem noch übrigen Theile des Adels und der Geistlichkeit befahl, sich mit den Gemeinen in Eine Versammlung zu vereinigen. So sah also die Nationalversammlung, was sie vermochte, und um die königliche Gewalt war es nun geschehen.

An allen diesen Ereignissen in Versailles hatte das Volk in Paris lebhaften Antheil genommen und war in großer Bewegung. Ludwig hielt es daher für gerathen, ein Heer von 30,000 Mann in der Nähe zusammenzubringen, um Ordnung zu erhalten. Aber bösgesinnte Menschen, vorzüglich Orleans, sprengten aus, der König wolle Paris zerstören und die Einwohner aushungern lassen. So albern auch diese Besorgnisse waren, so wurden sie doch von dem aufgeregten Pöbel begierig aufgefaßt, und als nun der König noch dazu Neckern entließ, der vom ganzen Hofe für den Urheber aller dieser Verlegenheit, in der man sich befand, gehalten wurde, entstand in Paris am 12. Juli 1789 eine fürchterliche Bewegung, die mehrere Tage anhielt und am 14. Juli am gräßlichsten war. Camille-Desmoulins, einer der wildesten Demagogen, rief das Volk zu den Waffen. Der wildeste, blut- und beutegierigste Pöbel war von Orleans durch Geld und Branntwein noch mehr zu Unordnungen angefeuert worden und wurde durch wüthende Volksredner noch mehr erhitzt. Man steckte eine aus Blau, Roth und Weiß zusammengesetzte Cocarde auf. Die Soldaten thaten nichts, die Ordnung zu erhalten. Sie waren längst durch Orleans und Andere gewonnen worden und erklärten, sie würden auf ihre Mitbürger nicht schießen. Der Pöbel bemächtigte sich der Gewehre, rannte nach der Bastille, eroberte und zerstörte sie und ermordete in der ersten Wuth den ganz unschuldigen Commandanten und die 115 Invaliden, welche die Wache darin hatten. Die Nachricht von diesen Greueln kam nach Versailles und

setzte den König und den bessern Theil der Nationalversammlung in Schrecken. Der König selbst begab sich mitten in die Versammlung, ohne allen Pomp, wie ein Vater in den Kreis seiner Familie, erklärte, er habe bereits befohlen, daß die zusammengezogenen Soldaten von Paris entfernt und Necker zurückgerufen würde. Die Versammlung möchte doch dies den Parisern bekannt machen. Jubelnd nahm die Versammlung diese Erklärung auf und schickte gleich eine Gesandtschaft nach Paris. Der Pöbel gerieth durch diese Nachrichten aus dem Zustande der Wildheit in den der ausgelassensten Freude, und dieselben Menschen, die kurz vorher vor Wuth und Mordlust schäumten, eilten nun in die Kirche Notredame, um ein Tedeum zu singen! Einige meinten, warum der König nicht selbst nach Paris komme? Eher könne man nicht wissen, ob er es ehrlich mit dem Volke meine. Kaum hörte dies Ludwig, so fuhr er auch, am 17. Juli, in einem einfachen Wagen, von dem größten Theile der Nationalversammlung zu Fuß begleitet, nach Paris. Schon unterwegs begleitete den Wagen ein fürchterliches Gewühl, aber kein Freudenruf für den König ließ sich vernehmen. Seinen Wagen umdrängte ein mit Gewehren, Säbeln, Piken, Messern und Dolchen bewaffneter Haufe, Menschen mit den verdächtigsten Mienen. Keinen Augenblick war der König vor Meuchelmord sicher. Zitternd stieg er am Rathhause aus, wo ihm der Maire (Bürgermeister) die dreifarbige Cocarde (das Abzeichen der Revolution) überreichte, und erst als er gutmüthig sie aufsteckte, schrie das Volk: „Hoch lebe der König!" Am Abend kehrte er nach Versailles zurück, mit der traurigen Ueberzeugung, daß es mit der Majestät des Thrones vorbei sei. Jetzt schon entfernten sich Viele vom Hofe, selbst der Graf von Artois, weil sie den blutigen Gang der Revolution ahneten, und wandten sich meist nach Koblenz.

Dem Beispiele von Paris folgte bald das Land. Nichtswürdige Menschen in der Hauptstadt verbreiteten die Nachrichten von den hier geschehenen Bewegungen mit Uebertreibungen schnell durch ganz Frankreich. Ueberall wurden die Köpfe aufgeregt; überall hieß es: die alte Ordnung sei zu Ende; die Freiheit sei geboren. Die Sturmglocken wurden geläutet, die Bauern griffen zu den ersten besten Waffen, zogen gegen die Schlösser ihrer Gutsherren, plünderten sie aus, verbrannten sie und ermordeten die

Besitzer oder zwangen sie zur Flucht. Plötzlich sah man alle Bande des Gehorsams aufgelöst. Das war nun zwar nicht die Absicht der Nationalversammlung, die größtentheils aus wohldenkenden Männern bestand; aber Keiner hatte Erfahrung genug, um ein so wichtiges Werk, die Umformung einer Verfassung, zu leiten, und daher trug die Versammlung durch ihre unüberlegten Beschlüsse zur Auflösung aller Ordnung von Woche zu Woche mehr bei. Die Absichten des größten Theils der Versammlung waren allerdings recht ehrenwerth; aber bei solcher Umformung eines Staatsgebäudes reicht der gute Wille nicht hin. So hatte die Versammlung gleich zu Anfang eine Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die der neuen Verfassung zum Grunde liegen sollte, bekannt gemacht. Aber das Volk, welches in so langer Unwissenheit gehalten worden war und nach dem schweren Druck nun die Freiheit nicht ertragen konnte, verstand das falsch, und meinte, jetzt brauche man der Obrigkeit nicht mehr zu gehorchen. Ferner wurden der Adel und alle Vorrechte desselben plötzlich aufgehoben; eben so der Zehnten, den die Bauern bisher den Landgeistlichen hatten geben müssen. Wovon sollten diese Leute nun leben? Ferner wurde beschlossen, daß alle Bürger frei und gleich sein sollten. Dadurch wurden alle bürgerlichen Verhältnisse aufgelöst, und das Volk glaubte, sich jetzt Alles erlauben, und Die, welche bis dahin durch Rang und Reichthum hervorgeragt hatten, als seine Unterdrücker bestrafen zu können. Daher kam nicht selten vor, daß reiche und angesehene Männer auf der Straße vom Pöbel aufgegriffen und ohne Weiteres an die vor dem Rathhause stehenden Laternenpfähle gehängt wurden.

Für viele Freiheitsmänner verfuhr die Nationalversammlung doch noch zu langsam. Es wurde der Plan entworfen, den König für immer nach Paris zu bringen, um ihm durch Drohungen Alles abtrotzen zu können. Orleans und sein Anhang schlossen sich an diese Partei an, weil sie hofften, bei der Gelegenheit den König, die Königin und die ganze Familie ermorden zu können. Schon am 4. October 1789 war ganz Paris in Bewegung. Es hieß, der König und die Aristokraten (so nannte man die Hofpartei) wollten Paris aushungern. Wirklich war auch gerade Brotmangel in Paris, aber nicht durch Schuld des Königs, sondern des Herzogs von Orleans selbst, der die dahin bestimmten Korn-

wagen durch seine Leute aufhalten ließ, um das Volk desto leichter in Wuth setzen zu können. Zugleich theilte er Geld, Waffen und starke Getränke unter den Pöbel aus. Am 5. October Morgens sammelte sich auf dem Greveplatze (vor dem Rathhause) eine Menge Weiber aller Art, geputzt oder zerlumpt, mit Aexten, Spießen, Säbeln und dergleichen versehen. Unter ihnen spielten die Fischweiber die Hauptrolle. Auch Meuchelmörder in Weiberkleidern sah man unter ihnen. Nachdem sie einen furchtbaren Lärm gemacht hatten, brachen sie, unter Anführung eines gewissen Maillard, eines Lumpenkerls, tobend auf, um nach Versailles zu ziehen. Eine Schweizerschildwache, die ihnen den Weg durch den königlichen Garten der Tuilerien verwehren wollte, wurde niedergeworfen und von einem der wüthenden Weiber durchstochen. Kaum waren sie fort, so sammelte sich ein zweiter Haufe, aus bewaffneten Bürgern und ehemaligen Gardisten bestehend, die durchaus von ihrem Commandanten, Lafayette, einem rechtschaffenen und die Freiheit über Alles liebenden Manne, nach Versailles geführt zu werden begehrten. Nach langem Weigern setzte er sich an ihre Spitze und führte den wilden Haufen von 40,000 Menschen nach Versailles ab. Der König ahnete von dem Allen nichts und war unbesorgt auf die Jagd gegangen. Eilig rief man ihn bei der ersten Nachricht zurück. Die Weiber verlangten, vor die Nationalversammlung geführt zu werden. Maillard und 12 Weiber wurden eingelassen, verlangten Brot für Paris und wurden nur dadurch beruhigt, daß man ihnen Hülfe versprach. Dann zerstreuten sich die Weiber, betranken sich und suchten die Soldaten vom Könige abwendig zu machen. Jetzt rieth man dem Könige, ungesäumt zu fliehen und ein Land zu verlassen, wo er seines Lebens nicht mehr sicher war. Aber er blieb unbewegt; gerade jetzt, meinte er, sei er seinem verirrten Volke am nöthigsten. Auch die Königin erklärte, den König nicht verlassen zu wollen. O, wären sie doch geflohen! — Erst gegen Mitternacht kam Lafayette mit dem großen Haufen an. Er hatte diese Menschen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben und vor der Wohnung desselben Achtung zu hegen. Auch blieb anfangs Alles ruhig, und um 12 Uhr des Nachts meldete Lafayette dem Könige, er könne sich ruhig schlafen legen; er stehe für die Erhaltung der Ruhe.

Aber um 5 Uhr des folgenden Morgens (6. October 1789) begann der Aufruhr durch die Straßen von Versailles furchtbar zu heulen. Drei Haufen Weiber und Meuchelmörder drangen nach dem Schlosse. Es gelang ihnen, durch ein Seitenthor, wo treulose Soldaten die Wache hatten, einzudringen, und nun stürmten sie, vom verkleideten Orleans angeführt, unter den gräßlichsten Verwünschungen nach dem Zimmer der Königin vor. Die adeligen Garde du Corps, welche an diesen Tagen die einzigen Treuen waren, suchten vergebens die Rotte aufzuhalten. Sie wurden ermordet, wo man sie fand. Die Königin wurde eiligst geweckt, und hatte kaum Zeit, sich ein Nachtkleid umzuwerfen und nach dem Zimmer des Königs zu flüchten, als schon die Mörder vor der Thüre anlangten, sie aufsprengten und wüthend nach ihrem Bette zustürzten, in welchem sie die Unglückliche zu finden hofften. Vor Wuth, daß sie ihnen entkommen war, durchbohrten sie ihr Bette und eilten mit schrecklichem Gebrülle nach des Königs Zimmer. Hier aber wurden sie von den pariser Bürgersoldaten aufgehalten und zuletzt aus dem Schlosse getrieben. Ihre Wuth wandte sich nun gegen die Gardes du Corps, die auf dem Schloßhofe vor den Augen des Königs ermordet wurden. Ein scheußlicher Mensch, mit einer hohen Mütze und einem langen Barte, that sich darin vor allen Andern hervor. Er ging mit aufgestreiften Armen umher und hackte den Ermordeten, noch ehe sie ganz todt waren, die Köpfe ab, die der Pöbel nachher auf Stangen umhertrug. *)

---

*) Neben diesen Scheußlichkeiten fehlte es aber auch nicht an recht edeln Handlungen. Als die Mörder zuerst gegen das Zimmer der Königin vordrangen, hielt sie im Vorzimmer ein treuer Garde du Corps, Miomandre de St. Marie, auf. Da er sah, daß aller Widerstand vergebens sei, beschloß er, wenigstens die Königin zu retten. Er verriegelte die Thüre und rief der Kammerfrau der Königin, die noch schlief, durchs Schlüsselloch zu: „Um Gotteswillen, retten Sie die Königin! Man will sie ermorden! Ich bin allein gegen 2000 Tiger!" In dem Augenblicke sprengten die Mörder die Thüre des Vorzimmers auf und stürzten hinein. Einige stachen mit Piken nach dem treuen Miomandre. Einer aber, der mit einer Flinte bewaffnet war, rief den Uebrigen zu: „Zurück! Zurück!" faßte das Gewehr verkehrt, schwang es und schlug mit der Kolbe den braven Mann vor den Kopf, daß das Schloß weit ins Gehirn drang. Die Vorsehung fügte es, daß seine edle Aufopferung nicht ohne Erfolg war. Die Kammerfrau hatte dadurch Zeit

Vergebens gab sich Lafayette alle mögliche Mühe, dem Morden Einhalt zu thun; doch gelang es ihm, durch Hülfe der Grenadiere einige Gardes du Corps zu retten. Der König selbst entschloß sich, von einem Balcone herab den Pöbel um Erbarmen für sie zu bitten. „Hoch lebe der König!" schrie der ganze Haufe, der noch vor einer Stunde der Königin das Herz aus dem Leibe zu reißen geschworen hatte. Die gefangenen Gardes du Corps wurden unter die Fenster des Königs getragen und umarmt. Dann verlangte der Pöbel auch die Königin zu sehen. Sie erschien unter Herzklopfen auf dem Balcone, ihren vierjährigen Sohn an der einen und ihre zehnjährige Tochter (die jetzige Herzogin von Angoulême) an der andern Hand. „Fort mit den Kindern!" schrie der Haufe. Die Königin gehorchte und stand nun allein da. Ein Kerl legte schon auf sie an; sie aber blieb unbewegt, und Keiner wagte, von der stillen Majestät der muthigen Frau bezwungen, auf sie abzudrücken. Noch einmal wollte man den König sehen. Er kam. „Pardon! Pardon für meine Leibwache!" rief er. „Ja! ja! Pardon!" antwortete das Volk. Ein zerlumpter Kerl, den Hut auf dem Kopfe, schrie ihm zu: „Wir verlangen, daß Sie nach Paris kommen!" — „Ja," schrien Alle, „der König soll nach Paris!" Kaum vermochte der unglück-

---

gehabt, das Zimmer zu verriegeln, und während die Mörder in ein Nebenzimmer eindrangen, um einige Gardes du Corps zu verfolgen, erhielt die Königin Zeit, zu entkommen.

Vier Gardes du Corps eilten nach dem Schlosse, der königlichen Familie beizustehen. Ein Haufe Mörder umringte sie unterwegs. Einer wird zuerst ergriffen und unter dem Geschrei: „Hängt ihn! Hängt ihn! Haut ihn nieder!" stößt und schlägt man ihn zu Boden. Man schlingt ihm einen Strick um den Hals und schleift ihn fort. Er will sich aufraffen, erhält aber einen Schlag mit einer Keule, daß er die Besinnung verliert. Jetzt tritt das Ungeheuer mit dem Barte zu ihm heran, um ihm den Kopf abzuhacken. Da drängt sich ein Grenadier von der pariser Bürgergarde hindurch, fällt dem Kopfabhacker in den Arm und ruft: „Erst müßt Ihr mich ermorden, ihr Ungeheuer, ehe ich zugebe, daß Ihr diesen Mann Eurer Wuth aufopfert!" Keiner wagt, dem braven Grenadier zu widerstehen. Er aber trägt den blutenden Garde du Corps mit Hülfe eines Kameraden aus dem Gewühle nach einem sichern Orte. — Der zweite von jenen vieren wurde nur dadurch gerettet, daß ein Theil der Mörder ihn hängen, der andere ihn aber köpfen wollte. Während des Zankens retteten ihn zwei Grenadiere. Auch der dritte wurde gerettet; nur der vierte wurde niedergeschossen.

liche Monarch, von so heftigen Gefühlen ergriffen, zu antworten. „Meine Kinder!“ sprach er endlich, „ihr verlangt mich nach Paris? Ich will gehen; aber nicht anders als in Begleitung meiner Frau und Kinder!“ — Freudetrunken antwortete der Pöbel: „Hoch lebe der König!“ Auch die Königin versuchte einige Worte zu sprechen; aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Lafayette sprach in ihrem Namen: „Die Königin ist sehr betrübt über Das, was sie sieht. Sie ist hintergangen worden; sie verspricht, sich nicht mehr hintergehen zu lassen und das Volk zu lieben.“ Zum Beweise der Zustimmung hob sie ihre Arme zweimal gen Himmel und Thränen rollten über ihre Wangen herab.

Um 1 Uhr brach der König nach Paris auf. Alles Gräßliche, was nur Schauder und Entsetzen erregen konnte, begleitete diese Reise. Der König, seine Schwester Elisabeth, die Königin, beide Kinder und der Graf von Provence saßen im Wagen, der langsam daherfuhr. Vor ihm her trug man auf Stangen die blutigen Köpfe der getödteten Gardes du Corps; neben ihm her gingen die scheußlichsten Weiber, die bald grinsend nach der unglücklichen Familie hinblickten, bald drohend die Fäuste ballten, oder Lästerungen gegen die Königin ausstießen. „Seht da!“ riefen sie oft, „seht den Bäcker, die Bäckersfrau und den Bäckerjungen!“ Dies sagten sie in Beziehung auf die Brotnoth, welcher der König abzuhelfen versprochen hatte. Keinen Augenblick war die erlauchte Familie vor der Ermordung sicher; aber die Vorsehung wachte über ihr. Nach sechs bangen Stunden traf in der Dunkelheit der Wagen vor dem Rathhause in Paris ein, wo Bailly, der Maire, den „schönen Tag“ pries, der den König seiner Hauptstadt wiedergegeben habe. Man wies ihm nun das Schloß der Tuilerien zur Wohnung an, wo aber nichts zum Empfange des Hofes in Bereitschaft war, so daß die königliche Familie die erste Nacht auf geborgten Betten schlafen mußte. Vierzehn Tage darauf verlegte auch die Nationalversammlung ihren Sitz nach Paris. *) Ueber die Greuel in Versailles wurde zwar eine Untersuchung angestellt, aber nichts weiter ermittelt,

*) Ihre Sitzungen hielt sie in der ehemaligen königlichen Reitbahn auf der nördlichen Terrasse des Tuileriengartens.

als daß auf Orleans und Graf Mirabeau schwerer Verdacht haftete. Orleans ging auf einige Zeit nach England, um sich dem allgemeinen Hasse zu entziehen.

Von nun an hatte der bedauernswürdige König keinen Willen mehr und war nur als Gefangener der pariser Volksführer zu betrachten. Nicht besser war es mit der Nationalversammlung. Ueber 300 Deputirte weigerten sich, nach Paris zu gehen, und verließen die Versammlung, die nun, durch den Schutz des Pöbels kühn gemacht, eine alte Einrichtung nach der andern aufhob, ohne zu bedenken, daß man leichter einreißt als aufbaut. Die Güter der Geistlichkeit wurden eingezogen, die Klöster aufgehoben, das ganze Reich in 83 Departements getheilt, ein Papiergeld eingeführt (die Assignaten) und dem Könige seine Domainen genommen. Zu dem Allen gab der König gezwungen seine Einwilligung, und er und die Königin gaben sich die ersinnlichste Mühe, die Liebe des Volks zu gewinnen. Aber vergebens! Alles, was der König that, wurde für erkünstelt gehalten, und der Haß gegen ihn blieb.

Als der Jahrestag der Zerstörung der Bastille sich näherte, beschloß die Nationalversammlung, ihn als Nationalfest feierlich zu begehen. Orleans war dazu aus England zurückgekehrt. Das Märzfeld, eine große, in der Vorstadt liegende Ebene, wurde dazu bestimmt. Menschen aus allen Ständen halfen karren und schaufeln, den Platz zum Feste einzurichten; selbst der König legte einmal Hand an. Am Tage selbst, am 14. Juli 1790, erschienen in der Mitte von Hunderttausenden von Zuschauern Abgeordnete aller Stände und Städte. Auf der einen Seite sah man einen Triumphbogen als Eingang, auf der andern eine Galerie, auf welcher die Nationalversammlung und der König saßen; in der Mitte stand der Altar des Vaterlandes. Mit Feierlichkeit schwuren die Bürgersoldaten, die Nationalversammlung, der König und zuletzt die ganze Nation Gehorsam den Gesetzen, und unter Kanonendonner und dem Läuten aller Glocken umarmten sich Alle in trunkener Freude als Brüder. Als die Königin den Dauphin auf den Arm nahm und dem Volke zeigte, war allgemeiner Jubel. Ein Band schien nun alle Franzosen zu umschlingen. Es war eine feierliche, herzerhebende Scene. Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß ein neuer,

schöner Morgen für Frankreich aufgegangen sei? Aber leider änderte sich durch den bösen Willen Orleans' und einiger gleichgesinnter Bösewichter Alles wieder, und die guten Wirkungen des gutgemeinten Festes wurden vereitelt.

Die Nationalversammlung fuhr fort, das Gebäude der alten Verfassung einzureißen. Der Adel mit allen seinen Abzeichen wurde auf den Antrag des Herzogs von Noailles aufgehoben; jeder Franzose sollte dem andern gleich sein und alle den Namen Bürger führen; die Geistlichkeit sollte eidlich versprechen, der neuen Verfassung treu zu sein. Auch dem Könige wurde ein Theil seiner Macht nach dem andern genommen; er war jetzt in den Händen der kühnen Volkshäupter und wurde nicht weiter geschont. Nur Mirabeau hätte helfen können; auch zeigte er sich wirklich geneigt; aber sein früher Tod machte auch diese Aussicht zunichte. Wie tief seine Macht gesunken sei, erfuhr der König zu seinem Schrecken am 18. April 1791. An diesem Tage wollte er sich nach dem Schlosse von St. Cloud begeben, um dort, wie gewöhnlich, mit den Seinigen die Osterfeiertage zuzubringen und das heilige Abendmahl zu genießen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der König flüchten wolle. Dies benutzten der Herzog von Orleans und die seines Anhanges, die Majestät des Königs mit Füßen zu treten. Alle Rollen dazu wurden den Tag vorher ausgetheilt. Um 11 Uhr Vormittags stieg der König mit seiner Familie in seinen vor den Tuilerien haltenden Wagen. Lafayette sollte ihn mit einer Abtheilung Reiterei der Bürgermiliz begleiten. In dem Augenblicke stürzte mit lautem Geschrei der Pöbel herzu und erklärte, er werde nicht zugeben, daß der König abreise; denn er wolle nur entfliehen. Lafayette befahl den Soldaten, den Pöbel auseinander zu treiben und dem Wagen Platz zu verschaffen; aber die Soldaten verweigerten ihm den Gehorsam. Er gerieth außer sich vor Wuth; der Bürgermeister eilte herbei und ermahnte das Volk zur Ruhe. Vergebens! Der König drohte und bat, die Königin weinte, aber der Pöbel und die Soldaten blieben bei ihrer Weigerung. Zwei Stunden vergingen über dem Hin- und Herreden; endlich blieb dem Könige nichts übrig als auszusteigen. „Man will also nicht zugeben, daß ich reise," sprach er; „gut, so bleibe ich denn, weil ich muß!" — Er beschwerte sich

folgenden Tages bei der Nationalversammlung, ohne daß die Verbrecher bestraft wurden; Lafayette aber legte seine Stelle nieder; er wollte nicht Soldaten anführen, die ihrem Generale ungehorsam wären. Erst auf vieles Bitten und nachdem die Soldaten ihm unbedingten Gehorsam zugeschworen hatten, übernahm er seine Stelle wieder.

Um diese Zeit bildete sich eine überlegene Partei in der Nationalversammlung, die Jakobiner. Es war nämlich gewöhnlich, daß solche Deputirte, die sich näher kannten, sich vor der Versammlung in einzelnen Zusammenkünften miteinander über Das, was nachher verhandelt werden sollte, besprachen. Solche Zusammenkünfte nannte man Clubs. Kein Club war aber so zahlreich besucht, als der, in welchem sich die Deputirten von Bretagne versammelten. Als gescheite Männer bekannt, schloß man sich gern an sie an, und endlich wurde der Club für ein Privathaus zu zahlreich. Da versammelten sie sich in der Kirche des aufgehobenen Jakobinerklosters, von welchem sie den Namen erhielten. Obgleich die ersten Jakobiner meist gutdenkende Männer waren, so waren doch diese Verabredungen nicht gut, weil dadurch die Freiheit der Meinung unterdrückt wurde. Denn da sie schon vor jeder Versammlung unter sich eins geworden waren, was sie durchsetzen wollten, so konnte die Meinung der übrigen Deputirten in der Nationalversammlung nicht gegen sie aufkommen. Nach und nach gingen die ärgsten Feuerköpfe zu den Jakobinern über; selbst die Orleans'sche Partei schlich sich ein, und so ging seit 1791 alle Mäßigung in diesem Club verloren. Die wildesten Köpfe, welche Zerstörung aller Ordnung zum Zwecke hatten, trennten sich nun von den Gemäßigtern und nannten sich Cordeliers, weil sie sich in der Kirche der vormaligen Barfüßer versammelten. Hier wurden nachmals die abscheulichen Pläne zum Umsturze des Throns und zur Ermordung des Königs entworfen.

So sehr auch Ludwig bisher alle Vorschläge seiner Anhänger, durch eine Flucht nach Montmedy sich der drückenden Lage, in der er sich befand, zu entziehen, von sich gewiesen hatte, so gab er doch jetzt seine Einwilligung dazu. Die Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 wurde dazu bestimmt, und der schwedische Gesandte, Graf Axel Fersen, leitete die Vorbereitungen. Nur

wenige treue Edelleute wurden von dem Plane unterrichtet und einem sichern Generale (Marquis von Bouillé) Befehl gegeben, auf der Landstraße, auf welcher der König reisen wollte, Abtheilungen von Reitern aufzustellen, um dem königlichen Wagen von Station zu Station zu folgen. Die Flucht sollte nach einer der Festungen an der deutschen Grenze gehen. Nach Mitternacht, als es im Schlosse ganz still geworden war, stieg der König, die Königin mit ihren Kindern, Elisabeth und einige Hofdamen in zwei Miethwagen und fuhren bis vor die Stadt, wo bereits zwei schwerbepackte Reisewagen auf sie warteten. Die treuen Edelleute setzten sich, als Courriere und Bedienten verkleidet, auf den Bock und nun ging es vorwärts. Anfangs glückte die Flucht. Abends langten sie in St. Menehould (sprich St. Menu) an und wurden, ohne erkannt zu werden, mit frischen Pferden versehen. Aber gleich nach ihrer Abfahrt machte ein ehemaliger Dragoner, dem das viele Gepäck auf dem vordersten Wagen aufgefallen war, die Nationalgarde aufmerksam, daß man die Wagen, ohne nach den Pässen zu fragen, habe abreisen lassen, und daß wohl die königliche Familie darin gewesen sein könne. Der dortige Postmeister, Drouet, ein schlechtdenkender Mensch und wilder Revolutionair, wurde stutzig. Er setzte sich zu Pferde, jagte auf Umwegen den Wagen vor und traf vor ihnen in Varennes ein, wo er gleich die Bürgerschaft zusammentrommeln ließ. Es wurde Sturm geläutet; die benachbarten Dorfschaften eilten herbei und eine ungeheuere Volksmasse wehrte dem Könige die Abreise. Der Maire der Stadt, der Lichtzieher Sausse, nöthigte den König, in seinem Hause abzusteigen. Anfangs leugnete Ludwig, daß er der König sei, bis mehrere Personen ihn bestimmt erkannten. „Ja!" rief er endlich, „es ist in der That euer König und Vater, der in seinen eigenen Provinzen einen Zufluchtsort suchen muß. Die Beleidigungen, die ich und meine Familie in Paris erduldet haben, und die Unmöglichkeit, in welche man mich gesetzt hat, meinem Volke Gutes zu thun, haben mich gezwungen, Paris zu verlassen. Sie wünschen meine Befehle zu vernehmen? So eilen Sie, meine Herren, daß man meine Wagen anspanne, damit ich meine Reise nach Montmedy fortsetzen kann." Anfangs willigte Sausse in die Abreise; aber der Volkshaufe, der von Minute zu Minute wuchs, widersetzte sich, und der König verbot

ausdrücklich, daß die indessen angekommenen Reiter Gewalt brauchen sollten. Er wollte nicht, daß man Bürgerblut vergieße. Nach mehrern Stunden des Hin- und Herredens trafen drei von der Nationalversammlung abgeschickte Commissarien ein, mit einem Befehle derselben, den unglücklichen König nach Paris zurückzuführen. Das wurde auch sogleich ausgeführt. Eine Rotte von 15—20,000 Menschen begleitete die königlichen Wagen bis Paris und fügte dem Könige unterwegs unzählige Beschimpfungen zu; ja, wenig fehlte, daß nicht der König beim Aussteigen aus dem Wagen in Paris vom Pöbel gemißhandelt worden wäre. Der Graf von Provence war glücklicher gewesen und auf einem andern Wege entkommen.

Die verunglückte Flucht brachte den armen König um das letzte Ansehen, und die Cordeliers und Jakobiner drangen schon jetzt darauf, ihn (Monsieur Louis Bourbon) abzusetzen. Dies Mal wurden sie noch von den Gemäßigtern (den Feuillants), an deren Spitze Lafayette stand, überstimmt, die nun aus dem Jakobinerclub austraten, weil sie sich schämten, mit den wilden Revolutionsmännern zusammenzusitzen. Es wurden nun strenge Maßregeln zur Bewachung der königlichen Familie getroffen. Die Königin durfte die Thüre ihres Schlafzimmers nicht mehr zumachen, damit der wachthabende Officier sie beständig vor Augen habe. Als der König sie einst zumachte, öffnete der Officier sie sogleich wieder und sagte kalt: „Sie machen sich eine unnütze Mühe, wenn Sie die Thüre zumachen." Indessen war die neue Verfassung beendigt. Sie wurde dem Könige vorgelegt und von ihm genehmigt. Sie enthielt sehr viel Gutes, aber auch so viele neue Grundsätze, von denen man noch nicht wußte, ob sie würden ausgeführt werden können, und das Verderblichste war, daß man darin ganz deutlich den Grundsatz ausgesprochen hatte, das Volk allein habe das Recht, unumschränkt zu gebieten und dem Könige nur soviel Macht einzuräumen, wie es wolle. Als der König aus der Nationalversammlung nach Hause kam, sah er leichenblaß aus, so daß die Königin einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Er warf sich aufs Sopha, bedeckte die Augen mit dem Schnupftuche und rief schmerzlich aus: „Es ist Alles verloren!" Die Königin kniete vor ihm nieder, und suchte ihn vergebens zu beruhigen.

Die unglückliche Lage des Königs erweckte jetzt überall in Europa Mitleiden. Alle Könige nahmen warmen Antheil an seinen Leiden und wünschten, ihn daraus zu befreien. Ihr gutmüthiger Eifer wurde theils durch die Bitten der ausgewanderten Prinzen und Anderer vom Adel und der Geistlichkeit, theils durch die Eingriffe der Franzosen in das Eigenthum deutscher Fürsten noch mehr angefeuert; denn alle die Besitzungen, welche deutsche Fürsten im Elsaß und Lothringen hatten, waren von der Nationalversammlung eingezogen worden.

113. Gefangennehmung des Königs, am 10. August 1792.

Im September 1791 ging die Nationalversammlung auseinander und an ihre Stelle trat eine zweite, nur aus 747 Mitgliedern bestehend. Jene nannte man die constituirende, weil sie Frankreich eine Constitution (Verfassung) gab, diese die gesetzgebende, weil ihr in Verbindung mit dem Könige das Recht zustand, Gesetze zu geben. Die Mitglieder der neuen Versammlung waren fast durchaus Feinde des Königs, junge, kraftvolle Männer, aber ohne alle Welterfahrung. Sie sollten nun das neue Schiff durch alle Klippen eines stürmischen Meeres steuern! Unter ihnen saßen auch viele der wildesten Jakobiner, die recht darauf ausgingen, den König zu quälen, noch mehr zu erniedrigen und alle Ordnung aufzulösen, und dann die Gewalt an sich zu reißen. Alle Aemter in Paris wurden nun mit wüthenden Jakobinern besetzt. Unter ihnen zeichneten sich jetzt schon durch Wildheit aus: Robespierre, Marat, Danton, Manuel, Pethion und andere Schreckensmänner. An Parteien fehlte es auch in dieser Versammlung nicht, die sich grenzenlos haßten und angriffen; nur im Hasse gegen den König trafen sie zusammen, obgleich der gute Ludwig alles Mögliche that, seinen Unterthanen seinen guten Willen zu zeigen. So erließ er ein Schreiben an seine ausgewanderten Brüder und an die andern vielen Ausgewanderten, zurückzukehren. Natürlich kamen diese aber nicht; denn sie waren froh, ein Land verlassen zu haben, wo alle Ordnung aufgelöset war, und wußten auch, daß der König sie nur zurückrief, weil die Nationalversammlung es haben wollte. Dar-

auf wurden alle Güter der Ausgewanderten eingezogen und zum Besten der Nation verkauft. — Als zur Feier der Annahme der neuen Verfassung viele Festlichkeiten veranstaltet wurden, besuchte der König das Theater mit seiner Familie. Es kamen in dem Stücke die Worte vor: „Ach! wie sehr liebe ich meine Gebieterin!" und die Schauspielerin, welche sie sprach, wandte sich dabei mit einer tiefen Verbeugung gegen die Königin. Sogleich erhoben die Jakobiner ein wüthendes Geschrei: „Es giebt keine Gebieterin! keine Gebieter! Hoch lebe die Freiheit!" Es entstand im Parterre eine wüthende Schlägerei und die Wache mußte geholt werden. Der König aber verließ mit seiner Familie das Haus in tiefer Bestürzung.

Indessen zog sich über Frankreich ein Ungewitter zusammen. Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatten den ausgewanderten französischen Prinzen versprochen, ihnen beizustehen, und besonders war der edeldenkende Gustav III., König von Schweden, gegen die Franzosen aufgebracht. Schon hatte man verabredet, daß Gustav die verbündeten Heere anführen sollte, als er (am 16. März 1792) auf einem Maskenballe in Stockholm von einem schwedischen Edelmanne, Ankarström, aus Privathaß ermordet wurde.

Die Nachricht von seinem Tode wurde in Frankreich von den Jakobinern mit Frohlocken aufgenommen, denn sie scheuten sich nicht, unverholen den Königsmord gutzuheißen. Viele von ihnen wünschten jetzt Krieg, damit die Verwirrung in Frankreich noch größer würde, und da sie wußten, daß sich Kaiser Franz (1792—1835), Leopold's Sohn, gegen Frankreich rüstete, so wollten sie ihm zuvorkommen. Ludwig, der Alles, was sie wollten, thun mußte, sprach demnach am 20. April die Kriegserklärung gegen Oestreich aus. Damit wurde eine Reihe von blutigen Kriegen eröffnet, welche mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1815, also über 23 Jahre, gedauert und ganz Deutschland zerfleischt haben. Wer mag die Summe von Menschenglück berechnen, welches in diesen Kriegen untergegangen ist! wer bestimmen, wie viele Familien ihr Vermögen oder ihre Söhne dabei eingebüßt haben!

Die Jakobiner arbeiteten indessen rüstig daran, den König zu stürzen. Nach der neuen Verfassung galt kein Gesetz, bis es

der König bestätigt hatte. Jetzt hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß bei Paris ein Lager von 20,000 Mann schlechten Gesindels zusammengezogen und daß alle die Priester, welchen ihr Gewissen verbot, die Verfassung zu beschwören, aus dem Lande gejagt werden sollten. Diesen Beschlüssen versagte der König seine Zustimmung. Die Jakobiner beschlossen nun, ihm dieselbe durch einen Aufstand des Pöbels abzunöthigen. Pethion und Andere theilten unter dem Pöbel der berüchtigtsten Vorstädte 60,000 Piken aus. Alle trugen eine rothe, lang herunterhängende spitze Mütze, die man die Jakobiner- oder Freiheitsmütze nannte, durch welche sich die blutgierigsten Freiheitsmänner unterschieden. Am 20. Juni 1792 drang ein Haufe von 40,000 Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, mit tobendem Geschrei auf die Tuilerien los und stürzte die Treppe hinauf, gerade nach des Königs Zimmer. Sie hieben die Flügelthüren auf und drangen ein. Der König und die Königin hatten nur sechs Schweizer als Wache bei sich. Er trat den Bösewichtern entgegen, die, von der Majestät seiner Würde wie betroffen, unentschlossen stehen blieben. Aber neue Massen drangen nach, überhäuften beide Majestäten mit Schimpf und Hohn, setzten dem Könige eine Jakobinermütze auf und verlangten drohend den Kopf der Königin. Andere forderten die Bestätigung jener Beschlüsse der Nationalversammlung. Aber wie groß auch die Todesgefahr für ihn war, so blieb er doch unbeweglich. Als die Anstifter des Tumults die Standhaftigkeit des Königs sahen, erschien Santerre und führte den Pöbel ab. Auch Pethion kam und entließ die Rotte, indem er sie lobte wegen „der Weisheit und Würde", mit welcher sie dem Könige ihr Begehren überbracht hätten.

Dies Mal also war der Streich mißlungen; aber das machte die Jakobiner nicht muthlos. Sie, namentlich Pethion, verschrieben jetzt aus Marseille, Brest und andern Städten des südlichen Frankreichs einen Haufen der nichtswürdigsten Menschen, Galeerensklaven, Lastträger, Banditen, Henkersknechte, Alle ausgemachte Bösewichter, die nun unter dem Namen der Föderirten nach Paris kamen, um zu rauben und zu plündern und den Jakobinern zu jedem Verbrechen zu Gebote zu stehen. Am 30. Juli 1792 hielten sie ihren Einzug. Jetzt war es bei den

Cordeliers (den wüthendsten Jakobinern) beschlossen, den König durch Gefängniß oder Ermordung auf die Seite zu schaffen. Auch Pethion war dafür, aber er war im hohen Grade furchtsam und besorgte daher, wenn durch ihn der Aufruhr geleitet würde und mißlänge, so könnte es ihm den Kopf kosten. Darum wollte er lieber der Nationalversammlung eine Bittschrift überreichen, unterschrieben von 47 Bezirken von Paris, in welcher die Absetzung des Königs und die Anklage gegen Lafayette verlangt wurde. Dieser war Befehlshaber des Heeres, welches an der Grenze der Niederlande stand, und hatte sich mit edlem Unwillen gegen die nichtswürdige Behandlung des Königs erklärt. Darum sollte er gestürzt werden. Aber die meisten Stimmen sprachen ihn am 8. August los, wofür die Deputirten beim Weggehen von dem draußen stehenden Pöbel beschimpft wurden. Dies machte sie scheu, sich über die noch schwierigere Frage, den König betreffend, zu erklären, und sie ließen daher für jetzt die Sache ruhen. Die Cordeliers stifteten darum nun einen Volksaufstand an, um dennoch ihren Zweck zu erreichen.

Am Abend des 9. August wurde die Sturmglocke geläutet. Der Aufruhr wälzte sich von den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, wo das schlechteste Gesindel wohnte, nach den Quartieren der Föderirten, die sich mit jenen vereinigten. Von da stürmten sie nach den Tuilerien. Hier war man nicht unvorbereitet. Die Schweizersoldaten waren zur Gegenwehr entschlossen, und viele Bürgergarden waren zugegen, die das Schloß zu vertheidigen beschlossen hatten. Selbst der feige Pethion war da und gab sich das Ansehen, als wache er über die Erhaltung der Ordnung. Aber das war nur Schein; denn er hatte dafür gesorgt, daß alle Vertheidigungsanstalten unnütz wären. Am Morgen des 10. August 1792 wurde das Schloß von dem bewaffneten Pöbel angegriffen. Jetzt verschwand Pethion und ließ sich von seinen Freunden arretiren, damit er für nichts verantwortlich zu sein brauchte, und als nun die Gefahr am größten war, fand sich Niemand, der Befehle geben konnte; denn Pethion war nicht da, und den Befehlshaber der Nationalgarde, einen wohlgesinnten und zur Vertheidigung entschlossenen Mann, hatte man aufs Rathhaus gelockt und ihn dort ermordet. Dennoch wäre gewiß der feige Pöbel von den braven Schweizern

zurückgeschlagen worden, hätte der König nicht ausdrücklich alles Schießen untersagt. Jetzt erschien Röderer, eine Magistratsperson, und stellte dem Könige vor, die Gefahr übersteige alle Vorstellung; der König und alle die Seinigen würden unfehlbar ermordet werden, wenn er sich nicht in den Saal der Nationalversammlung rettete, welche in einem Pavillon des Tuileriengartens ihre Sitzung hielt. Dagegen setzte sich die Königin mit Heftigkeit, weil sie glaubte, man wolle nur den König von seinen treuen Vertheidigern trennen. Da trat Röderer mit funkelnden Augen vor sie hin. „Madame," sprach er, „die Augenblicke sind kostbar. Zaudern Sie noch eine Minute, noch eine Secunde, so ist es unmöglich, für das Leben des Königs, für das Ihrige und das Ihrer Kinder zu stehen." Diese Worte machten Eindruck. „Nun gut!" rief die Königin mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes, „so müssen wir denn auch noch dies letzte Opfer bringen!"

So zogen der König, die Königin, Madame Elisabeth und beide Kinder durch die lange Reihe von Zimmern zum Schlosse, welches sie nie wieder gesehen haben, hinaus nach dem Saale der Nationalversammlung. Vor der Thüre desselben versperrte ein Pöbelhaufen ihnen den Weg und hielt sie über eine Viertelstunde auf. Von allen Seiten schrie man auf sie ein: „Wir wollen keinen Tyrannen mehr! Bringt sie um! Bringt sie um!" Ein gräßlich aussehender Kerl drängte sich ganz nahe an den König und sagte ihm die schrecklichsten Drohungen ins Gesicht. Endlich ließ man sie ein. Der König setzte sich auf einen Stuhl neben den Präsidenten und sprach: „Meine Herren, ich komme hierher, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen. Ich habe geglaubt, daß ich nirgend sicherer sein könnte, als unter den Stellvertretern der Nation." Bald aber erhob sich ein wildes Geschrei: der König solle sich auf die Bank der Minister setzen. Er that es; aber auch hier, hieß es nun, dürfe er nicht bleiben; er solle in die Loge eines Zeitungsschreibers gehen. Hierhin begab er sich mit seiner Familie und mußte nun zuhören, wie die Versammlung über seine Absetzung berathschlagte.

Nachdem der König die Tuilerien verlassen hatte, ließ die Bürgerwache den Pöbel ungehindert eindringen. Anfangs gaben die Schweizer Feuer, wurden aber bald überwältigt und nun

ermordet, wo man sie fand. Das Schloß wurde erobert und geplündert. Der Mord wälzte sich von Straße zu Straße. Wer als Freund des Königs und der Ordnung bekannt war, wurde in Stücke zerrissen, und noch in den folgenden Tagen mordete man die Schweizer, die sich am ersten Tage versteckt hatten.

Die Nationalversammlung, aus der aber fast alle Gutgesinnte aus Furcht vor Dolchen und aus Betrübniß über die Tyrannei der Jakobiner weggeblieben, sprach nun die Absetzung des Königs aus, und es wurde bestimmt, daß in der jetzigen Gefahr des Vaterlandes ein Nationalconvent zusammengerufen werden sollte. Nachdem die königliche Familie drei Tage lang im Hause der Versammlung bewacht worden war und die Nächte auf der Erde schlafend hatte zubringen müssen, wurde sie ihrer treuen Diener beraubt und nach einem alten Gefängnisse gebracht, welches einst den Tempelherren gehörte und davon noch der Tempel hieß. Frankreich war nun eine Republik.

Als die Nachricht von diesen Ereignissen nach dem Heere kam, war Lafayette gleich entschlossen, mit seinen Soldaten nach Paris zu eilen, um den gefangenen König zu befreien; denn eine freie Verfassung hatte er wohl gewünscht, nicht aber eine völlige Auflösung aller Ordnung. Aber nicht so dachten seine Soldaten. Sie weigerten sich ihm zu gehorchen. Nun blieb ihm nichts Anderes übrig, als entweder auf dem Blutgerüste zu sterben, oder die Flucht zu ergreifen. Er wählte das Letztere und wollte über Holland nach Amerika gehen, wurde aber von den östreichischen Soldaten aufgefangen und mußte mehrere Jahre in verschiedenen deutschen Festungen gefangen sitzen. Zwar gelang es ihm, aus Ollmütz zu entkommen, aber er wurde wieder aufgefangen und erst 1797 gab ihn die östreichische Regierung frei. Er kehrte in sein Vaterland zurück und lebte daselbst bis zu seinem spätern Wiederauftreten in der Zurückgezogenheit.

114. Schreckenszeit in Frankreich.

In den folgenden Tagen nach der Gefangennehmung des guten Königs wurde von den Jakobinern eine solche Menge von Edelleuten, Geistlichen, Magistratspersonen und Gelehrten gefangen gesetzt, daß die gewöhnlichen Gefängnisse nicht mehr zureich-

ten. Damit aber noch nicht zufrieden, beschloß die Versammlung auf Danton's Vorschlag *), alle Häuser in Paris genau durchsuchen zu lassen, ob sich verdächtige Menschen darin befänden. Das war ein Geschäft für den unmenschlichen Robespierre. Die Thore wurden geschlossen, der Generalmarsch geschlagen, alle Straßen mit Wachen besetzt und nun befohlen, daß Jeder bei Todesstrafe von 6 Uhr an zu Hause sein müßte. Das war eine fürchterliche Nacht! In der ganzen Stadt herrschte Todtenstille, die nur durch den Tritt der Wachen und durch das Wimmern und Wehklagen der Familien, denen man geliebte Personen entriß, unterbrochen wurde. Dann wurde ein Blutrath niedergesetzt, die armen Gefangenen zu verurtheilen. Die Hinrichtungen geschahen durch eine besondere Maschine, die Guillotine. Sie war der Maschine ähnlich, mit welcher man bei uns Pfähle einzurammeln pflegt. An dem herabfallenden Klotze war ein scharfes Beil, welches dem untenliegenden Unglücklichen in einem Augenblicke den Kopf abschnitt. So konnte man in einer Stunde

---

*) Dieser Danton gehörte zu den größten Bösewichtern, welche die Revolution ausgebrütet hat. Er war ein Mann von starkgebautem Körper, vielem Verstande und einer teuflischen Seele, — und doch noch nicht der ärgste. Marat und Robespierre machten ihm diesen Rang streitig. Denn so empfindungslos sonst sein Herz war, so besaß er doch eine zärtliche Liebe für seine Mutter und seine Frau und war seinen Freunden unverbrüchlich treu. Mit kaltem Blute konnte er über Tausende das Todesurtheil sprechen; aber als seine Frau aus Gram über seine Mordsucht starb, war er nahe daran, sich vor Kummer das Leben zu nehmen.

Marat war ein häßliches Geschöpf, ein wahrer Orang-Utang von Gestalt, von verworfenen Sitten. Früherhin war er Arzt beim Grafen von Artois gewesen, jetzt aber einer der wildesten Cordeliers. Durch pöbelhafte Aufführung und schmuzigen Anzug suchte er dem gemeinen Volke zu gefallen. Im Convente erschien er gewöhnlich mit einem schmuzigen Schnupftuche, statt des Hutes um den Kopf gebunden. In seinen Flugschriften predigte er unaufhörlich Aufruhr, Raub und Mord.

Robespierre war ein magerer, dürrbeiniger Mensch, mit blassen Lippen, einem großen, eingeklemmten Munde und Augen ohne alles Feuer. Nur wenn er Todesurtheile aussprach, glänzten sie von boshafter Freude. Seine Sprache war schwerfällig und ging in der Hitze des Zornes in eine Art Geheul, wie das der Hyänen, über; seine Talente waren gering, sein Geist ohne Muth und Kraft; und doch hat dies Ungeheuer ein Jahr lang Frankreich mit eisernem Scepter beherrscht.

eine Menge ums Leben bringen. Eine entsetzliche Arbeit! — Da das Volk, an solche Mordscenen noch nicht genug gewöhnt, zu murren anfing, so beschlossen die Jakobiner, die Unglücklichen mit einem Streiche ohne förmlichen Proceß ermorden zu lassen. Der Pöbel wurde aufgereizt, die Gefängnisse zu stürmen. Gedungene Mörder zogen mit Säbeln, Keulen und Piken aus, um die Ermordung zu vollziehen. Vor jedem Gefängnisse saß ein nichtswürdiger Mensch (einer unter diesen war der berüchtigte Maillard; s. S. 418) mit der Liste der darin sitzenden Gefangenen. Diese wurden einzeln herausgeschleppt und von den bereitstehenden Mördern niedergehauen, während Andere die Leichen fortschleppten. *) Diese Ermordungen währten vom 2.

*) Unter den Schreckensscenen jener Tage hier nur zur Probe eine. Die liebenswürdige Prinzessin von Lamballe war, weil sie eine Freundin der Königin, auch ins Gefängniß gesetzt worden. Beim Ausbruche der Revolution war sie glücklich über die Grenze gekommen. Aber als ihr die Königin eine Locke ihrer durch den täglichen Kummer schneeweiß gewordenen Haare — obgleich sie erst 36 Jahre alt war —, in einen Ring gefaßt, geschickt hatte, mit der Devise: „Durch das Unglück gebleicht," so war sie sogleich, wider den Rath der Königin, nach Paris zurückgekehrt, um mit ihr jedes Schicksal zu theilen. Am 3. September wurde sie herausgeschleppt, um, wie man ihr sagte, in ein anderes Gefängniß, in die Abtei, gebracht zu werden. Das hieß aber so viel, als daß sie ermordet werden sollte. Man fragte sie, ob sie der Freiheit und Gleichheit Treue, dem Könige und der Königin aber Haß zuschwören wollte. „Das Erste will ich gern schwören," antwortete sie, „das Letzte aber vermag ich nicht; denn mein Herz widerspricht einem solchen Eide." — „Bringt Madame nach der Abtei!" rief der Richter den Mördern zu. Zwei Kerle ergriffen sie und führten sie über geschlachtete Menschen hinweg, während ein Dritter durch einen Keulenschlag sie zu Boden streckte. Dann hieb man ihr den Kopf ab, steckte ihn auf eine Pike und schleifte den blutenden Körper durch die Straßen. Ein scheußlicher Kerl ging voran; er trug ihr Herz, hatte sich ihre Eingeweide um den Arm gewunden und rühmte sich nachher, ihr Herz aufgegessen zu haben. Den Kopf aber trug der Pöbel nach dem Tempel; die Gefangenwärter befahlen dem Könige und der Königin, ans Fenster zu treten. In dem Augenblicke hob der Pöbel die Pike in die Höhe und zeigte ihnen den Kopf, den Beide an den blonden Locken sogleich erkannten. Den König ergriff ein Zittern; er mußte sich an einen Stuhl halten; die Königin sank ohnmächtig zu Boden.

Rührend ist, wie eine gute Tochter sich um die Befreiung ihres Vaters bemühte. Ein ehrwürdiger Greis, Cazotte mit Namen, sonst ein ange-

bis 7. September, und man rechnet etwa 7000 Menschen, die dabei umkamen.

Indessen wurden die Mitglieder zu der neuen Versammlung gewählt, die man den Nationalconvent nannte. Natürlich wurden fast lauter Demokraten (Freunde der Volksherrschaft) gewählt, und die blutgierigsten darunter, Robespierre, Marat, Danton, Orleans, Pethion, Collot d'Herbois und andere Ungeheuer, fehlten nicht. Am 21. September 1792 wurde der Convent eröffnet, nachdem die Nationalversammlung auseinandergegangen war. Das Erste, was er that, war, daß er die königliche Würde „für ewige Zeiten" abschaffte, worauf der Pöbel Alles, was an den königlichen Namen erinnern konnte, Bildsäulen, Namenszüge, selbst Benennungen mancher Brücken, Straßen und Plätze vertilgte. Sogar die königlichen Gräber von St. Denys wurden erbrochen, die Gebeine der Könige herausgerissen und in zwei große gemeinschaftliche Gruben geworfen. Selbst eine neue Zeitrechnung wurde eingeführt. Man zählte nach Jahren der Republik, und zwar vom 21. September 1792 an. Statt in Wochen

---

sehener Beamter, war auch ins Gefängniß geschleppt worden. Am 2. September wurde er vor Maillard geführt, der ihn den Mördern überlieferte. In diesem Augenblicke sprang seine Tochter, Elisabeth Cazotte, herbei, warf sich ihrem Vater um den Hals und rief: „Erbarmen! Erbarmen! Ihr sollt meinen Vater nicht tödten, ehe ihr mich nicht umgebracht habt!" Ihre Jugend und Schönheit rührte selbst die Mörder; das Volk schrie: „Gnade! Gnade!" und die Mörder ließen ihn los. Elisabeth führte unter dem Jubelgeschrei des Volks ihren alten Vater fort. Das Volk rief: „Wer sind deine Feinde? Nenne sie uns, damit wir dich an ihnen rächen." — „Ach!" antwortete Cazotte, „wie sollte ich Feinde haben? Ich habe nie Jemandem etwas zu Leide gethan." — So kehrte er nach Hause zurück; sobald aber Pethion seine Befreiung erfuhr, ließ er ihn wieder verhaften, denn Cazotte hatte einst in einem Briefe an den König Pethion so geschildert, wie er war. Seine Tochter folgte ihm nach dem Gefängniß, wurde aber trotz der flehentlichsten Bitten nicht eingelassen. Man verurtheilte ihn zum Tode. Indessen bot Elisabeth Alles auf, ihn zu befreien. Sie brachte einige Haufen Frauenzimmer zusammen, die ihre Bitten unterstützen sollten. Vergebens! die Helfershelfer Pethion's und Robespierre's ergriffen sie und sperrten sie so lange ein, bis der Kopf ihres Vaters unter der Guillotine gefallen war. Cazotte ging mit der größten Ruhe zum Tode, ließ sich eine Locke von seinem weißen Haare abschneiden und bat, sie seiner geliebten Tochter zu geben. Nur der Gedanke an ihren Schmerz machte ihm den Tod schwer.

theilte man das Jahr in Decaden, jede von 10 Tagen. Uebrigens fehlten auch im Convente Parteiungen nicht. Die Mehrzahl gehörte zu der Partei der gemäßigten Republikaner. Diese wurden Girondisten genannt, weil die Deputirten des Departements der Gironde die Hauptsprecher waren. Die andere Partei waren die Cordeliers, von denen wieder die Jakobiner beherrscht wurden; und waren auch die Girondisten die zahlreichste Partei, so wußten doch bald die Cordeliers dadurch die Herrschaft zu gewinnen, daß sie weit unverschämter und kühner waren und die Galerien der Zuschauer mit ihren Anhängern anfüllten. Alles, was sie vorschlugen, wurde von diesen beklatscht; hingegen die Meinungen der Girondisten wurden ausgezischt und kaum ließ man sie vor Lärmen, Zischen, Pfeifen und Pochen zu Worte kommen. So war Frankreich im Innern in Zwiespalt, während von Außen der Krieg tobte.

Der Krieg mit Oestreich hatte bereits zu Anfange des Jahres 1792 begonnen. Auch die Könige von Preußen und Sardinien nahmen Theil, und die französischen Ausgewanderten, vom Prinzen von Condé angeführt, schlossen sich an. Anfangs machten die Preußen reißende Fortschritte. Sie drangen in die Champagne ein. Hier aber überfiel sie feuchtes Wetter, die Soldaten litten an der Ruhr, starben haufenweise, und ein geschickter französischer General, Dumouriez, hielt ihre Fortschritte auf. Von nun an folgte Verlust auf Verlust. Man hatte geglaubt, die französischen Soldaten, meist junge Burschen ohne alle Kriegskenntniß, würden mit leichter Mühe besiegt werden können. Jetzt sah man voll Erstaunen, wie diese Leute überall siegten. Singend gingen sie in den fürchterlichsten Kugelregen; mit der kältesten Todesverachtung griffen sie die Stellungen ihrer Feinde an, welche diese für unüberwindlich gehalten hatten, und war ein Regiment dieser jungen Freiheitsschwärmer aufgerieben, so stand gleich wieder ein neues da. An Leuten fehlte es ihnen nicht; denn alle Landstraßen waren mit jungen Leuten bedeckt, die frohlockend nach den Grenzen zogen, um, wie sie sagten, ihre Freiheit gegen die Tyrannen zu vertheidigen. General Custine nahm Mainz und Frankfurt ein und Dumouriez besiegte bei Jemappes am 5. und 6. November 1792 die Oestreicher in einer Hauptschlacht, worauf die östreichischen Niederlande, welche so schon Joseph II. den Gehorsam

aufgesagt hatten, die Franzosen mit Entzücken aufnahmen. Das Glück macht leicht übermüthig; so auch die Franzosen. In ihrem Leichtsinne sprachen sie der ganzen Welt Hohn. Während sie den Völkern Freiheit und alles mögliche Glück versprachen, schmähten sie auf alle Könige, und hatten es gar kein Hehl, daß sie nächstens alle Throne umzukehren gedächten.

Ihren eigenen König hätten sie jetzt gleich hingerichtet, wenn sich nicht die Girondisten widersetzt hätten. Des unglücklichen Ludwig's Zustand war wirklich recht bejammernswerth. Aller seiner treuen Diener beraubt, einen einzigen Kammerdiener ausgenommen, war er fast immer von den verworfensten Menschen umgeben, die sich eine Freude daraus machten, ihn zu verhöhnen und sein Herz noch mehr zu zerreißen. Die ersten Wochen ließ man die königliche Familie beisammen, aber beständig von Aufpassern beobachtet, damit die Armen nicht einmal den Trost hätten, sich durch vertrauliche Gespräche aufzurichten. Alle Tage bekamen sie andere Wächter, weil es ja möglich gewesen wäre, daß sich darunter ein fühlendes Herz gefunden hätte, welches durch den Anblick des schuldlos erduldeten Elends erweicht worden wäre. Am 29. September wurde dem Könige auch der Trost, die Seinigen, die ihm im Unglück doppelt theuer waren, jeden Augenblick zu sehen, geraubt. Mitten in der Nacht wurde er aus dem Bette geholt und in ein enges, mit eisernen Gittern versehenes Loch, fern von seiner Familie, gebracht, und ihm nur erlaubt, beim Frühstück, Mittags- und Abendessen die Seinigen auf kurze Zeit zu sehen. Der Convent stritt sich indessen über sein künftiges Schicksal. Die Jakobiner wollten ihn ohne Umstände hingerichtet haben. „Nein!" sagten die Girondisten, „man muß ja selbst jeden Verbrecher hören." — „Gut!" antworteten jene, dann soll der Convent ihn verhören und richten." Und dabei blieb es, obgleich Viele sehr richtig bemerkten, daß ja darin eine schreiende Ungerechtigkeit liege, daß Kläger und Richter in Einer Person vereinigt wären. Die Zeit brachte der König meist damit hin, daß er seinen kleinen Sohn unterrichtete, so lange er ihn noch bei sich hatte. Die Frauen beschäftigten sich mit Nähen, ob man ihnen gleich alle Scheeren und andere schneidende Instrumente weggenommen hatte, damit sie sich nicht ums Leben brächten. Einmal besserte die Prinzessin Elisabeth, die sich durch

stilles Dulden und Frömmigkeit besonders auszeichnete, an dem Rocke des Königs etwas aus und riß den Faden mit den Zähnen entzwei. „Wie ist es doch," rief der König, „jetzt so ganz anders als sonst! Auf deinem hübschen Landsitze zu Montreuil mangelte dir nichts." — „Ach! mein Bruder," antwortete die sanfte Prinzessin, „wie kann ich irgend einen Mangel fühlen, wenn ich deine Unglücksfälle theile!" So wissen sich fromme Gemüther in jede Lage zu finden.

Am 11. November 1792 hielt Ludwig eben sein Morgengebet, als er den Generalmarsch schlagen hörte. Dies und das Getümmel auf den Straßen machten ihn stutzig; er fürchtete, daß schon sein Todestag gekommen sei. Bis Mittag war er in dieser peinigenden Ungewißheit. Jetzt trat der Maire (Chambon) ein und las ihm den Beschluß vor, „daß Ludwig Capet vor die Schranken des Convents gebracht werden sollte, um die ihm vorzulegenden Fragen zu beantworten." — „Capet?" erwiderte der König; „das ist nicht mein Name, wohl aber der Name eines meiner frühern Vorfahren. Aber diese Benennung steht wohl in Verbindung mit der Behandlung, die ich seit einigen Monaten zu erdulden habe." Nach diesen Worten stieg er mit dem Maire in den Wagen und trat eine Stunde darauf vor die Schranken. Da stand nun der gute König, sonst Herrscher eines der mächtigsten Reiche Europas, erzogen in Glanz und Ueberfluß, gewöhnt an Unterwürfigkeit, vor einer Versammlung seiner Unterthanen, die mit Hohn und Uebermuth auf ihn herabblickten. In einem einfachen braunen Oberrock, mit unfrisirten Haaren, den Hut in der Hand, mußte er stehen, während seine Kläger und Richter mit bedecktem Haupte saßen. Endlich setzte man ihm einen Stuhl hin. Die Anklage beschuldigte ihn der Verrätherei und der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates; er beantwortete sie Punkt für Punkt mit solcher Ruhe und Klarheit, daß selbst seine erbittertsten Feinde ihm ihre Achtung nicht versagen konnten und er unbedingt losgesprochen worden wäre, wenn man nicht seinen Tod bereits fest beschlossen gehabt hätte. Keinen Augenblick verließ ihn der königliche Anstand und die stille Majestät, die in seinem Wesen lag, und schon seine Miene zeigte deutlich das Bewußtsein der Unschuld. Während seiner Abwesenheit war bis an den Abend seine Familie außer sich vor Bekümmerniß über

sein Schicksal gewesen. Sie wußte nicht, warum er abgeführt sei, und betrauerte mehrere Stunden schon seinen Tod, als endlich eine mitleidige Seele ihnen erzählte, daß er unbeschädigt wiederkehren würde. Das geschah zwar, aber von nun an durfte er auch die Seinigen nicht mehr sehen.

Der König hatte um einen gerichtlichen Vertheidiger gebeten. Die Girondisten setzten es durch, daß ihm einer bewilligt wurde. Er wählte sich den Rechtsgelehrten Tronchet, der sogleich, um seinem König diesen gefährlichen Dienst zu erweisen, von seinem ruhigen Landsitze nach der Stadt eilte. Freiwillig bot sich auch der 78jährige, ehrwürdige Herr von Malesherbes dazu an, und Beide nahmen noch einen jüngern Gehülfen, den im Jahre 1828 gestorbenen Desèze, dazu. Am 26. December wurden sie vor dem Convente gehört. Malesherbes war zu gerührt, um zu sprechen; nur Desèze las die lange Vertheidigung ab, zu welcher der König mit derselben Ruhe und Würde, wie das erste Mal, nur wenige Worte fügte. Als sie abgetreten waren, erhob sich wieder ein wüthender Kampf zwischen den Parteien im Convent. Die Maratisten wollten ihn gleich verurtheilt wissen; die Girondisten widersprachen. So währte der Streit über die Art und Weise der Verurtheilung bis zum 17. Januar 1793. Die Jakobiner hatten auf jeden Fall den Pöbel bewaffnet, der drohend den Versammlungssaal umgab; Kanonen wurden aufgefahren und die ganze Volksmasse war in Bewegung. Nur die Freunde des armen verlassenen Königs zogen sich in ihre Häuser zurück; ihr bloßer Anblick hätte sie in Todesgefahr gebracht. Es war von jeher üblich gewesen, daß, um einen Verbrecher zum Tode zu verurtheilen, zwei Drittel der Richter dafür stimmen mußten; sonst wurde ihm eine gelindere Strafe bestimmt. Aber die Maratisten konnten trotz aller Drohungsmittel nicht darauf rechnen, daß zwei Drittel der Conventsmitglieder für den Tod stimmen würden, und setzten daher durch, daß eine bloße Stimmenmehrheit auch hier entscheiden sollte. Auf jeden Fall hatten sie ihre Maßregeln so genommen, daß ihnen der König nicht entgehen konnte; denn wenn er losgesprochen wurde, so sollten die dazu bestellten Mörder in den Tempel dringen und die ganze Familie ums Leben bringen. Dazu kam es aber nicht; denn 366 Stimmen sprachen für, 361 nur gegen seinen Tod.

Hoch jauchzten die Jakobiner auf. Malesherbes hinterbrachte dem Könige zuerst die Trauerbotschaft. „Recht gut!" antwortete Ludwig; „so bin ich doch nicht länger ungewiß." Als ihm erst am 20. Januar das Todesurtheil durch eine Deputation bekannt gemacht wurde, hörte er es gelassen an. „Man thut mir Unrecht," fügte er dann hinzu, „mich der Verrätherei zu beschuldigen; ich habe es immer gut gemeint und aufrichtig das Wohl meiner Mitbürger zu fördern gesucht." Dann bat er um einen dreitägigen Aufschub, um sich auf den Tod vorbereiten zu können, um einen Geistlichen und um eine Zusammenkunft mit seiner Familie. Das Erste wurde ihm abgeschlagen, die beiden andern Punkte bewilligt. Zum Geistlichen hatte er sich den Abbé Edgeworth (sprich Etschworß) ausersehen. Als dieser eintrat und ihm die Thränen flossen beim Anblicke des unglücklichen Königs, weinte auch Ludwig, die erste Erleichterung seines gepreßten Herzens. Bald aber faßte er sich wieder. „Entschuldigen Sie," sagte er, „diesen Augenblick von Schwäche. Seit langer Zeit lebe ich mitten unter meinen Feinden; allein der Anblick eines treuen Unterthanen spricht ganz anders zu meinem Herzen. Es ist ein Schauspiel, an welches meine Augen nicht mehr gewöhnt sind, und es versetzt mich wider meinen Willen in Rührung."

Da die Hinrichtung auf den folgenden Morgen festgesetzt war, so beschäftigte er sich den größten Theil des Tages mit Gesprächen über Religion. „Jetzt ist es," sprach er, „die große Angelegenheit, die mich ganz und einzig beschäftigen muß. Ja wohl die einzige wichtige Angelegenheit; denn was sind alle andere Dinge gegen sie?" — Jetzt wurde er benachrichtigt, daß seine Familie zu ihm gebracht werden würde. Die Zusammenkunft geschah in einem kleinen Zimmer, welches eine Glasthüre hatte, so daß seine Aufseher Alles sehen konnten. Hier ereignete sich eine der rührendsten Scenen, die jemals stattgefunden haben. Auf der einen Seite Entzücken, sich nach langer Trennung einmal wiedersehen und umarmen zu können, und auf der andern der beklommenste Schmerz, sich für dies Leben verlieren zu sollen. Die erste Viertelstunde verging fast ohne Worte, weil Jeder mit seinen Gefühlen allein beschäftigt war. Man hörte nichts als Weinen und Schluchzen und den Schrei des hoffnungslosesten Schmerzes, der bis außerhalb des Thurmes gehört wurde. Alle Fünf

jammerten zugleich und die Stimmen Aller vereinigten sich zu Einem durchdringenden Schrei. Endlich hörte das Weinen auf, weil die Thränen versiegt waren, und nun begann eine ruhige Unterredung, die etwa eine Stunde dauerte und vermuthlich Tröstungen der Religion enthielt. Ludwig entließ die Seinigen, indem er ihnen Hoffnung machte, sie folgenden Tages wiederzusehen. „Ach!" rief er, als er zu seinem Beichtvater zurückkehrte und sich in einen Sessel warf, „welch eine Zusammenkunft war das! Muß ich denn so zärtlich lieben und so zärtlich geliebt werden! — Doch es ist nun vorbei. Ich will nun alles Uebrige vergessen, um an jene einzige Angelegenheit zu denken. Sie muß nun alle meine Empfindungen und Gedanken allein beschäftigen." — Als ihm der Beichtvater sagte, er wünsche ihm das heilige Abendmahl reichen zu dürfen, erheiterte sich sein Gesicht, nur besorgte er, man würde es nicht erlauben. Nach vielen Umständen erhielt Edgeworth die Erlaubniß, am folgenden Morgen die heilige Handlung vornehmen zu dürfen. Von 10 bis 5 Uhr schlief der König ruhig.

An seinem Todestage, den 21. Januar 1793, unterhielt er sich früh Morgens eine Stunde lang mit dem Beichtvater; dann las dieser vor einem schnell errichteten Altare die Messe und reichte ihm das heilige Abendmahl, während Ludwig andächtig auf den Knien lag. „Mein Gott!" sagte er nach Beendigung der Communion, „wie glücklich bin ich, daß ich meine Grundsätze habe! Ohne sie, was sollte jetzt aus mir werden? Aber mit ihnen wie süß erscheint mir da der Tod! Ja es giebt über uns einen unbestechlichen Richter, der mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, welche die Menschen hier mir verweigern."

Indessen dämmerte der Tag und der Generalmarsch wurde in allen Vierteln geschlagen. Ludwig blieb ganz ruhig. Kurz darauf ritten Reiterhaufen in den Hof des Tempels; man hörte deutlich die Stimmen der Officiere und die Hufschläge der Pferde. Der König horchte und sprach gelassen: „Es scheint, sie nähern sich." Jetzt wollte er von den Seinigen den letzten Abschied nehmen; allein sein Beichtvater stellte ihm dringend vor, die herzzerreißende Scene nicht zu erneuern. „Sie haben recht," antwortete er; „es würde ihr den Todesstoß geben. Es ist besser, mir diesen traurigen Trost zu versagen." Endlich klopfte man

an die Thüre. Es war Santerre mit der Wache, um ihn abzuholen. Noch um einige Minuten Frist bat er. Dann sank er auf die Knie nieder und sprach: „Alles ist nun aus! Geben Sie mir Ihren Segen, und bitten Sie Gott, daß er mir bis ans Ende beistehe.“ Als das Gebet beendigt war, trat er zu den Leuten, die ihn begleiten sollten. Er übergab ihnen sein Testament. „Ich empfehle der Gemeinde auch meinen Kammerdiener Clery,“ fuhr er fort, „der mir so treue Dienste geleistet hat. Sorgen Sie doch dafür, daß er meine Uhr und alle meine Sachen erhalte. Auch wünsche ich, daß man ihn der Königin, meiner Frau, in Dienste gebe.“ Da Niemand antwortete, sagte er: „Nun laßt uns gehen!“ Der ganze Haufe setzte sich in Bewegung. Als er über den Hof ging, wendete er sich einige Male um und warf einen Blick auf den Thurm, in welchem er das Theuerste, was er hienieden hatte, zurückließ. Dann stieg er in den bereitstehenden Wagen mit seinem Beichtvater und zwei bewaffneten Gendarmen. Vor dem Wagen wirbelten unzählige Trommelschläger, um seine Stimme zu übertäuben. Vier- bis fünfhundert wohldenkende Königsfreunde hatten sich verbunden, den König mit Gewalt zu befreien; aber die Jakobiner hatten ihre Maßregeln so gut genommen, daß das unmöglich war. Bei Todesstrafe war verboten, auf dem ganzen Wege von Tagesanbruch an eine Hausthüre oder ein Fenster zu öffnen. Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Bürgerwachen besetzt. Den Wagen umgab eine starke Reiterschaar; selbst Kanonen eröffneten und beschlossen den Zug.

Nach einer Stunde, um 10 Uhr, langte der Wagen auf dem Platze Ludwig's XV. an, in dessen Mitte das Blutgerüst stand. Man hatte diesen Platz ausdrücklich gewählt, weil an ihn der Tuileriengarten stößt und der König über diesen hinweg das Tuilerienschloß sehen konnte. Der ganze Platz war mit Menschen bedeckt, selbst die Dächer waren dicht mit ihnen besetzt. Rings um das Schaffot bildeten 15 bis 20,000 Soldaten einen großen Kreis, einen engern die Reiterei unter Santerre. Sobald der König merkte, daß der Wagen still hielt, sagte er leise zu Edgeworth: „Jetzt sind wir da, wenn ich nicht irre.“ Sogleich öffnete einer der Henker den Schlag; der König stieg aus und betrat mit festem Schritte das Blutgerüst, auf welchem die Guillotine stand. Die Henker umringten ihn und wollten ihn entkleiden. Er aber wies

sie mit Hoheit zurück, legte selbst das Kleid ab, band die Halsbinde los und entblößte den Hals. Jetzt umringten sie ihn aufs neue, um ihm die Hände zu binden. „Was maßt ihr euch an?“ rief er unwillig. „Sie binden!“ antwortete einer. „Mich binden?“ erwiderte Ludwig; „das werde ich nie zugeben. Thut, was euch befohlen ist; aber binden werdet ihr mich nicht.“ Die Henker bestanden darauf und machten schon Miene, Gewalt zu gebrauchen. Da erinnerte ihn der Beichtvater an das Beispiel Jesu und bat, nicht länger zu widerstreben. „Ja!“ rief Ludwig, „sein Beispiel ist mehr als hinlänglich, um mich der neuen Schmach zu unterwerfen. „Thut, was ihr wollt,“ sagte er, sich zu den Henkern wendend, „ich werde den Kelch bis auf die Neige trinken.“ Jetzt trat er an den Rand des Gerüstes. Er winkte und die Trommler hielten ein. „Franzosen!“ rief er so laut, daß es über den weiten Platz hinschallte, „ich sterbe unschuldig an allen den Verbrechen, deren man mich anklagt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr vergießen wollt, nie über Frankreich komme.“ Er wollte mehr sagen, aber Santerre stürzte mit dem Degen in der Faust auf die Trommler zu und befahl ihnen, alle Trommeln zu rühren. Die Henker ergriffen jetzt ihr Opfer und legten ihn unter das Beil. Der Beichtvater kniete neben ihm. „Sohn des heiligen Ludwig,“ rief er ihm ins Ohr, „steige hinauf zum Himmel!“ Das Beil fiel und machte im Augenblick seinen Leiden ein Ende. Einer der Henker zeigte den Kopf dem Volke, welches, ergriffen von der entsetzlichen That, die es eben gesehen hatte, in tiefer Stille beharrte, bis Einige das Geschrei: „Es lebe die Republik!“ hören ließen und Viele endlich jubelnd einstimmten. Manche aber drängten sich zum Blutgerüst, um einige Tropfen seines Blutes aufzufassen und als theure Reliquie zu verwahren. „Wenn einst,“ sagt der berühmte Necker, „die blutigen Reste seiner Leiche,“ die man in einem Korbe auf dem Magdalenen-Kirchhofe zwischen lebendigem Kalk versenkte, „bis auf die letzte Spur verschwunden sein werden, wird man noch diese Reste seines Daseins wie Reliquien von einem Märtyrer und Heiligen verehren, und mit Thränen der staunenden Nachwelt sagen: Dies ist ein Tropfen von dem edeln Blute, welches Ludwig, einer der redlichsten Könige von Frankreich, das Opfer

einer himmelschreienden Bosheit, auf dem Blutgerüste vergoß. Er war ein herzensguter König. Sein Volk liebte er wie ein Vater seine Kinder, und seine Gegenliebe zu verdienen, war sein größter Ehrgeiz. Das Gute that er, wo und sobald man es ihm zeigte. Er war der leidenden Menschheit Hülfe. Aus der Leibeigenschaft zog er den Landmann, er befreite ihn vom Frohndienste. Er schaffte die Folter in seinem ganzen Reiche ab; den Hospitälern und Gefängnissen gab er eine bessere Einrichtung; die Protestanten setzte er wieder in ihre bürgerlichen Rechte ein; das Seewesen schuf er neu; wo er sah, daß seine Hülfe nöthig sei, da half er gern und willig. Sein ganzes Leben war ein fortgesetztes Wohlthun, sein Wille jederzeit der beste, sein Gewissen rein und nie durch eine wissentliche Uebelthat befleckt, und wo er fehlte, da fehlte er aus Gutmüthigkeit. Er büßte nicht für seine eigene Schuld; er büßte für die Schulden seiner Väter, und hätte sicher auch für diese nicht geblutet, hätte ihn nicht die Herzensgüte abgehalten, strenge Mittel gegen seine Feinde anzuwenden. Sein Volk war während seiner letzten Jahre gegen ihn verblendet und überließ den guten König der wüthenden Verfolgung seiner Feinde. Er starb als Märtyrer seiner Bürgertugenden. Jetzt, nach so vielen Jahren, da seine blutige Leiche längst vermodert ist, trauert noch das ganze Vaterland über die Blutschuld, mit welcher es durch seinen Tod beladen ward, und jeder gute Bürger spricht jetzt noch seinen Namen mit wehmüthiger Ehrfurcht aus. Zu seinem Grabe wallfahrtet man als zu dem Grabe eines Märtyrers und huldigt unter Thränen seinen Tugenden. Das arme Opfer seiner Gutmüthigkeit!"

Ludwig war erst 39 Jahre alt, als er den Todesstreich empfing. Die Königin befand sich nach der unglücklichen Zusammenkunft mit ihm in dem bedauernswürdigsten Zustande. Sie hatte kaum Kraft genug, den armen Dauphin zu entkleiden. Sie warf sich unentkleidet aufs Bette; man hörte sie die ganze Nacht vor Fieberfrost und Schmerzen zittern und wimmern. Am andern Morgen hoffte sie von Minute zu Minute, daß sie zur Zusammenkunft mit dem König gerufen werden würde. Sie hoffte so lange, bis das lärmende Freudengeschrei des Pöbels ihr zeigte, daß das Verbrechen vollführt sei. Dann bat sie, man

möchte den Kammerdiener Clery zu ihr lassen. Sie hoffte, er würde Aufträge an sie haben. So war es auch. Der König hatte ihm aufgetragen, ihr den Trauring mit den Worten zu übergeben: er trenne sich nur mit dem Leben von diesem Ringe. Auch hatte er ein Packet mit Haaren für sie, welche den verschiedenen Personen seiner Familie angehört hatten und ihm besonders werth gewesen waren. Aber ihre Feinde waren hart genug, ihr diesen Trost zu versagen.

Die Nachricht von der Ermordung des Königs machte nirgends in Frankreich stärkeren Eindruck als in der Vendée, einem kleinen Districte längs dem Atlantischen Meere zwischen den Mündungen der Garonne und Loire. Das hier wohnende arme Völkchen, welches schon bisher mit Schauder die neuen Umwälzungen in Paris aus dem Munde der Edelleute und Geistlichen erfahren hatte, ergriff bei der Nachricht von der Hinrichtung seines geliebten Königs die Waffen, und so entzündete sich hier ein Bürgerkrieg, der viele Jahre mit äußerster Wuth zwischen den Vendéern und Republikanern geführt wurde. Aber auch im ganzen übrigen Europa fühlte man tiefen Abscheu über das große Verbrechen. Alle Fürsten riefen sogleich ihre Gesandten ab und ganz Europa, Dänemark, Schweden und die Türkei ausgenommen, bekriegte ein Volk, welches sich von allen Grundsätzen der Rechtlichkeit losgesagt hatte. Aber je allgemeiner der Krieg gegen Frankreich wurde, desto heftiger erhob sich auch im Convente der Kampf zwischen beiden Parteien. Da sich die Jakobiner auf die höchsten Bänke des amphitheatralisch gebauten Saales zu setzen pflegten, die Girondisten aber auf den unteren saßen, so nannte man jene den Berg, diese das Thal. Jener hatte den Plan, den nichtswürdigen Orleans, der sich jetzt, um dem Pöbel zu schmeicheln, nicht mehr Herzog, sondern Orleans-Egalité nannte, als Dictator an die Spitze der Republik zu stellen, und da die Girondisten widersprachen, so hatten schon die Jakobiner ihre Maßregeln getroffen, alle Girondisten und Minister ermorden zu lassen. Aber in dem Augenblicke, als schon die Mörderhaufen unterwegs waren, mißlang der ganze Streich. Die ausersehenen Schlachtopfer flüchteten und verbargen sich, und Orleans — bekam plötzlich aus Angst, daß es mißlingen könnte, einen Fieberfrost und fiel in Ohnmacht. Nun wurde er seinen

eigenen Anhängern zum Gespötte. Robespierre gab ihn auf, um sich selbst zum Dictator zu erheben. Er und Danton ließen ihn gefangen setzen und nach Marseille abführen, wo er so lange in Ketten lag, bis es Robespierre gefiel, ihn wieder nach Paris zu rufen, um ihn da hinrichten zu lassen. Wenige dieser Bösewichter haben die Revolution überlebt; fast alle starben, wie sie es verdienten, eines gewaltsamen Todes. — Jetzt gingen Robespierre und Danton mit raschen Schritten auf die Herrschaft los. Sie errichteten ein Revolutionstribunal, welches über Alle, die ihnen verdächtig waren, ein schnelles Todesurtheil aussprechen sollte, und einen Wohlfahrtsausschuß, dem alle Gewalt übertragen wurde. Er bestand aus neun Personen, alles Jakobiner, und Robespierre wurde Präsident! Nun konnte er recht seinem Blutdurste und seiner kalten Grausamkeit nachhängen; es war, als wenn eine Tigerseele in einen Menschenkörper gefahren wäre. Danton und Marat standen ihm getreulich zur Seite. Marat äußerte einmal im Convente, es müßten erst 250,000 Köpfe fallen, eher sei an die Rettung der guten Republik nicht zu denken. Vergebens machten die Girondisten Versuche, sich gegen den Berg zu behaupten. Am 22. Juni 1793 wurden 22 gemäßigte Deputirte und mehrere andere Personen von derselben Partei, durch Hülfe des bewaffneten Pöbels, gefangen gesetzt und bald darauf hingerichtet. Andern gelang es, sich in die Provinzen zu retten. Bordeaux, Toulon, Marseille und Lyon erklärten sich gegen die blutige Herrschaft der Jakobiner. Sie jagten ihren jakobinischen Magistrat weg und wählten sich Solche, die gemäßigt dachten, und so sah man auf vielen Punkten Frankreichs den Bürgerkrieg gähren.

Um diese Zeit wurde Marat mitten in seinen verbrecherischen Entwürfen von einem muthvollen 25jährigen Mädchen, Charlotte Corday, aus Caen in der Normandie, ermordet. Mehrere ihrer theuersten Verwandten waren auf sein Anstiften hingerichtet worden. Sie entwarf den Plan zur Rache, die durch das Lesen der römischen Geschichte noch mehr genährt wurde. Sie reiste nach Paris, wurde zweimal im Hause Marat's abgewiesen, erhielt endlich am 13. Jul. Zutritt, und als er eben die Namen einiger nach Caen geflüchteter Deputirten, die sie ihm zum Schein genannt hatte, mit den Worten aufschrieb: „All diese sollen ihre

Empörung auf dem Blutgerüste büßen!" — zog sie ein Messer aus dem Busen und stach es ihm so schnell ins Herz, daß er mit dem Schrei: „Mir das?" augenblicklich todt zu Boden sank. Ruhig ließ sie sich verhaften und starb vier Tage später mit großer Heiterkeit. War ihre Handlung recht? — Uebrigens wurde durch den Tod Marat's in der Sache nichts geändert. Robespierre war im Gegentheil recht froh, seiner entledigt zu sein. Es wurde jetzt eine neue Verfassung entworfen und angenommen. Wie konnte aber eine so flüchtig verfertigte Arbeit Bestand haben? Ueberdies band sich auch Robespierre nicht weiter daran. Einer großen Gefahr, die ihm durch Dumouriez drohte, wurde er jetzt glücklich überhoben. Dieser General war von den Oestreichern zurückgedrängt worden. Das galt als ein Verbrechen. Es wurden sogleich vier Conventsdeputirte mit dem Kriegsminister in sein Lager geschickt, ihn gefangen zu nehmen. Allein er war auf den Fall gefaßt; er ließ seinerseits die Herren verhaften und schickte sie an die Oestreicher, mit denen er damals gerade in Unterhandlung stand. Er hatte nämlich den Plan, sein Heer mit dem östreichischen zu vereinigen, und beide sollten dann nach Paris marschiren und die Jakobiner verjagen. Der Plan hätte viel Böses verhindert, wenn er nicht gescheitert wäre. Aber seine Truppen weigerten sich, ihm zu gehorchen. Er mußte nun eiligst fliehen und entkam nur mit genauer Noth in Gesellschaft einiger treuen Officiere, unter denen sich auch der Sohn des Herzogs vor Orleans befand, derselbe, der nach der Juli-Revolution 1830 bis zum Februar 1848 König der Franzosen gewesen ist. Späterhin ging Dumouriez nach England, wo er im J. 1823 in hohem Alter gestorben ist.

Auf allen Grenzen waren die französischen Heere unglücklich; im Innern wüthete der Bürgerkrieg und in Paris herrschte Mord und Verwirrung. Wer hätte nicht glauben sollen, daß Frankreich bald dem Allen unterliegen müßte? Aber ein außerordentliches Mittel rettete es wider alle Erwartung. Robespierre und seine Consorten richteten in dieser drohenden Gefahr eine revolutionaire Regierung ein, die bis zum Frieden dauern sollte. Die neue Verfassung wurde aufgehoben, der Convent seiner Macht beraubt und dagegen alle Gewalt zweien Ausschüssen, dem Wohlfahrts= und dem Sicherheitsausschuß, ertheilt.

Diese neue Macht sollte von Niemandem abhängen, kein Gesetz sie binden, ihr Alles erlaubt sein, willkürlich sie über das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Bürger gebieten dürfen. Welche furchtbare Regierung! Und das Schrecklichste war, daß an der Spitze derselben die blutgierigsten Ungeheuer standen. Welche Greuel waren von ihnen nicht zu erwarten? — Diese Besorgniß trat leider auch ein. Frankreich wurde zwar gegen die andringenden Feinde gerettet, aber nur durch Ströme von Blut, und gewiß gab es nicht leicht eine Familie, welche in jener Schreckenszeit nicht eins oder mehrere ihrer Mitglieder unter der Guillotine oder im Kriege verloren hätte.

Der Schrecken sollte die innern und äußern Feinde zermalmen. Daher nennt man diese Regierung den Terrorismus. Im Innern herrschte Robespierre; die Führung des Krieges überließ er einem geschickten Officiere, dem General Carnot. „Ganz Frankreich," so lautete der Befehl, „wird ein einziges großes Lager; jeder Einwohner gehört dem Kriegsdienste an. Sobald die Sturmglocke gezogen wird, steht das Volk in Masse auf. Unverheirathete und Witwer ohne Kinder ziehen an die Grenzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel zu, die Weiber sorgen für die Kleider der Soldaten und die Kinder zupfen Charpie." Wie unklug! Wer sollte denn die ungeheuern Menschenmassen anführen? Woher sollten die Lebensbedürfnisse kommen? Wer sollte Aecker und Gärten bebauen, wer in Fabriken arbeiten, wer die kleinen Kinder warten, wer die Wirthschaft führen? Das sah man auch bald ein und theilte nun die ganze Masse in drei Abtheilungen, von denen nur die eine, junge Leute von 18—25 Jahren, gegen den Feind marschiren mußte. Nun ergoß sich stromweise die junge Mannschaft an die Grenzen, von wildem Muthe beseelt; die Generale führten sie von Sieg zu Sieg; denn sie mußten siegen, wenn ihnen ihr Leben lieb war. In ganz Frankreich waren 200,000 Arme Tag und Nacht beschäftigt, Waffen und Pulver zu bereiten. Bald hatte der Krieg eine ganz andere Gestalt gewonnen. Die andringenden feindlichen Heere sahen sich plötzlich aufgehalten, und ehe ein Jahr verging, waren die französischen auf allen Punkten siegreich.

Auch im Innern wurden die unzufriedenen Städte bald unterworfen: Marseille zuerst, später Lyon, Toulon und andere

Städte. Ueberall wurden die empörendsten Grausamkeiten an den wehrlosen Bürgern verübt. Man schickte, nachdem schon Alles unterworfen war, die teuflischsten Menschen als Deputirte hin, um Rache zu üben. Nach Lyon kam der Unmensch Collot d'Herbois. Vor der Revolution war er hier als Schauspieler einmal ausgepfiffen worden; dafür wollte er nun eine blutige Rache nehmen. Es wurde über die unglückliche Stadt das Urtheil ausgesprochen: daß sie von Grund aus zerstört und die Einwohner als Königlichgesinnte zur Strafe gezogen werden sollten. Die Zerstörung fing an, und nach fünf Monaten zeigte nur noch ein ungeheuerer Schutthaufen, wo diese Stadt voll der schönsten Gebäude, mit mehr als 100,000 Einwohnern, der Sitz der blühendsten Sammet- und Seidenmanufacturen, gestanden hatte. Indessen hatte Collot die reichsten Einwohner einkerkern lassen und ließ sie nun hinrichten. Anfangs starben ihrer täglich unter der Guillotine; aber diese Todesart ging ihm zu langsam; er ließ sie daher zu Hunderten vor die Mündungen der Kanonen stellen und mit Kartätschen niederschmettern, oder von der Brücke in die Rhone stürzen.*) — Ein anderes Ungeheuer, Carrier, wüthete auf ähnliche Weise in Nantes gegen die gefangenen Vendéer. Die gewöhnlichen Todesarten genügten seiner Bosheit nicht; er sann auf neue Martern. So ließ er eigene Fahrzeuge mit Fallthüren bauen, die er mitten auf der Loire öffnen ließ, damit die Unglücklichen in den Fluß hinabstürzten. Auch wurden wohl zwei und zwei auf seinen Befehl zusammengebunden und so ins Wasser geworfen. Diese Mordscenen dauerten zwar nur vier Wochen, kosteten aber 2000 Kindern, überhaupt 10,224 Menschen das Leben. Die Soldaten, welche in die Vendée eindrangen, verfuhren hier, so wollte er es, mit empörender Unmenschlichkeit. Städte, Dörfer und Schlösser wurden verbrannt und die Einwohner ermordet; die ganze Vendée schwamm in Blut. Nicht viel besser ging es in Bordeaux, obgleich diese Stadt sich schon früher dem Convente wieder unterworfen hatte. Eben so in Marseille, wo die vornehmsten Bürger haufenweise unter der Guillotine bluteten. Toulon hatte sich aus Angst den Eng-

---

*) S. mein Handbuch der Geographie für höhere Töchterschulen, Th. 2 (bei Lyon).

ländern und Spaniern in die Arme geworfen. Nach einer harten Belagerung, bei welcher die Geschichte zuerst des jungen Napoleon Bonaparte erwähnt, wurde die Stadt eingenommen, die Fremden ließen sie im Stich, und die armen Einwohner wurden wie die der übrigen Städte behandelt, wobei Bonaparte keine ehrenvolle Rolle spielte. Er ließ die Königlichgesinnten zu Hunderten durch Kartätschenfeuer ermorden und dann wurde die Stadt der Erde gleich gemacht.

Während die französischen Heere Sieg auf Sieg erfochten, drückte eine eiserne Tyrannei das Volk zu Boden. Wer nicht Jakobiner war, wurde für verdächtig erklärt; wer sich durch Talente, Tugend, Gelehrsamkeit oder Wohlhabenheit auszeichnete, war keinen Augenblick sicher, ins Gefängniß gebracht zu werden, und wer hier einmal war, wurde nicht leicht wieder frei, sondern endigte unter der Guillotine, die jetzt den ganzen Tag in Bewegung war. Es schien, als wären die gräßlichen Zeiten unter Tiber, Caligula und ähnlichen Ungeheuern wiedergekommen. Die öffentlichen Gefängnisse reichten nicht mehr hin; jedes öffentliche Gebäude wurde zum Kerker eingerichtet. Täglich wurden größere oder kleinere Haufen ohne weitere Untersuchung auf Karren nach dem Richtplatze geführt. Eine Thräne, die man über die Hinrichtung eines theuern Verwandten vergoß und die von den lauernden Kundschaftern bemerkt wurde, oder ein Blick des Mitleids, auf ein vorbeigeführtes Schlachtopfer geworfen, war schon hinlänglich, Jemand auf die Liste der Geächteten zu bringen. Gutgekleidete Leute wurden für verdächtig gehalten und konnten froh sein, wenn sie dem Gefängnisse und dem Tode entgingen. Menschen dagegen mit schmuziger Wäsche, in zerlumpten und schmuzigen Kitteln, mit ungekämmten fliegenden Haaren, eine Jakobinermütze auf dem Kopfe, mit zerrissenen Beinkleidern, wurden als ächte Vaterlandsfreunde gepriesen. Man nannte solche Lumpenkerle Sansculotten, und sie hielten diese Benennung für einen Ehrentitel. So war es nicht allein in Paris, sondern in allen Städten. Ueberall waren Revolutionstribunale und Guillotinen.

Vor Allen suchten Robespierre und Danton sich Derer zu entledigen, die sie für ihre offenen oder heimlichen Feinde hielten. So wurden an einem Tage 42 Conventsdeputirte, an einem an-

dern gar 73 guillotinirt. Nun wurde auch der unglücklichen Königin der Proceß gemacht. Nach der Hinrichtung des Königs hatte sie anfangs noch im Tempel gefangen gesessen, wo man fortfuhr, sie auf alle Weise zu kränken. Am 3. Juli 1793 erschienen Magistratsbeamte und theilten ihr den Beschluß mit, daß der Dauphin von der Familie getrennt und in ein noch engeres Gefängniß gebracht werden solle. Der Kleine warf sich in die Arme seiner Mutter und bat mit Thränen und lautem Geschrei, ihn doch nicht von ihr zu trennen. Die Königin war wie vom Donner gerührt. Sie wehrte sich wie eine Löwin, der man die Jungen rauben will. Sie stellte sich vor das Bette, in welchem das Kind lag, und schwur, eher zu sterben, ehe sie sich von ihm trennte. Die Beamten drohten und schimpften; eine Stunde war darüber vergangen. Jetzt erklärten sie, sie müßten das Kind todt oder lebendig haben. Das schlug an. Elisabeth und die junge Prinzessin kleideten ihn an, weil es der Königin dazu an Kraft gebrach. Dann führte sie ihn selbst den Beamten zu, nachdem sie ihn in einem Strome von Thränen gebadet hatte; denn sie sah voraus, daß sie ihn nie wiedersehen würde. Von nun an wurde ihr und den Prinzessinnen auch alle Bedienung entzogen; sie mußten ihr Gefängniß selbst ausfegen und selbst die Betten machen. Am 2. August wurden sie unvermuthet des Morgens um 2 Uhr geweckt. Es waren Beamte, welche der Königin den Beschluß vorlasen, sie nach der Conciergerie zu bringen, einem finstern und für schwere und gemeine Verbrecher bestimmten Gefängnisse. Ohne die Farbe zu verändern, hörte sie das Urtheil an, während die Prinzessinnen laut ihren Schmerz äußerten. Man durchsuchte ihre Taschen und nahm, bis auf ein Schnupftuch, Alles, was sie hatte. Dann ermahnte sie ihre Tochter zur Standhaftigkeit, wies sie an, ihrer Base als ihrer zweiten Mutter zu folgen, und verließ schnell das Gefängniß. In der Conciergerie erhielt sie das schmuzigste, feuchteste und ungesundeste Loch; man untersagte ihr alle Arbeit, selbst das Stricken, unter dem Vorwande, daß sie sich mit den Stricknadeln das Leben nehmen könnte. Am 13. October wurde sie vor das Revolutionsgericht gestellt. Ihr Verhör wurde, um sie zu ermatten, den Tag hindurch bis in die Nacht hinein fortgesetzt; man reichte ihr keine Nahrung und Stärkung, und vergebens bat

sie dreimal um ein Glas Wasser. Aber sie antwortete besonnen und bestimmt. Am 16. October führte man sie zum Tode. Da saß sie, die Tochter Maria Theresia's und vor wenig Zeit noch mächtige Königin, auf dem Karren, der alle Verurtheilte hinausführte, im ärmlichen, ja zerrissenen Nachtkamisol und, obwohl erst 37 Jahr alt, zur Greisin gealtert durch Gram und Seelenleid. Rasch stieg sie die Stufen des Schaffots hinan und endigte mit standhaftem Muthe ihre langen Leiden.*)

Am 6. November 1793 hauchte auch Orleans seine schwarze Seele aus. Selbst von seinen ehemaligen Anhängern tief verachtet, war er auf Robespierre's Befehl aus dem Gefängnisse von Marseille nach Paris gebracht worden. Hier sah er sich von aller Welt verlassen. Sein Todesurtheil hörte er mit stumpfer Gleichgültigkeit an; das Leben war seiner schuldbewußten Seele eine Last. Er starb ohne Erschütterung, mit der Gleichgültigkeit eines gänzlich abgespannten Gemüths. Von nun an war das Morden durch die Guillotine an der Tagesordnung; auch Frauen, selbst Kinder starben darunter. Endlich erklärte Danton: jetzt sei Revolution genug; man müsse endlich stille stehen. Dem widersprachen die wildesten Jakobiner und meinten, die Revolution sei noch lange nicht zu Stande. Robespierre freute sich über diesen Zwiespalt des Berges und wußte lange nicht, zu welcher Partei er sich schlagen sollte. Plötzlich aber ließ er am 12. März 1794 die ärgsten Schreier der erstern Partei gefangen nehmen und hinrichten. Auch mit Danton war seine Freundschaft bald zu Ende, seitdem er wußte, daß Danton des Mordens überdrüssig war und ihn stürzen wollte. Schon hatte Danton den Tag dazu bestimmt, als Robespierre in der Nacht vorher sich Danton's und anderer Jakobiner am 31. März 1794 bemächtigen ließ. Der Proceß dauerte nur einige Tage. Danton starb mit Verwünschungen Robespierre's, dem er einen ähnlichen Tod weissagte.

*) Die Kammer, welche der Königin zum Gefängniß diente, ist jetzt zu einer Kapelle eingerichtet. Man sieht hier eine Grabsäule von weißem Marmor, an deren Fuß die Worte der Königin, welche sie vor ihrem Tode an die Prinzessin Elisabeth schrieb, eingegraben sind: „Möge mein Sohn nie die letzten Worte seines Vaters, die ich ihm hier ausdrücklich wiederhole, vergessen: er trachte nimmer danach, unsern Tod zu rächen; ich vergebe allen meinen Feinden das Böse, das sie mir zugefügt haben.“

Dieser war bei der Hinrichtung gegenwärtig, und als er das Haupt fallen sah, rieb er sich freudig die Hände und verlor sich in der Menge. Einige Wochen darauf starb den Märtyrertod auch Ludwig's XVI. Schwester, die tugendhafte Elisabeth, erst 30 Jahre alt. Sie war ein stetes Vorbild aller Tugenden. Seit ihrem 15. Jahre hatte sie sich ganz Gott gewidmet und allen irdischen Wünschen und Gedanken entsagt.

Nun stand der schreckliche Robespierre auf der größten Höhe. Er beherrschte den Wohlfahrtsausschuß und dieser wieder ganz Frankreich. Der Convent wurde gar nicht mehr befragt. Alles zitterte vor Robespierre, dessen bloßer Name schon die Zungen lähmte. Uebrigens hatte Danton's Beispiel gelehrt, daß keiner seiner sogenannten Freunde mehr vor ihm sicher sei, und daß Der am meisten zu fürchten habe, welcher ihm am nächsten stehe. Dennoch wagte Keiner ihn anzugreifen, so lange er noch vom Volke geachtet wurde; denn dieses lobte an ihm seine Mäßigkeit und Einfachheit. Ob ihm gleich alle Reichthümer zu Gebote standen, so schwelgte er doch nicht. Er wohnte noch in demselben kleinen Hause, in dem er früher gewohnt hatte, und kleidete sich eben so einfach als sonst. Aber durch seine Angriffe gegen die Religion machte er sich endlich verächtlich. Von Religion konnte bei den Revolutionsmännern überhaupt nicht die Rede sein; wie hätten sie sonst solche Greuel begehen können? Aber auch über den äußern Anstand setzten sie sich bald hinweg und Einer suchte den Andern durch Tollheiten und Nichtswürdigkeiten zu überbieten. Die kirchlichen Geräthe wurden hinweggenommen, der Katholicismus abgeschafft, und die Abgeordneten von Paris erklärten, sie brauchten keine Priester, keine Kirchen, keinen Gottesdienst mehr. Dagegen sollten der Vernunft künftig Altäre gebaut und die große Notredamekirche zum Tempel der Vernunft eingerichtet werden; und doch stand es mit der Vernunft dieser Leute gerade so sehr schwach. Am 10. November 1793 wurde auch ein großes Fest der Vernunft gefeiert, an welchem der ganze Convent feierlich nach dem neuen Vernunfttempel zog. Dabei hatte man eine Frau, welche die Göttin der Vernunft darstellte, auf einen offenen Wagen gesetzt, man führte sie in die Kirche, setzte sie auf den Altar und sang Loblieder auf sie. Das Beispiel wirkte; in ganz Frankreich schaffte man die christliche Reli-

gion ab und bekannte sich zum Dienste der Vernunft. (Binnen 20 Tagen wurden 2346 Kirchen in Tempel der Vernunft verwandelt.) Statt der kirchlichen wurden Nationalfeste angeordnet: der Natur, dem Menschengeschlechte, dem französischen Volke, der Vaterlandsliebe u. s. w. Fromme Gemüther zogen sich in die Stille zurück und feierten hier ihren Gottesdienst, die Verblendung des großen Haufens beklagend. Hier und da murrte auch selbst das gemeine Volk; die Macht der erhaltenen religiösen Erziehung ließ sich doch nicht mit einem Male vernichten. Da trat Robespierre am 4. Mai 1794 auf, hielt eine lange abgeschmackte Rede, und erklärte darin, er wollte hiermit dem Urheber der Natur seine Existenz und der menschlichen Seele die Unsterblichkeit wiedergeben. Er ließ über der Thüre der Notredamekirche das Wort „Vernunfttempel" abreiben und dafür die Worte setzen: „Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele." So unklug auch das französische Volk war, so lachte doch Jeder über die Albernheit des Dictators, und von nun an wurde er allgemein verächtlich. Hätte dieses moralische Ungeheuer Mitleiden verdient, so hätte man ihn jetzt bemitleiden müssen; denn er selbst befand sich auf dem Gipfel der Macht in einem betrübten Zustande. Seine Einbildungskraft führte ihm fürchterliche Schreckbilder vor, weil er Keinem mehr traute, und die Furien seines Gewissens ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er sah um sich nichts als die blutigen Leichen seiner unzähligen Schlachtopfer, und Dolche, die gegen seine Brust gezückt würden. Er hörte nichts als das Wimmern und Angstgeschrei der Unschuldigen, die in die Gefängnisse und zum Richtplatze geführt wurden, auch mitunter Stimmen aus Gräbern, die ihm fluchten und ihn zu sich riefen. Gelb und bleich irrte er ohne Rast umher und wußte zuletzt kaum noch, was er that. Jeden, den er sah, starrte er als einen Verräther an und traute sich zuletzt kaum noch, ohne Begleitung auszugehen. Jetzt verbreitete sich das Gerücht: er wolle 47 seiner mächtigsten Anhänger stürzen. Schnell traten diese zusammen und beschlossen, ihm zuvorzukommen.

Am 27. Juli 1794 hatten Robespierre und seine Gehülfen beschlossen, den Angriff gegen jene 47 auszuführen. St. Just, einer der bösesten Menschen, trat auf und äußerte, man müsse,

um die Gebrechen der Republik zu heilen, einige krebsartige Glieder abschneiden. Bei diesen Worten erhoben sich hundert Stimmen gegen ihn. Tallien und Billaud von Varennes klagten Robespierre an, nach der Alleinherrschaft zu streben. Dieser stürzte, bleich wie der Tod, auf den Rednerstuhl, versuchte, sich zu vertheidigen, sprach anfangs nichts als Worte ohne Sinn und endlich wurde seine Stimme durch das Geschrei: „Herunter mit dem Tyrannen!" zum Schweigen gebracht. Nun wurde die Verhaftung Robespierre's und seines Anhangs beschlossen. Dies gelang auch anfangs; aber der Theil des Pöbels, der ihm anhing, befreite ihn wieder, und nun begann ein verzweifelter Kampf auf Tod und Leben zwischen dem Convente und Robespierre, der sich mit den Seinigen auf dem Rathhause befand. Den ganzen Tag und den folgenden läutete die Sturmglocke; bewaffnete Haufen zogen durch die Straßen, und lange blieb es ungewiß, welche Partei obsiegen würde. Endlich, erst am andern Tage, gelang es dem Convente, den größten Theil der bewaffneten Bürger zu gewinnen. Das Rathhaus wurde erstürmt. Robespierre's Bruder, ein nichtswürdiger Mensch, sprang zum Fenster hinunter und brach ein Bein; er selbst schoß sich eine Pistole vor den Kopf, zerschmetterte sich aber nur einen Kinnbacken und wurde in seinem Blute schwimmend gefangen fortgeführt. Ein Anderer versuchte, sich den Kopf an der Mauer einzustoßen, und noch Andere wurden aus Schränken, Kaminen und geheimen Gemächern, wohin sie sich versteckt hatten, zusammengeholt. Am folgenden Tage schon, den 28. Juli 1794, starben alle diese Erzbösewichter, 22 an der Zahl, unter der Guillotine, Robespierre mit der gemeinsten Feigheit. Schon als er auf dem Karren durch die Straßen geführt wurde, saß er einem Todten ähnlich da, starrte vor sich hin und hörte nicht mehr die Verwünschungen, die das Volk gegen ihn ausstieß, das, laut jubelnd und ihm fluchend, nebenher lief. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker das Tuch herunter, das er sich um sein verwundetes Gesicht gebunden hatte. Die zerschmetterte Kinnlade fiel herab, und er stieß einen Schmerzensschrei aus, daß Alle erschraken, und schaudernd betrachtete Jeder die durch den Todeskampf und den satanischen Ausdruck seines Gemüths verzerrten Züge.

Nun öffneten sich die Gefängnisse; unzählige unschuldige Schlachtopfer, die jede Stunde den Tod erwartet hatten, wurden der Freiheit wiedergegeben und der Terrorismus hatte sein Ende. Während desselben waren in Paris 2774 Personen guillotinirt worden, darunter ein Greis von 97 und ein Knabe von 14 Jahren.

115. Fortgang der Revolution.

So wie ein durch Sturm aufgeregtes Meer lange noch, auch wenn der Orkan bereits vorüber ist, Wellen schlägt, so fehlte doch noch viel, ehe Frankreich beruhigt wurde. Die Einrichtungen blieben fürs Erste die alten, nur daß man in allen Dingen gemäßigter verfuhr. Das aber gab den Jakobinern Muth, neue Versuche zu machen, wieder ihr Haupt zu erheben, bis endlich nach mehrern hartnäckigen Kämpfen das Ungeheuer daniederlag. Während dieser Kämpfe erhielt auch der unmenschliche Carrier sein Todesurtheil; eine Menge anderer Jakobiner wurden hingerichtet, und einige, die hundertfach den Tod verdient hatten, z. B. Collot d'Herbois, wurden nur aus dem Lande geschafft. Darüber verging der übrige Theil des Jahres 1794 und die erste Hälfte von 1795. Auch erließ der Convent nun manche gute Verordnung. Lyon und Toulon wurden wieder aufgebaut, Jedem die Religionsfreiheit zugestanden und endlich die Revolutionstribunale abgeschafft. Nun schritt man auch zu einer neuen Verfassung, der dritten seit sechs Jahren. Es sollte ein Rath von 500 Männern das Recht haben, Gesetze vorzuschlagen, ein Rath von 250 (der Rath der Alten) die Vorschläge prüfen und annehmen oder verwerfen, und fünf Directoren die Regierung selbst übernehmen. Der Geist der Mäßigung machte nun auch, daß der blutige Krieg in der Vendée beendigt wurde. Was die empörendste Grausamkeit gegen die armen Vendéer nicht hatte bewirken können, das bewirkte die Menschlichkeit, mit der man gegen sie verfuhr. Es wurde ihnen Friede angeboten, den sie gern annahmen, und so war im Jahr 1795 das ganze Innere von Frankreich beruhigt. Zwar brach nachmals der Krieg in der Vendée noch einmal aus, wurde aber nicht mehr mit solcher Erbitterung wie vordem geführt, und zu Anfange des Jahres 1796 ganz beendigt.

Am 9. Juni 1795 starb der unglückliche Dauphin, den die königlich Gesinnten seit seines Vaters Hinrichtung Ludwig XVII. genannt hatten, in seinem Gefängnisse im Tempel, 10 Jahre alt. Nach der Trennung von seiner Mutter hatte das arme Kind zwei Tage und zwei Nächte hintereinander geweint und immer nach seiner Mutter und Schwester verlangt. Sein Wärter war ein Schuster, Namens Simon, ein durchaus boshafter und roher Mann. Er quälte es auf eine unglaubliche Weise, besonders wenn es nach seiner Mutter weinend verlangte, und suchte es planmäßig zu verderben. Es mußte die schändlichsten Lieder singen und die schrecklichsten Flüche und Lästerungen gegen Gott und gegen seine Familie aussprechen. Er zwang ihn, über die Maßen zu essen und Wein zu trinken, ließ ihn oft aus bloßem Muthwillen mitten in der Nacht aufstehen und prügelte ihn ohne Ursache fürchterlich; auch mußte das Kind gegen seine eigene Mutter falsche Beschuldigungen angeben. Endlich befreite man ihn zwar von seinem Peiniger, ließ ihn nun aber ganz allein und ganz in Schmuz und Ungeziefer verkommen. Sechs Monate lang wurde ihm sein Bette nicht gemacht, ein ganzes Jahr lang ihm kein frisches Hemde, keine frischen Strümpfe angezogen, nie seine Stube gelüftet. Da war es denn kein Wunder, wenn sein Körper ungesund wurde und seine Geisteskräfte ganz erschlafften. Den ganzen Tag brachte er unthätig zu, und kam Jemand in sein Gefängniß und fragte ihn etwas, so schwieg er, weil er für nichts mehr Interesse hatte. Der arme Knabe! — Nach Robespierre's Sturz wurde er zwar besser behandelt; aber das Uebel war schon zu sehr eingerissen. Er bekam ein schleichendes Fieber und starb den 9. Juni, erst 10 Jahre alt. Nach seinem Tode blieb seine Schwester, die jetzige Herzogin von Angoulême, noch ein halbes Jahr lang im Tempel; dann, gerade 17 Jahre alt, wurde sie gegen einige von den Oestreichern gefangene Franzosen ausgewechselt und war nun froh, ein Land zu verlassen, wo ihre theuern Verwandten hatten bluten müssen.

Im Felde hatten die Franzosen mit großem Glücke gefochten. Junge, kühne, talentvolle Generale führten sie von Siege zu Siege. Einer unter ihnen, Pichegru, wandte sich gegen die Niederlande. Im raschen Siegeslaufe dringt er bis an die Arme des Rheins vor, die unter verschiedenen Namen sein Wasser ins

Meer führen. Hier halten ihn die Fluten der Ströme und der künstlichen Ueberschwemmungen auf, und schon glaubte er wieder umkehren zu müssen, als ein plötzlich eintretender heftiger Frost das Wasser erstarren macht. Ungehindert geht er nun über die harte Eisrinde und hat in wenigen Tagen ganz Holland inne. Das geschah im Winter von 1794—95. Die Holländer, schon vorher zum Theil Feinde des oranischen Hauses, nehmen die Franzosen mit offenen Armen auf, werden von ihnen als Brüder begrüßt und die bisher vereinigten Niederlande unter dem Namen Batavien zu einer unabhängigen Republik nach französischem Muster erklärt; aber zugleich bitten sich die neuen Brüder von ihren holländischen Freunden 100 Millionen Gulden zur Erstattung der Kriegskosten aus. Wie Mancher wünschte nun wieder die vorige milde Regierung des Erbstatthalters zurück! Aber dieser war bereits mit seinem Sohne (dem 1840 abgegangenen und 1843 gestorbenen Könige der Niederlande) nach England geflüchtet.

Viele der europäischen Fürsten hatten den Krieg gegen Frankreich nur unternommen, in der Hoffnung, den damals noch lebenden König zu retten und der Ausbreitung jakobinischer Grundsätze ein Ziel zu setzen. Jetzt war aber der König todt und die Jakobiner gestürzt. Ueberdies waren die Fürsten des Krieges herzlich überdrüßig und es herrschte unter ihnen viele Uneinigkeit. Daher suchte einer nach dem andern sich vom Kriegsschauplatze wegzuschleichen. Zuerst gingen der Großherzog von Toscana, dann gar der König von Preußen ab, indem sie mit Frankreich den Frieden von Basel schlossen. Dann traten auch Hessen und Spanien dem Frieden bei. Das geschah 1795. So blieben fast nur Rußland, Oestreich, England und ein Theil von Deutschland auf dem Kriegsschauplatze. Rußland konnte oder wollte aber wegen großer Entfernung nicht viel thun, und Oestreich focht am Rhein und in Italien mit abwechselndem Glücke. Dagegen war England zur See überall siegreich und nahm den Franzosen eine Colonie nach der andern weg.

Einen Hauptverlust hatten die Franzosen schon 1792 erlitten, nämlich die Insel St. Domingo. Bekanntlich war diese Insel unter die Franzosen und Spanier getheilt. Sie ist überaus fruchtbar und brachte im Jahre 1774 den Franzosen für

fast 24 Millionen Thaler an Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle und andern Waaren ein. Alle Plantagen aber, obgleich sie den Weißen gehörten, wurden von schwarzen Sklaven bearbeitet und diese armen Menschen mit empörender Härte behandelt. Als die Nachricht von der französischen Revolution dorthin kam, dachten die Mulatten (schwarzgelbe Menschen, deren Väter Weiße und deren Mütter Negerinnen sind), die bis dahin zwar keine Sklaven gewesen waren, aber doch keine bürgerlichen Rechte gehabt hatten, nun sei eine Gelegenheit da, die Lehre von Freiheit und Gleichheit gegen die Weißen durchzusetzen. Sie schlossen sich an die Negersklaven an, unterrichteten sie in der neuen Lehre von den allgemeinen Menschenrechten und machten Miene, gegen die Weißen aufzustehen. Anfangs unterstützte auch die unkluge Nationalversammlung die Ansprüche der farbigen Menschen, hob aber bald die gegebene Erlaubniß, an den Volksversammlungen Theil zu nehmen, auf. Da empörten sich die wilden Sklavenhorden, zerbrachen überall ihre Fesseln, fielen über ihre Herren her, ermordeten alle Weiße, die sie fanden, und übten, von Rachedurst getrieben, die unmenschlichsten Grausamkeiten aus. Das geschah 1792. Zwar versuchten die Franzosen mehrmals, die Insel wieder zu erobern; aber vergebens. Die Neger wählten sich Generale, unter denen der teuflische Dessalines und der menschlichere Mulatte Toussaint l'Ouverture sich vorzüglich hervorthaten, bis nach Beider Untergang *) der Neger Christoph, früher Sklave und Koch, dann Gastwirth, sich unter dem Namen Heinrich I. zum Könige machte, während in dem südlichen Theile der Insel der Mulatte Petion eine Republik stiftete. Nach dem Tode Petion's und dem Selbstmorde Heinrich's vereinigte im Jahre 1822 der gemäßigte Boyer beide Theile und regierte seitdem den Staat unter dem Titel eines Präsidenten mit vieler Milde bis 1843, wo eine Revolution gegen ihn losbrach. Er mußte die Insel verlassen, und die Präsidentschaft wurde durch General Herard wieder besetzt. Doch auch dieser ist 1844 verjagt worden und General Guer-

*) Toussaint wurde in Frankreich im Gefängnisse ermordet, nachdem er sich dem französischen Heere ergeben hatte; Dessalines wurde auf der Insel drei Jahre nachher umgebracht.

rier an seine Stelle gekommen. 1845 ist Pierrot der neue Präsident geworden.

Mit neuem Nachdruck wurde von Seiten Frankreichs und seiner Feinde der Feldzug von 1796 eröffnet. Auf zwei verschiedenen Schauplätzen traten die Heere auf, in Deutschland und Italien. Dort stellte sich der Bruder des deutschen Kaisers, der treffliche Erzherzog Karl, an die Spitze der deutschen Truppen, um die Franzosen unter Jourdan und Moreau zu bekriegen. Aber anfangs ging es sehr unglücklich. Fast in allen Gefechten geschlagen, mußten sich die Deutschen immer weiter zurückziehen, während die Franzosen in Deutschland eindrangen, den Markgrafen von Baden und den Herzog von Würtemberg zum Frieden zwangen und bis nahe an die östreichische Grenze vorrückten. Jetzt aber änderte sich die Scene plötzlich. Je näher die Oestreicher ihrer Grenze kamen, desto mehr wuchs ihr Muth und desto häufiger strömten ihre Verstärkungen herbei. Erzherzog Karl griff nun rasch den Feind an, warf ihn überall, Schlag auf Schlag, zurück; die durch die Räubereien der Franzosen aufgebrachten Landleute in Hessen und Franken fielen über die Fliehenden her und erschlugen ihrer eine Menge. Nur Moreau, ausgezeichnet als Feldherr und als Mensch *), bewerkstelligte mit

---

*) Wie menschlich und edel Moreau selbst gegen seine Feinde war, davon nur zwei Beispiele. Einst wurde der östreichische General Spanochy von den Franzosen gefangen. Der Erzherzog Karl, der ihn besonders liebte, da er sein Erzieher gewesen war, bewarb sich bei Moreau um seine Freilassung und schrieb: er wisse wohl, daß eine solche Bitte ungewöhnlich sei; allein vielleicht mache sie diesmal eine Ausnahme von der Regel, indem er sich für den Freund seiner Jugend, für seinen Erzieher verwende. — Die Antwort war: „Spanochy ist auf sein Ehrenwort entlassen und in zweimal 24 Stunden haben Sie ihn in Wien." Als der Erzherzog seinem Freunde entgegeneilte, begegneten ihm hinter Linz mehrere Verwundete, die aus Mangel an Fuhrwerken mühsam von ihren Kameraden fortgetragen wurden, da die Pferde zum Transport der Kanonen unentbehrlich waren. „Spannt die Kanonen aus!" befahl der edle Prinz; „es ist besser, daß sie in die Hände des Feindes fallen, als diese braven Krieger." — Die Kanonen wurden auch wirklich von den Franzosen genommen; als aber Moreau den Zusammenhang der Sache erfuhr, sandte er das Geschütz den Oestreichern mit den Worten zurück: „Was aus Menschenliebe geopfert wurde, kann bei civilisirten Kriegern nicht als Beute gelten."

Während des Feldzugs 1796 nahm Moreau in einem Pfarrhause in

seinem Heere einen regelmäßigen Rückzug durch den Schwarzwald bis über den Rhein. Aber jetzt wurde Karl nach Italien abgerufen, wo es ganz anders stand.

Hier hatte ein 27jähriger General, Napoleon Bonaparte (geb. in Ajaccio auf Corsica 1768), ein Mann von Geist, Kraft und Kühnheit, den Oberbefehl bekommen. Ihm gegenüber stand an der Spitze der Oestreicher und italienischen Truppen der alte Beaulieu. Mit jugendlichem Ungestüm griff Bonaparte sie an, warf sie zurück, zwang den König von Sardinien, um Frieden zu bitten, war binnen vier Wochen Herr der Lombardei und erfüllte mit seinem Ruhme ganz Europa. Jetzt baten die italienischen Fürsten um die Wette um Frieden und erhielten ihn auch, aber nur unter schweren Bedingungen. Manche mußten Ländereien abtreten, alle Geld zahlen und die meisten, was bisher unerhört war, ihre schönsten Gemälde und Bildsäulen aus ihren Sammlungen hergeben. Nun ging es auf die Festung Mantua los, die mitten im Mincio liegt und daher schwer zu erobern war. Bonaparte setzte Alles daran, sie einzunehmen, und die Oestreicher, sie zu vertheidigen. Kaiser Franz schickte ein Heer nach dem andern, die Franzosen von da wegzutreiben; aber Bonaparte schlug sie nacheinander. Den ganzen Winter über wurde um die Stadt gekämpft, bis sie sich endlich ergeben mußte, im Februar 1797. Nun wandte sich Bonaparte gerade nach Oestreich selbst; wer sollte ihn aufhalten, den Unbesiegbaren? — Keinem traute man das zu als dem Erzherzoge Karl. Geschwind wurde er aus Deutschland vom Laufe seiner Siege

---

Baiern sein Quartier. Der Pfarrer hatte sein sämmtliches Silbergeschirr für die Tafel des Obergenerals hergegeben. Wie erschrak er, als Moreau alles Silber abräumte und in sein Schlafzimmer trug! Er hielt das mühsame Ersparniß vieler Jahre für verloren, als ein Adjutant Moreau's alles Geschirr dem Pfarrer mit dem Auftrage des Generals zurückbrachte, blecherne oder hölzerne Löffel, oder geringeres Geschirr statt des silbernen herzugeben, weil er wohl für sich, nicht aber für die vielen Leute, die aus- und eingingen, einstehen könnte. Der erstaunte Pfarrer gab Alles mit der Bitte zurück, daß der General es aufbewahren möge, da er keinen sicherern Platz im Hause wisse, worauf Moreau dem Pfarrer das Silber in einem in seinem Schlafzimmer befindlichen Kasten legen und den Schlüssel zu sich nehmen ließ.

abgerufen und gegen Bonaparte geschickt. Aber auch er vermochte nicht, dessen Fortschritte aufzuhalten. Bonaparte drang von Süden in Oestreich ein. Hier verzweifelte man, ihm widerstehen zu können, und — schloß mit ihm einen vorläufigen Frieden, der am 17. October 1797 in einen förmlichen Frieden verwandelt wurde. Dieser wurde geschlossen in Campo Formio, einem Schlosse nahe bei Udine im Venetianischen. Oestreich mußte hier große Opfer bringen. Es verzichtete auf seine Niederlande, die nun an Frankreich kamen, trat Mailand und Mantua ab, und versprach heimlich, nichts dagegen zu haben, daß Frankreich das ganze linke Rheinufer einnehme. Dagegen erhielt Oestreich das Gebiet der Republik Venedig, die, ohne selbst zu wissen, wie sie dazu kam, aufgelöst und verschenkt wurde. Aber so machte es Bonaparte seitdem immer: er nahm und verschenkte Länder, die ihm gar nicht gehörten, wie es ihm beliebte. Aus den in der Lombardei gemachten Eroberungen bildete er jetzt eine Cisalpinische Republik, die dem Namen nach unabhängig war, in der That aber Alles thun mußte, was Frankreich ihr vorschrieb. Ebenso ging es mit Genua, welches er in eine Ligurische Republik umschuf.

Nun waren nur noch Rußland, Portugal, England und das deutsche Reich mit Frankreich im Kriege. Die beiden erstern Mächte verhielten sich jetzt wegen ihrer Entfernung ganz ruhig. Gegen England aber nun schien Frankreich alle seine Kräfte wenden zu wollen. Es wurde ein großes Heer an der England gegenüberliegenden Küste gesammelt, und französische Schreier verkündigten, nächstens würden ihre Heere siegreich in London einziehen und dem englischen Reiche ein Ende machen. Während dessen, daß Aller Blicke nach Brest gewendet waren, wurde von Toulon aus durch Bonaparte eine Eroberung unternommen, die ganz Europa überraschte. Doch davon nachher, wenn wir erst erzählt haben werden, was bis zum Jahre 1799 in Europa vorging.

Gleich nach dem Frieden von Campo Formio starb Friedrich Wilhelm II., König von Preußen. Er hatte die Hoffnungen, mit denen man ihn auf den Thron seines großen Vorgängers steigen sah, nicht erfüllt. Da er von Natur zur trägen Sinnlichkeit Neigung hatte, so bemächtigten sich seiner bald

ränkevolle Weiber und Günstlinge, und verleiteten ihn zu vielen Ausschweifungen und Geldausgaben, welche den Staat in Schulden stürzten. Er starb am 17. November 1797. Sein ältester Sohn, Friedrich Wilhelm III., bestieg nun den Thron (1797—1840). Gleich seine ersten Schritte zeigten, wie sehr er Willens war, seine Unterthanen recht glücklich zu machen.

Doch, wieder auf Frankreich zu kommen, so wurde aus der Landung in England nichts; vielleicht hatten die Franzosen durch die großen Anstalten nur die Augen der Völker von Toulon abwenden wollen. Dagegen zeigte das Directorium, wie wenig ihm das Völkerrecht heilig sei. Der damalige Papst Pius VI. hatte durch schwere Opfer den Frieden mit Frankreich erkauft, um nur sein Land zu behalten. Aber das Directorium war lüstern danach und benutzte einen Vorwand, es ihm wegzunehmen. Es entstand, vermuthlich auf Anstiften der Franzosen, ein Volkstumult in Rom, wobei die Wohnung des französischen Gesandten, Joseph Bonaparte's, eines Bruders Napoleon's, etwas beschädigt und ein französischer General durch seine eigene Unvorsichtigkeit erschossen wurde. Gleich verließ Joseph Rom. Die Entschuldigungen des erschrockenen Papstes wurden nicht gehört, ein Heer nach dem Kirchenstaat gesandt und dieser nebst Rom in Besitz genommen. Nun erklärten die Franzosen im Februar 1798 Rom für eine Römische Republik und führten den alten, schwachen Papst mit Gewalt nach Frankreich, wo er im August 1799 in Valence starb.

Nicht besser verfuhr das Directorium mit der Schweiz. Auch hier waren Parteiungen entstanden. Einige wollten die alte Verfassung behalten, Andere wünschten eine der französischen ähnliche. Das sahen die Franzosen mit Vergnügen und beschlossen gleich, daraus Vortheil zu ziehen. Sie gaben vor, sie müßten sich ihrer Freunde in der Schweiz annehmen, und rückten ein. Zwar wurden nun alle Eidgenossen zur Vertheidigung aufgerufen; aber es war kein rechter Ernst und keine Einigkeit unter ihnen. Sie wurden nach einiger Gegenwehr geschlagen und Bern, Freiburg und Solothurn besetzt. Jetzt wollten sie die ganze Schweiz umkehren. Da traten die Waldstädte, die einst so mannhaft gegen Oestreich und Burgund gekämpft hatten, zusammen, den treulosen Angriff abzutreiben. Aber — es waren nicht mehr

die alten Schweizer. Es fehlte auch hier an Einigkeit und Vertrauen, und auch sie mußten nun den Einmarsch der verhaßten Franzosen dulden, welche die alte Eintheilung in 13 Cantons aufhoben und die Schweiz nach französischem Muster in eine einzige Republik verwandelten, die nun ganz von Frankreich abhängig blieb.

Kaiser Franz hatte den Frieden von Campo Formio so schnell und übereilt geschlossen, daß dabei das verlassene deutsche Reich ganz übergangen war. Das mußte nun also für sich allein mit den Franzosen unterhandeln. In Rastadt, einer kleinen Stadt im Badenschen, eine Stunde vom Rhein, kamen deutsche und französische Unterhändler zusammen. Das Erste, was die unverschämten Franzosen verlangten, war, daß die Deutschen ihnen alle Länder, die sie auf dem linken Rheinufer gehabt hatten, abtreten sollten. „Aber," sagten Die, welche dabei verloren, „wie kommen wir dazu, allein verlieren zu sollen?" — „Ihr sollt entschädigt werden," antworteten die Franzosen; und als man fragte: wovon? so machten sie den Vorschlag, den geistlichen deutschen Fürsten, z. B. den Kurfürsten von Mainz, Trier und Cöln, dem Erzbischofe von Salzburg u. s. w., ohne Weiteres ihre Länder zu nehmen und davon die Entschädigungen zu bestreiten. Was wollten die Deutschen machen? Sie willigten endlich ein; aber kaum war eine Bedingung bewilligt, so waren die Franzosen schon wieder mit einer neuen da, und machten die Deutschen nur einige Schwierigkeit, so wurde ihnen gleich gedroht und sie daran erinnert, daß sie wehrlos wären. Dabei zogen die Franzosen die Unterhandlungen bis ins zweite Jahr hin, und wenn die Deutschen darüber klagten, so warfen sie ihnen vor, sie, die Deutschen, wären Schuld daran, weil sie sich nicht schnell genug in alle Forderungen fügten. Endlich glaubten diese Alles überstanden zu haben, und nahmen den ihnen dictirten Frieden an. Allein nun trat Kaiser Franz wieder auf, um den Krieg mit Frankreich zu erneuern. Das übermüthige Betragen der Franzosen gegen den Papst, die Schweiz und in Rastadt bewies ihm, daß man bei ihnen auf keine Treue und keinen Glauben rechnen könne. Er schloß sich wieder an England und Rußland, und dieses an Neapel an. Auch die Deutschen, die schmählich gekränkten Deutschen, griffen wieder zu den Waf-

sen, und so entstand eine neue Verbindung gegen Frankreich, welche man die zweite Coalition nennt.

Aber ehe noch dieser Krieg ausbrach, fing das französische Directorium einen neuen in Italien an. Der König von Neapel, Ferdinand, wußte wohl, daß auch er nächstens an die Reihe kommen würde, sein Land zu verlieren, und trat daher insgeheim mit England und Rußland in Verbindung, um den Franzosen zuvorzukommen. Sogleich kündigten diese den Krieg nicht nur ihm, sondern auch dem ganz unschuldigen König von Sardinien an, der obendrein erst kurz vorher sein Land dem französischen Schutze übergeben hatte und daher ganz wehrlos war. Sie wandten vor, er habe mit Neapel in einem geheimen Briefwechsel gestanden. Da er zum Widerstande zu schwach war, so zog er sich nach der Insel Sardinien zurück und protestirte gegen die Gewaltthat. In wenigen Tagen (im December 1798) war sein Land eine Beute des französischen Heeres, und nun ging dieses gegen Neapel. Der König erbat sich von Oestreich einen Anführer, und dieses schickte den General Mack. Es giebt vielleicht in ganz Europa keine schlechtern Soldaten als die neapolitanischen. Das bewies sich auch hier. Wie scheue Rehe jagten die Franzosen sie vor sich her. Der König Ferdinand mußte schnell nach Sicilien flüchten; Neapel wurde von den Franzosen unter Championnet besetzt, nach einem blutigen Sturme, bei welchem 10,000 Lazzaroni fielen, und das Land wurde zur Parthenopeischen Republik erklärt (Parthenope war der älteste Name von Neapel). Ebenso bemächtigten sie sich ohne Umstände Toscanas und Luccas.

Das geschah zu Anfange des Jahres 1799, während man noch in Rastadt unterhandelte. Hier wurde die Unterhandlung mit einer scheußlichen und fast unerhörten Mordthat beschlossen. Die östreichischen Vortruppen waren schon bis in die Gegend von Rastadt vorgerückt, und daher die Abreise der französischen Gesandten, die noch eine Stunde bis an den Rhein auf deutschem Gebiete reisen mußten, mißlich, wenn sie nicht freies Geleit bekamen. Sie baten daher den hier commandirenden Oberst darum. Aber noch vor der bestimmten Antwort erhielten sie Befehl, binnen 24 Stunden Rastadt zu räumen. Die meisten anwesenden Gesandten riethen ihnen zwar, die Abreise bis auf den andern

Morgen zu verschieben; aber sie bestanden darauf, noch denselben Abend mit ihren Familien abzugehen. Als sie aber um 9 Uhr Abends erst einige Hundert Schritte über die Vorstadt hinaus waren, sprengten Szekler Husaren herbei, welche die Postillons befragten, ob sie die französischen Gesandten führten? Auf erhaltene Bejahung öffneten sie die Schläge der Wagen, rissen die drei Gesandten heraus und hieben sie vor den Augen ihrer Frauen und Kinder nieder. Dann bemächtigten sie sich ihrer Briefschaften und jagten davon. Roberjot, Bonnier und Jean Debry hießen die Unglücklichen. Letzterer war nur schwer verwundet worden; er verbarg sich die Nacht über und kehrte am andern Morgen nach Rastadt zurück. Recht edelmüthig benahmen sich dabei die deutschen Gesandten, besonders der preußische. Obgleich die Franzosen ihnen das Leben so sauer gemacht hatten, nahmen sie den Verwundeten unter ihren Schutz, setzten eine Beschwerde über die Verletzung des Völkerrechts auf und baten den Kaiser, die Sache genau zu untersuchen. Das wurde auch versprochen, ist aber nie geschehen. Daß der rechtliche Kaiser oder sein Bruder Karl den Mord befohlen hätten, läßt sich nicht denken. Da aber der Husarenoberst nicht bestraft worden ist, so ist zu vermuthen, daß er Befehl gehabt habe, sich der Briefschaften zu bemächtigen, und daß die wilden Husaren den Befehl bis auf die Ermordung der Gesandten ausgedehnt haben.

116. Krieg der zweiten Coalition. — Bonaparte in Aegypten und Syrien.

Diesmal zeigte der russische Kaiser, Paul I. (1796—1801), Katharina's Sohn und Nachfolger, mehr Ernst gegen die Franzosen und schickte den furchtbaren Bestürmer von Praga (siehe S. 378), den General Suwarow, sich mit den Oestreichern zu verbinden. Nichts hier von den vielen Märschen, Gefechten und Schlachten! So viel sei genug, zu sagen, daß sich Russen, Oestreicher und Franzosen in Deutschland, der Schweiz und Italien herumschoben. So sehr auch Massena und Moreau sich Mühe gaben, den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, so waren ihnen doch fast überall die Verbündeten überlegen, die Sieg auf Sieg erfochten. Erst im September 1799 änderte sich das Kriegsglück in der Schweiz. Die Russen erhielten bei Zürich von

Masséna eine Niederlage und zogen sich nach Deutschland zurück, und der wankelmüthige Kaiser Paul, unzufrieden, daß die Oestreicher nicht überall seinem Suwarow den Oberbefehl eingeräumt hatten, rief sein Heer wieder nach Rußland zurück. Dagegen blieb Erzherzog Karl am Rheine Sieger, ebenso wie General Melas in Italien, und am Ende des Jahres waren die Franzosen aus Deutschland und Italien getrieben.

Jetzt aber wollen wir erst nachholen, was Bonaparte indessen ausgeführt hatte. Bonaparte hatte schon einige Jahre früher die Idee aufgefaßt: „Wie? wenn die Franzosen sich Aegyptens bemächtigten?" Da dieser Gedanke seinen romantischen Eroberungsplänen zusagte, so schlug er dem Directorium die Ausführung vor. Dieses haßte ihn und ergriff begierig diese Gelegenheit, ihn zu entfernen. Dazu kam, daß das Directorium auf kein Land erbitterter war, als auf England. „Wie?" dachte man, „wenn es doch gelänge, den Engländern ihre reichen Besitzungen in Ostindien zu entreißen? Das würde ihnen einen tödtlichen Schlag geben." Geschwind schickte man geheime Unterhändler an den König der Maratten, Tippo Saib, der schon lange die Fortschritte der Engländer mit besorgten und neidischen Augen betrachtet hatte, und forderte ihn auf, die englischen Besitzungen in Ostindien anzufallen. Indessen wollten die Franzosen Aegypten erobern und von da aus ihm in der Eroberung Ostindiens beistehen. Welch ein riesenhafter, abenteuerlicher Plan! Tippo Saib ließ sich bereden, fing Krieg an, wurde aber geschlagen und beim Sturme auf seine Hauptstadt Seringapatnam, wobei sich Oberst Wellesley (sprich Wellsli), jetzt Herzog von Wellington, vorzüglich hervortat, getödtet. Bonaparte hatte indessen 36,000 Mann Kerntruppen bei Toulon gesammelt und segelte am 20. Mai 1798 ab. Er nahm außerdem eine Anzahl tüchtiger Gelehrten und Künstler mit, welche die Alterthümer Aegyptens genau untersuchen sollten. Mehrere Flotten vereinigten sich mit der seinigen. Es war ein herrlicher Anblick! Vierhundert große Seeschiffe, von günstigem Winde getrieben, glitten in majestätischer Pracht dahin und glichen einer großen schwimmenden Stadt. Die Soldaten waren voll Muth, träumten von nichts als Siegen und konnten den Augenblick der Landung kaum erwarten. Zunächst ging es auf Malta los, damals noch im

30*

Besitz des Malteserordens (s. Theil 2, Seite 133). Die Insel wurde aufgefordert, sich zu ergeben, und obgleich sie durch ihre Festigkeit Monate lang hätte widerstehen können, so ließen doch die Ritter, theils aus Feigheit, theils aus Verrätherei, die Franzosen ein. *)

Indessen hatten die Engländer eine Flotte unter dem Contreadmiral Nelson, einem der ersten Seehelden, abgeschickt, die französische Flotte aufzusuchen. Bonaparte's großes Glück war es, daß er Nelson, der einmal nur sechs Stunden weit bei der französischen Flotte vorbeisegelte, entkam und ungestört seine Soldaten bei Alexandrien in Aegypten landen konnten. Das geschah am 2. Juli 1798. In dem Augenblicke, als er an das Land fuhr, entdeckte man im Osten ein Schiff, welches man für ein feindliches hielt. „O Glück!" rief er aus, „wirst du mich verlassen? Nur noch vier Tage, und Alles ist gerettet!" — Sein Wunsch wurde erhört; es war ein französisches Schiff, und Nelson erschien erst vier Wochen später, nachdem er die französische Flotte im ganzen mittelländischen Meere aufgesucht hatte, ohne sie finden zu können. Indessen war Bonaparte ohne Schwierigkeit ans Land gestiegen, ließ Alexandrien mit Sturm nehmen und rückte schnell auf die Hauptstadt Kairo oder Kahira vor. Es lag ihm daran, daß die Türken ihn nicht als Feind behandelten. Darum machte er bekannt, er wolle mit der Pforte keinen Krieg haben, wolle auch nicht Aegypten erobern, sondern nur die Mameluken bestrafen, welche die französischen Kaufleute bedrückt hätten. Das war aber ein leeres Vorgeben, auch wußte das die Pforte sehr wohl, erklärte gleich den Krieg gegen Frankreich und trat mit England in Verbindung. Bald empfanden auch die Franzosen, daß es eine andere Sache sei, in Europa Krieg zu führen, als hier. Schon ehe sie Kairo erreichten, wäre ein großer Theil des Heeres in einer Sandwüste fast verschmachtet, wo sie mehrere Tage lang ohne Speise und Wasser zubrin-

*) Die Franzosen fanden in der Kirche große Kostbarkeiten, z. B. die silbernen Bildsäulen der Zwölf Apostel, eine große silberne Lampe. Bonaparte befahl, Alles wegzunehmen und zu Gelde zu schlagen, so flehentlich auch die Einwohner baten, ihnen die theuern Andenken zu lassen, und obgleich sie ihm den Werth in baarem Gelde zu ersetzen sich erboten. Selbst von den Reliquien ließ er die Edelsteine abreißen.

gen mußten. Dazu kam, daß die erbitterten Mameluken sie durch beständige Angriffe ermüdeten. Auf ihren herrlichen Pferden flogen sie plötzlich herbei; so wie sich nur ein Franzose um einige Schritte vom Haufen trennte, hieben sie ihn nieder und verschwanden eben so schnell, wie sie gekommen waren. Nur dadurch suchte Bonaparte ihnen entgegenzuarbeiten, daß er einen Haufen von Kameelen kaufte und seine Reiter darauf setzte; nun konnte man doch die schnellfüßigen Mameluken verfolgen.

Am 21. Juli 1798 erblickten die Franzosen bei Sonnenaufgang zum ersten Male die hohen Pyramiden, welche Kairo gegenüber auf dem westlichen Nilufer liegen. Aber hier hatte sich einer der tapfersten Mameluckenbeys, der wilde Murad, gelagert und erwartete sie. Bonaparte entflammte seine Soldaten durch wenige kraftvolle Worte. „Bedenkt," sprach er, indem er auf die Pyramiden zeigte, „daß von der Höhe dieser Denkmäler 4000 Jahre auf uns herabblicken." Muradbey erlitt eine vollkommene Niederlage*) und Kairo wurde nun am 22. Juli besetzt.**) Bis hieher war fast Alles glücklich gegangen; aber vier Wochen darauf kam Nelson zum zweiten Male nach der ägyptischen Küste, und wie freuete er sich, die lange gesuchte fran-

*) Hier in der Schlacht bei den Pyramiden, so wie späterhin noch einmal beim Ueberfall einer Karavane, erbeuteten die Franzosen so viele köstliche Shawls, die bei uns zum Theil 800 Thaler gekostet hätten, daß sie dieselben als Packleinewand gebrauchten. „Wie Schade!" wird Manche sagen.

**) Vor der Ankunft der Franzosen in Kairo bewies eine Muhamedanerin einen recht seltenen Edelmuth. Sie sah ein, daß der Pöbel bei Annäherung der Franzosen die dort lebenden, ganz unschuldigen fremden Kaufleute ermorden würde, und bat daher ihren Mann um die Erlaubniß, sie unter ihren Schutz nehmen zu dürfen. Als ihr dies gestattet wurde, versammelte sie alle jene Kaufleute in ihrem von einer festen Mauer eingeschlossenen Hause, erwies ihnen dabei die größte Aufmerksamkeit und wies den Frauen derselben den Garten mit einem geräumigen Gartenhause an. Man glaubte erst, sie thue es aus Eigennutz, damit Bonaparte, wenn er nach Kairo käme, ihr Haus nicht ausplündern lasse; aber sie erklärte standhaft, sie würde bei Annäherung der Franzosen sogleich die Stadt verlassen. Das that sie nachher auch wirklich, versah aber vorher ihre Schützlinge mit Lebensmitteln für einen ganzen Monat. Ohne ihre Fürsorge würden auch wirklich alle die fremden Kaufleute ihr Leben eingebüßt haben. Der Pöbel beging am Tage vor dem Einzuge der Franzosen große Ausschweifungen und trachtete namentlich allen Fremden nach dem Leben.

zösische Flotte endlich zu finden. Sie lag bei Abukir, einem Vorgebirge, vor Anker und wurde von Admiral Brueys befehligt. Nelson fing die Schlacht sogleich an, die 18 Stunden lang bis tief in die Nacht währte und mit dem Verluste fast der ganzen französischen Flotte endigte. Brueys selbst wurde erschossen. Eins der größten französischen Schiffe, welches vom Feuer ergriffen war, flog mit fürchterlichem Krachen in die Luft und erleuchtete auf einige Augenblicke die schauderhafte Scene; denn 500 Menschen, die sich noch darauf befanden, wurden noch einmal so hoch als unsere höchsten Thürme in die Luft geschleudert. Ein rührendes Beispiel der kindlichen Liebe gab auf demselben Schiffe der Sohn des Capitains Casa Bianca. Der Vater wurde schwer verwundet; man konnte ihn daher von dem brennenden Schiffe nicht wegbringen. Sein Sohn, ein hoffnungsvoller junger Mensch, wurde von den Matrosen bestürmt, sich schleunigst zu retten, ehe das Feuer die Pulverkammer ergreife. „Rettet Euch!" antwortete er, „Ihr könnt dem Vaterlande noch nützlich sein; ich aber kann meinen Vater nicht verlassen." So blieb er und fand seinen Tod in den Flammen. Durch die Vernichtung seiner Flotte war nun Bonaparte mit seinem Heere abgeschnitten von allen Hülfsquellen und eingeschlossen in einem feindlichen Lande. Seine Versicherungen, daß er mit dem Sultan in allerbestem Vernehmen stehe, glaubte ihm kein Mensch, und alle Einwohner verschworen sich gegen die Franzosen, die so hinterlistigerweise das Land angefallen hatten. Zwar gelang es dem General Desaix, einem talentvollen jungen Manne, Oberägypten, von dessen Denkmälern im ersten Theile, S. 12 und den folgenden, gesprochen worden ist, zu erobern; aber das war von keinem Bestande, weil die thätigen Mamelucken unaufhörlich die Franzosen beunruhigten, ihre Courriere auffingen, ihnen die Zufuhr abschnitten und das ganze Land gegen sie zum Widerstande aufreizten. Obgleich nun Bonaparte in Aegypten alle Hände voll zu thun hatte, und selbst in Kairo ein fürchterlicher Aufruhr ausgebrochen war, der nur mit Mühe gestillt werden konnte, so war er doch tollkühn genug, zu Anfange des Jahres 1799 einen Feldzug über die Landenge von Suez nach Syrien zu unternehmen, und den alten Dghezzar, den die Pforte zum Pascha von Syrien und Aegypten ernannt, der in der festen Seestadt

Acre oder St. Jean d'Acre residirte und Bonaparte's Abgesandte nicht vor sich gelassen hatte, zu bekriegen. Dieser alte Eisenkopf war ein wüthender Franzosenfeind und wollte von keinen Unterhandlungen wissen.

Anfangs machte Bonaparte gute Fortschritte. Er eroberte Gaza und nahm Jaffa mit Sturm ein. Zwei Tage lang wurde in der unglücklichen Stadt geplündert und mit kaltem Blute gemordet. Das Abscheulichste aber kommt noch. Bonaparte hatte kurz vorher eine andere Stadt (el Arisch) erobert und der türkischen Besatzung freien Abzug versprochen. Bald aber besann er sich, daß die Türken leicht wieder Dienste nehmen und gegen ihn fechten könnten. Er brach ihnen daher sein Wort und behielt sie als Gefangene bei sich. Ihre Zahl stieg durch die in Jaffa gemachten Gefangenen bis auf 4000 Mann. Sie loszulassen, schien ihm jetzt doppelt gefährlich, und sie ferner mitsichführen wollte er auch nicht, weil ihn die Lebensmittel dauerten, die er ihnen geben sollte. Also befahl er, sie sämmtlich todtzuschlagen. General Kleber, ein rechtschaffener Mann, widersetzte sich dieser Barbarei aus allen Kräften; aber Bonaparte blieb dabei. Die unglücklichen Schlachtopfer wurden auf einen freien Platz am Meeresufer geführt, dort in einzelne Haufen gestellt und theils durch Flintenschüsse, theils durch Bajonnetstiche getödtet. Welche Barbarei! Aber die Strafe blieb nicht aus. Die Nachricht von dieser schauderhaften That durchflog schnell das Land und entflammte den Haß seiner Feinde bis zur Wuth. Auch verbreitete sich von dem Tage an die Pest im französischen Heere und richtete in demselben große Verwüstungen an. Jetzt belagerte Bonaparte die Stadt Acre. Achtmal ließ er seine Soldaten gegen die Mauern und Thürme Sturm laufen; aber der alte Dghezzar-Pascha vertheidigte, von der englischen Flotte unter Sidney-Smith unterstützt, die Stadt so gut, daß alle Versuche gegen sie scheiterten. Schon näherten sich mehrere türkische Heerhaufen, um sie zu entsetzen, und die Franzosen, der großen Beschwerde überdrüßig, fingen an zu murren. So ungern auch Bonaparte sich dazu entschloß, so mußte er doch nun umkehren, nachdem er noch einmal einen wüthenden Blick auf den verhaßten Steinhaufen, der ihm den Kern seines Heeres gekostet, geworfen hatte. Seine Kanonen konnte er nicht mitneh-

men und ließ sie daher ins Meer stürzen. Es fehlte selbst den Wagen an Pferden, die vielen Hundert Kranken fortzuschaffen. Da gab er Befehl, die Armen sämmtlich zu — vergiften, damit sie nicht den Feinden in die Hände fielen. Eine fürchterliche Menschlichkeit! Auf dem Rückwege zerstörten die Franzosen alle Häuser, die ihnen erst Obdach gegeben hatten, mit empörendem Muthwillen, und langten endlich, um die Hälfte geschwächt, in Kairo wieder an.

Jetzt wurde die Lage der Franzosen immer schlimmer. Von allen Seiten vom Feinde umgeben, vom Vaterlande abgeschnitten, näherten sich nun noch obendrein englische und türkische Heere, um ihnen das Garaus zu machen. Bonaparte hatte indessen durch geheime Boten erfahren, wie es in Frankreich stände. Er wußte, daß er auf keine Unterstützung von dort rechnen könnte, daß die bestehende Regierung in Frankreich verhaßt sei und daß die französischen Heere in Deutschland und Italien nichts als Niederlagen erlitten hätten. Schnell war sein Entschluß gefaßt, nach Frankreich zurückzukehren. In aller Stille ließ er zwei Fregatten ausrüsten, schiffte sich, ohne von seinen treuen Kriegsgefährten Abschied zu nehmen, ein, nahm seine zuverlässigsten Freunde: Berthier, Lannes, Murat (nicht mit Muradbey zu verwechseln), Marmont, Bessières und Andere mit und kam, unentdeckt von den zahlreichen englischen Kreuzern, glücklich nach Frankreich, wo er im Hafen von Frejus am 9. October 1799 ans Land stieg und von wo er, ohne Quarantaine zu halten, nach Paris eilte. Ueber das bis auf 15,000 Mann geschmolzene Heer in Aegypten hatte er indessen dem braven Kleber den Oberbefehl hinterlassen, der aber keine andere Aussicht hatte, als sich mit allen seinen Leuten den Türken und Engländern zu ergeben. Dennoch that er sein Möglichstes, schlug auch selbst zweimal die an Zahl überlegenen Feinde, wurde aber plötzlich, als er mit einem andern Officier auf der Gartenterrasse vor seinem Hause spazieren ging, von einem Türken erdolcht. Wer den Meuchelmord veranstaltet hatte, ist nicht ausgemacht. Viele vermutheten, gewiß mit Unrecht, auf Bonoparte, weil ihn dieser tödtlich haßte. Der feige und ungeschickte General Menou übernahm nun den Oberbefehl; aber jetzt ging Alles mit Macht rückwärts, und das Ende war, daß im Sommer 1801 die noch

übrigen Franzosen eine Capitulation schlossen, nach welcher sie die Erlaubniß bekamen, nach Frankreich zurückzukehren. — So endigte sich die Unternehmung auf Aegypten.

Zweite Periode.

Von der Erhebung Bonaparte's zum Consul bis zum Wiedererwachen Europas, 1799—1813.

---

117. Bonaparte als Consul. Friedensschlüsse von Luneville und von Amiens.

Bisher war Frankreich von fünf Directoren *), von einem Rathe der Fünfhundert und einem Rathe der Alten regiert worden. Die Männer, die das große Wort hatten, waren zwar nicht blutdürstig und ließen ihre Feinde nicht unter der Guillotine sterben, sondern deportirten sie, d. i. sie schickten sie auf wüste Inseln, meist nach der ungesunden Insel Cayenne in Südamerika; aber sie waren uneins und ränkesüchtig, und verloren daher das Zutrauen des Volks. Darauf baute Bonaparte seinen Plan, die Regierung umzustürzen. Er war mit Jubel in Paris empfangen worden; das machte ihn kühn. Er brachte mehrere der einflußreichsten Männer, namentlich den schlauen Sièyes, auf seine Seite, bewog die erschrockenen Directoren, abzudanken, und ließ sich von seinen Anhängern in den beiden Räthen zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernennen. Viele in den beiden Räthen aber erkannten, daß er durch Hülfe der Soldaten eine neue Herrschaft einführen wollte, und beschlossen, sich zu widersetzen. Als Bonaparte am 10. November 1799 in St. Cloud, wohin die beiden Räthe, um, wie es hieß, unabhängiger

---

*) Gohier, Moulins, Sièyes, Roger Ducos und Barras.

zu sein, verlegt waren, mit einigen Grenadieren in den Saal des Raths der Fünfhundert eintrat, entstand ein verwirrtes Geschrei: „Außer dem Gesetz! Nieder mit dem Dictator!" Verwirrt durch das Geschrei, blieb er in seiner Rede stecken und verließ verwirrt durch Hülfe der Grenadiere den Saal. Muthlos wollte er schon seinen Plan aufgeben, als sein Bruder Lucian, Präsident des Raths, den Saal verlassend, ihm Muth einsprach und ihn bewog, draußen seine Soldaten zu sammeln. Murat, früherhin Koch, jetzt General, Bonaparte's Schwager und späterhin König von Neapel, stürmte mit ihnen auf Bonaparte's Befehl in den Saal und zwang alle Mitglieder durch die Bajonnete, sich aus Thüren und Fenstern zu retten. Nun wurde eine neue Verfassung, die vierte seit 10 Jahren, eingeführt. Es wurden drei Consuln ernannt; Bonaparte wurde der erste von ihnen, und zwar auf 10 Jahre; die beiden andern waren Sièyes und Roger Ducos, die aber bald durch Cambacérès und Lebrun ersetzt wurden. Ein Erhaltungssenat aus 80 Mitgliedern sollte über die Rechte und Freiheiten des Volks wachen, ein Tribunat, welches Bonaparte aber nachmals abschaffte, über die vorgeschlagenen Gesetze berathschlagen und ein gesetzgebendes Corps aus 300 Mitgliedern die Gesetze bestätigen.

Nun machte der thätige und unternehmende Bonaparte schnell Anstalten, im neuen Jahre 1800 die Verbündeten mit besserm Erfolge anzugreifen, als im vorigen Jahre geschehen war. Er sammelte ein Heer aus den besten Leuten, die er finden konnte, und zog damit im Mai durch die Schweiz nach den höchsten Alpen zu. Er selbst ging über den großen Bernhard, wo bis dahin nur einzelne Wanderer mühsam gereist waren. Mit ungeheuerer Anstrengung schleppte man hier die Kanonen und Lastwagen hinauf; viele Pferde gingen darüber zu Grunde, und nur dadurch, daß sich die Soldaten selbst anspannten und die Kanonenröhre in Baumstämme einpaßten, brachte man sie endlich auf die Höhe. Und nun wieder das Hinabfahren! — Welche Arbeit! Andere Haufen gingen über den kleinen Bernhard, den Simplon und den Gotthard. Man benachrichtigte den östreichischen General Melas, der in Italien bei Turin stand, davon. Aber er lachte darüber und meinte, man solle ihm doch nicht solche Dinge einreden wollen, und während er immer

noch nach den Seealpen schaute, ob der Feind da bald erscheinen würde, stand ihm Bonaparte schon im Rücken. Nun erst erkannte Melas seinen Irrthum. Geschwind wandte er sich um; aber schon hatten die Franzosen die ganze Lombardei überschwemmt und die Oestreicher von Deutschland abgeschnitten. Jetzt konnte ihn nur eine Hauptschlacht retten. Sie fiel am 14. Juni beim Dorfe Marengo bei Alessandria vor. Schon hatten die Oestreicher gesiegt: da erschien General Desaix mit frischen Truppen auf dem Schlachtfelde, stellte schnell die Ordnung wieder her und die Franzosen erfochten einen so vollkommenen Sieg, daß, obgleich Desaix sein Leben dabei verlor, durch diesen einen Schlag die ganze Lombardei für Oestreich verloren war und die Cisalpinische Republik wiederhergestellt wurde.

In Deutschland ging es für die Oestreicher nicht viel besser. Moreau führte hier wieder die Franzosen an, drängte die Oestreicher aus einer Stellung in die andere und schlug endlich, am 3. December, den Erzherzog Johann, einen Bruder des Kaisers, beim Dorfe Hohenlinden in Baiern vollständig. Nun nahm man zum Erzherzoge Karl seine Zuflucht. Er sollte schnelle Hülfe schaffen. Aber wie war das bei der allgemeinen Muthlosigkeit möglich? Er war froh, daß Moreau einen allgemeinen Waffenstillstand einging, während dessen man am Frieden arbeiten wollte. Dasselbe geschah in Italien. Am 9. Februar 1801 wurde auch schon der Friede von Luneville unterzeichnet, der den Frieden von Campo Formio bestätigte, aber noch bestimmte, daß der Herzog von Parma Toscana, welches zum Königreich Hetrurien erhoben wurde, erhalten sollte. Der bisherige Großherzog aber und die deutschen Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Besitzungen verloren, sollten in Deutschland selbst entschädigt werden, also nicht etwa auf Kosten der Franzosen, sondern der Deutschen selbst. Diesmal hatte Kaiser Franz das deutsche Reich mit in den Frieden eingeschlossen.

So waren denn wieder Ströme von Blut vergebens geflossen, um Frankreichs Anmaßung zu demüthigen; ja, es war im Gegentheil noch vergrößert aus dem Kampfe davongegangen. Der König von Neapel erhielt nun auch Frieden, mußte ihn aber mit großen Opfern an Geld, Ländereien und Kunstwerken erkaufen. Auch der Kirchenstaat wurde fürs erste wiederher-

gestellt. Die Cardinäle wählten einen neuen Papst, der sich Pius VII. nannte.

Wenige Wochen nach dem Frieden von Luneville war der Kaiser von Rußland, Paul I., ermordet worden. Er war ein heftiger, mißtrauischer und veränderlicher Mann, der nur nach Launen handelte und selbst nicht recht wußte, was er wollte. Sich selbst hielt er für überaus klug und hatte einen übertriebenen Begriff von seiner Würde. Daher befahl er, daß Jedermann, der ihm begegnete, auf die Knie fallen, ja selbst, die in Kutschen oder zu Pferde saßen, aus- und absteigen mußten, um ihm kniend ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sogar vor seinem Schlosse mußte Jeder tief den Hut abziehen. Wer ihm nur irgend verdächtig schien, wurde nach Sibirien geschickt. Er gab eine Menge neuer Verordnungen, die zum Theil lächerlich waren; z. B. verbot er runde Hüte, kurze Westen und lange Beinkleider, weil diese Trachten in Frankreich aufgekommen waren und er die Franzosen haßte; kurz, man glaubte zuletzt, daß es mit seinem Verstande nicht recht richtig sei. Die Unzufriedenheit mit ihm wurde immer größer, besonders da er die Garden und den Adel beleidigte, und so bildete sich eine Verschwörung gegen ihn. Graf Pahlen und General Benningsen leiteten das Complot; Ersterer war der Liebling Paul's. Dieser hatte ihn mit Ehren und Landgütern überhäuft und ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt. Den Tag vor der Ermordung schrieb die Schauspielerin Chevalier, auf welche Paul viel hielt, an den Kaiser und entdeckte ihm die ganze Verschwörung. Er ließ sogleich Pahlen kommen. „Da lies!" sprach er. Der Graf las und erschrak, faßte sich aber schnell. „Es ist Alles wahr, Sire!" sagte er; „aber seien Sie ohne Sorgen. Ich gehöre zur Verschwörung und leite Alles. Nur um Sie nicht zu beunruhigen, habe ich geschwiegen. Lassen Sie nur die Sache zur Reife kommen, damit ich die Verräther zu den Füßen Ihres Thrones legen kann." Paul ließ ihn gehen. Pahlen eilte zu den Verschworenen und diese (unter ihnen die Gebrüder Subow und der General Uwarow) begaben sich gleich am folgenden Tage, am 23. März 1801, beim Anbruche der Nacht in zwei Haufen in den Michaelspalast. Der eine, von Pahlen angeführt, bleibt als Reserve zurück; Benningsen dringt bis zu den Gemächern

des Kaisers vor. Der Leibhusar, welcher die Thüre des Schlafzimmers vertheidigen will, wird niedergehauen und ein herbeieilender Kammerdiener gezwungen, dieselbe zu öffnen. Der Kaiser, welcher sich in das Zimmer der Kaiserin hätte retten können, wenn er nicht allabendlich aus Argwohn die Thüre dahin verrammelt hätte, sucht sich hinter den Bettvorhängen zu verbergen. Benningsen entdeckt ihn und fordert ihn auf, die Entfagungsacte zu unterzeichnen. Paul weigert sich. In diesem Augenblick macht ein Geräusch die meisten Verschworenen entfliehen. Benningsen allein hält den Kaiser mit der Degenspitze zurück. Die Andern kehrten bald wieder und umgaben den Kaiser von neuem. In dem Tumult wird die Lampe umgeworfen; Benningsen läuft nach Licht, und als er zurückkommt, findet er Paul unter den Streichen der Mörder. Der eine hatte ihm den Schädel mit dem Degen eingeschlagen, ein anderer hatte ihm mit der Schärpe den Hals zugeschnürt. Als Alexander I. (1801—25), sein ältester Sohn, der nun zum Kaiser ausgerufen wurde, die Nachricht von der Schandthat erhielt, fiel er aus einer Ohnmacht in die andere, wagte aber nicht die Mörder seines Vaters zu bestrafen. *) Höchst erschütternd war für ihn der Augenblick, als in der Schreckensnacht seine Mutter, geisterbleich und entstellt, sich ihm näherte, um ihm, als ihrem nunmehrigen Kaiser und Herrn, fußfällig zu huldigen. Um 9 Uhr des andern Morgens trat er aus den innern Gemächern des Winterpalastes hervor in die Audienzsäle, die von Menschen angefüllt waren, deren Herzen ihm erwartungsvoll entgegenschlugen. Er sah sehr bleich aus; ein schmerzliches Gefühl sprach aus den schönen, edeln Zügen des 23jährigen Herrschers. Sein schönes blondes Haar war in Unordnung, gegen den damaligen Gebrauch noch unfrisirt; die Schauder der Mordnacht waren noch sichtbar. Alexander war ein höchst edler, milder, gütiger, gerechter Fürst, der schon als Großfürst sich selbst das Gelübde gethan hatte, seine Unterthanen wie ein Vater zu regieren und möglichst glücklich zu machen. Leider haben seine Höflinge und Beamten es ihm unmöglich gemacht, seinen edeln Zweck ganz zu erreichen,

---

*) Sonderbar, daß die Russen, weil es ihnen eingeredet ist, noch heute glauben, daß Paul am Schlagflusse gestorben sei.

so daß er, der mit jugendlicher Inbrunst alles Edle umfaßte, in den letzten Jahren seiner Regierung oft mit Trauer darauf zurücksah, wenn er bedachte, wie viel er gewollt hatte und wie wenig davon ausgeführt war.

Kurz vorher hätte auch beinahe Bonaparte sein Leben eingebüßt. Einige Unzufriedene — die wahren Anstifter hat man nicht entdeckt — wollten ihn am Abende des 24. December 1800, als er in die Oper fuhr, in die Luft sprengen. Sie hatten dazu zwei kleine Pulverwagen so gestellt, daß sie die Straße verengten. Bonaparte kam, aber sein betrunkener Kutscher jagte glücklich zwischen ihnen durch, und als die Explosion der sogenannten Höllenmaschine vor sich ging, war er bereits außer Gefahr. Bonaparte benutzte diese Verschwörung, um Viele, denen er nicht traute, los zu werden. Manche wurden verhaftet und hingerichtet, und 129 nach Cayenne geschickt.

In England hatte zu Anfange des Jahres 1801 der bisher vielgeltende Minister Pitt *) seine Stelle niedergelegt und der friedliebende Fox sie übernommen. Daher hielt es nicht schwer, daß England und Frankreich sich versöhnten. Der Friede wurde am 25. März 1802 in Amiens geschlossen, und England gab dadurch die meisten eroberten Colonien in Westindien den Franzosen zurück. Da sich Frankreich um diese Zeit auch mit Rußland und Portugal versöhnte, so genoß Europa einmal eine allgemeine Ruhe. Aber sie währte nicht lange, weil der ehrgeizige Bonaparte gerade die Friedenszeit recht zu neuen Bedrückungen seiner schwächern Nachbarn zu benutzen pflegte.

Zunächst wandte er den Frieden dazu an, sich in Frankreich mächtiger zu machen. Seine Freunde mußten von seinen großen Verdiensten um das Vaterland vieles Gerede machen, und endlich rückten sie mit dem Vorschlage heraus, ihm das Consulat auf Lebenszeit anzutragen. Aber über eine solche Hauptveränderung mußte erst das Volk befragt werden, und dabei wurde mit rechter Arglist verfahren. In allen Gemeinden wurden Listen eröffnet, worein Jeder seine Stimme schreiben konnte. Wer gar nicht stimmte, dessen Stimme wurde für bejahend angenommen.

---

*) Der Sohn des bei dem nordamerikanischen Freiheitskampfe erwähnten Pitt.

Seine Freunde sorgten nun dafür, daß recht viel bejahende Stimmen zusammenkamen. Manche schrieben ihre Stimmen in mehrere Listen nieder, und Die, welche unzufrieden mit der Neuerung waren, stimmten lieber gar nicht, um sich nicht erst Unannehmlichkeiten zu machen. Die Folge davon war: daß fast alle eingegangene Stimmen bejahend ausfielen. Als der Senat nun Bonaparte feierlich den Beschluß mittheilte, that dieser, als wenn es ihm ein rechtes Opfer kostete, die neue Ehre anzunehmen. „Das Leben eines Bürgers," sagte er, „gehört dem Vaterlande; das Volk will, daß das meinige ihm ganz und gar geweiht sein solle; ich gehorche seinem Willen." Der Heuchler! Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß er manche recht gute Einrichtungen machte. So ertheilte er den Ausgewanderten eine Amnestie (Vergessenheit des Vergangenen), errichtete den Orden der Ehrenlegion, den Alle erhalten sollten, die sich um das Vaterland verdient machten, setzte Summen zur Verbesserung der Landstraßen und zur Anlegung von Kanälen aus u. s. w.

118. Neue Schritte Bonaparte's zur unumschränkten Herrschaft.

Wie eigenmächtig Bonaparte zu verfahren Willens sei, zeigte er unter Anderm dadurch, daß er ohne Weiteres das Herzogthum Piemont, das Hauptland des Königs von Sardinien, eines ihm ganz unschädlichen Mannes, mit Frankreich vereinigte und den unschuldigen König auf die Insel Sardinien beschränkte. Ueberhaupt hielt er Alles zu thun für erlaubt, wozu er die Macht hatte, ein Grundsatz, nach welchem auch jeder Räuber verfährt. Mit England brach nach kaum einjährigem Frieden im Mai 1803 der Krieg schon wieder aus. Eine Anzahl von französischen Handelsschiffen wurde von den wachsamen Engländern weggenommen. Bonaparte, um sich zu rächen, schickte den General Mortier nach Hannover und ließ das Land wegnehmen. Vergebens beriefen sich die Einwohner darauf, daß sie ja nicht zu England gehörten, daß sie dem Könige von England nur als Kurfürsten von Hannover unterthan seien und daß sie zum Kriege gegen Frankreich nichts beigetragen hätten. Dann sammelte er auch ein Heer an der Küste des Kanals und machte alle Anstalten, eine Landung in Eng-

land zu unternehmen. Während dessen machte er Anstalten, den Thron von Frankreich wieder aufzurichten und sich darauf zu setzen. Nur war die Sache mißlich, da nur wenige Franzosen eine Alleinherrschaft wünschten, und diese gönnten dieselbe nicht ihm, sondern den vertriebenen Bourbons; fast alle dagegen waren für eine republikanische Regierung leidenschaftlich eingenommen. Für seinen Plan war ihm eine Verschwörung recht gelegen, die im Februar 1804 in Paris entdeckt wurde. Der verdiente General Pichegru war schon seit mehrern Jahren aus seinem Vaterlande verbannt und hatte von Bonaparte die Erlaubniß, dahin zurückzukehren, nicht erhalten können; daher haßte er ihn bitter. Jetzt kam er heimlich nach Paris, in der Absicht, ihn zu stürzen. In derselben Absicht kam dahin, in Verabredung mit ihm, ein ehemaliger General der Vendéer, Georges, ein tapferer und wohlverdienter Mann, ein Freund der Bourbons und Todfeind Bonaparte's. Ob beide auf freien Antrieb, oder durch Bonaparte's Ränke gelockt, dahin gekommen sind, ist nicht ausgemacht. Pichegru fand zweimal Gelegenheit, mit Moreau zu sprechen, und suchte ihn für ihre Sache zu gewinnen; Moreau aber lehnte, so wenig er auch Bonaparte's Freund war, jede Theilnahme ab. Durch seine Spione bekam der Oberconsul bald von der ganzen Verschwörung Nachricht und ließ alle Drei plötzlich verhaften. Daß Moreau mit in den Handel hineingezogen werden konnte, war ihm sehr erwünscht; denn das war ihm der furchtbarste Mann in ganz Frankreich. Moreau genoß sowohl wegen seines Kriegsruhms, als wegen seines edeln Charakters die allgemeinste Achtung, war ein Abgott des Heeres, und machte aus seiner Verachtung gegen Bonaparte wegen dessen unbegrenzter Eitelkeit und Herrschsucht kein Geheimniß.

Ehe aber die drei Verhafteten noch vor Gericht gestellt waren, verübte Bonaparte eine unerhörte Gewaltthat. Der junge Herzog von Enghien, ein Enkel des auch ausgewanderten Prinzen Condé, hielt sich, selbst mit Erlaubniß der französischen Regierung, in dem Städtchen Ettenheim im Badenschen auf. Plötzlich gingen im März 1804 zwei Haufen französischer Soldaten über den Rhein und nahmen den Herzog nebst mehrern andern Ausgewanderten gefangen. Er wurde darauf, mit Post-

pferden Tag und Nacht reisend, nach dem Schlosse Vincennes, unweit Paris, geschleppt, sogleich vor ein von Murat angeordnetes Kriegsgericht gestellt, und ihm Schuld gegeben, er habe Plane gegen die Freiheit Frankreichs entworfen und um die Verschwörung Pichegru's gewußt. Obgleich diese Beschuldigung durch nichts erwiesen wurde, und der Herzog, dem bei dem Verhöre vor Müdigkeit die Augen zufielen, Alles leugnete, so wurde er doch noch in derselben Nacht in den trockenen Schloßgraben geführt, vor ein offenes Grab gestellt, ihm eine Laterne an die Brust geheftet, und er erschossen, am 20. März 1804. Allgemein empörte diese That, und zeigte, daß man von Bonaparte's Willkür Alles erwarten könne.

Dann wurde der Proceß jener Drei vorgenommen. Da Bonaparte nicht wagte, den kühnen Pichegru, der über sein früheres Leben Manches hätte entdecken können, vor das öffentliche Gericht zu stellen, so ließ er ihn — wie die Sage geht — von vier Mameluken in seinem Gefängnisse erdrosseln, und gab vor, er habe sich selbst entleibt. Auch Moreau war von Bonaparte zum Tode bestimmt; als aber an dem Tage, wo das Urtheil gefällt werden sollte, das Volk und die Soldaten in drohender Bewegung waren und eine allgemeine dumpfe Gährung bemerkt wurde, wagte Bonaparte nicht, es aufs äußerste zu treiben. Er ließ ihn zwar zum Tode verurtheilen, verwandelte aber sogleich die Strafe in eine zweijährige Haft, und da Moreau nach Nordamerika zu wandern wünschte, so ertheilte ihm Bonaparte sehr gern die Erlaubniß dazu. Georges aber wurde hingerichtet.

Nun stand Bonaparte's Lieblingswunsche, sich zum Kaiser der Franzosen zu machen, nichts mehr im Wege. Seine besoldeten Schmeichler stellten die Sache so vor, als wenn die Franzosen ihn bitten müßten, die Kaiserkrone anzunehmen. Das eitle Volk fühlte sich geschmeichelt, einen Kaiser an der Spitze zu haben, der feile Senat willigte darein, und so wurde sie ihm denn übertragen. Der Papst mußte eigens dazu nach Paris kommen, um ihn am 2. December 1804 in der Notredamekirche zum Kaiser zu salben. Aber damit noch nicht zufrieden, machte er sich auch zum König von Italien. Es wurde nämlich der Cisalpinischen Republik angedeutet, ihn sich zum König aus-

zubitten. Er gewährte die Bitte gnädigst, und ernannte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais (sprich Boharnä) zum Vicekönig. Seit der Zeit theilte er mit vollen Händen Kronen und Länder an die Glieder seiner Familie aus. Einem unbekannten italienischen Principe de Bacciochi (sprich Batschjocki), der seine Schwester Elisa geheirathet hatte, gab er das Fürstenthum Lucca und Pombino, seinem andern Schwager Murat das Großherzogthum Berg, und seinem Freunde Berthier das Fürstenthum Neufchatel.

119. Krieg Oestreichs und Rußlands gegen Frankreich 1805. Rheinbund 1806.

Oestreich hatte sich nun durch einige Jahre der Ruhe wieder erholt und trat, aufgebracht über die grenzenlosen Anmaßungen Bonaparte's, mit Rußland und England in eine neue Verbindung, die dritte Coalition. Im September 1805 brach der Krieg aus. Aber die Ungeschicklichkeit des östreichischen Feldherrn, des Generals Mack, verdarb gleich anfangs Alles. Er ließ sich bei Ulm von den Franzosen einschließen und verlor so den Kopf, daß er mit dem größten Theile seines Heeres (der übrige schlug sich unter dem Fürsten von Schwarzenberg glücklich durch) sich dem Feinde ergab. Schnell drangen die an sich schon überlegenen Franzosen durch Baiern nach Oestreich vor. Die Hauptmacht der Russen war noch unterweges und die noch übrigen östreichischen Heerhaufen waren zu schwach, den Andrang aufzuhalten. So langten denn die Franzosen selbst in Wien an. Der Kaiser war über die Donau nach Mähren gegangen und hatte ausdrücklich dem Fürsten Auersberg befohlen, die Donaubrücke zu verbrennen, sobald sich die ersten Franzosen in Wien sehen ließen. Aber der schwache Mann ließ sich von Murat überreden, daß schon ein Waffenstillstand geschlossen sei, und während Beide noch miteinander sprachen, ließ Murat die Brücke besetzen. Nun ergossen sich die französischen Haufen auch über Mähren. Eben kam das russische Heer (Kaiser Alexander war selbst dabei) in Mähren an und vereinigte sich mit den Oestreichern. Beim Städtchen Austerlitz kam es am 2. December 1805 zur entscheidenden Schlacht. Napoleon, (so hieß er, seitdem er Kaiser war) erfocht einen glänzenden

Sieg. Mehrere Tausend russischer Garden fanden ihren Tod, indem sie sich über einen gefrorenen See zu retten suchten und Napoleon das Eis unter ihnen durch Kanonenkugeln zerschmettern ließ. 30,000 Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfelde; ein schreckliches Opfer, dem Ehrgeize eines Mannes gebracht! Die Hoffnungen Oestreichs waren nun dahin. Zwar war ein neues russisches und östreichisches Heer im Anzuge; aber Franz hatte allen Muth verloren, und da Napoleon Frieden anbot, war Franz bereit dazu. Er wurde am 26. December 1805 in Preßburg geschlossen. Daß Oestreich große Opfer bringen mußte, verstand sich von selbst. Es mußte Venedig an das Königreich Italien abtreten und auf Tirol und alle Besitzungen in Schwaben verzichten, womit sich Baiern und Würtemberg bereicherten, deren Beherrscher, zum Lohne ihrer Anhänglichkeit an Frankreich, noch dazu die Königswürde erhielten. Die Russen zogen nun ruhig wieder nach Hause.

So glücklich auch Napoleon zu Lande war, so schlecht ging es ihm zur See. Er hatte eine große französische Flotte, die noch durch eine spanische verstärkt worden war, auslaufen lassen. Aber Admiral Nelson, der schon bei Abukir als ein furchtbarer Gegner ihm erschienen war, traf bei dem Vorgebirge Trafalgar, unweit Cadiz, am 21. October auf sie. Zwar wurde Nelson, als er, mit allen Ordenszeichen, um besser von den Seinigen gesehen zu werden, bekleidet, mitten im Pulverdampfe auf dem Verdecke stand und Befehle gab, von einem Franzosen aus dem Mastkorbe erschossen; aber die Schlacht wurde für die Engländer so glorreich gewonnen, daß seitdem weder französische noch spanische Schiffe sich mit ihnen zu messen gewagt haben.

Mit Oestreich war Napoleon nun fertig. Aber der König von Neapel hatte einen englischen und russischen Heerhaufen in seinem Königreiche landen lassen; Grund genug, daß Napoleon erklärte, Ferdinand habe aufgehört zu regieren. Joseph Bonaparte wurde mit einem französischen Heere hingeschickt, nahm (15. Februar 1806) schnell Neapel ein, der König mußte wieder nach Sicilien fliehen, und Joseph wurde von seinem Bruder zum König von Neapel ernannt. In Sicilien dagegen behauptete sich Ferdinand. Einen andern Bruder, Louis, einen gu-

ten, aber schwächlichen Mann, versorgte Napoleon in Holland. Die bisherige Batavische Republik mußte ihn sich bei Napoleon zum Könige ausbitten, und nun gab es also plötzlich ein Königreich Holland. Jetzt trat Napoleon mit einem neuen Plane hervor. Auf seinen Betrieb stifteten die von ihm zu Königen erhobenen Fürsten Baierns und Würtembergs mit einer Anzahl anderer deutscher Fürsten den Rheinbund (12. Juli 1806). Sie sagten sich vom Reiche los und wählten sich Napoleon zum Protector. Deutsche Fürsten und deutsches Land dienten dem Ehrgeiz des Eroberers. Das uralte deutsche Reich stürzte vollends zusammen; es hatte zuletzt nur noch dem Namen nach bestanden. Die Verbindung der deutschen Fürsten mit dem Kaiser hatte aufgehört und der Name eines deutschen Kaisers hatte also keinen Sinn mehr. Franz II. legte daher diesen Titel ab (6. August 1806), erklärte sich zum Kaiser von Oestreich und nannte sich in dieser Beziehung Franz I. Er hatte von 1792 an als deutscher Kaiser regiert († 1835).

120. Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich 1806—1807. Eroberung Portugals 1807 und Spaniens 1808.

Länger glaubte Preußen, das schwerbeleidigte, nicht schweigen zu dürfen. Napoleon hatte ihm bisher geschmeichelt, damit es nicht im vorigen Jahre mit Oestreich gemeinschaftliche Sache machen möchte, und jetzt behandelte er es ganz geringschätzig. Ein allgemeiner Unwille gegen ihn herrschte im ganzen preußischen Staate, und der König Friedrich Wilhelm III. kündigte den Krieg an. Aber das preußische Heer war nicht mehr das unter Friedrich dem Großen. Die Soldaten hatten kein Vertrauen zu ihren Officieren, und diese wieder nicht zu ihrem Feldherrn, dem alten Herzoge von Braunschweig; vielleicht waren auch manche Generale bereits mit französischem Gelde bestochen. Gleich beim ersten Zusammentreffen bei Saalfeld wurde der talentvolle Prinz Louis von Preußen erstochen, ein böses Vorzeichen, und als es am 14. October 1806 zur Schlacht von Jena und Auerstädt kam, erlitten die Preußen eine unerhörte Niederlage, und der Herzog von Braunschweig wurde tödtlich verwundet. Das Heer wurde fast gänzlich zerstreut, die einzeln flie-

henden Heerhaufen von den Franzosen unablässig verfolgt und endlich gefangen genommen. Das Traurigste war aber die Feigheit und Verrätherei, mit welchen die meisten preußischen Commandanten ohne Gegenwehr, oder nur nach einer sehr unbedeutenden, die ihnen anvertrauten Festungen den Franzosen öffneten. Wie ein verheerender Strom überschwemmten diese die preußischen Provinzen; Napoleon hielt höhnend seinen Einzug in Berlin. Auch das Kurfürstenthum Hessen hatte er ohne Kriegserklärung als gute Prise weggenommen. Am schmählichsten war aber, daß er sich selbst dazu herabließ, die preußischen Polen gegen ihren Landesherrn aufzuwiegeln. Die Polen hatten lange ungern dem Könige von Preußen gehorcht, und, von Natur unbeständig, machten sie sich gleich von der bisherigen sehr milden Herrschaft los und huldigten dem „großen Napoleon". Ein kleiner Ueberrest des preußischen Heeres hatte sich mit dem Könige nach West- und Ostpreußen gerettet. Hier sammelte sich auch ein russisches Hülfsheer unter Benningsen's Anführung. Bei Preußisch-Eylau, einem 5 Meilen von Königsberg entfernten Städtchen, trafen die Franzosen mit den Russen und Preußen am 7. und 8. Februar 1807 zu einer sehr blutigen Schlacht zusammen. Dreihundert Feuerschlünde schleuderten an diesem grauenvollen Tage 12 Stunden lang Tod und Verderben. Beide Theile fochten bis zur Erschöpfung und zogen sich dann, ohne etwas entschieden zu haben, beiderseits zurück. Nachdem sie aber neue Kräfte gesammelt hatten, und die wichtige Festung Danzig den Franzosen in die Hände gefallen war, rückten die Letztern wieder vor und lieferten bei Friedland in Ostpreußen am 14. Juni 1807 den Russen eine Schlacht, welche den ganzen Krieg entschied. Die Russen wurden geschlagen, die drei Monarchen: Alexander, Friedrich Wilhelm und Napoleon, kamen in Tilsit zusammen und schlossen hier am 7. und 9. Juli 1807 einen Frieden. Alexander verlor darin nichts, aber der König von Preußen mußte beinahe die Hälfte seiner Länder abtreten und eine schwere Kriegscontribution versprechen, die seine Kräfte ganz überstieg. Bis sie abgezahlt sei, behielten die Franzosen die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau besetzt.*) Aus einem Theile der von Preußen abgetretenen

*) Unvergeßlich mit jenen Unglückstagen Preußens verbunden ist das

Länder und aus Hessen und Hannover machte Napoleon ein Königreich Westphalen mit der Hauptstadt Kassel, und verlieh es seinem jüngsten Bruder Jerome oder Hieronymus, einem ehemaligen Kaufmannsdiener.

Nun glaubte Napoleon, es könnte ihm nicht fehlen, ganz Europa zu beherrschen. Sein Uebermuth kannte keine Grenzen mehr; es machte ihm ein rechtes Vergnügen, andere Fürsten herabwürdigend zu behandeln. Am erbittertsten war er aber gegen England, weil er diesem Inselreiche durchaus nicht beikommen konnte. Er wollte ihm aber doch so viel wie möglich schaden, und versuchte daher, es von dem festen Lande von Europa ganz auszuschließen. Allen Fürsten, die ihm gutwillig oder gezwungen gehorchten, machte er es zur ausdrücklichen Bedingung, allem Handel mit den Engländern zu entsagen; wo sich ein Engländer nur blicken ließ, wurde er gleich auf seinen Befehl ins Gefängniß geworfen; überall ließ er alle englische Waaren wegnehmen und vernichten, und verbot, daß kein Schiff mehr nach England fahren dürfte, wenn es nicht als ein feindliches betrachtet sein wollte. Dadurch verlor freilich England viel, aber noch mehr verloren alle andere Länder von Europa; denn Handel und Wandel lag nun danieder. Am härtesten traf das die Länder, die ohne Handel mit den Engländern nicht wohl bestehen konnten. Dahin gehörte Portugal, dessen Prinzregent (denn die Königin konnte wegen Geistesschwäche nicht selbst regieren) dem Handel mit England nicht entsagen wollte. Gleich schickte Napoleon den General Junot mit einem Heere durch Spanien dahin. Portugal war auf Gegenwehr nicht gefaßt und wurde schnell erobert,

---

Andenken an die Königin Luise. Ihr eben so sanfter als hoher Charakter hatte sie schon zum Lieblinge des Volkes gemacht. Nun mußte sie krank vor den heranziehenden Franzosen bis an die äußerste Grenze, nach Memel, entweichen. Bei der Zusammenkunft in Tilsit sollte sie Napoleon günstiger für Preußen zu stimmen versuchen. Mit geringschätzendem Stolze redete sie der Kaiser an: „Wie konnten Sie es wagen, mit mir Krieg anzufangen?“ — Aber mit edler Würde erwiderte ihm Luise: „Es ist den Nachkommen Friedrich des Großen wohl zu verzeihen, wenn sie sich über ihre Kräfte täuschten!“ — Welch' feine Erinnerung an — Roßbach!

Leider hatte der tiefe Gram über des Vaterlandes Unglück das Leben der Königin angegriffen. Sie erkrankte bei einem Besuche zu Hohenzieritz in Mecklenburg und starb dort, 19. Juli 1810.

der Hof aber verließ einen Tag früher, als die Franzosen in Lissabon einzogen, diese Stadt und ließ sich in Rio Janeiro in Brasilien nieder. Dies geschah im November 1807.

Nun warf Napoleon sein Auge auf Spanien. Hier war Karl IV. (Enkel Philipp's V. von Anjou) König, ein höchst schwacher Mann, der sich ganz von seiner Frau leiten ließ, und diese wieder von ihrem Günstlinge Godoy, der den Titel Friedensfürst führte und sich durch ein schönes Guitarrenspiel vom Garde-Lieutenant bis zum unumschränkten Minister emporgeschwungen hatte. Er wurde natürlich von den spanischen Granden höchlich beneidet, die den Sohn des Königs, den Prinzen Ferdinand von Asturien, für sich gewannen, indem sie ihm zuflüsterten, sein Vater wolle nicht ihm, sondern dem Friedensfürsten den Thron zuwenden. Diesen Zwiespalt sah Napoleon gern und fachte ihn noch mehr an. Plötzlich ließ der König im October 1807 seinen Sohn gefangen setzen, weil, wie er sagte, derselbe ihn habe vom Throne stoßen wollen. Die Wahrheit war aber, daß der Prinz nur den Friedensfürsten zu stürzen den Plan gemacht hatte. Da nun dieser merkte, daß die Spanier sich durch sein Vorgeben nicht irre machen ließen, lenkte er wieder ein, bewog den Prinzen, zwei demüthige Briefe an seine Eltern zu unterschreiben und darin um Verzeihung zu bitten. Der alte schwache König begnadigte ihn und der Haß gegen den Friedensfürsten wurde von Tag zu Tage ärger. Indessen hatte Napoleon in aller Stille neue Heerhaufen in Spanien einrücken lassen, und es verlautete, er habe die Absicht, Spanien dem Könige Karl zu nehmen, der nach Amerika auswandern wollte *); und als nun wirklich der Hof in Aranjuez (sprich Aranchues) Anstalten zu einer Reise traf, brach plötzlich ein fürchterlicher Volkstumult am 18. März 1808 aus. Godoy wurde vom Volke fast ermordet und nur dadurch gerettet, daß der Prinz von Asturien, durch seine Mutter fußfällig gebeten, ihn in Schutz nahm; sein Palast in Madrid ward zerstört. Der erschrockene König entsagte zu Gunsten seines Sohnes dem Throne, den nun dieser unter dem Namen Ferdinand VII. bestieg, und alles Volk jauchzte.

---

*) In der That hatte Karl IV. nur die Absicht, auf Majorca oder den Canarischen Inseln Sicherheit zu suchen.

Aber auch Napoleon war vergnügt; denn nun gab es Verwirrung. Er ließ Murat mit einem Heere bis Madrid vorrücken und dem alten Könige zusetzen, die Thronentsagung für erzwungen zu erklären; dem jungen aber ließ er sagen, er würde bald selbst nach Madrid kommen, aber gern sehen, wenn ihm Ferdinand entgegenkäme. Dieser reiste sogleich ab; da er ihn aber nicht unterwegs trifft, so überreden ihn seine französischen Begleiter, bis Bayonne in Frankreich, wo Napoleon war, zu gehen. Hier empfängt ihn Napoleon freundlich, um ihn sicher zu machen; dann aber verlangt er, daß er auf den Thron von Spanien verzichte; die Bourbons hätten aufgehört zu regieren. Als Ferdinand sich weigert, läßt er auch den alten König nach Bayonne kommen, der die Thronentsagung nochmals für gezwungen erklärt und seine Rechte an Napoleon abtritt. Dem jungen Könige wird nun mit dem Tode gedroht, wenn er dies nicht auch thue. Endlich entschließt er sich dazu; Vater und Sohn werden nun nach Frankreich abgeführt und dort an verschiedenen Oertern gefangen gehalten.

Napoleon erklärte darauf seinen Bruder Joseph zum König von Spanien und ertheilte dagegen Neapel seinem Schwager Murat, dessen Land (Großherzogthum Berg) wieder einem Sohne des Königs von Holland gegeben wurde. Aber die Spanier fühlten sich über die ihrem Könige gespielte Verrätherei von gerechtem Unwillen ergriffen und verwarfen den aufgedrungenen König, so viele Mühe sich dieser auch gab, die Liebe der Spanier zu gewinnen. Nur ungern hatte er den spanischen Thron angenommen, weil er den Widerwillen des spanischen Volkes voraussah. Schon am Tage seines Einzugs in Madrid war die Stadt wie ausgestorben. Es brach ein Aufruhr gegen ihn aus; die Spanier griffen zu den Waffen und führten einen sechsjährigen Kampf gegen die Franzosen. Napoleon schickte seine besten Heere und seine geschicktesten Feldherren gegen die Spanier, glaubte mehr als ein Mal schon das Land bezwungen und immer brach die Empörung wieder aus. Die Engländer nahmen sich der bedrängten Spanier an. Wellington kam ihnen zu Hülfe, und ihm gelang es endlich nach sechs Jahren eines blutigen Krieges, die Franzosen aus Spanien gänzlich herauszuschlagen. Dieser Kampf zeichnete sich durch Grausamkeit aus. Die Spanier, erbittert auf

die Franzosen, weil diese oft aus bloßem Muthwillen sengten und brennten, das Korn zertraten und das Vieh tödteten, waren nicht zufrieden, die Gefangenen zu tödten, sondern sie marterten sie zu Tode durch Ausrenkung der Glieder, durch Rösten über langsamem Feuer und andere Scheußlichkeiten.

Ungerechtigkeiten zu begehen, war Napoleon jetzt so alltäglich geworden, daß er sie fortan ohne Scheu beging. Italien gehörte ihm nun ganz, bis auf Hetrurien und den Kirchenstaat. Hetrurien nahm er dem jungen Könige und seiner Mutter, einer Schwester Ferdinand's, ohne Umstände weg, befahl ihr nach Spanien zu gehen und versprach ihr eine Entschädigung, die sie nie erhielt. Rom aber ließ er im Februar 1808 hinterlistiger Weise besetzen, hob dann die weltliche Macht des Papstes ganz auf, ließ den alten Pius VII., der über Alle, die gegen den Kirchenstaat Gewalt geübt, den Bann ausgesprochen hatte, am 6. Juli 1809 mitten in der Nacht auf empörende Weise mit Gewalt fortführen und in Frankreich (zuerst in Grenoble, dann in Savona in Italien) als Gefangenen verwahren. Späterhin wurde der Kirchenstaat, so wie es schon mit Hetrurien geschehen war, mit Frankreich vereinigt und Rom zur zweiten Hauptstadt des Reiches, welches nun von der holländischen Grenze bis an die neapolitanische reichte, erklärt; eine unförmliche Ausdehnung!

121. Krieg Oestreichs gegen Frankreich, 1809. Fernere Schritte Napoleon's zur Alleinherrschaft von Europa.

Allen diesen empörenden Ungerechtigkeiten hatte keine Macht Grenzen setzen können, weil, Rußland und England allein ausgenommen, alle übrige europäischen Mächte bereits unterworfen waren. Oestreich hatte zu thun gehabt, nach und nach die großen Verluste im letzten Kriege wieder herzustellen. Endlich glaubte es stark genug zu sein, noch einen, den vierten Kampf zu wagen, obgleich es diesmal allein stand, Napoleon dagegen die Kräfte Italiens, Frankreichs und des Rheinbundes zu Gebote standen. Der Krieg begann im April 1809 und versprach anfänglich einen guten Ausgang. Der Erzherzog Karl hatte diesmal den Oberbefehl, drang in Baiern ein und stieß bei Eckmühl (22. April) auf Napoleon. Karl wurde — geschlagen und

mußte bei Regensburg über die Donau ziehen. Jetzt eilten die Franzosen auf dem kürzesten Wege, auf dem rechten Donauufer, auf Wien los, während Karl auf dem linken einen großen Umweg zu machen hatte, wenn er die Stadt retten wollte. Natürlich kam Napoleon etwas früher an und Wien mußte sich ergeben. Jetzt erließ er, wie 1806 an die Polen, einen Aufruf an die Ungarn, sich loszureißen von Kaiser Franz und einen eignen König zu wählen. Aber die großherzige Nation beantwortete den unedeln Antrag dadurch, daß sie sich kräftig rüstete, ihrem Könige Franz beizustehen. Napoleon setzte nun über die Donau und lieferte dem Erzherzoge Karl bei Aspern, Wien gegenüber, eine zweitägige blutige Schlacht, am 21. und 22. Mai. Napoleon verlor sie und hätte beinahe sein ganzes Heer eingebüßt; denn Karl hatte das plötzlich angeschwollene Donauwasser benutzt und große Balken hineinwerfen lassen, welche die Schiffbrücke der Franzosen zertrümmerten, und so wurde ihnen der Rückweg abgeschnitten. Mit Mühe stellten sie endlich, als sie schon von den Oestreichern bis an das Donauufer gedrängt worden waren, die Brücke wieder her und zogen eiligst nach Wien zurück. Napoleon ging sechs Wochen darauf wieder auf das linke Donauufer und erneuerte am 5. und 6. Juli den Angriff, diesmal mit seiner ganzen Macht. Die Schlacht war auf dem Marchfelde, nicht weit von Aspern, bei Deutsch-Wagram. Nach heldenmüthigem Kampfe wurden die Oestreicher besiegt und dadurch der Krieg entschieden, obgleich sie in Italien mit Glück gegen den Vicekönig Eugen gekämpft hatten. Dagegen hatte sich für das Haus Oestreich das treue Volk der Tiroler erhoben. An ihrer Spitze standen Andreas Hofer, ein Gastwirth, Speckbacher, der Kapuziner Haspinger*) und Andere, und da die Tiroler gute Schützen sind und alle Steige kannten, so waren sie den Baiern und Franzosen gefährliche Feinde.**) Aber ein Waffenstillstand und der Friede in

---

*) Der Verfasser hat diesen kräftigen, weißbärtigen Greis noch 1844 gesehen und gesprochen.

**) Welch ein schöner Geist der Tapferkeit Jung und Alt damals in Tirol beseelte, für ihren Kaiser zu streiten, zeigt auch folgender Zug: Als Speckbacher einst zum Treffen ausgezogen war, fand sich während des ersten Handgemenges Anderl, sein zehnjähriger Sohn, unbewaffnet bei ihm ein

Wien, den am 14. October Napoleon und Franz miteinander schlossen, zwangen die braven Tiroler, sich den Franzosen wieder zu unterwerfen. Sie erhielten Verzeihung; nur die Anführer nicht. Speckbacher hatte sich mit großer Gefahr über die Gebirge nach Oestreich gerettet. Aber Hofer wurde auf einem Schneeberge

---

und ließ sich nicht abweisen, dem Gefechte beizuwohnen. Als ein Sturm auf eine Brücke gemacht werden sollte, wurde dem Vater für den Kleinen bange, und da die Ermahnungen, zurückzugehen, nichts halfen, so mußte er ihn schlagen. Der Knabe ging aber nur so weit zurück, bis ihn der Vater nicht mehr sehen konnte, hielt sich hinter den Schützen am Waldrande und schnitt mit seinem Messer die Kugeln aus, die in den Boden fuhren und die er am Aufwirbeln des Staubes erkannte. Am andern Morgen in größter Frühe kam er zum Vater mit seinem Schatze, und übergab ihm sein Hütchen voll Kugeln, weil er gehört habe, die Tiroler litten Mangel daran. Mit vieler Mühe konnte man ihn durch das Vorgeben, daß Speckbacher bald nachfolgen würde, bewegen, nach Hause zu gehen. Man sorgte nun dafür, ihn auf eine entfernte Alp zu schicken, weil ihm nicht zu trauen war; aber auch dort entwischte er bald der Wachsamkeit seiner Hüter. Späterhin hörte einmal Speckbacher, als er in St. Johann sich mit Schreiben beschäftigte, Trommel- und Pfeifenschall. Er trat ans Fenster. Es waren tiroler Schützen. Gleich hinter der Musik sah er einen bewaffneten Knaben einherziehen, so daß er halb ärgerlich sagte: „Nun werden die Gerichte mir bald Kinder nachschicken!" Da kam der Knabe ehrerbietig auf ihn los und küßte ihm die Hand, und er erkannte seinen Sohn Anderl, der von der Alp entlaufen war und sich schon seit einem Monate den Landesvertheidigern zugesellt hatte. Die Schützen hatten ihn, da er barfuß zu ihnen gekommen war, ganz wie ihres Gleichen ausstaffirt, ihm ein graues Mäntelchen und einen grünen Hut, auch einen leichten Stutzen (Büchse) gegeben. Er wollte dem Vater, bis er allein mit ihm war, nicht eingestehen, daß er hungrig sei, obwohl er in 24 Stunden nichts gegessen hatte. Von dieser Zeit an blieb der Kleine in der Nähe des Vaters. — Mehrere Wochen darauf wurde Speckbacher von den Feinden von allen Seiten angegriffen. Er und Anderl wurden gefangen; ihm gelang es endlich durch seine Riesenstärke, sich loszureißen und eine steile Felsenwand zu erklettern; aber der Junge wurde fortgeführt. Unterwegs sagten ihm die Baiern, sein Vater sei todt und zeigten ihm dessen Mantel, Hut und Säbel. Als er diese Stücke erkannte, weinte er bitterlich; sonst zeigte er immer festen Muth. Der König von Baiern ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn, was er glaube, daß mit ihm geschehen würde? „Umbringen wird man mich wie meinen Vater!" antwortete er. Der König beruhigte ihn und that ihn in eine Erziehungsanstalt. Der brave Speckbacher wurde späterhin vom Kaiser Franz mit der großen goldenen Medaille geziert und starb 1820 in Hall in Tirol. Sein Anderl wurde ein brauchbarer Bergbeamter und starb 1834 auch in Hall als junger Mann.

oberhalb des Passeyerthales im Januar 1810 in einer Sennhütte entdeckt. Ein falscher Freund hatte seinen Aufenthalt dem Feinde verrathen. Man führte ihn nach Mantua ab. Wo er in Tirol durchkam, lief das Volk herbei, weinte und segnete ihn. In Mantua ließ ihn Napoleon zum Erschießen verurtheilen. Die dort eingesperrten Tiroler erfüllten das ganze Gebäude des Gefängnisses mit dumpfem Heulen und Jammern, und als er bei ihren Kerkerthüren vorbeigeführt wurde, lagen sie alle auf den Knien, beteten und weinten. Als er auf dem Richtplatze niederknien sollte, sprach er: „Ich stehe vor Dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist aufgeben.“ Dann rief er selbst: „Gebt Feuer!“ *) In Innsbruck in der Franziskanerkirche, unfern vom Grab Maximilian's I., ruht seine Asche und über ihr steht ein schönes Marmordenkmal.

Im Frieden von Wien verlor Oestreich an 2000 Quadratmeilen. Jetzt gaben alle Gutgesinnten die Hoffnung auf, von der Tyrannei Frankreichs errettet zu werden. Mit Oestreich war die letzte Stütze gefallen; denn Preußen erlag fast unter den Lasten, die Napoleon ihm unaufhörlich auflegte, mußte sich gehorsam in seine Launen fügen, und von dem entfernten Rußland war keine Hülfe zu erwarten. Zwei Männer, die im Jahre 1809 redlich Alles daran setzten, Deutschland von dem Unterdrücker zu befreien, verdienen wenigstens noch genannt zu werden. Ein preußischer Husaren-Major, von Schill, der sich schon 1806 ausgezeichnet hatte, führte seine an ihm hängenden Soldaten unversehens von Berlin fort, um zu den Oestreichern überzugehen. Da er aber von den Sachsen nicht durchgelassen wurde, wendete er sich nach

---

*) Als Hofer am 15. August 1809 in Innsbruck war, und sich vor seinem Quartier, dem Goldenen Adler, viele Tausend Tiroler versammelt hatten, hielt er folgende naive Anrede:

„Grüeß enck Gott, meine lieb'n S'brucker! weil ös mi zum Oberkommedanten g'wöllt hobt, so bin i holt do; es sein ober a viel Andere do, dö koani S'brucker sein. Alle dö unter meine Waffenbrüder sein wöll'n, dö müesten für Gott, Koaser und Voterland als toapfre, rödte und brafe T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wern wöll'n. Dö ober dös nit thüen wöll'n, dö soll'n haim gien, i roth encks, und dö mit mir gien, dö soll'n mi nit verlass'n; i wer enck a nit verlass'n, so wohr i Andere Hofer hoaß. G'sogt hob i encks, g'söchen hob's mi, b'fied enck Gott!

Norddeutschland, wurde alsbald von allen Seiten von Franzosen, Westphälingern, Holländern und Dänen verfolgt, in Stralsund überfallen und dort niedergehauen. Glücklicher war der Herzog Wilhelm von Braunschweig, ein Sohn des bei Auerstädt gefallenen. Er hatte ein Freicorps, die schwarze Schaar, für die Oestreicher errichtet, sich tapfer mit den Franzosen, die er glühend haßte, herumgeschlagen, und schlug sich nun, da er in den Waffenstillstand nicht miteingeschlossen wurde, durch ganz Deutschland durch, entkam auch bis an die Niederweser, wo er sich einschiffte, um nach England zu gehen.

Gleich nach Napoleon's Rückkehr nach Paris nahm er die Trennung seiner Ehe mit seiner guten Frau Josephine vor. Sie hatte ihn von manchem Unrechte, welches er begehen wollte, bisher zurückgehalten, durch ihr sanftes Wesen seine Wildheit gezügelt und genoß daher die allgemeinste Liebe und Achtung. Aber theils wünschte er Kinder zu haben, die er von ihr nicht hatte; theils hoffte er durch eine Heirath mit der Prinzessin eines alten Hauses mehr Ansehen zu erhalten; kurz, er erklärte: „er müsse die süßesten Gefühle seines Herzens aufopfern, nur auf das Heil Frankreichs hören und darum seine Ehe trennen." Mit gebrochenem Herzen gehorchte Josephine und zog sich nun nach Malmaison zurück, wo sie 3½ Jahr darauf starb. Napoleon trug seine Hand Marien Luisen, einer Tochter des Kaisers Franz, an. Dieser mußte wohl darein willigen, hoffte auch vielleicht durch diese Verbindung bei Abzahlung der Kriegscontribution Erleichterung zu erhalten. Aber vergebens! Napoleon erließ keinen Thaler. Am 2. April 1810 wurde die Ehe vollzogen und ein Jahr darauf ihm ein Söhnchen geboren, welches schon in der Wiege den Titel eines Königs von Rom erhielt und mit vielen Schmeicheleien bewillkommnet wurde.

In Schweden ereignete sich im Jahre 1809 eine gewaltsame Thronveränderung. Der von Ankarström ermordete Gustav III. hatte einen Sohn hinterlassen, Gustav IV. Adolph, einen sonderbaren Mann. Was er sich einmal in den Kopf setzte, das wollte er auch durchsetzen, und dabei berechnete er nie, ob die Umstände und seine Kraft es auch zuließen. So fing er (1808) mit seinem Schwager, dem Kaiser Alexander, einen Krieg an und opferte dabei viele Menschen auf. Damit noch nicht

zufrieden, bekriegte er auch den König von Dänemark. Alle Vorstellungen, die man ihm darüber machte, dienten nur dazu, ihn noch hartnäckiger zu machen. Vergebens stellte man ihm vor, daß das Geld zur Fortsetzung des Krieges nicht aufzubringen sei. Die Unzufriedenheit wurde immer größer, besonders nachdem er drei Garderegimenter cassirt hatte, weil er glaubte, sie hätten nicht genug ihre Schuldigkeit gethan. Jetzt entstand eine Verschwörung. Das gegen die Dänen stehende Heer brach gegen Stockholm auf. Als der König die Empörung erfuhr, wollte er mit einigen Regimentern den Rebellen entgegengehen. Da begaben sich am 13. März 1809 Feldmarschall Klingspor und General Adlerkreuz zu ihm und nahmen ihn gefangen. Sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, übernahm die Regierung und wurde bald darauf als Karl XIII. zum König ernannt; der unglückliche Gustav aber mußte für sich und seine Nachkommen der Krone entsagen und sich mit einer Pension ins Ausland begeben. *) Mit Rußland und Dänemark wurde nun bald Frieden (in Friedrichshamm in Finnland 1809) geschlossen; aber die Schweden mußten darin ganz Finnland an die Russen abtreten; ein großer Verlust! Da der neue König schon alt war und keine Kinder hatte, so wählten die schwedischen Reichsstände den jungen und talentvollen Prinzen von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Thronfolger. Aber schon im Mai 1810 endete ein plötzlicher Tod sein Leben. An seiner Stelle wurde Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, ein Marschall Napoleon's und ein Mann von Verstand und edlem Charakter, zum Thronfolger erwählt. Er kam auch bald, benahm sich mit großer Klugheit, und wurde im Februar 1818, da Karl XIII. starb, unter dem Namen Karl Johann, König (1818—44).

Im Jahre 1810 zeigte Napoleon, wie er selbst von seinen Brüdern strengen Gehorsam verlange. Louis, König von Holland, hatte nach seinem ausdrücklichen Willen allem Handel mit England entsagen müssen. Da der gutgesinnte König aber einsah, daß seine Unterthanen dadurch zu Grunde gehen müßten,

*) Er hat unter dem Titel eines Obersten an verschiedenen Orten gelebt und ist 1837 in St. Gallen gestorben, wo er die letzten vier Jahre in Stille gelebt hatte.

so machte er Gegenvorstellungen, und als diese nichts halfen, so sah er dem Schleichhandel der Holländer mit England nach. Gleich rückte ein französisches Heer ein und besetzte die holländischen Küsten, und französische Zollbedienten drückten den Handel der Holländer nun ganz danieder. Zugleich mußte Ludwig den südlichen Theil seines Königreichs an Frankreich abtreten. Immer ärger wurden die Mißhandlungen, welche sich die Franzosen gegen die Holländer erlaubten. Da glaubte Louis es seiner eigenen Ehre und seinen Unterthanen schuldig zu sein, lieber sein Land aufzugeben, als ferner sich die Tyrannei seines Bruders gefallen zu lassen. Er legte seine Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes am 1. Juli 1810 nieder und reiste nach Gräz in Steiermark, wo er fortan als Privatmann lebte. Napoleon aber erklärte die Abtretung für ungültig und vereinigte Holland mit Frankreich.

Im November 1810 wurde ebenso willkürlich auch das Wallliserland zu Frankreich geschlagen, und im December desselben Jahres vereinigte er damit auch den nordwestlichen Theil von Deutschland, weil die Mündungen der Elbe und Weser zu Frankreich gehören müßten. Dadurch wurden die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck französisch, der Herzog von Oldenburg ganz unschuldigerweise seines Landes beraubt und die französische Grenze reichte nun bis an die Ostsee.

122. Krieg Rußlands gegen Frankreich, 1812.

Während Napoleon so fortfuhr, die Grenzen Frankreichs immer weiter zu stecken, so mußte er immer noch gegen die Spanier kämpfen, die von den Engländern kräftig unterstützt wurden. Spanien war ein wahres Grab für die französischen Soldaten. Ganze Heere wurden aufgerieben und mußten durch neue ersetzt werden. Wäre Napoleon nicht durch sein übriges Glück so verblendet gewesen, so hätte er jetzt gewiß jeden andern Krieg vermieden und alle Kräfte ausschließlich gegen Spanien gewendet. Aber zugleich fing er auch an, sich gegen Rußland zu rüsten, weil Alexander seinen Unterthanen erlaubt hatte, englische Waaren ins Land zu bringen, und er nun einmal die Engländer durchaus nicht auf dem festen Lande dulden wollte. Die frühere große Freundschaft des Kaisers Alexander mit Napoleon war in eine merkliche Spannung übergegangen; der wahre Grund des Krieges

war aber wohl der, daß Frankreich und Rußland nun als Landmächte Europas allein nebeneinander standen und Napoleon's Herrschsucht keinen Gleichen neben sich dulden mochte. Das ganze Jahr 1811 verging über den gegenseitigen Rüstungen. Aber im Frühjahre 1812 zog ein so großes und zugleich ausgesuchtes Heer gegen Rußland, wie man noch nie gesehen hatte. Mehr als 600,000 Mann Franzosen, Oestreicher (denn selbst Kaiser Franz hatte ein Hülfsheer geben müssen), Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberger, Badener, Westphälinger und andere Deutsche, Polen, Holländer, Italiener, Spanier und Portugiesen, mit Allem reichlich versehen *), zogen durch Deutschland nach Rußland. Alexander eilte, sich mit den Türken und Persern, mit denen er damals Krieg führte, zu vertragen, und rüstete sich, so gut er konnte. Aber freilich waren seine Heere der Macht des Feindes nicht gewachsen; er hatte nicht halb so viel als dieser. Die Russen zogen daher langsam und fechtend in das Innere ihres Landes zurück. Napoleon schickte einen Theil des Heeres unter O u d i n o t auf die Straße nach Petersburg. Aber hier vertrat ihm W i t t g e n s t e i n den Weg und vertheidigte sich so gut, daß trotz mehrerer Schlachten die Franzosen hier nicht weiter als bis zur Düna kamen. Besser gelang es Napoleon selbst, der mit seiner Hauptmacht gerade auf Moskau losging. Zwei Tage lang wurde zwischen den Franzosen und den Russen unter B a r c l a y d e T o l l y und B a g r a t i o n am 17. und 18. August 1812 bei S m o l e n s k blutig gefochten; 40,000 lagen todt oder verwundet auf dem Wahlplatze. Die Stadt ging meist in Feuer auf, und die Russen mußten sich zurückziehen. Jetzt übernahm der alte K u t u s o w den Oberbefehl über die Russen. Auch er ging immer weiter zurück, nahm aber alle Viehheerden mit und machte das ganze Land, so weit er zog, zur Wüste, damit die Franzosen nichts fänden, die wirklich auch von der russischen Grenze an mit Mangel zu kämpfen hatten und dadurch viele Menschen und

*) Außer dem übrigen Troß sah man besondere Krankenwagen, Brückengeräthschaften, ganze Viehheerden, Fuhrwerke, hinten und vorn zu bespannen, Handwerker aller Art, Wäscherinnen und Krankenwärterinnen, Gärtner, Feuerspritzen, Schläuche zu Wasserleitungen, ja selbst Kisten mit Glastafeln zu Treibhäusern und mit Sämereien, um in den russischen Steppen den Boden zu besäen.

noch mehr Pferde verloren. Am 6. und 7. September lieferte er den Franzosen die große Völkerschlacht an der Moskwa oder bei Mosaisk. Eine blutigere Schlacht hat selten die Geschichte gesehen; 80,000 Leichen sollen das Schlachtfeld bedeckt haben! Napoleon selbst rief, als er durch die Leichenhaufen ritt: „Ein solches Schlachtfeld habe ich noch nie gesehen!“ Die Schlacht blieb unentschieden. Aber Kutúsow zog es vor, noch weiter zurückzugehen und lieber Moskau preiszugeben, als eine neue Schlacht zu liefern. Jetzt verließ Alles, was nur laufen oder fahren konnte, Moskau. Von 350,000 Menschen blieben kaum 30,000 zurück. Graf Rostopschin, Befehlshaber der Stadt und ein wüthender Franzosenfeind, machte, ehe er die Stadt verließ, alle Anstalten, Alles zu vernichten, was den Franzosen von Nutzen sein konnte.

Sieben Tage nach der Schlacht, am 14. September 1812, erreichte Napoleon die Thore der Stadt. Sie standen offen, die Straßen waren leer, ganz wie einst in Rom beim Anzuge der Gallier. Kein Magistrat kam ihm entgegen; eine fürchterliche Stille lag über der ganzen ungeheuern Stadt. Mit Beklemmung hielt Napoleon endlich seinen Einzug und stieg im Kreml ab. Hier erst fing er an, sich zu beruhigen und rief freudig aus: „Also bin ich nun endlich in Moskau, im Kreml!“ Indeß dauerte die Freude nicht lange. Napoleon hatte seinen Soldaten die Plünderung Moskaus als Belohnung für ihre Anstrengungen verheißen; aber Rostopschin hatte schon seine Maßregeln genommen, ihm das zu vereiteln. In der Nacht vom 14. zum 15. September entstand eine furchtbare Explosion mitten in der Stadt; aus einem plötzlich entstandenen großen Flammenfeuer stiegen in großen und kleinen Bogen Feuerkugeln auf und sprühten ihr brausendes Feuer unter furchtbarem Krachen weit um sich her. Anfangs blieb das Feuer allein auf dieser Stelle sichtbar; allein schon nach wenigen Minuten stiegen Feuersäulen in verschiedenen Gegenden der Stadt auf. Die Franzosen plünderten und achteten daher wenig auf den Brand. So brannte es den ganzen 15. hier und da. Aber am 16. Morgens erhob sich ein heftiger Wind. Hierauf hatten Rostopschin's Sendlinge nur gewartet. Jetzt legten sie an 500 Stellen zugleich Feuer an; mächtig schlug die Lohe himmelan und der Sturm peitschte die Flamme so schnell

von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, daß binnen einer Stunde die ganze unermeßliche Ebene längs dem Flusse nur ein Feuermeer war. Prasselnd wälzten sich die Feuerwogen durch die Luft, und immer gräßlicher wurde der Sturm durch die von der Hitze ausgedehnte Luft. Keine Beschreibung kann das Gräßliche des Schauspiels darstellen. Seit Trojas, Karthagos und Jerusalems Zeiten hat man nichts Aehnliches gesehen. „Die Wuth der Flammen," sagt ein Schriftsteller, „die Angst der Fliehenden, die Wehklage der Verbrannten, das Gebrüll, Geschrei, das Toben der Pferde, Rinder, Hunde und Katzen, die wüthend und wild in die Flammen hinein- oder aus den Flammen herausstürzten; dazu die viehische Gier der Plünderer, der Mörder und Räuber, welche Schaaren von Flüchtlingen verfolgten und niederhieben, Thüren, Fenster, Gewölbe mit den Kolben einstießen, oder durch Dächer und Fenster schossen: aller dieser Jammer, diese Noth, diese viehische, in Mord und Zerstörung sich auflösende Wuth der Menschen, gleichsam im Bunde mit dem furchtbarsten Elemente, — welch ein Bild des Entsetzens und Grausens!" Viele Franzosen verbrannten während der Plünderung, weil sie sich aus den brennenden Straßen nicht herausfinden konnten. Napoleon selbst mußte die Stadt verlassen und konnte sich nur noch mit großer Mühe und Gefahr durch die brennenden Balken einen Weg bahnen. Erst nachdem sich der Brand etwas gelegt hatte, kehrte er nach dem Kreml, dem Palaste der alten Czaren, zurück. Fast alle die herrlichen Paläste, die reichen Kirchen mit ihren goldblitzenden Thürmen, die kostbaren Sammlungen sanken in Asche; nur ein kleiner Rest der Stadt blieb stehen. Der fürchterliche Brand währte bis zum 17.; dann erst erlosch er nach und nach, weil es an Stoff fehlte. Vierzehn Tage lang wurde noch geplündert und in den Kellern ungeheuere Reichthümer gefunden. Im französischen Lager sah man die kostbarsten Shawls und seidenen Zeuche, die leckersten Confecte und eingemachten Früchte, goldene und silberne Geschirre, den glänzendsten Hausrath; aber an Brot und Fleisch fehlte es dagegen. Die russischen Bauern, statt in Moskau für Geld ihre Waaren loszuschlagen, zerstörten diese lieber. Es war den Franzosen nicht möglich, in Moskau einen Markt einzurichten. Sie murrten, und das bewog Napoleon, mit den Russen Unterhandlungen anzuknüpfen.

Napoleon hatte gehofft, von Moskau aus den Russen Gesetze vorschreiben zu können. Er bot ihnen auch jetzt Frieden an; Alexander aber zog ihn damit hin, bis der Winter vor der Thür war. Jetzt war ein schleuniger Rückzug nöthig, wenn nicht Moskau das Grab der Franzosen werden sollte. Am 26. October trat er ihn an, aber unter welchen unglückweissagenden Umständen! Schon jetzt waren die Pferde Gerippen ähnlich, die Soldaten entmuthigt, und die wohlgenährten Russen drängten nach. Napoleon wollte auf einer andern Straße ziehen; aber die Russen warfen ihn auf die zurück, welche auf dem Herwege verwüstet war, während sie selbst seitwärts zogen. Von allen Seiten wurden die Franzosen von Kosacken umschwärmt, die ihnen Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Zu dem Hunger, der, vom Anfange des Rückzuges an, am Leben der Menschen und Pferde nagte, kam vom 7. November an noch eine fürchterliche Kälte. Meist ohne Pelze, mit Lumpen nur bedeckt, fielen sie schaarenweis erstarrt zu Boden und wurden alsbald vom Schnee wie mit einem großen Leichentuche bedeckt. Tausende von Raben zogen ihnen nach, um die Leichen zu zerfleischen, und ehe noch die Ermatteten todt waren, wurden ihnen schon von den Stärkeren die Kleider abgerissen. Das Gepäck mußte aus Mangel an Pferden bald stehen bleiben, und gierig fielen die Hungrigen über die gefallenen Pferde her. In Smolensk hofften sie Vorräthe zu finden; aber theils war wenig da, theils ließen ihnen die nacheilenden Kosacken keine Zeit zum Ausruhen. Nun eilten von drei Seiten russische Heere herbei, um den täglich mehr schmelzenden französischen Heerhaufen den Rückzug über die Beresina, einen Nebenfluß des Dneprs, abzuschneiden. Von den 600,000 waren nur noch — 40,000 übrig. Zwar gelang es Napoleon, zwei Brücken über den Fluß zu schlagen; aber noch war kaum die Hälfte hinüber, als die breitere einbrach, und das Geschütz und die Wagen wandten sich daher nach der schmälern, die mit keinem Geländer versehen war. Dazu kam, daß man schon das Hurrah der anrennenden Kosacken und das Sausen der russischen Kanonenkugeln hörte. Jetzt stürzte sich Alles in wildester Verwirrung nach der Brücke; Jeder wollte der Erste sein; Jeder kämpfte um sein Leben. Der Soldat warf den Officier, der Freund den Freund ins Wasser; wer zu Boden fiel, war verloren; denn ohne

Erbarmen wälzte sich die ganze Menschenfluth über ihn hin, bis er zertreten war. Wie Viele wurden nicht von den Rädern der Kanonen und Wagen zerquetscht, und die über den eistreibenden Strom sich retten wollten, erstarrten oder ertranken. Das geschah am 27. November. Zuletzt brach die Brücke ein, und was noch jenseits war, meist Schwache, Weiber und Kinder, fiel den Russen in die Hände. An 5000 hatten allein bei diesem Uebergange das Leben eingebüßt.*)

Napoleon erhielt die Nachricht von einer Verschwörung, welche in Paris ein General Mallet entworfen habe, zugleich aber auch,

---

*) Man sah Mütter mit ihren Kindern auf dem Arme sich in den Fluß stürzen und im Strome so lange die Kinder in die Höhe halten, bis die Kräfte nachließen und Beide ertranken. Eine Mutter hatte eines kleinen Kahns sich bemächtigt und suchte ihre beiden Kinder über den Strom zu retten. Aber eine große Eisscholle stieß dagegen, der Kahn schlug um und Mutter und Kinder fielen ins Wasser. In dem Augenblicke warf sich ein junger Artillerist in den Fluß, erreichte schwimmend das eine Kind und brachte es glücklich ans Ufer, während die Mutter und das andere Kind ihren Tod unter den Eisschollen fanden. Der brave Jüngling behielt die kleine Waise bei sich; aber ob er den Kleinen und sich selbst bis Frankreich gerettet habe, ist nicht bekannt. Eine der gräßlichsten Scenen ist folgende, die ein Augenzeuge erzählt. „Die schöne 25jährige Frau eines französischen Obersten, die ihren Mann wenige Tage früher, ehe wir die Beresina erreichten, in einem Gefechte verloren hatte, hielt unweit der Brücke, die zu unserem Uebergange bestimmt war, nahe bei mir. Gleichgültig gegen Alles, was um sie her vorging, schien sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Tochter, ein sehr schönes Kind von vier Jahren, das sie vor sich auf dem Pferde hatte, zu richten. Vergebens suchte sie mehrere Male die Brücke zu erreichen, wurde aber immer wieder zurückgedrängt. Dumpfe Verzweiflung schien ihr ganzes Wesen zu erfüllen; sie weinte nicht; starr waren ihre Augen bald zum Himmel, bald auf ihre Tochter gerichtet, und einmal vernahm ich die Worte: „O Gott, wie bin ich so grenzenlos elend, daß ich nicht einmal beten kann!" Gleich darauf fiel ihr Pferd, von einer Kugel getroffen, und ihr selbst wurde von einer ähnlichen Kugel der linke Schenkel über dem Knie zerschmettert. Mit der Ruhe stiller Verzweiflung nahm sie ihr weinendes Kind, küßte es öfters, löste ihr mit Blut getränktes Strumpfband von dem zerschmetterten Beine und erwürgte das Kind damit. Hierauf schloß sie die kleine Leiche in die Arme, drückte sie fest an sich, legte sich neben ihr gefallenes Pferd und erwartete so, ohne einen Laut von sich zu geben, ihr Ende. Bald darauf wurde sie von den Pferden Derer, die sich gegen die Brücke drängten, zertreten!"

daß sie gescheitert sei. Dennoch hielt er für nöthig, nach Paris zurückzueilen. Auf einem einfachen Schlitten, in mehrere Pelze gehüllt, reiste er, nur in Begleitung des Generals Caulaincourt, den Trümmern seines Heeres schnell voraus. Gräßlich war indessen das Elend seiner unglücklichen Soldaten. Nie — nie hatte ein Heer ein ähnliches Unglück betroffen. Blau und bleich, wie Schatten, zum Theil durch Hunger und Kälte ohne Verstand und Sprache, wandelten sie daher. Nur wenn der Ruf: Kosack! erscholl, setzte sich die gespenstergleiche Schaar in Trab. Des Nachts war an Wachtfeuer nur selten zu denken. Daher drängten sie sich zu Zehn bis Zwanzig wie Thiere dicht aufeinander, um sich vor Kälte zu schützen. Solche Haufen wurden häufig am Morgen von den Russen todt gefunden. Aehnliche schauerliche Todtenversammlungen traf man des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer. Hatten Einige Holz gefunden und Feuer angemacht, so hockte eine Menge dieser Gestalten umher; Manche krochen grinsend und gefühllos ins Feuer hinein, und verbrannten elendiglich. Andere fand man hinter Gemäuer, in Scheunen, selbst in Backöfen todt, weil ihnen die Kraft gefehlt hatte, weiter zu gehen. Um todte Pferde herum war man sicher, Leichen zu finden; Manche hielten noch das Messer in der Hand, mit welchem sie sich Stücke ausgeschnitten hatten. Von Theilnahme war auch die letzte Spur verschwunden. Vergebens streckten die Hingesunkenen, denen die Kraft zum Aufstehen fehlte, die Hände nach den Vorübergehenden aus, die sie lieber umkommen ließen, ehe sie sich einen Augenblick verweilt hätten. Die Kälte nahm von Tage zu Tage fürchterlicher zu und löste allen Gehorsam auf. Soldaten von allen Regimentern liefen durcheinander. Pferde hatte die Reiterei längst nicht mehr, Stiefeln und Schuhe sah man nur noch bei Wenigen; mit Stücken von Tornistern, Hüten und Kleidern hatten sie sich die Füße umwunden. Unzählige hatten die Füße, Hände, Ohren und Nasen erfroren; bei Manchem hatte der Brand schon die Glieder geschwärzt, und so wüthend machte sie der Hunger, daß selbst Menschenfleisch von Einigen gegessen wurde. Zuletzt warfen fast Alle die Waffen weg; auch dem Tapfersten war jetzt der Muth gesunken.

Bis an den Niemen verfolgten die Kosacken sie unaufhörlich.

Von dem großen Heere waren hier nur 1000 Bewaffnete, 9 Geschütze und 20,000 Waffenlose, elende mit Lumpen bedeckte Jammergestalten. Langsam zogen sie durch Polen und Deutschland; Wenige sahen ihr Vaterland wieder. Ueber die Gesunden erhielt der Vicekönig Eugen den Oberbefehl und sammelte die zerstreuten Schaaren bei Magdeburg. Das war das schauderhafte Ende des mit so großen Hoffnungen unternommenen russischen Feldzugs!

Dritte Periode.

Von dem Wiedererwachen Europas bis auf die zweite französische Revolution, 1813 bis 1830.

---

123. Krieg der Verbündeten gegen Frankreich, 1813 und 1814.

Längst schon sehnte sich das niedergedrückte Europa nach Befreiung von der französischen Zwingherrschaft. Da aber alle Versuche, das Joch abzuschütteln, fehlgeschlagen waren, so duldete zuletzt Jeder das Unvermeidliche und sah sehnsüchtig einer bessern Zeit entgegen. Diese schien jetzt nun nahe zu sein. Wenn es je gelingen sollte, so mußte das Werk jetzt angefangen werden. Preußen ging hier mit seinem Beispiele voran. In diesem Lande war nach dem Unglück von Jena und Tilsit eine vollständige Umformung geschehen; die Bauern waren aus der Erbunterthänigkeit befreit, die bürgerlichen Gewerbe waren des Zunftzwanges enthoben, mehrere Vorrechte des Adels hörten auf, den Städten war ein freies Gemeindewesen gegeben. So bereitete der König und seine Räthe, unter denen besonders der Freiherr von Stein zu nennen ist, mitten in der Erniedrigung eine bessere Zukunft vor. Auch die Armee war durch neue Einrichtungen mit einem trefflichen Geiste beseelt, und es war namentlich der edle General Scharnhorst, der es verstand, eine

große Anzahl geübter Soldaten im Volke für den Tag der Erhebung bereit zu halten. Dieser Tag war jetzt da. Das ganze Volk war bereit, die Waffen zur Befreiung zu ergreifen. Die Russen wurden als Brüder und Befreier empfangen. Friedrich Wilhelm schloß mit ihnen einen Waffenstillstand und endlich ein Bündniß, und forderte am 16. März 1813 sein Volk zur Theilnahme auf. Da sah man, mit welcher Liebe die wackern Preußen an ihrem Könige und Vaterlande hingen. Männer von jedem Alter und Stande meldeten sich zum Kriegsdienste. Viele verließen Amt, Weib, Kind und gemächliches Leben daheim und traten als gemeine Soldaten ein. Ein allgemeiner Jubel tönte durch das ganze Land. England lieferte bereitwillig die noch fehlenden Kanonen und Montirungen, und Jeder hoffte, auch die andern deutschen Fürsten würden gemeinschaftliche Sache machen. Aber der Gemeingeist war längst erstorben. Sie wollten erst abwarten, ob es den Preußen auch gelingen würde, dann wollten sie zu dem Sieger sich schlagen. Nur die braven Mecklenburger, Hamburger und Lübecker schlossen sich an die Preußen an.

Gleich die ersten Gefechte mit den Franzosen fielen glücklich aus. Aber nun kam Napoleon mit einem neugesammelten Heere. Unweit Lützen, bei Groß-Görschen, traf man am 2. Mai 1813 zusammen. So tapfer auch die Preußen und die wenigen Russen, die bis jetzt in Deutschland waren, fochten, so siegte doch Napoleon's Uebermacht. In einer zweiten Schlacht bei Bautzen, am 20. und 21. Mai, ging es nicht besser. Die Russen und Preußen mußten, da Oestreich noch immer sich zu erklären zögerte, sich nach Schlesien zurückziehen, und hier wurde auf Napoleon's Antrag ein Waffenstillstand geschlossen, der für beide Theile sehr erwünscht war, weil beide ihre Verstärkungen an sich ziehen wollten. Indessen hatte ein russischer Heerhaufen unter Tettenborn Hamburg befreit und war von den entzückten Einwohnern mit grenzenlosem Jubel empfangen worden. Aber bald kehrten die Franzosen verstärkt zurück. Marschall Davoust nahm die Stadt ein und legte ihr eine übertriebene Schatzung auf.

Napoleon benutzte den Waffenstillstand gut, die Verbündeten aber noch besser. Sie zogen Oestreich und den Kronprinzen von

Schweden auf ihre Seite, und ein Mann, der allein ein ganzes Heer werth war, Moreau, kam aus Nordamerika, wo er eine geliebte Frau und Tochter und ein schönes Landgut verlassen hatte, um den Verbündeten mit seinem Rathe beizustehen. Am 17. August 1813 begann der Kampf aufs neue, und zwar von drei Seiten zugleich. Von Berlin rückte Karl Johann, Kronprinz von Schweden, von Schlesien Blücher, und von Böhmen der Fürst Schwarzenberg heran; in allen drei Heeren waren Preußen, die zwei Kaiser aber und Friedrich Wilhelm begleiteten das böhmische Heer. Den ersten Sieg erfocht bei Großbeeren unweit Berlin am 23. August der Kronprinz von Schweden und General Bülow. Gleich darauf, am 26., siegte Blücher, den von nun an die Soldaten den Marschall Vorwärts nannten, an der Katzbach. Nur das böhmische Heer erlitt an demselben und am folgenden Tage eine Niederlage vor Dresden beim fürchterlichsten Regen, der alle Wege fast unzugänglich machte. Schmerzlich fühlbar selbst bei so großer Bedrängniß war der Tod Moreau's. Er hielt auf einer Anhöhe unweit Dresden neben Kaiser Alexander, einer französischen Batterie gegenüber, als plötzlich eine Kanonenkugel das Pferd niederwarf und ihm selbst beide Beine zerschmetterte. Man brachte den blutenden Helden sogleich nach Böhmen zurück, wo er aber wenige Tage darauf seinen Geist aufgab. Ein einfaches Denkmal zeigt die Stelle, wo ihn das Unglück getroffen hat. Eilig zog das Heer über das Erzgebirge zurück. Napoleon schickte den General Vandamme in den Rücken der Geschlagenen, und hielt sie schon für vernichtet, als Vandamme bei Culm unweit Teplitz am 30. gänzlich geschlagen und selbst gefangen wurde. Welch ein Jubel! — Indessen stand Napoleon mit seiner Hauptmacht in Dresden und rannte wie ein Verzweifelnder bald auf den einen, bald auf den andern Feind los. Ein Heer, welches er noch einmal gen Berlin sandte, wurde bei Dennewitz am 6. September unweit Jüterbogk vom General Bülow aufs Haupt geschlagen.

Zu Anfange des Octobers endlich setzten sich alle verbündete Heere in Bewegung, näherten sich einander und suchten Napoleon den Rückweg nach Frankreich abzuschneiden. Jetzt erst zog er sich nach Leipzig. Hier trafen auch die Verbündeten zusammen, und rings um die Stadt wurde am 16., 18. und 19. die große

Völkerschlacht bei Leipzig geliefert. Es war ein großer, herrlicher Sieg, den die Verbündeten erfochten! Napoleon mußte nun eilig nach Frankreich fliehen; kaum 80,000 Mann brachte er mit über den Rhein, und auch diesen erreichte er erst, nachdem er sich bei Hanau durch ein östreichisches und baiersches Heer unter General Wrede hatte durchschlagen müssen. Nun wurden auch die Festungen, welche die Franzosen noch in Polen und Deutschland hatten, belagert und nach und nach eingenommen, und ein preußisches und russisches Heer ging unter General Bülow nach Holland und befreite es von den verhaßten Franzosen. Gleich im ersten Freudentaumel schickten die braven Holländer nach England, wo der Sohn ihres 1795 vertriebenen Erbstatthalters lebte, und baten ihn, schleunigst als König zurückzukommen. Wilhelm I. (1813—41) kam und wurde mit rauschender Freude empfangen. Auch in Italien hatten sich die Sachen geändert. Ein östreichisches Heer rückte ein und trieb den Vicekönig immer weiter zurück. Der wenig umsichtige Murat hielt es nun für klug, da das Glück Napoleon den Rücken wendete, seinen Schwager auch zu verlassen, und schloß sich, wenigstens zum Scheine, an die Verbündeten an, benahm sich aber so unthätig gegen die Franzosen, daß man ihn schon damals für einen Verräther hielt.

Um dieselbe Zeit war auch Portugal und Spanien durch Wellington frei geworden. Immer weiter mußten die Franzosen zurückweichen. Endlich erreichte Wellington sie bei Vittoria im nördlichen Spanien und brachte ihnen hier am 21. Juni 1813 eine solche Niederlage bei, daß sie in wilder Flucht über die Pyrenäen zurückeilten.

Gleich nach der Schlacht bei Leipzig waren die Verbündeten, für die sich nun ganz Deutschland erklärte, gegen den Rhein hin marschirt und rüsteten sich, den Krieg nach Frankreich zu tragen. Zu Anfange des Jahres 1814 setzten sie über den Rhein, während ein anderer Theil durch die Schweiz ging. Anfangs ging Alles gut, weil nur wenige französische Truppen sich sehen ließen. Aber zu Ende des Januars erschien Napoleon mit seinen Garden, überfiel Blücher am 29. Januar bei Brienne und hätte ihn fast gefangen, wurde aber am 1. Februar bei La Rothière von ihm wieder zurückgeschlagen. Jetzt trennten sich Blücher und

Schwarzenberg und versuchten auf zwei verschiedenen Straßen Paris zu erreichen, jener nördlicher, dieser südlicher. Napoleon stellte sich zwischen Beide, ihnen gegenüber, rannte, wie im vorigen Jahre bei Dresden, bald auf den Einen, bald auf den Andern los, und drückte jedesmal Den, auf welchen er traf, durch seine Uebermacht zurück. Darüber vergingen mehrere Wochen. Fast täglich fielen blutige Gefechte und Treffen vor, in denen bald die Franzosen, bald die Verbündeten siegten. Aber plötzlich änderte Napoleon seinen Plan. Nach einem zweitägigen Treffen bei Arcis sur Aube, in welchem Schwarzenberg seine wüthenden Angriffe zurückschlug, wandte er sich von Paris ab und ging gegen den Rhein zu, also dahin, woher die Verbündeten kamen. Er wollte die Besatzungen aus den Festungen in der Gegend des Rheins an sich ziehen und den Verbündeten in den Rücken fallen. Besonders mochte er wohl hoffen, diese würden nun gleich umkehren und dadurch Paris von aller Gefahr befreit werden. Aber sie ließen sich nicht irre machen, ließen ihn ziehen und wandten sich gegen Paris, welches nun von Marmont und Mortier durch ein mäßiges Heer und die bewaffneten Bürger vertheidigt wurde. Am 30. März erschienen die Verbündeten vor den Thoren der großen Stadt und griffen sie unverzüglich an. Besonders heftig wurde am Montmartre, einem Berge mit einem Steinbruche an der nördlichen Seite der Stadt, gestritten, bis die Bürgerschaft zu capituliren begehrte. Die vereinigten Monarchen willigten darein und am Morgen des 31. März hielten sie an der Spitze ihrer Heere ihren Einzug in Paris. Es war ein herrliches, stolzes Schauspiel, als sie, unter dem Zuschauen einer ungeheuern Menschenmasse, umgeben von ihren Generalen und vielen Prinzen, durch die Straßen zogen, hinter ihnen her die siegreichen Truppen, die Reiterei 15 Mann und das Fußvolk 30 Mann neben einander, in der schönsten Haltung, unter kriegerischer Musik, mit dem stolzen Gefühl, den Unbesiegbaren endlich besiegt zu haben, und nun den Schimpf, den die Franzosen ihnen in Wien, Berlin und Moskau zugefügt hatten, ihnen wiedergeben zu können. Der nichtswürdige Pöbel jauchzte den Monarchen eben so zu, wie er Napoleon zugejauchzt haben würde, hätte dieser gesiegt gehabt. Weiber und Mädchen schwenkten weiße Tücher aus den Fenstern und warfen Blumen unter die Sieger.

Napoleon war indeß, sobald er erfuhr, daß sich die Verbündeten nach Paris gewendet hätten, schnell umgekehrt, um die bedrohte Hauptstadt zu retten, wohl wissend, daß Alles, wenn sie fiele, verloren sei. Noch war er sieben Meilen von ihr entfernt, als ihn die Nachricht traf, daß sie bereits capitulirt habe. Er befand sich jetzt in Fontainebleau, südlich von Paris. Lange war er unschlüssig, was er thun sollte, ob nach Paris eilen und die Feinde angreifen, oder mit ihnen unterhandeln. Da erhielt er die Trauerpost, daß der feile Senat, der ihm im Glücke stets geschmeichelt, ihn jetzt abgesetzt hätte. Ueberall wandte ihm jetzt das Glück den Rücken; denn auch Wellington war siegreich über die Pyrenäen in das südliche Frankreich eingedrungen und schlug endlich am 10. April den Marschall Soult in der Schlacht bei Toulouse. Bordeaux hatte schon vier Wochen früher den Engländern und dem Herzoge von Angoulême, dem ältesten Sohne des ehemaligen Grafen von Artois, die Thore geöffnet.

Nun zeigte sich wieder recht die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe. Napoleon erhielt die kleine Insel Elba an der toscanischen Küste mit einer guten Pension zum Aufenthaltsorte, und während er dahin abging, landeten die Bourbons an der französischen Küste, um das väterliche Reich wieder in Besitz zu nehmen. Schon auf seiner Reise von Fontainebleau bis nach der Provence, wo er sich einschiffte, erfuhr Napoleon die Veränderlichkeit der menschlichen Gunst. In den südlichen Provinzen zeigten ihm überall die Einwohner bittern Haß, und nur mit genauer Noth entging er persönlichen Mißhandlungen. Seine Frau, Marie Luise, und der kleine König von Rom wurden nach Schönbrunn bei Wien gebracht*); seine übrigen Verwandten erhielten an verschiedenen Oertern, die man ihnen größtentheils im Oestreichischen anwies, anständige Pensionen. Ludwig XVIII., der ehemalige Graf von Provence, hatte sich seit 1807 in England aufgehalten und dort nur von der englischen Freigebigkeit gelebt. Jetzt hielt er am 3. Mai seinen Einzug in Paris und

*) Er wurde später zum Herzog von Reichstadt erklärt. Ein früher Tod raffte ihn 1832 hinweg. Marie Luise, welche das Herzogthum Parma erhalten hatte, ist 1847 gestorben.

bestieg den Thron seines unglücklichen Bruders (1814—24). Mit ihm schlossen die Verbündeten am 31. Mai den Frieden von Paris, in welchem Frankreich die meisten seit der Revolution eroberten Länder zurückgeben mußte, aber doch noch sehr glimpflich wegkam. — Der Kronprinz von Schweden hatte übrigens nach der Schlacht bei Leipzig keinen weitern Theil am Kriege gegen Napoleon genommen, sondern sich gegen Dänemark gewandt. Es war ihm nämlich dafür, daß er sich an den allgemeinen Bund gegen Napoleon anschloß, versprochen worden, daß er Norwegen erhalten sollte. Dänemark aber hatte sich an Napoleon angeschlossen; also hatte der Kronprinz einen Vorwand, Dänemark anzugreifen. Die Dänen wurden nun schnell zurückgeworfen und mußten um Frieden bitten. Er wurde bewilligt, aber nur unter der Bedingung, daß Norwegen an Schweden abgetreten würde. Dafür bekam der König von Dänemark Schwedischpommern und Rügen, welches er jedoch nachher gegen Lauenburg an Preußen abtreten mußte.

124. Wiener Congreß. — Wiedererscheinen Napoleon's 1815. Murat's Unternehmung gegen Oestreich.

Wie viel gab es nun nicht auszugleichen! Durch die Französische Revolution und Napoleon's unbegrenzte Eroberungssucht war ja Alles aus seinen Fugen gekommen, und es fragte sich nun, wie viel von den alten Einrichtungen wieder erneuert und was geändert werden sollte. Die Monarchen beschlossen daher, zusammen nach Wien zu gehen und dort freundlich sich darüber zu besprechen. Diese Zusammenkunft nennt man den Wiener Congreß. Er fing erst im November 1814 an, weil Alexander und Friedrich Wilhelm mit ihren gefeierten Helden, namentlich dem allgemein verehrten Blücher, erst eine Reise nach England machten, wo man sie mit großem Enthusiasmus aufnahm. Dann wurde in Wien den ganzen Winter unterhandelt. Doch nichts hier von der dort beschlossenen Ländervertheilung. Die Länder erhielten meist den Umfang, welchen sie noch jetzt haben. Freilich gab es darüber manchen Streit, und schon fing man an zu fürchten, daß wohl die Eintracht der Monarchen gestört werden könnte, als — plötzlich die Nachricht

erscholl, daß Napoleon von Elba entwischt und in Frankreich gelandet sei.

So war es auch wirklich. Sein unruhiger Geist hatte ihm auf der kleinen Insel keine Ruhe gelassen; am 26. Februar 1815 war er in Begleitung von etwa 11—1200 Mann alter Soldaten von Elba abgesegelt und am 1. März bei der kleinen Stadt Cannes in der Provence gelandet. Die auf die neue Regierung der Bourbons gesetzte Hoffnung war nicht durchgehends erfüllt worden; daher wendete sich der größte Theil der Franzosen, namentlich seine Anhänger, sogleich wieder zu ihm hin. Er wurde mit Frohlocken empfangen; mit jedem Schritte vorwärts wuchs sein kleines Häufchen; Soldaten und Generale wetteiferten, zu ihm überzugehen, und der arme Ludwig sah sich plötzlich von fast Allen, die ihm erst vor kurzem Treue geschworen hatten, verlassen. Jedes Regiment, welches er gegen Napoleon aussandte, diente nur dazu, dessen Haufen zu vergrößern, und nachdem Ludwig am 19. März Paris verlassen und sich nach Gent begeben hatte, hielt Napoleon am 20. seinen Einzug in die Hauptstadt, wieder unter dem Zujauchzen der wetterwendischen Menge. In einem Augenblicke stellte er seine Regierung wieder her, schaffte die Einrichtungen Ludwig's wieder ab und erklärte den verbündeten Mächten: er sei zwar wieder da, werde aber den Pariser Frieden treulich erfüllen, habe auch ganz seinen Eroberungsabsichten entsagt. Aber wer konnte glauben, daß er mit einem Male seine Natur abgelegt habe? Die noch in Wien versammelten Monarchen vereinigten sich schnell über die noch streitige Ländertheilung, und erließen nun gegen ihn eine Erklärung, daß sie nicht eher die Waffen niederlegen würden, bis sie ihn der Möglichkeit beraubt hätten, wieder Unruhen anzufangen. Schnell rüsteten sich nun beide Theile.

Aber ehe noch der Kampf auf Tod und Leben beginnen konnte, entstand ein Krieg, den man nicht erwartet hatte, in Italien. Obgleich M u r a t, oder, wie er als König von Neapel hieß, J o a c h i m I., sich im vorigen Jahre nicht eben sehr zuverlässig für die Sache der Verbündeten gezeigt hatte, so hatte man ihm doch Neapel gelassen. Aber sein böses Gewissen machte, daß er sich einbildete, man wolle ihm sein Königreich nehmen, und ohne Ueberlegung, wie er immer war, faßte er den Entschluß, alle fremde Fürsten aus Italien zu vertreiben und es zu e i n e m Reiche und

sich zum Könige desselben zu machen. Schon rüstete er sich, die Oestreicher, die seit dem Pariser Frieden den größten Theil der Lombardei besaßen, anzugreifen, als er erfuhr, daß Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt sei. „Desto besser!“ dachte er, „nun werde ich desto eher freie Hand bekommen.“ Mit Ungestüm und Gewalt drang er durch den Kirchenstaat gegen die Lombardei vor. Aber die Oestreicher empfingen ihn am 4. April 1815 wohlgerüstet und schlugen ihn zurück. Bekanntlich giebt es keine feigeren Soldaten in ganz Europa als die neapolitanischen. Sie ergriffen daher die Flucht und wurden nun von den Oestreichern verfolgt. Wo sie sich nur zu setzen wagten, bekamen sie Schläge. Zuletzt eilte ihnen gar eine östreichische Heeresabtheilung vor und schnitt ihnen den Rückweg nach Neapel ab. Kurz, nachdem der Krieg erst sechs Wochen gedauert hatte, waren dem Könige Joachim kaum noch 4—5000 Mann übrig. Jetzt versuchte Murat zu unterhandeln; aber man wollte nichts mehr von ihm wissen. Auf einem Umwege floh er nach Neapel, packte von Kleinodien ein, was in der Eil mitzunehmen war, verkleidete sich und fuhr nach der Insel Ischia (sprich Iskia) und von da nach Frankreich. Zwei Tage darauf hielten die Oestreicher ihren Einzug in Neapel und stillten sogleich einen Aufruhr, den die wilde Rotte der Lazzaroni erregt hatte, um den königlichen Palast zu plündern. Bald darauf kehrte unter großem Jubel des Volks der alte Ferdinand aus Sicilien nach Neapel zurück.

125. Bezwingung Napoleon's durch die Schlacht bei Belle Alliance. — Murat's Ende.

Jetzt zogen die Verbündeten von allen Seiten furchtbar gegen die französischen Grenzen zusammen, und man wartete nur, bis alle, auch die entfernten Russen, beisammen sein möchten, um loszubrechen. Am frühesten standen schlagfertig Wellington mit den Engländern, Holländern, Hannoveranern und Braunschweigern, die der nun aus England zurückgekehrte Herzog Wilhelm von Braunschweig anführte, und Blücher mit den Preußen. Napoleon hatte indessen Alles aufgeboten, ein großes Heer zusammenzubringen, und da es an Pferden für die Reiterei fehlte, selbst die Postpferde in Beschlag genommen. Am 12. Juni 1815 verließ er Paris und griff die Preußen unvermuthet an. Ehe

diese sich sammeln konnten, hatte er schon ihre Vortruppen zurückgeworfen, und als sich Blücher am 16. Juni bei Ligny, einem Dorfe unweit Fleurus, setzte, wurde dieser nach heftiger Gegenwehr geschlagen und wäre, da sein Pferd erschossen wurde, beinahe gefangen worden. Wellington war noch zu weit zurück, um den um Hülfe bittenden Blücher unterstützen zu können. Nur einen Theil seines Heeres schickte er schnell vor, und dieser schlug sich an demselben Tage gegen Ney bei Quatre Bras und behauptete sich; aber der tapfere Herzog von Braunschweig wurde dabei durch eine Kugel getödtet.

Nun wendete sich Napoleon gegen Wellington, der bei Brüssel stand, aber jetzt den Franzosen rasch entgegenrückte. Bei den Dörfern Mont St. Jean und Waterloo (wir nennen die Schlacht die von Belle Alliance, von einem Hause, bei welchem nach der Schlacht Wellington und Blücher sich umarmten) trafen am 18. Juni 1815 beide Heere in fürchterlichem Kampfe zusammen. Napoleon war den Engländern sehr überlegen, deren Reihen von Stunde zu Stunde dünner wurden und endlich zu wanken anfingen. Wellington hatte schon am frühen Morgen an den mehrere Meilen davon stehenden Blücher Boten geschickt und um Hülfe gebeten. Händereibend ging er umher. „Ach!" rief er, „wenn doch nur die Preußen oder die Nacht käme!" Kaum hatte er ausgesprochen, als ihm zur Seite aus dem Walde fremde Truppen traten, schnell sich ordneten und die Anhöhe herab auf die Franzosen zu sich bewegten. Es waren die Preußen, die den Weg meist im Trabe laufend zurückgelegt hatten und nun zur höchsten Zeit erschienen. Napoleon erblaßte. Schon hatte er geglaubt, den Sieg zu haben. Da stellte er sich an die Spitze der Garden und machte einen fürchterlichen Angriff auf die Reihen der Engländer. Dies entschied. Die Engländer widerstanden, und aus den Gliedern der Garden ließen sich die Stimmen hören: „Sauve qui peut!" (Rette sich, wer da kann!) Es überfiel sie plötzlich eine panische Furcht. Das französische Heer löste sich in eilige Flucht auf und zerstreute sich. Nur die alten Garden standen, und als auf sie von allen Seiten die Engländer eindrangen und sie zur Ergebung aufforderten, rief einer ihrer Generale: „Die alte Garde stirbt und ergiebt sich nicht!" Der größte Theil wurde niedergemacht.

Napoleon war unter den Fliehenden. Er hatte sich in seinen Wagen geworfen; da dieser aber von den nachsetzenden Preußen eingeholt wurde, mußte er, mit Zurücklassung seines Hutes und Degens, zu Fuß flüchten, und wenig fehlte, daß er gefangen wurde. Alle seine Kleinodien, die er aus Eitelkeit mit sich geführt hatte, fielen den Preußen in die Hände. Unerwartet kam er nach Paris und war der erste Verkündiger der ungeheuern Niederlage. Er legte zum zweiten Male die Krone nieder. Die verbündeten Heere drangen indessen ungehindert nach Paris zu, die Stadt capitulirte und die siegreichen Truppen hielten am 7. Juli ihren Einzug. Am folgenden Tage war auch Ludwig XVIII. wieder da, der sich Wellington's Heer angeschlossen hatte. Lange war Napoleon unschlüssig gewesen, was er thun sollte. Da aber die Verbündeten Paris sich näherten und er keinen Tag mehr sicher war, flüchtete er nach Rochefort, um sich hier nach Nordamerika einzuschiffen. Aber englische Schiffe beobachteten den Hafen, und da er keine Möglichkeit sah, heimlich zu entrinnen, so lieferte er sich dem Capitain Maitland (sprich Mätland) aus, der das englische Schiff Bellerophon commandirte. Dieser führte ihn nach der englischen Küste, wo Napoleon vom Könige von England in Uebereinstimmung mit den Verbündeten die Weisung erhielt, das Schiff Northumberland zu besteigen und darauf nach St. Helena zu schiffen. So sehr er sich auch anfangs sperrte, so mußte er doch zuletzt nachgeben. Am 8. August segelte er von der englischen Küste bei Plymouth (sprich Plimmuß) ab und traf an dem verhängnißvollen 18. October auf der Insel ein.

Ludwig XVIII. bestrafte bei seiner zweiten Thronbesteigung mehrere Schuldige, die an ihm treulos geworden waren, mit Recht. Unter ihnen war besonders Marschall Ney, der eine Zeit lang sich verborgen hatte, endlich aber entdeckt und nun nach Urtheil und Recht erschossen wurde. Andere wurden Landes verwiesen, oder zur Gefangenschaft verurtheilt, meist aber nach einiger Zeit begnadigt. So gelind auch die Verbündeten selbst diesmal mit Frankreich verfuhren, so mußte es sich doch im zweiten Pariser Frieden (am 2. October 1815) härtere Bedingungen gefallen lassen als bei dem ersten. Jedes Volk nahm zuerst aus den pariser Kunstschätzen diejenigen Stücke heraus, die Napoleon ihm früher geraubt hatte. Frankreich mußte einige

Grenzfestungen abtreten, 700 Millionen Francs Kriegskosten-Entschädigung zahlen und sich gefallen lassen, daß die Verbündeten auf französische Kosten ein Heer auf drei bis fünf Jahre in den Grenzprovinzen zurückließen, um über die Ruhe in Frankreich zu wachen.

So war also Napoleon politisch todt; denn die Engländer bewachten ihn so gut, daß er nicht entweichen konnte, und er lebte noch fast sechs Jahre auf der unwirthbaren Insel in Gesellschaft weniger treuer Freunde. Seine Brüder und andern Verwandten wurden aus Frankreich entfernt und in den Ländern der Verbündeten unter Aufsicht genommen. Man war großmüthig genug, ihnen die großen Schätze, die sie gerettet hatten, zu lassen. Nur dem Exkönig von Neapel, Murat, ging es unglücklich. Er hatte sich, wie erzählt worden ist, von Neapel nach Frankreich gerettet, und hoffte, von Napoleon in Schutz genommen zu werden. Dieser aber wies ihn verächtlich ab. Nach Napoleon's Abdankung wußte er gar nicht wohin. Eine Zeit lang irrte er in den Thälern der Seealpen umher; endlich schiffte er sich nach Corsica ein. Seine Frau hatte ihm indessen beim Kaiser Franz die Erlaubniß ausgewirkt, sich in Oestreich niederzulassen. Aber der Thor wollte noch einmal sein Glück versuchen. Er brachte in Corsica einige Abenteurer zusammen, fuhr mit ihnen nach der Küste von Calabrien hinüber, landete bei dem Städtchen Pizzo in Calabrien und forderte die Einwohner auf, sich zu ihm zu schlagen. „Ich bin ja euer König Joachim!" rief er unaufhörlich. Aber man wollte von ihm nichts wissen. Im Gegentheil nahmen ihn die Einwohner gefangen, und König Ferdinand ließ ihn am 13. October 1815 erschießen, wie Murat einst den Herzog von Enghien unschuldig hatte erschießen lassen. Recht rührend ist der Brief, den er wenige Stunden vor seinem Tode an seine Frau und seine Kinder, die er zärtlich liebte, schrieb: „Liebe Karoline, meine letzte Stunde ist gekommen. In wenigen Augenblicken bin ich nicht mehr. Vergiß mich nicht. Keine Ungerechtigkeit befleckt mein Leben. Lebt wohl, mein Achilles! meine Lätitia! meine Luise! Zeigt euch meiner würdig in der Welt. Ich lasse euch ohne Thron und Vermögen mitten unter zahlreichen Feinden. Bedenkt, was ihr seid und gewesen seid, und Gott wird euch segnen. Ver-

wünscht mein Andenken nicht und wißt, daß mich in diesen letzten Augenblicken meines Lebens nichts mehr schmerzt, als fern von meinen Kindern sterben zu müssen. Empfangt den väterlichen Segen, empfangt meine Thränen und Umarmungen, und gedenkt ewig eures unglücklichen Vaters."

Die in Wien versammelt gewesenen Fürsten waren zwar durch Napoleon's Wiedererscheinen erschreckt, auseinander gegangen, aber ihre Minister waren in Wien beisammen geblieben, um die neuen Verhältnisse der Staaten zu ordnen. Besonders bedurfte das arme, zerrissene Deutschland der Wiederherstellung aus dem argen Zustande, in den es verfallen war. Das alte deutsche Reich war ja längst aufgelöst, der Rheinbund war zerfallen, eine neue Ordnung der Dinge war nöthig. Die Wünsche des Volkes waren auf die wirkliche Herstellung des großen Vaterlandes gerichtet, und die kleinern Fürsten verlangten selbst die zeitgemäße Erneuerung des Kaiserthums; aber da waren wieder die mittlern Staaten, welchen dabei um ihre kleine Selbständigkeit bangte. Es wurde also durch die am 8. Juni 1815 erschienene Bundesacte der deutsche Bund aufgerichtet. Es war ein Bündniß der Fürsten, welche ihre Gesandten in Frankfurt a. M. zu dem Bundestage zusammentreten ließen, durch den die Angelegenheiten Deutschlands geleitet werden sollten.

Wie der Papst 1648 gegen den Westphälischen Frieden protestirt hatte, so legte auch jetzt Pius VII. feierlichen Protest gegen die Bundesacte ein; denn der Geist der römischen Kirche bleibt immerdar derselbe. Er erklärte, nicht zugeben zu können, daß protestantische Fürsten regierten, daß die protestantischen Unterthanen gleiche freie Religionsübung mit den römisch-katholischen hätten und daß die bis 1803 existirenden geistlichen Fürstenthümer in den Händen der weltlichen Fürsten blieben. Daß solche Anmaßung nicht weiter beachtet wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden.

In dieselbe Zeit fällt die Stiftung der Heiligen Allianz. Kaiser Alexander hegte die schöne Idee, die Politik auf die Grundsätze der christlichen Moral zu gründen. Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Franz I. verbanden sich mit ihm zur Aufrichtung eines heiligen Bundes; alle Eroberungskriege sollten abgethan sein, die Völker sollten sich als eine einige große Familie

ansehen u. s. w. Die meisten europäischen Fürsten traten bei, nur der Papst und England nicht. Zur rechten und ursprünglich beabsichtigten Wirksamkeit ist die Allianz nicht gekommen.

126. Begebenheiten der Jahre 1816—1830.

Die nächsten Jahre vergingen nun damit, daß die Fürsten theils ihre neuerworbenen Länder ordneten und mit den alten Provinzen in Verbindung brachten, theils den durch lange Kriege und Willkür zerrütteten Wohlstand wiederherzustellen suchten. Indeß fehlte viel, daß Zufriedenheit geherrscht hätte, wie man es doch nach der Wiederkehr des langentbehrten Friedens hätte vermuthen dürfen. In Deutschland hielt man die geschehene Bundeseinrichtung für eine ungenügende Herstellung des Vaterlandes; namentlich herrschte solcher Sinn unter den Studirenden, welche für eine bessere Zukunft sorgen wollten. Oft arteten diese Bestrebungen in Schwärmerei, Dünkel, ja selbst in Verbrechen *) aus, was dann wieder den Feinden deutscher Einigkeit Gelegenheit bot, jeden Aufschwung, den edeln wie den unedeln, zu unterdrücken.

Im Jahre 1818 kamen die Kaiser Franz und Alexander und der König Friedrich Wilhelm zu einem Congresse in Aachen zusammen. Theils der Wunsch, sich wiederzusehen, theils die Nothwendigkeit, über manche Staatsangelegenheiten sich zu besprechen, führte sie dahin. Namentlich sollte entschieden werden, ob es noch länger nöthig sei, das verbündete Heer, welches in Frankreich zurückgeblieben war, da zu lassen. Die Franzosen baten, es abzuführen, und die Milde der drei hohen Fürsten gewährte ihnen die Bitte.

Das Jahr 1819 verging ohne bedeutende Begebenheiten. Desto stürmischer war das Jahr 1820. Ferdinand VII. war 1814, als Napoleon das erste Mal überwältigt war, frei geworden und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel, die Cortes aber — so hießen die Abgeordneten der Provinzen, welche bisher die Regierung geführt hatten — legten

*) Der Student Karl Sand erstach im März 1819 den als russischen Spion verhaßten Staatsrath von Kotzebue. Er wurde hingerichtet.

ihm eine 1812 von ihnen entworfene Verfassung vor, die er erst bestätigen sollte. Aber dadurch sollte seine Gewalt sehr beschränkt werden. Er weigerte sich deshalb, stellte seine unumschränkte Gewalt wieder her und bestrafte die Cortes mit großer Härte. Nach der traurigen Erfahrung, die er seither gemacht hatte, hätte man glauben sollen, er würde recht klug regiert haben. Aber das Gegentheil. Er verfuhr mit empörender Willkür, und wer heute bei ihm in Gnaden stand, mußte vielleicht schon morgen ins Gefängniß wandern. Die Unzufriedenheit war daher allgemein. Da brach im Januar 1820 in dem Heere eine Verschwörung aus. Der Aufruhr griff schnell um sich. Madrid wurde von den Verschworenen besetzt, und der geängstigte König sah sich genöthigt, die Verfassung der Cortes von 1812 am 7. März anzunehmen. Nun war es um seine Macht geschehen. Seitdem hieß er zwar noch König, hatte aber fast nichts mehr zu sagen und mußte sich in Alles fügen, was die Cortes verlangten.

In Italien hatte sich seit mehrern Jahren eine Secte, die Carbonari, gebildet, die darauf ausging, dem Könige von Neapel seine Macht zu nehmen und eine freie Verfassung einzuführen. Am 1. und 2. Juli 1820 brach durch sie eine Revolution in Neapel aus. Der furchtsame König Ferdinand mußte der Regierung entsagen, sie seinem Sohn (Franz) übertragen und sich gefallen lassen, daß die spanische Verfassung auch in Neapel eingeführt würde. Auch auf Sicilien, in Palermo, entstand ein Aufruhr. Der Vicekönig wurde verjagt und eine Volksherrschaft eingeführt.

Etwas Aehnliches geschah im August 1820 in Portugal. Seit 1807 war der Prinz=Regent, der seit 1816 König war und Johann VI. hieß, in Brasilien und ließ Portugal durch einen Statthalter regieren, mit dem aber die Einwohnner schlecht zufrieden waren. Das Beispiel von Spanien steckte sie an, und am 24. August 1820 empörte sich auch hier das Heer. Die Verschworenen entwarfen eine Verfassung, schickten sie dem Könige nach Rio Janeiro zur Annahme, und dieser unterschrieb aus Furcht, daß sich sonst Portugal ganz von ihm losreißen werde. Um dies zu vermeiden, kam er im folgenden Jahre nach Lissabon zurück und war mehrere Jahre, wie der König von Spanien, durch die Cortes in der Regierung beschränkt.

Diesem revolutionären Treiben wollten die Stifter der Heiligen Allianz nicht länger zusehen. Zuletzt waren sie ja selbst nicht mehr sicher vor der Revolutionssucht. Sie kamen daher am 20. October 1820 in Troppau in Oberschlesien zusammen und luden auch den alten Ferdinand von Neapel dazu ein. Mit Mühe gelang es diesem, von den Carbonari Erlaubniß zur Abreise zu bekommen.

Im Januar 1821 hielten sie aufs neue in Laibach in Oestreich einen Congreß, wohin auch Ferdinand, der im December von Neapel abgereist war, kam. Hier protestirte er gegen seine Abdankung, erklärte seine Einwilligung in die neue Verfassung für erzwungen, und Kaiser Franz schickte ein Heer gegen Neapel, um die Revolution zu unterdrücken. Gleich beim ersten Erscheinen der Oestreicher liefen die feigen Neapolitaner auseinander und baten um Gnade. Ferdinand kehrte zurück und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein.

Aber während noch die Oestreicher mit der Beruhigung Neapels und Siciliens sich beschäftigten, empörten sich die Soldaten des Königs von Sardinien in Piemont, und zwangen auch ihn, der Krone zu entsagen. Sein Bruder übernahm sie; man verlangte von ihm die spanische Verfassung. Allein die Empörung dauerte nicht lange. Ein östreichisches Heer war bald bei der Hand und machte den Unruhen ein schnelles Ende.

Bald wurde die Verfassung von 1812 auch in Spanien selbst wieder abgeschafft, wenngleich damit die Unruhen nicht beendigt wurden. Denn nachdem die Spanier ihren König Ferdinand durch alle Stufen der Erniedrigung geführt hatten, nahm sich der König Ludwig XVIII. seiner an und sandte 1823 ein Heer nach Spanien, welches bis Cadix vordrang, wo man den König gefangen hielt, ihn befreite und ihm seine königliche Gewalt wiedergab. Aber auch jetzt unterließ dieser Mann, durch eine milde Verfassung und durch eine Amnestie die Gemüther zu beruhigen. Die Unzufriedenheit währte daher fort und die hier und da ausbrechenden Empörungen konnten nur durch Waffengewalt unterdrückt werden. Dazu kam, daß sich die Colonien der Spanier in Amerika frei machten. Spanien war zu ohnmächtig, sie zum Gehorsam zu zwingen, und so gingen sie, die Antillen abgerechnet, rettungslos verloren. England erkannte 1825 sie

als selbständige Staaten an. Es entstanden daraus mehrere ansehnliche Republiken: Mexico, Guatimala, Columbia, Peru, Chili u. s. w. Nur die Inseln mußten noch dem Mutterlande gehorchen. Die neuen Republiken machten in kurzer Zeit große Fortschritte. Eine neue Thätigkeit belebte den Handel; es wurden Schulen und Fabriken angelegt, und die Häfen den Schiffen aller Nationen geöffnet. Es ist der Einfluß nicht zu berechnen, den diese jungen Staaten, deren Riesenkraft sich schnell entwickeln wird, sobald nur erst die Parteiungen aufhören, auf Europa im Laufe der Zeit haben werden.

Als König Johann VI. von Portugal von Brasilien nach Europa zurückkehrte, hatte er in Brasilien seinen ältern Sohn, Dom Pedro, als Regenten zurückgelassen. Dieser aber erklärte sich für unabhängig, trennte dadurch Brasilien von Portugal und nahm den Titel eines Kaisers an; ob mit der geheimen Genehmigung seines Vaters oder nicht, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen. Nachdem König Johann einige Jahre unter der Herrschaft der Cortes hatte leben müssen, wurde er durch die Ränke der Königin und den Unternehmungsgeist ihres zweiten Sohnes, Dom Miguel, davon befreit und die unumschränkte Regierung wiederhergestellt. Als der König 1825 starb, verzichtete Kaiser Pedro auf die Thronfolge in Portugal zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria, die künftig mit dem Prinzen Miguel vermählt werden sollte, und gab Portugal eine neue Verfassung, die mit großer Freude aufgenommen wurde. Aber Miguel, ein treuloser und grausamer Fürst, machte sich 1828 zum König von Portugal und erklärte, er wolle seine Nichte nicht heirathen. Zwar ergriff ein Theil des Heeres die Waffen für Dom Pedro; aber sie wurden von Miguel's Anhängern bezwungen und theils eingekerkert, theils genöthigt, das Land zu verlassen.

Am 5. Mai 1821 starb der Gefangene von St. Helena, der Kaiser Napoleon. Eine schmerzliche Krankheit, der Magenkrebs, quälte seine letzten Lebenstage; dazu hatten die Kränkungen des englischen Gouverneurs, Hudson Lowe, und die seinen rastlosen Geist peinigende Unthätigkeit dem Kaiser die Gefangenschaft oft unerträglich gemacht. Wenige Getreue standen um das Sterbelager des einstigen Gebieters von Europa. Sein Leichnam wurde

auf dem Felseneilande bestattet. Frankreich hätte ihn wohl für sich fordern dürfen. Dort aber waren die Bourbons bemüht die Zeiten der Revolution und des Kaiserthumes zu vergessen und nach dem alten Geiste zu regieren. Ludwig XVIII. starb 1824. Ihm folgte sein Bruder, der Graf von Artois, als Karl X. Dem Adel und den Jesuiten ergeben, verlor er bald das Zutrauen des Volkes. Wir werden schnell von den Folgen seiner Verblendung hören.

Noch während der Unruhen in Neapel und Piemont brach ein anderer Aufstand aus, welcher sogleich eine allgemeine und innige Theilnahme in Europa erweckte. Ein vornehmer Grieche, Alexander Ypsilanti, erließ eine Aufforderung an alle Griechen, das türkische Joch abzuschütteln. Es war wahr, daß die Griechen mit großer Härte und Verachtung von den Türken behandelt wurden; nur war es doch sehr mißlich, sich ohne alle Unterstützung von außen gegen sie zu empören. Vermuthlich hoffte Ypsilanti auf russischen Beistand; aber er irrte sich. Die fremden Mächte mischten sich zunächst nicht hinein, und wenn auch der russische Kaiser den Griechen wohlwollte, so konnte er doch nicht so schnell den Türken den Krieg erklären. Mit empörender Grausamkeit wütheten nun die Türken nicht nur gegen Die, welche die Waffen ergriffen hatten, sondern selbst gegen die unschuldigsten Griechen, die sich in Constantinopel aufhielten, und dies bewog endlich den Kaiser Alexander, mit dem Sultan zu brechen. Jeden Augenblick erwartete man den Ausbruch des Krieges; aber die Engländer und Oestreicher gaben sich so viele Mühe, die streitenden Kaiserhöfe miteinander zu versöhnen, daß es nicht erst zum Kriege kam.

Indessen war Ypsilanti mit seiner tapfern Schaar von den Türken bald überwältigt und die Moldau und Walachei fürchterlich verwüstet worden. Dagegen standen nun auch die Griechen in Morea auf, vertrieben die Türken aus der Halbinsel und nach und nach kam es zu einer allgemeinen Empörung der Griechen gegen ihre Unterdrücker. Der Krieg währte vom März 1821 — 27. Von beiden Seiten wurden die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt, und bald waren die Griechen, bald die Türken im Vortheil. Unter allen verübten Greueln der Türken war keiner fürchterlicher als die Verwüstung der Insel Skio im Archipel.

Ein Haufe bewaffneter Griechen war hier 1822 gelandet und von den griechischen Einwohnern mit Entzücken aufgenommen worden. Aber bald darauf kam eine große türkische Flotte, landete ein ganzes Heer und nun begann ein fürchterliches Gemetzel unter den Griechen. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr wurden diese ganz überwältigt; erst ermordeten die Türken alle Bewaffnete, dann fielen sie auch über die Wehrlosen, die Weiber und Kinder, her. Mehrere Tage lang wurde gemordet, geplündert und gebrannt, und der Leichen waren so viele, daß es an Händen fehlte, sie zu begraben. — Eben so grausam verfuhren die Türken mit der Insel Cypern, deren griechische Einwohner sich früher gegen ihre Herrschaft empört hatten. Obgleich sie nun seit acht Monaten ganz ruhig gewesen waren, so hatten die Türken doch die Empörung nicht vergessen. Erst forderten sie ihnen alle Waffen ab, und dann fielen sie wüthend über sie her, mordeten Männer, Weiber und Kinder auf alle Art und machten auf die Fliehenden wie auf wilde Thiere Jagd. Alles wurde verwüstet und zerstört. Eine Anzahl Weiber und Kinder wurden in ein Haus gesperrt, eine Zeit lang den Qualen der Angst und des Hungers preisgegeben und endlich mit dem Gebäude verbrannt. An 7000 Familien wurden ausgerottet, und 23 Tage lang sah man auf der Insel die Rauchsäulen von den brennenden Dörfern aufsteigen.

Aber diese Greuelscenen dienten nur dazu, den Muth der Griechen noch mehr zu entflammen, und sie verrichteten Thaten, die ihrer berühmten Vorfahren im Alterthume würdig waren. Marko Bozzaris, der in einem Gefechte den Heldentod starb, sein Bruder Notos Bozzaris, Niketas, Guras und viele Andere zeichneten sich zu Lande durch unerschütterliche Tapferkeit aus, während die Seehelden Sachturis, Miaulis und Kanaris die großen türkischen Schiffe mit ihren Brandern verfolgten und in die Luft sprengten; denn auf den Inseln Ipsara im Archipel, Hydra und Spezzia neben Morea wurden unaufhörlich griechische Schiffe gebaut. Leider erlitt Ipsara 1823 einen fürchterlichen Schlag. Die große türkische Flotte überfiel sie plötzlich, setzte Truppen an das Land und überwältigte den kleinen Haufen Griechen, der auf der Insel war. Nach einem verzweifelten Kampfe warfen sich die entschlossenen Griechen in das feste

Kloster S. Nikolo, und als nun die Türken von allen Seiten stürmten und schon eindrangen, sprengten die Tapfern das Gebäude und zugleich sich und die stürmenden Türken in die Luft.

Die Halbinsel Morea war indessen fast ganz in den Händen der Griechen; nur noch wenige feste Plätze waren von den Türken besetzt. Da bewog der Sultan Mahmud den Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, seinen Sohn Ibrahim 1824 mit einem Heere Aegypter und Araber nach Morea zu schicken, um die Griechen zu unterwerfen. Wohl hätte es diesen gelingen mögen, die Feinde abzuhalten oder zu besiegen, wenn ihre Heerführer einig gewesen wären. Aber der Zwiespalt unter ihnen begünstigte die Landung; die Halbinsel wurde theilweise bezwungen, mehrere Plätze ihnen abgenommen, und endlich rückte Ibrahim 1825 vor die Festung Missolunghi, welche am Eingange des Meerbusens von Korinth, Morea gegenüber, liegt und schon seit längerer Zeit vergebens von einem Türkenheere belagert worden war. Ibrahim schwor, sie einzunehmen, und sollte das ganze Heer darüber zu Grunde gehen. Mit einer bewunderungswürdigen Tapferkeit wehrten sich die Griechen. Unzählige Stürme wurden abgeschlagen und Hunderte von türkischen Leichen vor den Wällen begraben. Aber immer stärker wurde der Andrang und immer schwächer die Mauern; jeden Tag mußten die Griechen fürchten, überwunden zu werden. Darum weihte sich die Heldenschaar dem Tode. Indessen gingen ihnen die Lebensmittel aus, und sie sahen den Augenblick kommen, wo sie vor Hunger dem Feinde sich würden ergeben müssen; deshalb entschlossen sie sich, in einer finstern Nacht mit Weibern und Kindern den Schreckensort zu verlassen und sich durch die Feinde durchzuschlagen. Dies führten sie aus am 23. April 1826. Aber die Feinde waren von dem Vorhaben unterrichtet worden und ihrer gewärtig. Daher fanden die Meisten, besonders viele der Wehrlosen, den Tod und nur ein Theil von ihnen erreichte kämpfend das Gebirge. Die Kranken aber und die Greise waren in der Festung zurückgeblieben, entschlossen, diesen Tag nicht zu überleben, und als nun die Aegypter eindrangen, sprengten sie sich mit ihnen in die Luft.

Um diese Zeit ereignete sich in Konstantinopel eine blutige Begebenheit, die Auflösung des Corps der Janitscharen. Sultan Mahmud (1808—39) sah wohl ein, daß er durchgreifende Verbes-

serungen vornehmen müsse, wenn sich die Türkei ferner noch behaupten wolle. Die Janitscharen aber waren dem entgegen und der Wille des Sultans war von ihrem rohen Uebermuthe abhängig. Mahmud hatte schon einige Male versucht, sie einzuschränken. Vergebens. Endlich wagte er die Entscheidung, hob im Juni 1826 plötzlich das Corps der Janitscharen auf und führte die europäische Soldatenordnung ein. Die in Constantinopel stehenden Janitscharen empörten sich zwar, aber Mahmud bezwang sie durch seine andern Truppen, ließ Tausende von ihnen niederhauen, andere in ihren Casernen verbrennen oder hinrichten, und bewirkte so, was keinem seiner Vorgänger gelungen war.

Die tapfern Thaten der Griechen hatten die Theilnahme für ihre Sache gesteigert; Sammlungen wurden für sie gemacht und viele Männer und Jünglinge eilten in ihren Reihen zu fechten. Aber durfte man hoffen, daß sie ohne Unterstützung der europäischen Mächte ganz allein gegen die Uebermacht der Türken siegen würden? Mußten sie nicht endlich unterliegen? Immer lauter forderte die öffentliche Meinung in Deutschland, England, Frankreich von den Regierungen, daß man die christlichen Brüder den Türken nicht hingeben, daß man für die tapfern Nachkommen der Sieger von Marathon und Thermopylä einschreiten solle. Da endlich nahmen sich 1827 Rußland, Frankreich und England ihrer an. Diese drei Mächte sandten Flotten ins mittelländische Meer und verlangten, daß Griechen und Türken das Blutvergießen einstellten. Da aber Sultan Mahmud davon nichts hören wollte, so griffen die vereinigten Flotten die türkische Flotte im Hafen von Navarin, auf der Westküste des Peloponnes, am 20. October 1827 an und zerstörten sie fast gänzlich.

Die Griechen erhielten zugleich nun einen Präsidenten an dem Grafen Capo d'Istria, einem geborenen Griechen, der aber bisher Staatsmann in russischen Diensten gewesen war und sich durch Mäßigung und Weisheit ausgezeichnet hatte. Dieser treffliche Mann that durch seine Erscheinung den unseligen Streitigkeiten der Griechenhäuptlinge größtentheils Einhalt und führte Ordnung in den Theilen Griechenlands ein, welche von den Türken bereits gesäubert waren.

In Rußland war Kaiser Alexander am 1. December 1825 in Taganrog gestorben. Sein Bruder Nikolaus I. bestieg den

Thron. Eine dabei ausgebrochene Verschwörung und der Aufruhr eines Theils der Garde wurden durch den Muth und die Energie des neuen Kaisers unterdrückt. Die Erbitterung der Türkei gegen Rußland sprach sich nun nach der Verwendung der Mächte für die Griechen so offen aus, daß endlich Kaiser Nikolaus den Krieg erklärte. Er hatte eben durch seinen General, Graf Paskewitsch, gegen die Perser gesiegt. Nun setzten die Russen über den Pruth und die Donau, konnten aber nicht weiter als bis an den Hämus vordringen, weil hier die unbezwingliche Festung Schumla sie aufhielt. Dagegen gelang es ihnen, die Festung Varna am Schwarzen Meere nach langem Widerstande zu erobern.

Wenn auch nicht aus Betheiligung an diesem Kriege, traf es sich doch zur gleichen Zeit (1829), daß Karl X. von Frankreich ein Heer nach Morea übersetzen ließ, um den Griechen beizustehen und das Heer des Ibrahim Pascha, der immer noch in Morea war und hier Alles zur Wüste machte, zu vertreiben. Ibrahim wich dem Sturme aus und zog sich mit seinem Heere wieder nach Aegypten zurück. Jetzt erst konnte sich das unglückliche Morea nach und nach von seinem tiefen Elende erholen. Die drei verbündeten Mächte thaten aber noch mehr: sie erklärten dem Sultan, daß sie Griechenland, so weit es jetzt frei wäre, unter ihren Schutz nähmen und nicht dulden würden, daß er Soldaten dahin schickte. Zwar wollte er von dieser Zumuthung nichts wissen, aber bald mußte er wohl nachgeben. Denn im Jahre 1829 setzten die Russen den türkischen Krieg mit großem Glücke fort. Ihr Oberfeldherr, Graf Diebitsch, der dafür den Beinamen Sabalkański erhielt, zog über den Balkan, warf die Türken auseinander und zog siegreich in Adrianopel ein. Schon machte er sich bereit, auf das nur noch wenige Tagereisen entfernte Constantinopel loszugehen — zugleich drang Paskewitsch vom Kaukasus her durch Kleinasien vor, — da überwand die dringende Noth den Stolz des Sultans. Er sandte Friedensboten und überließ sich ganz der Großmuth des Kaisers Nikolaus. Und er that wohl daran; denn Nikolaus bewilligte ihm im Frieden von Adrianopel so leidliche Bedingungen, wie er sie weder erwartet noch verdient hatte, und das Benehmen der russischen Krieger war so großmüthig, daß die Einwohner der Türkei sie als ihre besten Freunde betrachteten. Die

Moldau und Walachei wurden unter russischen Schutz gestellt und — die Griechen für selbständig erklärt. So triumphirte also endlich auch hier die gute Sache und die Griechen sahen sich, zur Freude Europas, nach langem blutigen Kampfe endlich frei.

Das Jahr 1830 führte wichtige Ereignisse herbei. Die russische, französische und englische Regierung vereinigten sich, den Prinzen Leopold von Coburg, den Witwer der Prinzessin Charlotte von England, zum souverainen Fürsten von Griechenland zu ernennen.*) Zwar nahm er diese Würde anfangs an, bald aber erklärte er, als er eine Mißstimmung der Griechen gegen sich zu bemerken glaubte, er könne sich nicht entschließen, nach Griechenland zu gehen. Die Entscheidung des endlichen Schicksals von Griechenland blieb also noch ausgesetzt.

Vierte Periode.

Von der zweiten französischen Revolution bis auf die neueste Zeit, 1830—1847.

---

127. Ereignisse in Frankreich.

Seit 1824 war Karl X. König von Frankreich, ein Mann ohne Grundsätze wahrer Religiosität, den Jesuiten ergeben, voll Anhänglichkeit an die äußern Formen der Kirche, je mehr sein

---

*) Charlotte von England, die einzige Tochter des damaligen Prinz-Regenten, der für seinen schwachsinnigen Vater Georg III. (1760—1820) die Regierung übernommen hatte, war aus eigener Neigung die Gemahlin des Prinzen Leopold geworden. Beide erwarben sich durch ihre vortrefflichen Eigenschaften den Beifall des Volkes, und die Engländer hegten große Hoffnungen für ihre dereinstige Regierung. Leider starb die Prinzessin, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, durch die Schuld nachlässiger Aerzte, am 6. November 1817. Sie war erst 21 Jahr alt. Prinz Leopold war vom heftigsten Schmerze ergriffen und lebte seitdem in Zurückgezogenheit.

Gewissen ihm eine in Sündhaftigkeit zugebrachte Jugend vorwarf, die von seinem Bruder, Ludwig XVIII., gegebene Charte im Herzen verabscheuend und auf allmälige Erneuerung des alten französischen Hofwesens bedacht. Um so wachsamer waren alle Freunde der Freiheit auf jeden Schritt seiner Minister, und mit eifersüchtiger Strenge verlangte die Kammer der Deputirten die genaue Befolgung der Charte.

Im Anfange des Jahres 1830 hatte Karl Minister gewählt, welche dem Volke verhaßt waren, weil es wußte, daß sie nicht allein unfähig, sondern auch geneigt wären, die Freiheiten des Volks zu unterdrücken. Vergebens sprachen die meisten Zeitungen ihren Unwillen über sie, am meisten über den Premierminister, den Fürsten Polignac, aus, einen alten Höfling vom Hofe Ludwig's XVI. Aber dem Volke zum Trotze war der König entschlossen, seine Minister beizubehalten. Am 2. März 1830 versammelten sich die Kammern, und der König eröffnete sie mit einer Rede. Es ist Gebrauch, daß jede der beiden Kammern einige Zeit darauf dem Könige, als Antwort auf diese Rede, eine Adresse überreicht. Die Deputirten thaten dies am 18. März. In der Adresse, für welche 221 Deputirte gestimmt hatten, wurde dem Könige unumwunden gesagt, daß man mit Leidwesen sähe, daß die Absichten der Regierung und die Wünsche des Volks nicht mehr miteinander übereinstimmten, und daß die Minister das Vertrauen der Nation nicht besäßen. Der König nahm diese Adresse höchst ungnädig auf, vertagte die Kammer der Deputirten und löste sie endlich ganz auf. Auf den 3. August sollte eine neue zusammentreten.

Um nun der Aufregung der Franzosen eine andere Richtung zu geben und die Nation durch Befriedigung kriegerischen Ehrgeizes zu gewinnen, unternahm er eine Expedition gegen Algier, wozu eine Beleidigung des französischen Consuls durch den dortigen Dey Hussein den Vorwand gab. Das französische Heer landete am 14. Juni an der afrikanischen Küste, angeführt vom Marschall Bourmont. Nach einigen Gefechten stand die Armee (am 3. Juli) vor Algier, und der Angriff auf die Stadt begann. Aber schon am 5. geschah die Uebergabe derselben an die Franzosen. Algier wurde eine französische Besitzung. Der Ruhm des glücklichen Unternehmens erschallte weithin.

Aber die erwartete Rückwirkung auf das französische Volk blieb aus. Dieses sah immer deutlicher, daß der König fest entschlossen sei, seine Minister zu behalten und die Wünsche des Volks zu verachten. Auf der andern Seite schien das Volk eben so entschlossen, den Kampf mit der Regierung zu wagen, und jene 221 Deputirte wurden für die neue Kammer durchgängig wieder gewählt, so viele Mühe die Minister sich auch gaben, die Wahlen zu ihren Gunsten zu leiten. Ganz Europa sah mit Erwartung auf die Eröffnung der neuen Kammer hin. Siehe! da erschienen am 26. Juli sechs königliche Verordnungen, durch welche die Preßfreiheit aufgehoben, die zum 3. August einberufene Kammer noch vor ihrem Zusammentreten aufgelöst, die Wahlfreiheit beschränkt und noch andere Eingriffe in die Charte gemacht wurden. Diese Verordnungen waren ein offener Fehdebrief, welchen die Minister dem ganzen Volke hinwarfen. Im ersten Augenblicke zeigte sich überall eine dumpfe Betäubung und Bestürzung, die aber bald einem allgemeinen Unwillen Platz machte. Jeder erkannte, so konnte, so durfte es nicht bleiben. Die Zeitungen forderten laut zum Widerstande auf; dafür ließen die Minister noch an demselben Tage die Herausgeber derselben von Gendarmen ins Gefängniß führen und ihre Pressen zerschlagen. Die dadurch unthätig gewordenen Buchdrucker, die aus den Fabriken entlassenen Arbeiter sammelten sich auf den Straßen; andere müßige Haufen gesellten sich dazu, und der Schwarm zog nach dem Palais royal, dem Sammelplatze des Volkes aus allen Ständen. Hier sprangen Volksredner auf die Stühle und riefen das Volk laut zum Widerstande auf. Ueberall hörte man das Geschrei: „Hoch lebe die Charte! Nieder mit den Ministern!“ — Plötzlich hieß es: „Auf! Nach dem Hôtel Polignac!“ Sogleich stürzte der Haufe nach dem Hôtel des Premierministers und zerschlug hier die Fenster.

Diese Bewegungen waren aber nur das Vorspiel zu größern Unruhen. Am Morgen des 27. sammelten sich große Volkshaufen, zum Theil mit Stöcken und Steinen bewaffnet, selbst schon mit Säbeln, Pistolen und Jagdflinten versehen, durchzogen die Straßen und fluchten nicht mehr allein auf die Minister, sondern auch auf den König. Im Palais royal wurde laut gerufen: „Es lebe die Republik! Nach St. Cloud! Nieder mit den Bourbons!“

Die Minister, zum Widerstande entschlossen, ließen 12,000 Garden, Schweizersoldaten und andere Truppen mit vielen Kanonen gegen das Volk anrücken. Im Palais royal kam es zuerst zum Kampf. Die Gendarmen schossen auf das Volk, das die Schüsse mit einem Steinhagel erwiderte. Jene holten neue Soldatenmassen zu Hülfe; aber der Andrang des Volks wurde immer wüthender, und erst als ganze Regimenter herbeieilten, die Reiterei einhieb und die Kanonen mit Kartätschen schossen, wurde das Volk scheinbar auseinander gesprengt. Aber selbst in der Nacht zogen noch Volkshaufen umher, rissen die königlichen Wappen und Namenszeichen ab, plünderten die Pulver- und Waffenvorräthe und thürmten Verrammelungen auf. Die hohe Geistlichkeit, die Polizei und andere Diener der königlichen Gewalt benutzten die Dunkelheit der Nacht, um die Stadt zu verlassen. Paris wurde vom Könige in Belagerungsstand erklärt und dem Marschall Marmont der Oberbefehl übertragen. Aber auch das Volk bereitete sich zum Widerstande vor.

Am 28. Juli hörte man den ganzen Tag das Läuten der Sturmglocken von den Thürmen. Das Volk riß das Straßenpflaster auf, um damit die Soldaten zu werfen oder sich zu verrammeln. Dagegen rückten die Garden vor, die Reiterei jagte durch die Straßen und dumpf hallten die Kanonenschüsse, durch welche Kartätschen auf das dichtgeschaarte Volk geschleudert wurden. Dazwischen rannten aus allen Häusern bewaffnete Bürger herbei, um sich zu einer Nationalgarde zu sammeln, die früher zum großen Aerger der Pariser durch den König Karl aufgelöst worden war, und bald standen 18,000 Bürger bewaffnet da. Mehrere gutgesinnte Deputirte, die gerade in Paris anwesend waren, begaben sich, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, mitten durch das Gewehrfeuer zum Marschall Marmont, baten ihn dringend, den Befehl zu den Feindseligkeiten gegen das Volk zurückzunehmen, und verbürgten sich für die Wiederherstellung der Ruhe, wenn die Verordnungen zurückgenommen, die Minister entlassen und die Kammern auf den 3. August zusammenberufen würden. Der Marschall begab sich zum Fürsten Polignac, der aber jene Bedingungen entschieden zurückwies Als jener den Deputirten diese Antwort brachte, sprach der Banquier Lafitte, der im Namen der übrigen Deputirten das Wort führte: „Also

Bürgerkrieg!" Marmont verbeugte sich mit Kummer im Gesicht, und die Deputirten traten ab.

Jetzt konnte nur der Kampf der Waffen entscheiden, der auf verschiedenen Plätzen und Straßen immer heftiger wurde. Während die Soldaten aus Flinten und Kanonen schossen, warf das Volk mit Steinen und antwortete mit Schüssen, und Balken, Dachziegel, ja ganze Schornsteine wurden auf jene herabgestürzt. Am heftigsten war das Blutvergießen auf dem Grêveplatze, wohin Marmont mit 7000 Mann und 8 Kanonen vordrang. Dreimal wurde das Rathhaus erstürmt und wieder verloren, bis sich endlich die Bürger darin behaupteten.

Am 29. Juli wurde das Gefecht mit noch größerm Ungestüm erneuert. Auch hatten sich die gerade in Paris anwesenden Deputirten auf dem Rathhause versammelt und eine einstweilige Regierung ernannt, die eine Proclamation erließ, durch welche sie dem Könige und seinen Ministern den Gehorsam aufkündigte. Die Nationalgarde rief den alten Marquis de Lafayette *) zu ihrem Oberbefehlshaber aus, und dieser greise Feldherr zog, von einer ungeheuern jauchzenden Volksmenge begleitet, nach dem Rathhause, um sich von der neuen Regierung bestätigen zu lassen.

Während dies auf dem Greveplatze geschah, waren die Soldaten bis nach den Tuilerien und dem Louvre zurückgedrängt worden und wurden hier von dichtgedrängten, wüthenden Volksmassen angegriffen. Endlich gegen Mittag war das Louvre von dem Volke erstürmt. Jetzt drang es von da gegen die Höfe der Tuilerien an. Zweimal wurden diese mit Sturm genommen, zweimal warfen die Truppen das Volk wieder hinaus, bis es zum dritten Male sich darin behauptete und auf dem Dache des Palastes die dreifarbige Fahne aufsteckte. Das geschah Mittags um 1 Uhr. Von nun an hörte man nur noch einzelne Schüsse; die Soldaten gingen haufenweise zum Volke über, und um 2 Uhr schwieg das Feuer überall. Man umarmte sich voll Entzücken, und überall waren nur dreifarbige Cocarden, das Zeichen der Revolution, sichtbar.

---

*) Gestorben im März 1834 in hohem Alter, nach einem ruhmgekrönten Leben.

Was den Bürgern besondere Ehre machte, war die Mäßigung, mit der sie ihren Sieg benutzten. Kein Mensch, der für die Regierung gefochten hatte, wurde, wenn er die Waffen niederlegte, getödtet oder gemißhandelt. Selbst in den königlichen Gebäuden wurde fast nichts gestohlen; man begnügte sich, im ersten Siegesrausche Vieles zu zertrümmern, unter Anderm das Portrait des Königs, und Vieles, was Einzelne fortgetragen hatten, wurde in den folgenden Tagen zurückgeliefert. Das edle Gefühl der Freiheit, das Bewußtsein, für eine heilige Sache gekämpft zu haben, brachte die unedeln Begierden der Habsucht und der Raubsucht zum Schweigen.

Indessen sahen die Verständigen wohl ein, daß eine regelmäßige Regierung eingerichtet werden müßte. Die Deputirten in Paris beschlossen, den Herzog von Orleans, zwar einen Seitenverwandten des Königs, aber einen als rechtlich und freisinnig bekannten Mann, nach Paris einzuladen und ihn zu bitten, das Amt eines Reichsverwesers zu übernehmen. Die in Paris anwesenden Pairs stimmten ein, und der Herzog erschien noch denselben Abend in Paris. Am andern Morgen, den 30. Juli, erließ er eine kräftige Proclamation, die sich mit den Worten schloß: „Die Charte wird fortan eine Wahrheit sein!" Er begab sich, von den Deputirten umgeben, von seiner Wohnung, dem Palais royal, nach dem Rathhause und ließ hier eine Bekanntmachung vorlesen, durch welche er dem Volke mehr Freiheit und eine gesetzmäßige Verfassung versprach. Er umarmte den alten Lafayette, den Liebling des Volks, schwenkte die dreifarbige Fahne und wurde vom lauten Jubel des Volks begrüßt.

Karl X. wurde nun förmlich seiner Würde entsetzt und späterhin beschlossen, daß weder er noch Einer seiner Familie den französischen Boden wieder betreten dürfte. Dieser durch seine Minister und durch seine eigene falsche Ansicht irregeleitete König hatte sich indessen in St. Cloud, eine halbe Meile von Paris, aufgehalten und hier Niemand vor sich gelassen, der ihm den wahren Stand der Dinge hätte eröffnen können. Erst am 30. Nachmittags erfuhr er die Wahrheit. Jetzt wollte er die Minister entlassen und die Verordnungen zurücknehmen; aber nun war es zu spät. Ein Regiment nach dem andern fiel von ihm ab; überall erklärten sich die Nationalgarden gegen ihn und die neue

Regierung weigerte sich, mit ihm zu unterhandeln. Zu spät sah dieser verblendete Monarch ein, daß ein König in der Liebe seines Volks seine größte Macht habe. Am 31. Juli, Morgens um 3 Uhr, brach er, von seiner Familie und wenigen Hofleuten begleitet, von St. Cloud auf. Da man ihn in Versailles nicht aufnehmen wollte, wandte er sich nach Rambouillet. Vergebens schrieb er von hier aus an den Herzog von Orleans und versprach die Rücknahme der Verordnungen. Im Gegentheile meldete man ihm, daß sich bereits ein Heer in Bewegung setze, um nach Rambouillet zu marschiren. Dies bewog ihn, am 2. August der Krone zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, zu entsagen. Ungeachtet dessen hoffte er noch immer, seine alten Freunde würden sich für ihn erheben. Er blieb daher in Rambouillet und fing an, einige Soldaten um sich zu sammeln. Das Volk in Paris, über die Unverschämtheit empört, machte Anstalt, hinauszuziehen, um den Hof aus Rambouillet zu vertreiben. Schon setzten sich 40—50,000 Menschen in Bewegung. Dies wirkte schleunig. Als der König erfuhr, daß sich der ungewünschte Besuch nähere, reiste er am 3. August 10 Uhr Abends schnell ab, entließ die Garden, die ihm noch treu geblieben waren, und gab die Krondiamanten heraus. Die neue Regierung gab ihm sichere Männer mit, die ihn bis nach Cherbourg, wo er sich nach England einschiffen wollte, begleiten und vor jeder Beleidigung schützen sollten. Er reiste möglichst langsam, um Zeit zu gewinnen, immer noch auf einen Wechsel der Dinge hoffend. Erst am 16. August segelte er mit seiner ganzen Familie und mehrern Hofleuten ab. Er landete an den Südküsten Englands, und wurde in Lulworth-Castle (sprich Lollworß-Kassel), dem Schlosse eines reichen Engländers, gastlich aufgenommen. Von da reiste er späterhin nach Edinburg ab, um in dem Schlosse neben dieser Stadt, Holyrood-House (sprich Holiruhdhaus), wo einst Maria Stuart gewohnt, seine Tage zuzubringen. Aber auch hier blieb er nicht, sondern begab sich in die Staaten des Kaisers von Oestreich, wo er 1836 gestorben ist. *)

---

*) Er hatte zuerst in Prag gewohnt und war eben nach Görz in Illyrien übergesiedelt, als er wenige Wochen darauf starb. Darauf wurde sein Enkel, Herzog Heinrich von Bordeaux, ein Sohn des Herzogs von Berry,

Indessen hatte der Reichsverweser, Herzog von Orleans, am 3. August die Kammern eröffnet. Schon nach drei Tagen wurde hier der Vorschlag gemacht, dem Herzoge die Krone von Frankreich anzutragen. Die meisten Deputirten stimmten dafür; doch erhoben sich kühn auch einige Stimmen zum Besten der abgesetzten Familie. Als endlich die Abstimmung für den Herzog entschieden hatte, zog die ganze Kammer, von der Nationalgarde begleitet, nach dem Palais royal und zeigte dem Herzoge den Beschluß der Kammer an. Es war eine rührende Scene, als der Herzog, umgeben von seiner zahlreichen blühenden Familie, den Redner Lafitte umarmte, Thränen in allen Augen glänzten und die Tausende, welche die Höfe des Palastes einnahmen, die Luft mit Jubelgeschrei erfüllten. Das Volk bat, daß der neue König sich zeige. Er trat mit dem General Lafayette auf den Balcon und wurde mit lautem Jubelruf empfangen. Das Jauchzen vermehrte sich noch, als auch seine Frau mit den Kindern heraustrat. Am andern Tage wählte auch die Pairskammer den Herzog zum König und überreichte ihm den Beschluß in feierlicher Procession.

Am 9. August verkündigte der Donner der Kanonen, daß der Reichsverweser sich der Kammer der Deputirten nähere. Ein lauter Jubel empfing den Eintretenden. Er beschwor feierlich die neue Charte, welche dem Volke mehr Freiheiten als die vorige gewährte, nahm den Namen Ludwig Philipp I. an und wurde mit tausendfachem Freudengeschrei des begeisterten Volks zurückbegleitet. Und wirklich durfte man glauben, eine glückliche Wahl getroffen zu haben. Der neue König, damals 57 Jahre alt, hatte in der Schule des Unglücks gelernt. Sein Vater, jener berüchtigte Orleans-Egalité, war unter der Guillotine gestorben; er selbst hatte mehrere Jahre im Gefängniß gesessen, war kaum durch die Flucht dem Tode entgangen und hatte in beschränkten Lebensverhältnissen gelebt. Noch während seiner Verbannung vermählte er sich mit Marie Amalie, der Tochter des Königs von Sicilien, und kehrte nach dem Sturze Napoleon's nach Frank-

---

von der vertriebenen Königsfamilie und deren Anhängern als rechtmäßiger König von Frankreich angesehen. Diese Partei führt den Namen der Legitimisten.

reich zurück. Reich geworden durch das wiedererlangte Vermögen seiner Familie, lebte er dennoch still und vom Hofe entfernt im Kreise seiner Familie und erzog seine Kinder auf einfache bürgerliche Weise. Dieses Verhalten hatte ihm die gute Meinung des Volkes gewonnen und ihn nun auf den Thron geführt.

König Karl war öffentlich aus Frankreich gegangen und ungestraft entlassen worden; nicht so seine Minister, weil nur sie, nicht der König, verantwortlich sind. Vier derselben: der verhaßte Polignac, Peyronnet, Chantelauze und Guernon-Ranville, wurden auf der Flucht in ihrer Verkleidung erkannt, nach dem Schlosse Vincennes als Gefangene gebracht, und das Volk verlangte laut ihre Bestrafung, weil sie durch jene sechs Verordnungen die Charte verletzt hätten. Die Erbitterung des Volks gegen sie war so groß, daß man durchaus ihren Tod verlangte, und hätte nicht die Nationalgarde sie kräftig geschützt, so wären sie gewiß ein Opfer der Volkswuth geworden. Indessen wurden sie als Hochverräther angeklagt, von der Pairskammer gerichtet und deshalb nach dem Palaste Luxembourg, wo sich dieselbe versammelt, gebracht. Während des Processes befand sich das Volk in großer Aufregung. Die Heftigsten darunter wollten durchaus Blut fließen sehen, und hatten sich verbunden, sie zu ermorden, wenn sie nicht verurtheilt würden. Fürchterlich tobte das Volk in den nach dem Palast führenden Straßen und hoffte dadurch die Richter einzuschüchtern. Aber auch hier zeigte die Nationalgarde ihre Kraft und hielt das Volk in Schranken. Am 21. December wurde das Urtheil gesprochen. Sie wurden zwar nicht am Leben gestraft, aber zu lebenslänglichem Gefängniß und zum Verluste ihrer Titel und Würden verurtheilt und nach der Festung Ham, unweit der belgischen Grenze, gebracht. Hier blieben sie bis 1836, wo der König sie aus der Gefangenschaft entließ, doch so, daß Polignac Frankreich verlassen mußte, die übrigen aber einen Aufenthaltsort, den sie nicht verlassen durften, angewiesen erhielten.

So war zwar die Revolution Frankreichs scheinbar beendigt, aber noch lange schlugen die dadurch aufgeregten Wogen der Volksbewegung, und eine gänzliche Ruhe war fürs erste noch

nicht zu erwarten. Bald zeigten sich auch neue Bewegungen der verschiedenen Parteien. Die eine derselben, und dies war die bedeutendste und loyalste, war mit der neuen Regierung zufrieden; aber eine zweite wünschte eine Republik. Dazu gehörten besonders junge Leute, deren unerfahrener und leidenschaftlicher Sinn oft eine Beute der Schwärmerei oder der Verführung wurde; denn auch andere schlechtdenkende Leute, die Unordnungen wünschten, um dabei plündern zu können, gehörten dazu, und benutzten jede Gelegenheit, Volksbewegungen zu veranlassen. Eine dritte Partei sehnte sich nach der vertriebenen Königsfamilie zurück und wurde die Partei der Karlisten oder Legitimisten genannt. Um diese Unruhen und Parteikämpfe zu unterdrücken, war von Seiten der neuen Minister eine große Wachsamkeit und Kraft nöthig; aber wenn sie auch guten Willen hatten, so fehlte ihnen doch der gehörige Nachdruck, und wirklich waren sie in einer schlimmen Lage. Denn waren sie streng gegen die Tumultuanten, so schrie man über Tyrannei und Verletzung der Volksfreiheiten; und waren sie nachsichtig, so erhob die Hyder der Empörung keck ihr Haupt. Der mehrerwähnte Lafitte war Premierminister; aber es fehlte ihm die nöthige Charakterfestigkeit, den Parteien dreist entgegenzutreten, und als im Februar 1831 bei einem neuen Aufstande des Volks gar eine Kirche und der Palast des Erzbischofs gänzlich verwüstet wurden, ohne daß die bewaffnete Macht kräftig einschritt, ernannte der König den reichen Banquier Périer zu dessen Nachfolger. Selten hat sich ein Minister in einer schwierigern Lage befunden; denn er machte es keiner Partei recht. Aber selten hat auch ein Staatsmann so viel Geistesstärke und Talent wie er entwickelt. In der Versammlung der Kammern donnerte er durch die Kraft seiner Beredtsamkeit seine Gegner nieder, und die Empörer verfolgte er ohne Nachsicht, so daß unter seinem Ministerium (seit März 1831) das allgemeine Vertrauen nach und nach wiederkehrte und auch die fremden Mächte mit Frankreich in freundschaftliche Beziehung traten. Zwar wurde er von der Partei der Republikaner bei jeder Gelegenheit heftig angegriffen; allein er stand unbeweglich wie ein Fels im Ungewitter. Doch konnte nicht fehlen, daß die tägliche so große Anstrengung aller Geisteskräfte die Gesundheit des großen Ministers unter-

graben mußte, und als im Frühjahr 1832 die Cholera auch nach Paris kam, wurde er davon ergriffen und starb am 15. Mai an den Folgen der Krankheit. Allgemein, in Frankreich wie im übrigen Europa, wurde sein Hintritt bedauert, und bei seinem feierlichen Leichenbegängnisse sprachen selbst Männer, die bisher zu seinen politischen Gegnern gehört hatten, laut ihre Betrübniß aus. „Empfange," sprach Einer derselben, „empfange im Scheiden wenigstens das Lebewohl Derer, die sich im letzten Abschnitte deines Lebens mit Bedauern von dir getrennt sahen. Deine Gegner auf der Rednerbühne, waren sie dennoch die Freunde des Menschen und guten Bürgers. Auch sie weinen heute an deinem Grabe, und werden stets dein Andenken ehren. Lebe wohl, Périer! Lebe wohl!" Ein Anderer sprach: „Erhaltung des Friedens nach außen hin, Vertheidigung der Ordnung im Innern, gleiche Anwendung des Gesetzes, dies sind die großen Dienste, die du dem Vaterlande geleistet hast. Dieses freiwillige Herbeiströmen aller Bürger, diese allgemeine Trauer der großen Stadt ist die schönste Leichenrede für dich. Ruhe denn in Frieden, du Mann von Herz und Muth, du großer Bürger! Lebe wohl! Dein Name wird unter uns fortleben; er wird stets von deinen Zeitgenossen mit Ehrfurcht, von der Nachwelt mit Bewunderung ausgesprochen werden!"

In der That zeigte sich auch bald, daß Périer fehlte; denn plötzlich erhob sich ein Aufstand in Marseille, 30. April. Die Herzogin von Berry, die Mutter des Enkels Karl's X., hatte in Frankreich mit den Karlisten Einverständnisse unterhalten, und zu ihrem und ihres Sohnes, des Herzogs von Bordeaux, Gunsten hatten diese den Aufstand vorbereitet; wäre er gelungen, so wäre sie gelandet; denn wirklich zeigte sich bereits ein Schiff, auf welchem sie sich befand, in der Nähe des Hafens. Aber die Thätigkeit der Soldaten und der Nationalgarde unterdrückte den Aufstand schnell, und nun wandte sie sich nach der Vendée, wo bereits während der ersten Revolution der Bürgerkrieg gewüthet hatte. Auch dies Mal stand das Volk dieses durch viele Hecken und Gräben zur Vertheidigung sehr geeigneten Ländchens für den kleinen Herzog sogleich auf, und nur mit großer Anstrengung und nach vielem Blutvergießen konnte der Aufstand einigermaßen beseitigt werden.

Zu gleicher Zeit brach in Paris selbst eine gefährliche Bewegung aus, zu der sich die Karlisten und die Republikaner vereinigt hatten. Es war nämlich einer der Gegner Périer's, der General Lamarque, gestorben. Sein Leichenbegängniß sollte den unruhigen Köpfen Gelegenheit geben, einen Versuch zum Umsturze der Regierung zu machen. Als der Leichenzug am 5. Juni 1832 sich in Bewegung setzen sollte, spannten sich an 300 junge Leute vor den Trauerwagen, und eine zahllose Menge Volks drängte sich nach mit dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" Unterwegs erhoben Einzelne aufrührerisches Geschrei, und bald wurde von den Unruhestiftern auf die Soldaten geschossen, welche zur Erhaltung der Ordnung dem Zuge beigegeben waren. Junge Studenten, die in ihre Schulen eingeschlossen waren, um sie zu verhindern, an den Unruhen Theil zu nehmen, hatten sich gewaltsam befreit und gesellten sich nun, zum Theil halb angekleidet, zu dem tobenden Haufen, in dessen Mitte man rothe Mützen auf hohen Stangen tragen sah. Da nun die Soldaten dem Lärmen Einhalt thun wollten, erhob sich ein wüthendes Geschrei gegen sie; man schoß nach ihnen, man warf mit Steinen und nöthigte sie dadurch zur Gegenwehr. So entstanden bald in mehrern Straßen Gefechte; das Volk riß das Pflaster auf und machte Verrammelungen; man schoß aus Fenstern und von Dächern; hier siegten die Soldaten, dort die Unruhestifter, während die Lärmtrommel die Nationalgarde in die Waffen rief. Die meisten Bürger zeigten ein lobenswerthes Betragen, und bekämpften die Rebellen, meist Pöbel und junge Leute, mit Nachdruck. Zwar brach über das Gefecht die Nacht ein; dennoch dauerte der Kampf fort, und furchtbar hallten die dumpfen Schüsse durch die sonst stille Nacht. Am andern Tage, den 6. Juni, wurden die Gefechte mit erneuerter Wuth fortgesetzt; neue Regimenter aus der Umgegend und die bewaffneten Bürger der benachbarten Städte rückten zur Unterstützung der Ordnung in Paris ein. Am heftigsten wurde an einem Kloster gefochten, in welches sich ein zahlreicher Haufe der Empörer geworfen hatte und das von ihnen stark befestigt war. Da sich die Unsinnigen nicht ergeben wollten, so wurde das Thor endlich mit Kanonen eingeschossen und das Gebäude mit Sturm genommen, wobei es natürlich sehr blutig herging. Erst gegen Abend

war der Pöbel fast überall überwunden und die Ruhe wiederhergestellt.

Dies Mal hatte zwar der bessere Theil des Volks obgesiegt, und auch in der Vendée unterwarfen sich nach und nach die Karlisten; doch erst dann legten sich hier die Bewegungen, als (im November 1832) die Herzogin von Berry verhaftet wurde. Man fand sie in Nantes in einem Hause, in welchem sie sich in einem engen Raume hinter einem Kamine versteckt hatte. Erst als sie in Gefahr war, zu verbrennen, kam sie zum Vorschein. Man brachte sie nach der kleinen Festung Blaye (sprich Blei) in der Gironde, unweit Bordeaux, wo sie mit vieler Auszeichnung behandelt wurde. Endlich ließ man sie frei und schickte sie nach Italien, von wo sie sich unter den Schutz ihres Verwandten, des Kaisers von Oestreich, begab, der ihr das Schloß in Brandeis unweit Prag anwies.

Das Jahr 1833 verging in Frankreich ziemlich ruhig. Aber im April 1834 waren die Pläne der Republikaner und Karlisten, die sich dazu wieder vereinigt hatten, reif, und zu gleicher Zeit brach in Paris, in Lyon und in einigen kleinern Städten ein gefährlicher Aufruhr aus. In Paris wurde die bewaffnete Macht der Aufrührer bald Herr, obgleich erst nach manchem Blutvergießen. Die Rebellen wehrten sich mit vieler Wuth, schossen aus den Fenstern, und die Häuser, in denen sie sich verrammelt hatten, mußten mit Gewalt erstürmt werden. Weit gefährlicher war der Aufstand in Lyon. Hier hatten die Unruhestifter die vielen Fabrikarbeiter zu gewinnen gewußt, indem sie ihnen Hoffnung auf bessere Zeiten vorgespiegelt hatten. Die in der Stadt liegenden Regimenter waren zu schwach, den Aufstand zu unterdrücken; es wurden aber geschwind neue herbeigerufen, und nun begann ein verzweifelter Kampf, der mehrere Tage währte. Die Empörer mußten in den verschanzten Häusern angegriffen und mehrere dieser Gebäude mit Kanonen eingeschossen werden; besonders blutig war das Gefecht an den Brücken und auf den Höhen der Stadt, wohin sich die Rotten zuletzt zurückzogen. Erst nachdem viele Menschen von beiden Seiten geblieben waren, unterlagen die Ruhestörer.

In den folgenden Jahren wagte die niedergeschmetterte Partei der Republikaner zwar nicht ihr Haupt zu erheben, aber den-

noch fehlte es dem Könige Ludwig Philipp nicht an mancherlei Beunruhigungen. Der Haß, welcher ihn im Kampfe nicht besiegen konnte, griff zum Meuchelmord; wiederholt wurden Mordversuche gegen ihn unternommen. Als er am 28. Juli 1835 die Nationalgarde in den Straßen von Paris musterte, wurde plötzlich eine sogenannte Höllenmaschine aus dem Fenster eines Hauses, vor welchem der König eben vorbeiritt, losgebrannt. Achtzehn Menschen stürzten augenblicklich todt zu Boden, 25 wurden verwundet davongetragen; der König selbst aber war durch eine besondere Fügung der Vorsehung erhalten worden. Der Thäter wurde auf der Flucht ergriffen; es war ein gewandter Abenteuerer, Fieschi aus Corsica, ehemaliger Soldat, wahrscheinlich angestiftet von den Mitgliedern der Gesellschaft der Menschenrechte (Republikanern). Unter den Todten befand sich auch der Marschall Mortier. Fieschi und zwei seiner Theilnehmer, der Sattler Morey und der Spezereihändler Pepin, wurden hingerichtet.

Noch kein volles Jahr danach, 26. Juni 1836, entging der König nur durch besondern höhern Schutz einer großen Lebensgefahr, indem ein anderer fanatisch aufgeregter Mensch, Alibaud, nach dem Könige ganz aus der Nähe schoß, als dieser eben in den Wagen gestiegen war, um von den Tuilerien nach Neuilly zu fahren. Alsbald festgenommen, leugnete er, als fremdes Werkzeug gehandelt zu haben, und gab als Bewegungsgrund seiner Schandthat seinen Haß gegen das Königthum an. Er büßte seine That auf dem Schaffot.

Unter diesen von republikanischen Ideen verursachten Angriffen auf den König machte ein anderes Unternehmen einen sonderbaren Eindruck. Ludwig Napoleon, der Sohn des ehemaligen Königs von Holland und also Neffe des Kaisers, betrachtete sich nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt als Erben der Napoleon'schen Ansprüche. Er lebte in der Schweiz. Plötzlich erschien er am 30. October 1836 in Strasburg. Einige Officiere waren bereits für ihn gewonnen; nun verlangte er von den Soldaten der dortigen Garnison, daß sie ihn als Kaiser Napoleon II. ausrufen sollten. Aber der Streich mißglückte, Der Prinz wurde festgenommen. Allein man scheute sich, ihn

zu richten; er wurde nach Amerika entlassen. Von dort kehrte er bald nach Europa zurück.

Am 27. December desselben Jahres 1836 wurde das dritte Attentat gegen Ludwig Philipp unternommen. Als er, umgeben von seiner Suite, über die Tuilerienbrücke ritt, um sich nach dem Saale der Deputirten zur Eröffnung der Versammlung zu begeben, feuerte ein unruhiger trunksüchtiger Mensch, Meunier, aus Haß gegen den König, ein Pistol auf ihn ab. Aber auch dies Mal schützte ihn eine höhere Macht; die Kugel fuhr zwischen ihm und seinem Sohne, dem Herzoge von Orleans, durch, ohne Jemanden zu verletzen. Da die härtern Bestrafungen jener Mörder vor ähnlichen Verbrechen nicht bewahrt hatten, so versuchte man es dies Mal mit der Gnade. Meunier wurde zwar zum Tode verurtheilt, aber vom Könige die Todesstrafe in Verbannung nach Nordamerika verwandelt. Die Vergeblichkeit dieser Versuche, den König zu ermorden, schreckte die Königsfeinde nicht ab, neue Versuche zu machen. Ein roher, unsittlicher Mensch, Darmés, schoß nach dem Könige, als dieser über dem Quai am Tuileriengarten vorüberfuhr (15. Oct. 1840), aber ohne ihn zu treffen. Ob er aus eigenem Antriebe gehandelt, oder nur als Werkzeug einer Gesellschaft Taugenichtse, die sich zur Ermordung des Königs verbunden hatten, konnte nicht ausgemittelt werden; doch ist das Letztere wahrscheinlich. Darmés wurde das Jahr darauf hingerichtet. — Der letzte Versuch, den König aus dem Wege zu räumen, wurde im April 1846 gemacht. Ein leidenschaftlicher Forstaufseher in Fontainebleau, Lecomte, wollte sich für seine Entsetzung rächen, lauerte dem König im Park daselbst auf und schoß nach ihm. Aber auch dies Mal beschützte ihn die Vorsehung. Die Kugel traf nicht und der Verbrecher wurde hingerichtet.

Nach und nach schien sich Frankreich zu beruhigen, wenigstens wagten die Parteien es nicht offen aufzutreten. Wenn auch Ludwig Philipp ganz sichtbar ein Anderer geworden war, als er nach seiner Thronbesteigung hatte hoffen lassen, so hingen doch die mittlern Stände seinem Streben nach Ruhe und Ordnung an und ließen deßhalb Manches hingehen. Eine glänzende Waffenthat, die Erstürmung der im Innern von Algier liegenden festen Stadt Constantine im October 1837, wobei

der Obergeneral Damrémont erschossen wurde, schmeichelte der Nationaleitelkeit und trug gewiß viel bei, die Parteien immer mehr mit der Regierung auszusöhnen. Auch die Freundschaft der östlichen Herrscher suchte Ludwig Philipp zu gewinnen und näherte sich diesem Ziele um ein Bedeutendes durch die im Mai 1837 erfolgte Vermählung seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Orleans, mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg. Dennoch machte die republikanische Partei, an deren Spitze zwei kräftige, aber fanatische junge Männer, Barbés und Bernard, standen, noch einen Versuch, den Julithron umzustürzen. Am 12. Mai 1839 brach der Tumult in Paris aus. Alle ihre Maßregeln hatten die Empörer mit großer Umsicht genommen; dennoch scheiterte die Unternehmung gänzlich. Sowohl Linientruppen als Nationalgarde eilten herbei, die Rebellen zu Paaren zu treiben; es gelang endlich nach wüthender Gegenwehr der letztern. Bernard wurde sogleich, Barbés später gefangen genommen, und sie büßten ihr strafbares und wahnsinniges Unternehmen mit hartem Gefängniß im Mont St. Michel, einer einsamen Bergfestung an der Küste der Normandie.

128. Die Revolution in Belgien, 1830.

Auch auf andere Völker hatte die französische Revolution Einfluß. Hatte auch keins Veranlassung, sich selbst zu helfen, war auch in keinem andern Staate das Volk so muthwillig zum Widerstande aufgereizt worden, so nahmen doch mehrere zur Empörung geneigte Völker ein Beispiel an Frankreich.

Zunächst erhob sich Belgien, das seit 1815 mit den Niederlanden vereinigt war. Der König Wilhelm I. von Holland hatte die aufrichtige Absicht, sein Volk möglichst glücklich zu machen, und wirklich blühten Handel und Gewerbe, namentlich in Belgien, mehr als seit Jahrhunderten. Aber von jeher waren die Belgier ein unruhiges, empörungssüchtiges, undankbares Volk. Sie haßten ihre holländischen Nachbarn aus dem Grunde ihres Herzens, und wirklich giebt es vielleicht nicht zwei so nahe wohnende und doch so gänzlich verschiedene Völker. Der Holländer ist bedächtig, am Alten hängend, treu, seinem Könige aufrichtig ergeben und der evangelischen Kirche zugethan; der

Belgier dagegen leichtsinnig und beweglich, nach Neuerungen strebend, treulos und in den Banden der römisch-katholischen Geistlichkeit. So viel auch der brave König für die Belgier gethan hatte, so erkannten sie doch seine Güte nicht, sondern zeigten ihm bei jeder Gelegenheit bösen Willen und Widerstand, und die Zeitungen sprachen die frechsten Lästerungen gegen ihn aus. Einige der ärgsten Schreier, die geradezu Aufruhr gepredigt hatten, de Potter und Tielemans, ließ der König des Landes verweisen (1830); aber das vermehrte noch die Unzufriedenheit und jene Menschen wurden als Opfer der Freiheit betrachtet.

In dieser Stimmung kam die Nachricht von der in Paris ausgebrochenen Revolution nach Belgien. Alles frohlockte und sprach laut davon, so müßte man es auch machen. Besonders wandte sich der Haß gegen den in Brüssel wohnenden Justizminister van Maanen, einen sehr achtungswerthen Mann, der aber gegen die in Belgien herrschende Stimmung wirkte.

Die unruhigen Köpfe in Brüssel bereiteten die Revolution vor und scheueten sich nicht, den dazu bestimmten Tag vorher zu verkündigen. Am 23. August 1830 las man an den Straßenecken von Brüssel: „Montags Feuerwerk, Dienstags Illumination (zum Geburtstage des Königs), Mittwochs Revolution." An dieser Mittwoch, den 25. August, wurde im Theater die Stumme von Portici gegeben. Alle Stellen, in denen der Aufstand in Neapel lebhaft geschildert wird, wurden heftig beklatscht, und nach Beendigung des Stückes stürzten große Volkshaufen, die sich schon vor dem Schauspielhause versammelt hatten, nach der Druckerei einer ihnen gehässigen Zeitung und zertrümmerten hier Alles. Ein anderer Haufe plünderte die Vorräthe eines Schwertfegers, warf dem Justizminister die Fenster ein und zerstörte das Haus des Polizeidirectors gänzlich, ohne daß die aufgestellten Soldaten das Geringste dagegen unternahmen. Um 3 Uhr des andern Morgens wurde das Haus des Justizministers ausgeplündert, alle Mobilien zertrümmert und zuletzt das Gebäude verbrannt. Erst gegen 6 Uhr Morgens zogen beträchtlichere Truppenmassen durch die Straßen und fingen an, auf das Volk zu feuern; aber ohne Erfolg; denn das Volk riß das Straßenpflaster auf und warf mit Steinen. Mehrere Häuser

verhaßter Beamten wurden zerstört, die Laternen und die Schilder mit königlichen Abzeichen zerschlagen und einzelne Fabrikgebäude zertrümmert. Erst nachdem die rechtlichen Bürger die Waffen ergriffen und eine Nationalgarde errichteten, wurde der aufgeregte Pöbel im Zaume gehalten.

Diese Unruhen in Brüssel regten wie durch einen elektrischen Schlag auch das Volk in den andern belgischen Städten auf. In Lüttich, Mons, Löwen, Brügge, Gent, Antwerpen u. a. bewaffneten sich die Bürger, und hier und da wurden große Ausschweifungen begangen. Um diesem Treiben ein Ende zu machen, versammelte der Befehlshaber der Nationalgarde in Brüssel die angesehensten Bürger, und man beschloß, eine Deputation an den König zu schicken, die ihm die Wünsche des Volkes vortragen sollte. Der König empfing sie zwar freundlich, erklärte aber mit Würde, daß er die Bitten wohl in Erwägung ziehen wolle, aber nicht im Voraus Das gewähren könne, was ihm gewissermaßen mit der Pistole auf der Brust abgefordert würde. Indessen reiste der Prinz von Oranien (der Kronprinz) selbst nach dem Schlosse Laeken, bei Brüssel, ab und begab sich sogar, nur von wenigen Officieren begleitet, nach Brüssel, ermahnte zur Ruhe und versprach, daß dann keine Truppen einrücken sollten; auch wollte er dem Könige den Wunsch der Belgier, daß ihr Land eine besondere Verwaltung erhielte, vortragen. Die Bürger dagegen versprachen Ruhe und Gehorsam; der Prinz ging nach dem Haag zurück, und für den Augenblick schien die Ruhe hergestellt, besonders als der König den Justizminister van Maanen zurückrief.

Dennoch wurden die Aussichten in Brüssel bald wieder sehr kriegerisch. Die Nationalgarde wurde nach Art der pariser eingerichtet und nahm viel unruhiges Gesindel in sich auf. Auch kam ein Haufe wilder Lütticher nach Brüssel, verlangte gänzliche Lossagung von der königlichen Herrschaft und fing an, in den Straßen Verrammlungen aufzuwerfen. Die Nationalgarde wurde vom Pöbel entwaffnet, und wilde Volksführer wurden an die Spitze gestellt, so daß allen guten Bürgern bange wurde. Viele Gutdenkende forderten jetzt selbst den König auf, Soldaten nach Brüssel zu schicken, um der Pöbelherrschaft ein Ende zu machen.

Demnach näherte sich Prinz Friedrich der Niederlande der Stadt Brüssel. Nachdem er die ihm entgegengezogenen Belgier zurückgeworfen hatte, rückte er am 23. September 1830 vor die Stadt, erstürmte das Thor, und mit Wuth wurde nun in den Straßen bis zum Abend gefochten. Der Pöbel wehrte sich verzweifelt; jedes Haus war zur Festung gemacht, aus den Fenstern warf man Steine und Racketen, und goß siedendes Oel und Wasser auf die Soldaten hinab. So währte der Kampf mehrere Tage ohne Erfolg. Da befahl der Prinz den Rückzug.

Mit Macht griff nun die Empörung in ganz Belgien um sich. Die belgischen Regimenter fielen ab und die Festungen des Landes, einige wenige ausgenommen, geriethen ohne Schwertschlag in die Hände der Empörer. Der Riß zwischen Holland und Belgien wurde immer unheilbarer. Der König selbst gab die Belgier auf und diese erklärten sich für unabhängig. In Brüssel trat ein Nationalcongreß zusammen, dessen Mitglieder sich über Das nicht sogleich einigen konnten, was sie eigentlich wollten. Einige wünschten eine Republik, Andere wollten den Prinzen von Oranien zum Regenten, noch Andere einen auswärtigen Prinzen, während wieder Andere für eine Vereinigung mit Frankreich stimmten. Die Mehrheit erklärte endlich das Haus Oranien auf ewige Zeiten für ausgeschlossen; aber was nun weiter geschehen sollte, darüber konnte man nicht einig werden. Uebrigens verfiel das sonst so blühende Land zusehends. Unter der bisherigen Regierung waren Fabriken, Handel und Wissenschaften befördert worden, und das Land befand sich in größerm Wohlstande als seit Jahrhunderten. Das undankbare Volk hatte das aber nicht erkannt und wurde nun bestraft; denn die meisten Fabriken standen still, und der so blühende Handel Antwerpens und anderer Städte schien sich ganz wegziehen zu wollen.

Nun war noch die Frage, wie die künftige Grenze zwischen Holland und Belgien festgesetzt und wie die gemeinschaftlichen Schulden vertheilt werden sollten. Um dies zu entscheiden, bedurfte man unparteiischer Schiedsrichter. Dies Geschäft übernahmen die in London residirenden Gesandten Rußlands, Oestreichs, Preußens, Frankreichs und Englands, die sich dazu zu

einer Conferenz vereinigten. Fürs erste bewirkten sie zwischen Holland und Belgien im November 1830 einen Waffenstillstand, und unterhandelten dann mit beiden Staaten. Da aber jeder derselben möglichst viel dem andern entziehen wollte und die Saiten hoch spannte, so kam nichts zu Stande.

Während dessen fuhren die Belgier fort, sich untereinander über die Wahl eines neuen Königs zu streiten. Zuerst wählten sie den Herzog von Nemours, einen Sohn des neuen Königs von Frankreich. Dieser aber gab eine entschieden abschlägige Antwort, und nun fiel im Juni 1831 die Wahl auf den Prinzen Leopold von Coburg, der kurz vorher den griechischen Thron ausgeschlagen hatte, jetzt aber die belgische Krone annahm und am 21. Juli 1831 in Brüssel seinen Einzug hielt.

Jetzt erst kehrte einige Ordnung in das zerrüttete Land zurück; aber noch eine harte Prüfung hatte es zu bestehen. Der König von Holland nämlich, der unaufhörlichen Neckereien der Belgier überdrüssig, kündigte ihnen im August 1831 den Waffenstillstand auf und ließ seine Holländer in Belgien einrücken. Nun ist dies beiweitem bevölkerter als Holland, und die übermüthigen Belgier hatten stolz auf die Holländer herabgesehen. Dafür wurden sie nun gezüchtigt; denn Schlag auf Schlag wurden sie zurückgeworfen und leisteten so wenig Gegenwehr, daß die siegreichen Holländer in kurzem schon in der Nähe von Brüssel standen und das geschlagene Heer vor sich hertrieben. Jetzt wäre Belgien ganz in den Händen des Königs Wilhelm gewesen, wenn nicht — die Franzosen den Holländern ein Halt! zugerufen hätten. Sie hatten schon immer eine große Parteilichkeit für die Belgier gezeigt, und sobald die Holländer den Krieg erneuert hatten, war auch ein französisches Heer unter Marschall Gérard in Belgien zum Schutze dieses Landes eingerückt. Gérard kündigte nun dem Könige von Holland an, er würde Gewalt brauchen, wenn jener nicht sogleich die Feindseligkeiten einstellte und sein Heer zurückriefe. In diesen ungleichen Kampf konnte sich der König natürlich nicht einlassen, und so mußten die Holländer zufrieden sein, den prahlenden und doch feigen Belgiern vor den Augen von ganz Europa eine derbe Lection gegeben zu haben.

So trat also wieder der ungewisse Zustand zwischen Holland und Belgien ein. Die Conferenz in London erließ Befehle über

Befehle, die aber bald der eine, bald der andere Theil hartnäckig verwarf. Zuletzt entwarf sie 24 Artikel, welche dem Frieden zum Grunde gelegt werden müßten. Belgien nahm sie an, Holland aber nicht, und so blieb auch da noch ein ungewisser, beiden Theilen nachtheiliger Zustand. Ganz sichtlich wurde Belgien von der Conferenz begünstigt. Besonders zeigte Frankreich eine auffallende Parteilichkeit für Belgien, seitdem der König Leopold sich mit einer Tochter des französischen Königs vermählt hatte, und zuletzt verlangten England und Frankreich, daß der König von Holland sogleich die Bedingungen annehmen sollte, welche die Belgier angenommen hatten. Wilhelm weigerte sich, weil jene Bedingungen sich mit der Ehre Hollands nicht vertrügen. Sogleich segelten die Flotten Frankreichs und Englands in die Nordsee, um die holländischen Küsten zu blockiren, und ein französisches Heer unter dem Marschall Gérard rückte in Belgien ein, um die Holländer aus der Citadelle von Antwerpen, die sie noch besetzt hielten, zu vertreiben. Die Flotten richteten nicht viel aus, weil die Winterstürme — es war im December 1832 — sie bald zur Rückkehr zwangen. Das französische Heer belagerte die Citadelle zu gleicher Zeit und griff sie mit unerhörter Gewalt an. Aber mit unerschütterlicher Tapferkeit vertheidigte sich der brave holländische General Chassé, und beide Theile überschütteten sich mit einem Hagel von Kugeln aller Art. Nach einer dreiwöchentlichen Belagerung standen die Franzosen bereits dicht am Festungsgraben und feuerten so fürchterlich auf die Wälle los, daß das Mauerwerk stückweise umherflog. Da erst ergab sich Chassé, weil ihm sein ganzer Mundvorrath verbrannt war (1833). Die Citadelle von Antwerpen war nun zwar den Holländern entrissen, aber sie behielten Maastricht noch besetzt, und der König blieb fest dabei, die geforderten Bedingungen nicht anzunehmen. So blieben im Allgemeinen die Sachen noch mehrere Jahre. Beide Völker führten zwar keinen Krieg miteinander, aber sie hatten keinen Frieden geschlossen; der Handel zwischen ihnen stockte und darunter litten beide Theile. Zwar erklärte Wilhelm von Holland 1838 seine Bereitwilligkeit, die 24 Artikel anzunehmen; aber nun weigerte sich wieder Belgien, die darin festgesetzten Bedingungen den Holländern zu gewähren. Erst den 19. April 1839 kam die wichtige Angelegenheit zu Ende.

Die Niederlande und Belgien schlossen durch Vermittelung der londoner Conferenz einen Frieden, der die Grenzen beider Länder genau bestimmte.

129. Revolution in Polen, 1830.

Seit 1814 war Polen als ein besonderes Königreich mit Rußland verbunden und stand unter einem Statthalter, dem Großfürsten Constantin, einem Bruder des Kaisers Nikolaus, einem heftigen Manne, durchfahrend und despotisch. Allerdings konnte es nicht fehlen, daß einzelne Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten von Seiten des Großfürsten vorkamen; aber auf der andern Seite befand sich Polen unter Rußlands Scepter in einer glücklichern Lage denn je. Der Flor des Landes hob sich von Jahr zu Jahr zusehends. Es wurden Fabriken angelegt, der Handel wurde blühend, die sonst so elenden Landstraßen waren fahrbar gemacht, der früher zum Sklaven herabgewürdigte Bauer erhielt Menschenrechte und wurde gegen den herrischen Adel durch die Gerichte geschützt. Aber eben dies war dem Adel eine Last, daß er nicht mehr, wie ehedem, willkürlich schalten und walten durfte. Daher hatten sich schon hier und da Spuren von Unzufriedenheit gezeigt und es waren Verschwörungen gebildet worden, welche die Absicht hatten, Polen unabhängig zu machen. Mit Undankbarkeit vergalten die Polen die großen Wohlthaten, welche ihnen Kaiser Alexander und Nikolaus erwiesen hatten, und als der Letztere im Frühjahre 1829 mit der Kaiserin und dem Thronfolger nach Warschau kam, um sich krönen zu lassen, hatten sich bereits mehrere überspannte junge Polen verschworen, der kaiserlichen Familie sich zu bemächtigen und einen Aufstand zu erregen. Der Plan war nur an der Uneinigkeit der Verschwörer gescheitert, er wurde aber nicht aufgegeben, und als der Kaiser im Sommer 1830 einen Reichstag in Warschau hielt, wurde ihm bei allen seinen wohlgemeinten Vorschlägen der böseste Wille entgegengesetzt.

Indessen hatte sich die Cholera, eine in Ostindien einheimische Seuche, seit 1817 Europa genähert und war zu Anfange des October 1830 in Moskau ausgebrochen, wo sie große Verheerungen anrichtete. Der Kaiser begab sich sogleich selbst dahin, um dem Volke Muth einzuflößen und die nöthigen Kranken-

anstalten errichten zu lassen. Bald darauf brach die **polnische Revolution** aus, die um so tollkühner war, da sie nicht, wie in Frankreich, von den geachtetsten Männern, sondern von einem Haufen junger, unerfahrener Leute ausging und dennoch die Nation zur Theilnahme daran fortriß. An der Spitze der Verschwörung stand **Lelewel**, ein geistreicher, aber überspannter Mann, früher Professor in Wilna, aber wegen geheimer Umtriebe von seinem Amte entfernt. Er stand aber nur im Hintergrunde und ließ die jungen Leute handeln, meist Studenten, Unterofficiere, Militairschüler und Lieutenants. Am thätigsten unter ihnen war der Unterfähndrich **Peter Wysocki** (sprich Wysotzki), ein von wüthendem Haß gegen Rußland erfüllter Jüngling.

Am 29. November 1830 bei eingetretener Dunkelheit versammelte sich eine Anzahl Studenten und Fähndriche in einem kleinen Gehölz in der Nähe des Schlosses Belvedere, in welchem der Großfürst wohnte. Alle hatten geschworen, den Großfürsten zu überfallen und sich seiner todt oder lebendig zu bemächtigen. Von 44 waren aber nur 18 gekommen. Dennoch begiebt sich der kleine Haufe um 6½ Uhr nach dem Belvedere. Während die Fähndriche das Hinterthor besetzen, damit der Großfürst nicht entwische, stürzen sich sechs Studenten, von einem Fähndrich und einem Lehrer der Militairschule geführt, ins Schloß; die Thorwache, die schon vorher gewonnen war, läßt sie in den Schloßhof, die verschlossene Schloßthüre wird gesprengt und mit dem Geschrei: „Tod dem Tyrannen!" stürzt die Rotte in das Innere ein. Ein ihnen auf der Treppe begegnender General (Legendre) wird mit dem Bajonnet durchrannt; über seine Leiche schreiten sie weiter vor, hauen einen Präsidenten mit 13 Wunden zu Boden und dringen in das Zimmer des Großfürsten ein, den sie aber nicht finden, weil ein treuer Kammerdiener ihn versteckt hat. Ohne ihn zu finden, eilen sie dann wieder hinaus ins Freie.

Indessen ist Wysocki in den Saal, in welchem die übrigen Fähndriche eben Unterricht erhalten, gestürzt, mit dem Rufe: „Polen, die Stunde der Rache hat geschlagen; heute müssen wir siegen oder sterben!" Der Lehrer der Jünglinge, welcher hätte verständiger sein sollen, schreit: „Zu den Waffen!" Alle stimmen in das Geschrei ein, stürzen hinaus, versehen sich mit Waffen

und rennen nach den russischen Casernen, um die Soldaten zu entwaffnen. Die Empörer zogen indessen in der Stadt in einzelnen Haufen umher, riefen den Pöbel zur Ermordung aller Russen auf, und nun ereigneten sich Scenen, wie sie selbst in Paris und Brüssel nicht vorgekommen waren. Man suchte überall die vornehmen russischen Officiere und Beamten auf und ermordete sie, wo man sie fand, mehrere im Kreise ihrer jammernden Familien, manche sogar mit cannibalischer Grausamkeit. Einige Bataillone hatten sich bald anfangs auf die Seite der Rebellen geschlagen und kämpften mit den anrückenden russischen Soldaten, deren aber nur wenige in Warschau lagen. Es war eine schauerliche Nacht. An mehrern Stellen wurde gefochten; dumpf hallten die Schüsse durch die Nacht hindurch; man hörte das Mordgeheul des zum Theil betrunkenen Pöbels, das Geschrei der Verfolgten und das Stöhnen der Sterbenden. Die Russen wurden endlich überwältigt und zogen sich mit dem Großfürsten aus der Stadt; einige Abtheilungen der polnischen Truppen bewiesen musterhafte Treue und begleiteten sie.

Auch am folgenden Tage, dem 30., hatten die zügellosen Pöbelhorden freies Spiel und kein Einwohner war seines Lebens und seines Eigenthums sicher. Nun erst besann man sich, daß es leicht sei, den Pöbel aufzuregen, aber schwer, ihm die Waffen wieder aus den Händen zu winden, und als nun die Vornehmen sich selbst der Gefahr bloßgestellt sahen, traten einige derselben zusammen, bildeten einen Verwaltungsrath, ließen einige der Blutgierigsten aus dem Pöbel, die zu plündern fortfuhren, niederschießen, und suchten dadurch, daß sie sich der Revolution bemächtigten, eine Aussöhnung mit Rußland herbeizuführen. Das suchten aber die jungen Brauseköpfe zu verhindern; sie hielten in ihrer Unkenntniß und in ihrem Mangel an Erfahrung für möglich, daß das alte polnische Reich wiederhergestellt werden und dem mächtigen Rußland gegenüber bestehen könnte. Beide Parteien, die gemäßigte wie die überspannte, sahen sich nach einem Manne um, der Ansehen genug hätte, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und Aller Augen fielen auf den General Chlopicki (sprich Chlopitzki), der früher unter Napoleon in Spanien sich ausgezeichnet und bisher in freiwilliger Zurückgezogenheit gelebt hatte. Er nahm die Stelle eines Oberbefehlshabers an, und da

er ein gemäßigter und verständiger Mann war, so suchte er den Fortschritten des Aufstandes nach und nach entgegenzuarbeiten, weil er die traurigen Folgen der mit Mord begonnenen Revolution voraussah. Gewiß wäre es ihm auch gelungen, hätten nicht jene jungen Leute unter Lelewel's Anführung es zu verhindern gewußt. Sie bildeten einen Revolutionsclub, der an die Zeiten Robespierre's mahnte, und verhinderten jede Aussöhnung, indem die Schreier wüthende Reden gegen Rußland hielten, nur die vorgekommenen Mißbräuche mit Uebertreibung aufzählten und auf gänzliche Losreißung drangen. Für den Augenblick konnte der russische Kaiser den Aufstand nicht gewaltsam unterdrücken, da er bei der Größe des russischen Reichs Zeit brauchte, ein mächtiges Heer zu sammeln; Constantin hatte dazu zu wenig Soldaten bei sich und hatte sich deshalb mit denselben nach Rußland zurückgezogen.

Die Parteiungen, die in Polen nie gefehlt haben und sich auch jetzt gleich zu Anfange der Revolution zeigten, machten nöthig, daß die Gewalt in Einer Person vereinigt würde. Chlopicki, der es mit seinen Landsleuten aufrichtig gut meinte und die fast allgemeine Liebe, die man zu ihm hatte, erkannte, faßte den Entschluß, sich zum Dictator aufzuwerfen, um das Unwesen der jungen Tollköpfe zu unterdrücken. Am 5. December befahl er, daß sich alle Regimenter versammeln sollten. Dann ritt er an der Spitze einer Schwadron, von allen seinen Adjutanten begleitet, nach dem Gebäude, in welchem die Regierung ihre Sitzungen hielt, stieg ab und trat mit den Adjutanten in den Saal. Man überreichte ihm sogleich die schon bereitliegende Ernennung zum Oberbefehlshaber; er aber warf die Schrift auf den Tisch und rief: „Ich will keine Ernennung! Da ich sehe, daß keine Einigkeit in der Regierung ist, so ergreife ich die Dictatur und erkläre Den, welcher mir nicht gehorcht, für einen Verräther; nur das Wohl des Vaterlandes werde ich bei meiner Handlungsweise befragen!“ So verließ er als Dictator den Saal, in welchem Alle stumm und bestürzt ihm nachsahen. Dann ritt er nach dem Platze, auf welchem die Soldaten versammelt waren, theilte ihnen das Geschehene mit und wurde mit einem rauschenden Lebehoch begrüßt. Allerdings hätte Chlopicki, wenn man ihm nicht entgegengearbeitet, nach und nach die Polen wie-

der zur Mäßigung bringen und mit dem Kaiser wieder versöhnen können. Aber dazu war die Aufregung des leicht entflammten Volkes zu groß, das schon von der Besiegung der Russen und von Unabhängigkeit träumte.

Am 18. December versammelte sich der polnische Reichstag; denn mit großer Begeisterung hatten sich die Polen überall erhoben. Chlopicki, welcher mit seinen friedlichern Ansichten und Vorschlägen nicht durchdrang, legte seine Dictatur nieder und trat als gemeiner Soldat in das Heer. Der Reichstag schritt zu den äußersten Maßregeln vor und erklärte das russische Regentenhaus des polnischen Thrones für verlustig.

Anfangs suchten sich die Besonnenern von dem Unternehmen, dessen traurige Folgen sie vorhersahen, zurückzuhalten; aber die allgemeine Begeisterung riß die Meisten mit in den Strudel hinein. So den Grafen Wladislaus Ostrowski. Der Reichstag wählte ihn zum Reichstagsmarschall. Anfangs weigerte er sich, die verhängnißvolle Stelle anzunehmen; da umringten ihn alle Mitglieder und trugen ihn auf den Marschallsstuhl. Es war eine rührende Scene, wie er, gedrängt von den Bitten und Thränen der Deputirten, endlich nachgab und sich der mißlichen Sache weihte. Er war der Erste, der, an die Leere des Schatzes erinnernd, erklärte, er werde alle seine Pferde an das Heer abliefern und täglich zu Fuß in die Versammlung kommen; es sei nöthig, daß Jeder allem Luxus entsage, und er forderte Alle auf, freiwillige Beiträge zu unterzeichnen. Das geschah auch sogleich; es war rührend, mit welcher Bereitwilligkeit und Entsagung Alle bedeutende Summen hergaben, und es ist nur zu bedauern, daß neben diesen edeln Zügen auch gar viele Verkehrtheiten vorkamen.

In Rußland war der Unwille über den polnischen Aufstand allgemein. Kaiser Nicolaus ernannte den Grafen Diebitsch-Sabalkański zum Oberbefehlshaber, forderte aber, ehe der Krieg begönne, noch einmal die Polen zur Unterwerfung auf und versprach ihnen Verzeihung. Aber jene Schreier ließen die Vernünftigern nicht zur Besinnung kommen und erklärten, Tod oder Freiheit sei ihr Wahlspruch. Die Thoren bedachten nicht, in welchen Abgrund von Verderben sie ihr unglückliches Vaterland durch ihre unsinnige Wuth stürzten.

Erst im Februar 1831 rückten die Russen in Polen ein und vereinigten sich unweit Praga, der Vorstadt von Warschau, die in aller Eile befestigt worden war. Ungeachtet der ungünstigen Jahreszeit, der morastigen Wege und der beständig nassen Witterung hatten sie den weiten Marsch zurückgelegt. Am 19. Februar kam es zu der ersten Schlacht bei Praga (oder Waver), die unentschieden blieb und von beiden Theilen als ein Sieg betrachtet wurde. Dasselbe fand in der zweiten Schlacht bei Praga (oder Grochow) am 25. Februar statt. In beiden wurde mit großem Heldenmuthe und staunenswerther Todesverachtung gekämpft. Die Russen blieben zwar Sieger und drückten die Polen zurück; da aber weder Praga erobert, noch die Weichsel überschritten werden konnte, so waren diese blutigen Schlachten nicht entscheidend und der Krieg zog sich in die Länge; denn die Polen konnten ihre Verluste schneller ersetzen, als die Russen, deren Zufuhr und Verstärkung durch die weite Entfernung und die kaum fahrbaren Wege sehr aufgehalten wurden. Dazu kam, daß sich einzelne polnische Parteihäupter in die ehemaligen polnischen Provinzen geschlichen und hier einen Aufstand bewirkt hatten, so daß die russischen Heere zwischen zwei Feuer kamen und sich überall von Feinden umgeben sahen. Dies nöthigte den Grafen Diebitsch, sich von Warschau zurückzuziehen und Verstärkungen abzuwarten. Dann erst rückte er wieder vor und erfocht am 26. Mai einen glänzenden, aber sehr blutigen Sieg bei Ostrolenka, obgleich die Polen mit einem Muthe gefochten hatten, der einer erfolgreichern Sache würdig gewesen wäre. Während Russen und Polen an mehrern Stellen des Reichs sich miteinander herumschlugen, gewannen die Erstern nur sehr langsam Feld, und es war eher keine Beendigung des Kampfes zu erwarten, als bis sie die Weichsel überschritten haben würden. Da wurde plötzlich (am 10. Juni) der Graf Diebitsch-Sabalkański von der Cholera dahingerafft, und dadurch erhielt die Sache der Russen eine andere Wendung; denn sein Nachfolger, Graf Paskewitsch-Eriwański, ein kühner Krieger, der sich schon 1829 im Kriege gegen die Türken im Kaukasus sehr ausgezeichnet hatte, faßte den kühnen Entschluß, über die Weichsel zu gehen, um Warschau angreifen zu können. Der Uebergang fand am 17. Juli unweit der preußischen Grenze statt und wurde von

den Polen nicht gehindert. Unter diesen war indessen viel Uneinigkeit gewesen. Während der Reichstag Beschlüsse faßte, als wenn das Gelingen der Revolution gar keinem Zweifel unterworfen wäre, war die Oberbefehlshaberstelle mehrmals gewechselt worden. Am längsten behauptete sich Skrzynecki (sprich Skrinetzki); aber auch er hatte mit beständigen Ränken seiner Generale zu kämpfen, die ihm bald Feigheit, bald Verrätherei vorwarfen. Von nun an erlitten die Polen auf mehrern Punkten Niederlagen; einige Heeresabtheilungen wurden theils nach der östreichischen, theils nach der preußischen Grenze getrieben, flüchteten sich, um nur den verfolgenden Russen zu entgehen, hinüber, baten um Aufnahme und Schutz, und wurden entwaffnet.

So wie es in der polnischen Revolution nicht an einzelnen Beweisen hoher Tapferkeit, patriotischer Hingebung und wahrer Großherzigkeit fehlt, so kamen dabei auch grausenhafte Scenen von Roheit und Grausamkeit vor. Dahin gehörten die am Abend des 15. August in Warschau verübten Mordthaten. Man hatte mehrere Generale, die gegen die Russen unglücklich gefochten hatten, in dem ganz ungegründeten Verdachte, mit den Russen einverstanden zu sein. Sie waren nach Warschau gebracht und während der Untersuchungen des Kriegsgerichts, das keine Schuld an ihnen finden konnte, ins Schloß gefangen gesetzt worden. Ungeduldig warteten das Volk und dessen Führer auf das Urtheil, und waren begierig, Blut fließen zu sehen; namentlich suchte der Revolutionsclub den Verdacht des Volkes noch mehr zu reizen, daß die Regierung den vermeintlichen Verräthern durchhelfen wollte. Am Abend des 15. August war das Volk dadurch in große Gährung versetzt und durchzog die Straßen. Nichtswürdige Mitglieder des Clubs mischten sich unter dasselbe und riefen: man sehe wohl, daß die Regierung nichts gegen die Verräther thun wolle; man müsse die Schurken daher hängen. Ein Haufe von Menschen aller Art, Officiere, Bürger, Nationalgardisten, also kein Pöbel, stürzte nach dem Schlosse und verlangte eingelassen zu werden. Die hier stehenden Soldaten leisteten nur schwachen Widerstand; eine Thüre wurde eingeschlagen, der Haufe drang ein und suchte nach den unglücklichen Gefangenen. Zugleich kamen mehrere Soldatenhaufen an, welche diese retten sollten, aber pflichtvergessen genug waren, unthätig stehen

zu bleiben und den Ermordungen zuzusehen. Zuerst brachten die Mörder einen General im bloßen Hemde auf den Hof geschleppt, zogen ihn mit einem Strick an einen Laternenpfahl hinauf, und da das Eisen brach, zerhackten sie ihn mit Säbelhieben und hängten den Leichnam an den Füßen auf. Ein anderer General hatte sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten wollen, aber das Bein gebrochen; man ergriff den halb Ohnmächtigen, der vergebens die Soldaten als Zeugen seiner guten Gesinnung aufrief, und that ihm wie dem Ersten. Ein Dritter, der sich über die Mauer in den Garten gerettet und den Gärtner um Schutz gebeten hatte, wurde von diesem herbeigeschleppt und ebenso ermordet. Da der Blutdurst einmal erwacht war, fiel man auch über die andern Gefangenen des Schlosses her. Unter mehrern Andern zog man eine russische Dame, die sich in ihrer Angst unter das Bette versteckt hatte, hervor, riß sie aus der Umarmung ihrer Tochter und tödtete sie mit wilder Wuth, während es einem besser denkenden Officier gelang, die Tochter zu retten. Diese ganze Scene währte nur eine halbe Stunde. Die Soldaten sahen, das Gewehr im Arm, dem Gemetzel ruhig zu; ja selbst Damen, die aus den Fenstern von fern zusahen, sollen ihren Beifall über die Volksrache zu erkennen gegeben haben! Es waren etwa 30 Personen, welche an diesem Abende ums Leben kamen.

Paskewitsch näherte sich nun, am linken Ufer der Weichsel aufwärts gehend, der Hauptstadt Warschau, und als er ihr gegenüberstand, forderte er sie zur Uebergabe auf, indem er noch einmal im Namen des Kaisers Vergebung anbot, die Haupträdelsführer ausgenommen. Aber eben darum boten diese Alles auf, daß der Kampf fortgesetzt würde. Am 6. und 7. September ließ Paskewitsch stürmen. Es war ein schwerer, heißer Kampf; denn die Stadt war stark befestigt worden und die Polen fochten wie Verzweifelte. Endlich, als sie jeden Widerstand vergeblich versucht hatten, ein Theil der Stadt bereits in Asche lag und jeden Augenblick zu fürchten war, daß die Russen stürmend eindrängen, baten die Polen um Schonung. Es wurde eine Uebereinkunft abgeschlossen, nach welcher die Polen frei abziehen, Warschau dagegen von den Russen besetzt werden sollte. Das geschah am 8. September. Die Ueberreste des Heeres, in wel-

chem die Uneinigkeit den fernern Widerstand verhinderten, traten theils auf östreichisches, theils auf preußisches Gebiet über. Mit großer Gastfreiheit nahm der König von Preußen die entwaffneten Flüchtlinge auf und unterstützte die Hülfsbedürftigen; dennoch betrugen sich viele derselben höchst undankbar und verübten sogar Gewaltthätigkeiten, so daß die preußische Regierung daran denken mußte, die unruhigen Menschen, die kein Gesetz achteten, los zu werden. Es wurde ihnen freigestellt, entweder die Amnestie des russischen Kaisers, die er ihnen großmüthig bewilligt hatte, anzunehmen, oder aber nach Frankreich zu gehen, wo man mit ihnen sympathisirte. Ein großer Theil, besonders Die, deren Gewissen am meisten belastet war, wählte das letztere.

Jetzt kehrte nach und nach die Ordnung in Polen zurück. Aber so großmüthig auch Nikolaus Einzelnen den Aufstand verzieh, so waren doch Handel und Fabriken, ja der ganze Wohlstand des Landes auf lange Zeit zu Grunde gerichtet. Viele Theilnehmer an der Revolution wurden hart bestraft; strenge Maßregeln wurden über das Land verhängt. Der Kaiser erklärte Polen als dem russischen Reiche einverleibt und ernannte zum Statthalter den nun zum Fürsten erhobenen Paskewitsch-Eriwański, der sich seitdem angelegen sein läßt, den zerstörten Wohlstand neu zu beleben und die empörten Gemüther wieder zu beruhigen.

Die nach Frankreich entwichenen Polen vergalten hier die gefundene Gastfreundschaft mit großer Undankbarkeit. Sie nahmen nicht nur an allen oben erzählten Aufständen lebhaften Antheil, sondern betrugen sich überhaupt so übermüthig, daß sie nach bestimmten Oertern verwiesen und unter Aufsicht gestellt werden mußten. Da ihnen diese Beschränkung nicht behagte, so begaben sich mehrere Hundert in Masse nach dem Canton Bern und verlangten Aufnahme. Man empfing sie auch hier mit größter Hospitalität. Dennoch ließen sie sich in politische Umtriebe ein, machten Pläne, im südlichen Deutschland und im Sardinischen Revolutionen anzustiften, und wurden daher auf dringendes Verlangen mehrer Mächte aus Bern entfernt und nach Frankreich zurückgeschickt, wo man großmüthig genug war, sie wieder aufzunehmen.

130. Andere Begebenheiten der Jahre 1830—1847.

Cholera. Zu den Bewegungen der Völker, welche auf die französische Juli-Revolution folgten, kam auch ein physisches Uebel: die Cholera. Von Rußland aus war sie durch die russischen Truppen (1831) nach Polen gebracht worden, und hatte sich bald auch nach Preußen, Galizien und Ungarn verbreitet. Besonders groß waren die Verheerungen in den beiden letztern Ländern, wo Hunderttausende der schrecklichen Krankheit erlagen. Weniger streng trat sie in der Mark, Schlesien, Hamburg und England auf; heftiger wüthete sie in Frankreich, wohin sie 1832 getragen wurde. In Paris starben allein 18,000 Menschen. Auch in Deutschland trieb sie noch in diesem Jahre hier und da ihr hämisches Wesen, und vergebens strengten sich die Aerzte an, ein Mittel gegen sie aufzufinden. Nur wenige deutsche Länder blieben ganz verschont. In Portugal richtete sie 1833, im folgenden Jahre auch in Spanien, Verheerungen an; doch war sie nirgends verderblicher als 1834 in Schweden, wo sie namentlich in Gothenburg und Stockholm einen großen Theil der Bevölkerung hinraffte. Seit dieser Zeit wurde sie schwächer und schien sich 1837, wo sie in Baiern, Schlesien, Sicilien und anderwärts auftrat, aus Europa verloren zu haben, ist aber in den Jahren 1848 und 1849 an vielen Orten mit großer Heftigkeit aufgetreten.

England. Hier folgte nach dem 1830 erfolgten Tode Georg's IV. sein Bruder, Wilhelm IV., ein gemäßigt denkender Mann. Als auch er starb (20. Juni 1837), wurde die Tochter seines Bruders, des Herzogs von Kent, Victoria, Königin von England; Hannover dagegen erhielt Wilhelm's IV. Bruder, Ernst August, bisheriger Herzog von Cumberland. Die Königin Victoria wußte sich bald die Liebe des englischen Volks zu erwerben, besonders nachdem sie sich zu einer Heirath mit dem Prinzen Albrecht von Coburg (10. Februar 1840) entschlossen hatte. An Unruhen fehlte es indessen in England auch nicht. Die zahlreiche Classe der Fabrikarbeiter war mit der Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse sehr unzufrieden. Sie traten unter dem Parteinamen der Chartisten *) in Verbindung

*) Der Name Chartisten rührt davon her, daß sie ihre Forderungen

und wollten durch Aufstände die Minister zwingen, die Einfuhr fremden Korns zu erlauben, damit die Brotpreise heruntergingen. Wirklich brachen auch Unruhen im Mai 1839 in Wales und Birmingham aus; aber sie wurden bald unterdrückt. Sehr bedenklich und trauervoll für den Menschenfreund waren die Zustände in Irland. Hier regte Dürftigkeit und Mangel die Menschen auf, denn der Grundbesitz war in den Händen weniger vornehmer Familien und das Volk mußte darben. In dieser Aufregung über viele Mißbräuche und Härten wirkte der Advocat O'Connel, dessen Streben es war, den Irländern ein eigenes Parlament zu verschaffen. Selten hat ein Mann so viel Gewalt über das Volk gehabt, als O'Connel; denn er lenkte in den Volksversammlungen oft Hunderttausende durch sein Wort und Ansehen. Er ist 1847 gestorben. Mißwachs und Theuerung steigerten in diesem Jahre die Noth Irlands. Hunderte von Menschen verhungerten. Ein Vater, verzweifelnd und ohne alle menschliche Hülfe, mauerte sich mit seinen Kindern in seinem Hause ein, und als es dem einen Kinde gelang, herauszukommen, fanden die Nachbarn die Verhungerten. Der Typhus machte solches Elend noch entsetzlicher: in manchen Orten starben die Menschen auf der Straße. Da nahmen auch die Verbrechen zu und Raub und Mord ereigneten sich häufig. Die Uebermacht Englands zur See dauerte fort. Eine wichtige Erwerbung machte es 1842. Es war 1840 mit China in Krieg gerathen. Hier zeigte sich die große Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst über die rohe Gewalt barbarischer Nationen. Die Chinesen wurden bei jedem Zusammentreffen geschlagen und zuletzt, als die Engländer bis Nanking vorgedrungen waren, mußte sich der Stolz des chinesischen Kaisers beugen, England um Frieden zu bitten. Dieser wurde 1842 geschlossen, und der Kaiser mußte nicht nur die Kriegskosten bezahlen, sondern auch den Engländern — den rothhaarigen Barbaren — fünf Häfen zum freien Verkehr abtreten, dazu die Insel Hong-Kong zur Niederlassung überlassen. Als die Chinesen mit der Ausführung des Vertrages zögerten, mußten (1847) die Engländer nochmals zur Gewalt greifen, um das Versprechen des

---

in der sogenannten Volkscharte zusammenstellten. Sie sind eine politische Partei und heißen auch Radicale.

freien Verkehrs in Kanton zu erhalten. Jedoch scheinen die Chinesen immer noch wenig Lust zu haben, das Bewilligte einzuräumen. — Schwieriger, aber von großen Erfolgen begleitet, sind die Kämpfe der Engländer in Ostindien, wo sie schon ungeheuere Besitzungen haben und sich immer mehr der dortigen Fürsten unterwerfen.

Italien. Im Jahre 1831 ereigneten sich auch in Italien neue Unruhen. Die Unterthanen des Herzogs von Modena empörten sich gegen ihren Herrn, und ebenso erklärten die Einwohner von Bologna und anderer Städte des Kirchenstaats, daß sie mit der bisherigen päpstlichen Regierung sehr unzufrieden wären und eine gänzliche Veränderung der Verwaltung wünschten. Aber dazu waren der eben erwählte Papst Gregor XVI. und seine geistlichen Räthe nicht geneigt; denn darin besteht ja vornehmlich der Geist des päpstlichen Hofes, die alten Mißbräuche bestehen zu lassen. Auf die Bitte des Herzogs von Modena und des Papstes rückten östreichische Truppen ein und stellten bald die Ordnung wieder her. Sie zogen sich erst zurück, nachdem der Papst das Versprechen gegeben hatte, seinen Unterthanen bessere Gesetze zu geben. Allein das geschah nicht, oder wenigstens nicht in dem Maße, wie die Einwohner es gewünscht und erwartet hatten. Sie weigerten sich daher, die neuen Einrichtungen anzunehmen, und der Papst nahm im Jahre 1832 wieder zu den Oestreichern seine Zuflucht. Sie wurden wie das erste Mal von den Einwohnern mit Freuden empfangen, weil diese in ihnen zugleich Beschützer gegen die päpstliche Willkür sahen. Die Franzosen sahen kaum, daß die Oestreicher festen Fuß im Kirchenstaate gefaßt hatten, als sie erklärten, sie würden gleichfalls sich einmischen. Vergebens verbat sich der Papst ihre Einmischung; ein französischer Heereshaufen landete bei Ancona und besetzte die Festung mit Gewalt. Alle diese Umstände und Unternehmungen änderten aber in der Regierung des Kirchenstaates wenig oder nichts. Erst im December 1838 zogen die ungebetenen Gäste wieder ab, nachdem auch die Oestreicher den Kirchenstaat verlassen hatten. Nun folgten mehrere scheinbar ruhige Jahre in Italien. In Neapel bestieg 1830 Ferdinand II., in Sardinien 1831 Karl Albert den Thron. Aber die meisten italienischen Regierungen waren nachlässig in der Landesverwaltung, verfolgungs-

süchtig und unter dem Einflusse der Jesuiten; hin und her zuckten einzelne Aufstände auf, die immer schnell unterdrückt wurden. Doch regten die Carbonari die schon bestehende Unzufriedenheit noch mehr auf, und eine Verbindung „das junge Italien" erstrebte die Einheit Italiens. Am 1. Juni 1846 starb der alte, schwache Gregor XVI. An seine Stelle wurde (16. Juni) Cardinal Feretti gewählt, der den Namen Pius IX. annahm, erst 54 Jahre alt. Gleich seine ersten Anordnungen zeigten, daß er den Willen und die Kraft habe, die vielen Mißbräuche abzustellen und sein Volk glücklich zu machen. Je größer aber die Liebe des Volks war, desto feindseliger zeigten sich die Anhänger des alten Systems, namentlich der hohe Clerus, der sich unter der vorigen Verwaltung recht behaglich gefühlt hatte. Indeß ließ sich Pius IX. nicht abschrecken. Wenn er auch im Kirchlichen durchaus keine freiern Ansichten zeigte, so sorgte er doch in bürgerlichen Dingen für Recht und Gerechtigkeit, verbesserte die Verwaltung und räumte sogar dem Volke eine Art Volksvertretung ein. Die Gegner, in ihrem Eigennutz und ihrer Bequemlichkeit aufgestört, brüteten Rache. Im Juli 1847 sollte mitten im angestifteten Brande und Gemetzel der Papst ermordet werden. Die Verschwörung wurde glücklicherweise entdeckt; das Volk war schwer von furchtbarer Rache zurückzuhalten.

Diese Reformen eines Papstes erregten in Italien die allgemeinste Bewegung. Alle Herzen waren Pius IX. zugewandt; man fühlte die Mängel nur stärker, man begehrte Abhülfe, und ein unruhiges Treiben gab sich in der ganzen Halbinsel zu erkennen, welches schon in eine bedrohliche Aufregung überging.

Griechenland. Die Griechen hatten zwar ihre Selbständigkeit erlangt, aber es war nicht zu erwarten, daß eher Ruhe unter den verschiedenen Parteien wiederkehren würde, bis sie einen Fürsten bekämen. Man trug den Thron (1830) dem Prinzen Leopold von Coburg an, demselben, der nachher den belgischen Thron bestiegen hat. Aber er schlug die mißliche Ehre aus. Ehe man einen andern Fürsten für sie finden konnte, entbrannte der Parteienkampf so heftig, daß (1831) der Präsident Capo d'Istrias als Opfer des Hasses der Familie des Mauromichalis fiel. Zwei Männer aus dieser Familie ermordeten ihn, als er eben in die Kirche treten wollte. Der baiersche Prinz

Otto wurde zum Könige von Griechenland ernannt, für den bis zu seiner Volljährigkeit (er war erst 17 Jahre alt) eine Regentschaft regieren sollte. Er begab sich im December 1832 dahin.

Am 30. Januar 1833, 2 Uhr Nachmittags, lief die Flotte, welche den neuen König von Triest nach Nauplia geführt hatte, daselbst ein. Alle fremde und griechische Schiffe gaben Freudensalven, und die ganze Bevölkerung Nauplias und der Umgegend war überall auf Bergen und in Thälern versammelt, während Hunderte von Booten dem Kommenden entgegeneilten. Ueberall hörte man Hurrahgeschrei, Trommelschall und rauschende Musik. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet und Tausende von Lampen spiegelten sich im Meere. Am 3. Februar wurden die baierschen Soldaten ausgeschifft, und König Otto hielt seinen Einzug, indem ihm ein tausendstimmiges Lebehoch entgegenscholl. Unter den vielen reichgeschmückten Griechen zeichnete sich vor Allen der alte Kolokotroni aus, ein kolossaler Mann, der seine wilden Blicke in der Mitte seiner Soldaten stolz auf die umgebende Menge warf.

Die beiden ersten Jahre der neuen Regierung verflossen nicht ohne Unruhen; denn die griechischen Häuptlinge waren durch den Krieg an Ungebundenheit gewöhnt und wollten sich den Befehlen der Verwaltung nicht unterwerfen. Dabei hatten die Baiern, welche den König begleitet hatten, unaufhörlich gegen die Ränke und den Neid der Griechen zu kämpfen. Endlich wurde sogar eine Verschwörung entdeckt und Kolokotroni mit mehrern andern Häuptlingen als Theilnehmer verhaftet. Ihre Schuld lag am Tage und sie wurden zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Ferner empörten sich die kriegerischen Mainotten, im Gebiet des alten Sparta, und konnten erst nach blutigem Kampfe, halb durch Güte, halb durch Gewalt, unterworfen werden. Nauplia im Peloponnes war die vorläufige Residenz des Königs; allein von 1835 an wurde es Athen; es ist der Plan zu großartigen Bauten gelegt, und Vieles ist schon ausgeführt, so daß sich diese alte Stadt bald wieder prachtvoll aus dem Schutte erheben wird Am 15. September 1843 brach eine Revolution in Athen aus, an deren Spitze ein ehrgeiziger Oberst, Kalergis, sich stellte, welche den Zweck hatte, den König Otto zu einer neuen Verfassung und zur Verjagung aller fremden Beamten zu zwingen.

Der junge König mußte sich in den Nationalwillen ergeben und mit schwerem Herzen die Männer aus seiner Umgebung scheiden sehen, die ihn aus seiner Heimath hierher begleitet hatten. Seitdem sind noch einige Aufstände erfolgt, aber unterdrückt worden; auch ein Zwist mit der Türkei ist 1847 ohne weitere Folgen vorübergegangen.

Die pyrenäische Halbinsel. Während sich, wie Abschnitt 126 erzählt worden, Don Miguel in Portugal zum Könige aufgeworfen hatte, regierte sein Bruder Don Pedro in Brasilien. Dieser mußte, weil er zu entfernt war, die Anmaßung seines Bruders und die Ausschließung seiner Tochter Donna Maria vom portugiesischen Throne dulden. Aber 1831 änderte sich die Sache. Es entstand in der Hauptstadt Brasiliens, Rio Janeiro (sprich Dschanëiru, viersylbig), eine Empörung gegen Don Pedro. Man gab ihm Schuld, daß er die Portugiesen auf Unkosten der Eingeborenen begünstige, und er sah sich genöthigt, Brasilien mit seiner Tochter zu verlassen. Die Brasilianer behielten dagegen seinen ältesten Sohn, Pedro II., einen kleinen Knaben, machten ihn zum Nachfolger seines Vaters und setzten eine Regentschaft ein. Pedro begab sich zunächst nach Frankreich und rüstete hier eine Expedition aus, um seinen verrätherischen Bruder vom portugiesischen Throne zu vertreiben und seine Tochter darauf zu setzen. Zuvörderst sammelte er seine Schiffe und Soldaten bei den azorischen Inseln, die sich für ihn erklärt hatten, und landete im Juli 1832 in Portugal bei Porto. So entbrannte nun ein Bürger- und Bruderkrieg, der mit der gewöhnlichen Erbitterung geführt und ein Jahr lang fast nur in der Umgegend von Porto, welches Pedro vertheidigte und Miguel angriff, festgehalten wurde. Endlich erfocht 1833 der englische Admiral Napier (sprich Nehpjer), den Pedro in seine Dienste genommen hatte, einen Seesieg über Miguel's Flotte, und in Folge dieses Sieges hielt Pedro im Juli 1833 seinen Einzug in Lissabon. Dennoch währte der unnatürliche Krieg noch bis zum Jahre 1834 fort. Da erst sah sich Miguel genöthigt, die Vermittelung der Engländer anzunehmen. Er verließ Portugal und begab sich nach Italien, wo er am sardinischen Hofe, später in Rom Aufnahme fand. Portugal unterwarf sich der Donna Maria, die indessen 15 Jahre alt geworden war. Bald darauf starb

ihr Vater Don Pedro und es wurde eine Regentschaft vorläufig eingerichtet. Als die Königin für volljährig erklärt war, vermählte sie sich mit ihrem Oheim, dem Herzoge von Leuchtenberg, einem Sohne Eugen Beauharnais', 1835. Aber bald nach seiner Ankunft in Portugal unterlag er einer plötzlichen Krankheit. Am 1. Januar 1836 vermählte sich die Königin zum zweiten Male, und zwar mit dem Prinzen Ferdinand von Coburg, einem Neffen des Königs der Belgier und des regierenden Herzogs von Coburg. Nachdem 1837 ein Prinz geboren worden war, nahm Ferdinand den königlichen Titel an. Ferdinand und Maria wurden zwar vom Volke geliebt; aber die Regierung war nicht kräftig genug, die verschiedenen Parteien niederzuhalten. Dazu fehlte es an Geld. Daher brach im Mai 1846 wieder eine Verschwörung aus, die ihren Sitz in Porto hatte und an deren Spitze das Antas stand. Die Königin rief die Hülfe der ihr befreundeten Mächte an; die Engländer und Franzosen landeten bei Lissabon, um es zu schützen, und Porto wurde von den spanischen Hülfstruppen genommen. Die Ruhe wurde äußerlich hergestellt.

Spanien wurde von Ferdinand VII., nachdem dieser durch die Franzosen aus den Händen der Cortes befreit worden war, auf die gewohnte Weise, d. i. schlecht, regiert. Da er keine Söhne hatte, wohl aber von seiner letzten Gemahlin, Christina, einer Schwester der Herzogin von Berry, eine kleine Tochter, Isabella, so hob er zu Gunsten derselben das alte (salische) Gesetz auf, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschloß. Als er nun (29. September) 1833 starb, wurde zwar im größten Theile von Spanien die kleine Isabella als Königin anerkannt, aber Don Carlos, des verstorbenen Königs Bruder, widersprach und wollte die Aufhebung jenes Gesetzes nicht gelten lassen. Er hatte die Partei der Geistlichkeit für sich, und diese bewirkte, daß sich die Einwohner von Navarra und Biscaya zu seinen Gunsten erhoben. Eine Zeitlang blieb Carlos in Portugal bei Don Miguel; als aber dieser das Land verlassen mußte, begab sich Carlos nach Navarra, und da dieses Land von Gebirgen durchschnitten ist und von einem sehr tapfern Völkchen bewohnt wird, so war die Königin-Regentin nicht im Stande, den Aufstand zu unterdrücken, besonders da es den Christinos —

Parteiname der Anhänger der jungen Königin — mehr als den Carlisten an tüchtigen Generalen fehlte. Don Carlos selbst war ein schwachköpfiger Mann; dagegen zeichnete sich sein Oberfeldherr Zumalacarreguy durch Auffindung stets neuer Hülfsmittel und durch Kühnheit aus, und nachdem er im Juni 1835 an seinen Wunden gestorben war, erwarb sich der jugendliche Cabrera bald großen Kriegsruhm. Die Kluft zwischen beiden Parteien wurde immer größer, nachdem Christina, die Regentin, 1836 alle Klöster aufgehoben hatte. Der Krieg nahm erst 1836, nachdem Espartero, der nachher zum Herzog de la Vittoria ernannt wurde, die Anführung des christinischen Heeres übernommen hatte, für die Königin eine günstigere Wendung. Dennoch schwankte das Kriegsglück bis 1839. In diesem Jahre, im August, trat dadurch eine Veränderung ein, daß der carlistische Obergeneral Maroto eigenmächtig mit Espartero die Convention von Bergara schloß, nach welcher die Feindseligkeiten eingestellt werden sollten. Dies bewog den Infanten Don Carlos, Spanien zu verlassen und nach Frankreich zu flüchten. Hier wurde er zwar aufgenommen, aber nach Bourges verwiesen und unter Aufsicht gestellt, damit er nicht wieder einmal nach Spanien entweiche und dadurch Veranlassung zu Erneuerung des Bürgerkrieges gebe. Später ist er, nachdem er seinen Ansprüchen entsagt hatte, nach Genua entlassen worden. Sein Sohn, der Graf von Montemolin, war nach England entflohen. Ein Versuch desselben (1844), nach Spanien zu gelangen, mißglückte. *) Doch hat er immer noch eine Partei in Spanien.

Der kühne Cabrera setzte indessen den Krieg für seinen entwichenen Herrn in Aragonien und Catalonien noch bis in den Mai 1840 fort. Dann wurde er auch mit seinen Soldaten über die Pyrenäen zu flüchten genöthigt. Indessen hatte es in Spanien, namentlich in Madrid, nicht an Parteiungen gefehlt. Die Gemäßigten wollten eine beschränkte Monarchie, die Radicalen dagegen arbeiteten an dem gänzlichen Umsturz der königlichen Gewalt. Auch hier gelang es dem General Espartero, Ruhe zu erzwingen. Er ließ sich zum ersten Minister (Conseilspräsident)

*) Dasselbe Schicksal hatte ein abermaliger Versuch (1849).

ernennen, hielt einen feierlichen Einzug in Madrid und bewog die Regentin Christina, die alle Volksliebe verloren hatte und nun wohl einsah, daß sie nur noch den Namen einer Regentin führe, ihre Würde niederzulegen und dadurch, daß sie das Reich verließ, ihm das Feld zu räumen. Sie begab sich, ihre Tochter, die junge Königin Isabella, zurücklassend, nach Frankreich, späterhin nach Italien. Indessen berathschlagten die in Madrid versammelten Cortes, wer die Regentschaft erhalten sollte. Die Wahl fiel (Mai 1841) auf Espartero. Obgleich er sich fester als andere frühere Häuptlinge benahm, konnte es ihm doch bei der großen Aufregung der Gemüther nicht an Feinden fehlen, und er hatte Mühe, mehrere gegen ihn gerichtete Aufstände sowohl der Christinos (in Madrid) als der Exaltados (in Barcelona) zu unterdrücken. Endlich gelang ein neuer Aufstand seiner Gegner, der in Catalonien ausbrach und sich schnell über fast ganz Spanien verbreitete. Provinzen, Städte und Soldaten fielen von ihm ab, dem der Muth zur Selbstvertheidigung entfallen zu sein schien. Am längsten blieben ihm Madrid und Saragossa treu; aber (23. Juli) 1843 öffnete jenes dem Insurgentengeneral Narvaez die Thore. Espartero entkam über Cadiz nach England, während die nun wieder ans Ruder gekommene Partei der Christinos die ehemalige Regentin Christina, die sich zuletzt in Paris aufgehalten hatte, zurückrief. Sie erschien 1844 und wurde, als wenn man sie nie ausgetrieben, mit Entzücken aufgenommen, erklärte aber, daß sie sich in die Regierung ihrer Tochter nicht einmischen werde. Diese, die Königin Isabella, wurde für mündig erklärt; dennoch unterließ die Partei der Christina, die den Spanier Munnoz heirathete und zum Herzog von Rianzares erhob, nicht, ihren Einfluß auf die Königin auszuüben. Daher war überall Unzufriedenheit, die durch die Ungewißheit, wer zum Gemahl Isabella's erkoren werden würde, vermehrt wurde. Endlich einigte man sich darüber. Franzisco de Paula, der Sohn des jüngern Bruders Ferdinand's, vermählte sich 1847 mit ihr und nahm den königlichen Titel an. Bald aber brachen Mißhelligkeiten zwischen dem königlichen Paare aus; Intriguen und Ränke der Günstlinge begannen ihr Spiel von neuem, und obgleich Maria Christina an den Hof ihrer Tochter zurückkehrte und ihren Einfluß behauptete,

so setzten sich doch die Parteiungen fort und Spanien ist immer noch ein nicht beruhigtes Land.

Deutschland. Die Nachwirkungen der Julirevolution machten sich auch in dem sonst so ruhigen Deutschland fühlbar und in einigen Staaten, wo die Mißbräuche der Regierenden das Volk drückten, ereigneten sich Aufstände. In Braunschweig hatte sich Herzog Karl durch Willkür und Härte verhaßt gemacht; der Tumult brach aus, das Schloß in Braunschweig wurde verbrannt und der Herzog mußte den 7. September 1830 entfliehen. Sein Bruder Wilhelm übernahm die Regierung. In Sachsen war man mißvergnügt über die Begünstigung der katholischen Kirche und manche veraltete Einrichtung. König Anton nahm nach einem Aufstande in Leipzig und Dresden seinen Neffen Friedrich August zum Mitregenten an, welcher 1836 als König folgte. Das Land erhielt eine Verfassung. Die Einwohner von Kassel waren über manche Handlungen ihres Kurfürsten Wilhelm II. längst erbittert. Nun entstanden Tumulte; der Kurfürst gab zwar eine Verfassung, zog sich aber von der Regierung zurück, welche sein Sohn Friedrich Wilhelm übernahm, der 1847 als Kurfürst gefolgt ist. Auch in Hannover ereigneten sich Unruhen, besonders in Göttingen. Es wurde 1833 eine Verfassung verliehen. Leider erkannte sie König Ernst August nicht an, als er nach dem Tode seines Bruders, Wilhelm IV. von England, 1837 den hannöverschen Thron bestieg. Das Land wollte an der Verfassung festhalten, und es entstand ein trauriger Zwiespalt mit dem Könige, der zwar seinen Willen mit einer neuen Verfassung durchsetzte, jedoch die Liebe seiner Unterthanen verscherzte.

Auch in Süddeutschland, namentlich in Baden und Rheinbaiern zeigte sich Aufregung, war aber hier mehr auf Befreiung der Presse und gegen den verabscheuten Bundestag gerichtet. Große Volksversammlungen wurden gehalten, z. B. zu Hambach in Rheinbaiern, im Mai 1832. Der Bundestag, dem Willen des Fürsten Metternich in Wien folgend, erließ strenge Verordnungen, welche den wahren Freimuth eben so wie unreife Neuerungssucht behandelten und nicht wenig zu dem

Haß beitrugen, welchen die deutsche Nation gegen den Bundestag hegt.

Erfreulicher als diese Bedrückungen des politischen Lebens sind die Versuche, eine Einigung Deutschlands in Handel und Verkehr herzustellen. Preußen erwarb sich darum große Verdienste durch Stiftung des Deutschen Zollvereins, (1833). Viele deutsche Staaten traten bei und hörten auf, sich durch Zölle gegeneinander abzusperren. Handel und Fabrikwesen bekamen dadurch mehr Leben, wozu freilich auch noch zwei andere große Mittel mitwirkten, die Dampfschiffe und Eisenbahnen, bei welchen wir einen Augenblick verweilen wollen. Beide beruhen bekanntlich auf der Benutzung des Dampfes. Der Erste, dem es nach langen Versuchen gelang, ein Dampfschiff zu bauen, war 1807 der Amerikaner Fulton, doch fand die Sache anfangs wenig Anklang, und Keiner ahnete, welchen Einfluß diese Erfindung auf die Verbesserung und Ausbreitung der Schifffahrt und besonders auf die Vermehrung des Verkehrs haben werde. In der ersten Zeit beschränkte sich die Dampfschifffahrt fast nur auf Nordamerika, besonders auf den Riesenstrom Mississippi. Erst 1812 wurde das erste Dampfschiff in England gebaut. Seit 1825 vermehrte sich die Zahl derselben zusehends; bald befuhr man mit ihnen nicht nur die Ströme, sondern auch die europäischen Meere; ja, seit 1838 fahren große Dampfschiffe regelmäßig von England nach Nordamerika und wieder zurück, und zwar in der unglaublich kurzen Zeit von 11 Tagen. Jetzt sind in Europa fast alle Binnenmeere, Landseen und Ströme, unter diesen am meisten der Rhein, mit Dampfbooten bedeckt, in denen man wohlfeil und schnell die schönsten Gegenden besuchen oder die entlegensten erreichen kann.

Noch einflußreicher auf den Verkehr der Völker sind aber die Eisenbahnen. Man hatte schon seit einigen Jahrhunderten in Bergwerken, um die mit Erzen und Steinen gefüllten Wagen leichter fortschieben zu können, hölzerne Geleise angebracht, die erst in neuerer Zeit mit eisernen vertauscht wurden. Dies führte die Engländer auf den Gedanken, bei ihren Kohlengruben auch über der Erde Wege mit eisernen Schienen anzulegen, weil man die Erfahrung gemacht hatte, daß auf solchen Bahnen ein Pferd so viel wie acht auf den Chausséen ziehen könne, da die Rei-

bung der Räder auf jenen weit geringer ist. Dadurch wurden allerdings beim Transport der Kohlen viele Kosten erspart, und deshalb legte man dergleichen Bahnen hier und da, auch in Oestreich an. Doch die Geschwindigkeit war nicht viel größer als auf den gewöhnlichen Chausséen. Dies konnte erst nach Erfindung der Dampfwagen oder Locomotiven erreicht werden. Nach vielen Versuchen, die in England darin gemacht wurden, gelang es dem englischen Ingenieur Stephenson endlich, einen zweckmäßigen Dampfwagen zu Stande zu bringen (1814), und aus seiner Fabrik sind viele der unserigen gekommen; doch wendet man jetzt schon häufig deutsche Locomotiven an. Diese Locomotiven ersetzen die Pferde und haben eine solche Kraft, daß eine einzige oft mehr als 12 große Waggons zieht. Man hängt diesen Dampfwagen nämlich eine Reihe großer Waggons an, in deren einem gewöhnlich 24—64 Menschen sitzen können; bei manchen ist noch oben auf der Decke des Wagens ein großer Raum für Passagiere eingerichtet. Das Vortheilhafteste bei diesen Eisenbahnen ist die große Schnelligkeit, mit welcher Alles fortbewegt wird. Im Durchschnitt fährt man in 10—15 Minuten 1 Meile, also in einer Stunde 4—6 Meilen; z. B. legt man die Fahrt von Berlin nach Potsdam (4 Meilen) in 35—40 Minuten zurück; die 5 Meilen von Leipzig nach Halle in ¾ Stunden. Die erste Bahn der Art wurde in Nordamerika 1825 erbaut. Fünf Jahre später (1830) errichteten die Engländer die kunstreiche Bahn zwischen Liverpool und Manchester. In Deutschland war die erste zwischen Nürnberg und Fürth 1835. Während nun in England, Frankreich und Belgien sich die Bahnen mehrten, zögerten die bedächtigen Deutschen, sich von der Begeisterung für dieses neue Verkehrsmittel fortreißen zu lassen. Erst nachdem die Regierungen und das Volk sich von der ungemeinen Nützlichkeit des Unternehmens überzeugt hatten, schritt man rasch ans Werk. Seit 1838, wo man die Bahnen von München nach Augsburg und von Dresden nach Leipzig zu bauen begann, zeigt sich in Deutschland überall ein reger Eifer, und schon sind binnen wenigen Jahren die größten Städte Deutschlands einander so nahe gebracht, daß der Berliner den Sonntag über, statt einer Landpartie, nach Breslau oder nach Wien, Hamburg, München ꝛc. fahren

kann. Ganz Deutschland ist in den Hauptrichtungen des Verkehrs mit einem Eisenbahnnetze überzogen. Welchen Umschwung diese Leichtigkeit der Verbindung dem Handel und den Gewerben giebt, und welchen Einfluß dieselbe auf die Bildung der Nation hat, läßt sich jetzt schon wahrnehmen und wird sich gewiß noch steigern.

Oestreich verlor 1835 (1. März) seinen Kaiser Franz I. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand I. (1835—48), die Regierungsgeschäfte aber führte der vielvermögende Minister, Fürst Metternich, weiter. Sein Einfluß reichte weit über Oestreich hinaus und fesselte die freie Regung der Völker, welche dafür einen gründlichen Widerwillen gegen die Metternich'sche Politik bekamen.

In Preußen geschah indessen Unerfreuliches. Während hier, wie in keinem andern Staate, die Geistesbildung Fortschritte machte, gelang es einer blind am Papste hängenden Partei (Ultramontane), das lang bestehende gute Vernehmen zwischen Evangelischen und Katholischen zu stören. Es war nämlich an die Stelle des Grafen Spiegel, eines vernünftig und mild denkenden Mannes, der heftige, eigensinnige und unduldsame Baron Droste-Vischering zum Erzbischof von Cöln 1836 ernannt worden. Seine Anordnungen zeigten bald, daß er die Absicht habe, Glaubensfreiheit zu unterdrücken und blinde Anhänglichkeit an den Papst zu erzwingen. Alle seine Verordnungen gingen von dem Grundsatze aus, daß kein Bischof in Sachen der Kirche der Obrigkeit zu gehorchen habe, und daß die Menschen allein durch den katholischen Glauben zur Seligkeit gelangen könnten. Er verlangte, daß die ihm untergeordneten Geistlichen sich eidlich verbindlich machten, nie an die weltliche Obrigkeit gegen seine Befehle zu appelliren. Die gemischten Ehen, welche von der päpstlichen Kirche immer gemißbilligt worden, waren ihm ein besonderer Anstoß. Er verbot ausdrücklich den römisch-katholischen Geistlichen, bei beabsichtigter gemischter Ehe das Brautpaar aufzubieten oder gar zu trauen, wenn nicht der evangelische Theil das ausdrückliche Versprechen gäbe, die Kinder römisch-katholisch erziehen zu wollen, und wenn die Brautleute sich dessen weigerten und sich vom evangelischen Pfarrer trauen ließen, so sollte der katholische Geistliche dem ka-

tholischen Theile das Abendmahl verweigern. Dies Betragen verstieß geradezu gegen die preußischen Gesetze, die da verordnen, daß die Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden sollen, eben so gegen das Gebot der Liebe, das befiehlt, einen Jeden bei seinem Glauben zu lassen. Ueberdies was würden die Katholiken sagen, wenn die evangelische Geistlichkeit mit ihnen so verfahren wollte? Und doch ist, was dem Einen recht, dem Andern billig. Das Benehmen des Erzbischofs war um so tadelnswerther, da er kurz vor seiner Berufung ausdrücklich dem Ministerium das Versprechen abgelegt hatte: in Sachen der gemischten Ehen so zu verfahren, wie es bisher von den andern Bischöfen geschehen sei. Da er nun fortfuhr, die unter ihm stehenden Geistlichen gesetzwidrig zu tyrannisiren, alle Warnungen des Ministeriums zurückstieß, und zuletzt geradezu erklärte, daß er den Landesgesetzen zu gehorchen nicht nöthig habe, so blieb nichts Anderes übrig, als ihn von seinem Amte zu entfernen. Gern hätte die preußische Regierung, die seine Widersetzlichkeit mit großer Langmuth ertragen hatte, ihm diesen Rücktritt möglichst erleichtert; da er aber sogar das Volk gegen die besondere Verwaltung aufzuwiegeln suchte, so blieb nichts übrig, als ihn mit Gewalt fortzuführen. Dies geschah den 20. November 1837. Man führte ihn nach Minden, wo er unter preußische Aufsicht gestellt wurde. Späterhin erhielt er die Erlaubniß, sich aufs Land zu seinen Verwandten zu begeben. So groß auch die Aufregung, welche seine Wegführung veranlaßte, bei den Katholiken der Rheinprovinz war, so würde sie sich doch bald wieder gelegt haben, da jeder Vernünftige einsehen mußte, daß die preußische Regierung eher zu langmüthig als zu streng verfahren war, wenn nicht einige fanatische Geistliche absichtlich die Aufregung unterhalten und vermehrt hätten. Es ergab sich bei der gegen sie geführten Untersuchung, daß sie in Verbindung mit eben so fanatischen belgischen Geistlichen die Absicht gehabt hatten, heimlich die Jesuiten wieder einzuführen, das Volk wieder in die alten Fesseln der Geistessklaverei zu schlagen und der römischen Kirche wieder zu der ehemaligen Herrschaft über die weltliche Macht zu verhelfen. Der Papst Gregor XVI. — das ließ sich denken — sprach seinen tiefen

Unwillen über die Wegführung des Erzbischofs aus und lobte sein Betragen höchlich.*)

Die Widersetzlichkeit des Herrn v. Droste erzeugte eine ganz ähnliche in den östlichen preußischen Provinzen. Der Erzbischof von Posen und Gnesen, v. Dunin, erließ am 30. Januar 1838 an die ihm untergebenen Geistlichen einen sogenannten Hirtenbrief, in dem er das Verfahren Droste's billigte und ihnen dasselbe Verfahren bei gemischten Ehen einschärfte, das jener anbefohlen hatte. Mit wirklich fast übertriebener Langmuth suchte die preußische Regierung auch diesen irregeleiteten Kirchenfürsten zur Vernunft zu bringen. Der König stellte den römisch-katholischen Geistlichen ganz frei, ob sie gemischte Ehen einsegnen wollten; nur wurde ihnen mit Recht verboten, dem Brautpaar das Versprechen der katholischen Kindererziehung abzunehmen, weil ja auch die evangelischen Geistlichen sich jedes ähnlichen Einflusses enthalten müßten. Ja der König war so gütig, den Erzbischof Dunin nach Berlin zu berufen, um ihn hier durch Vorstellungen auf bessere Wege zu führen; erst da dies fruchtlos blieb, wurde er suspendirt, und erhielt den Befehl, in Berlin zu bleiben. Aber so hatte das Beispiel des Herrn v. Droste gewirkt, daß auch Dunin glaubte, der weltlichen Macht keinen Gehorsam schuldig zu sein. Nach halbjährigem Verweilen in Berlin entwich er plötzlich und trat in Posen eigenmächtig wieder auf. Jetzt wäre fernere Nachsicht der Regierung strafbar gewesen; der ungehorsame Erzbischof wurde festgenommen und nach Colberg zur Haft abgeführt. Jeder Unbefangene mußte bekennen, daß er noch gelind behandelt wurde; dennoch waren die im Posenschen wohnenden Polen verblendet genug, Kirchentrauer um den weggeführten Priester anzuordnen; die Altäre wurden schwarz verhängt, die Glocken und die Orgel u. s. w. schwiegen. Erst nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm's IV. erhielt Dunin die Erlaubniß, nach Posen zurückzukehren und sein Amt wieder zu übernehmen, unter der Voraussetzung, daß er sich ähnliche Störungen des Friedens nicht ferner erlaube. Er starb zwei Jahre darauf.

---

*) Droste ist 1845 gestorben.

Alle preußische Unterthanen wurden durch das Ableben ihres guten Königs Friedrich Wilhelm's III. den 7. Juni 1840 aufrichtig und tief betrübt. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine Gerechtigkeit, seine Milde hatten ihm Aller Herzen gewonnen, und selbst durch die vielen Leiden, die er während seiner 44jährigen Regierung erfahren hatte, war er dem Lande theuer geworden. Sein ältester Sohn, Friedrich Wilhelm IV., bereits 44 Jahre alt, bestieg nun den Thron. Gleich die ersten Verordnungen zeigten seine milden und liberalen Gesinnungen; er erließ unter Anderm den Meisten, die wegen Widersetzlichkeit und politischer Verbindungen verurtheilt waren, ihre Strafen, und als er am 10. September in Königsberg und am 15. October in Berlin den Abgeordneten seines Reichs die Huldigung abnahm und dabei aus voller Seele vor seinem Volke die Ueberzeugung aussprach, daß er Gott von jedem Tage seiner Regierung Rechenschaft ablegen müsse, begeisterte er alle Anwesende. Durch viele neue Verordnungen zeigte der König, daß es ihm Ernst war, Uebelständen abzuhelfen und dem erwachten Geiste der Nation mehr freien Spielraum zu gewähren. Nicht bloß Preußen, sondern ganz Deutschland begrüßten diese Maßregeln mit Freude, und es regten sich überall Wünsche und Hoffnungen, die freilich nicht immer mit den Ansichten der Regierung übereinstimmten. Indeß suchte sie die durch den fanatischen Eifer Droste's und Dunin's herbeigeführte Spannung zwischen Evangelischen und Katholischen zu beseitigen, und erlaubte der katholischen Geistlichkeit, künftighin mit dem Papste unmittelbar zu verkehren.

Man hätte glauben sollen, daß der römisch-katholische Clerus im Preußischen durch die fast übertriebene Milde des Königs sich hätte zum Dank verpflichtet fühlen müssen. Aber im Gegentheil wurde der Uebermuth und die Starrheit in Festhaltung veralteter Glaubenslehren immer größer. Während auch in Sachen der Religion die Intelligenz reißende Fortschritte machte, gefiel sich der römische Clerus darin, von diesen Fortschritten keine Notiz zu nehmen, ja er bestrebte sich, die geistliche Stumpfheit des Mittelalters wieder zu erneuern. Es war ein herber Gegensatz, daß die Dunkelmänner der römischen Kirche die von vernünftigen Katholiken selbst längst verworfenen Lehren

von Unfehlbarkeit des Papstes, Reliquiendienst u. s. w. aufrechterhalten wollten, während die denkenden Christen sich mit größerer Innigkeit als je dem Dienste der Religion hingaben. Mit Unwillen sahen die Evangelischen, mit Besorgniß die Katholiken dem Getreibe des Clerus zu. Da gab endlich ein unbedeutendes Ereigniß dem Unwillen aller denkenden Christen den Ausdruck. Bischof Arnoldi in Trier hängte im Sommer 1844 den angeblichen Rock Jesu, der da aufbewahrt wurde, zur Verehrung aus.*) Das Volk, in der Masse freilich nur das ungebildete, strömte, vom Clerus angetrieben, wallfahrtend nach der Reliquie; es wurden Wunder verkündet, die der Rock bewirkt hätte, die sich aber nachher als natürliche Thatsachen darstellten, und selbst Bischöfe zogen an der Spitze des bethörten Volkes der Kirche zu. Da erschien plötzlich am 1. October 1844 ein offener Brief eines bis dahin unbekannten katholischen Kaplans, Johannes Ronge, geb. in Bischofswalde bei Neiße, der sein Erstaunen über das Spiel, das jener Bischof mit dem unwissenden Volke trieb, unverholen aussprach. Dieser Brief erregte überall in Deutschland großes Aufsehen und wurde namentlich in den evangelischen Ländern als ein hochwichtiges Zeichen der Zeit angesehen. Evangelische und Katholiken erkannten, daß es anders werden, daß man sich von den alten Formen, von den auf falsche Auslegung der Bibel gegründeten Lehren losmachen müßte. Nur der Clerus ignorirte zum Theil mit vornehmer Geringschätzung den allgemeinen Ruf nach einer Reformation; theils eiferte er gegen Die, welche sich gegen die alten Glaubensfesseln sträubten. Aber gerade die Heftigkeit, mit welcher der Clerus gegen die neue Bewegung eiferte, erwarb dieser mit jedem Tage neue Bekenner. Wenige Wochen nach Erscheinung jenes Briefes bildete sich schon in Breslau eine Gemeinde von Dissidenten, die ihren Verein eine christ- oder deutsch-katholische Kirche nannten; in Berlin, Leipzig, Dresden, besonders aber in Schlesien, traten ähnliche Gemeinden zusammen.

Fast zu derselben Zeit bildete der katholische Geistliche Czerski in dem Städtchen Schneidemühl eine aus der römischen Kirchengemeinschaft ausscheidende Gemeinde, die fast derselben Rich-

---

*) Er war seit 1810 nicht ausgestellt gewesen.

tung folgte. Er verwarf in einem von ihm bekannt gemachten Glaubensbekenntniß die päpstliche Hierarchie, die Heiligen- und Reliquienverehrung, die Ohrenbeichte und überhaupt alle nur menschliche Satzungen. Wenn auch Ronge und Czerski nicht ganz dieselben Ansichten hatten, so folgten sie doch im Allgemeinen derselben Richtung. Die Zahl der christ-katholischen Gemeinden wuchs mit jeder Woche, und es bildeten sich deren auch im südlichen und westlichen Deutschland. Die evangelischen Fürsten, statt die neue Bewegung freudig zu begrüßen, zeigten sich ihr abgeneigt, namentlich Würtemberg, Baden und Kurfürstenthum Hessen, während Braunschweig keine Schwierigkeiten entgegenstellte. Preußen, weit entfernt, sie zu begünstigen, erklärte sich im Ganzen für neutral, indem die Cabinetsordre vom 30. April 1845 sie weder zu hindern noch zu fördern verbot. Entschieden feindlich zeigten sich Baiern und Oestreich, jenes, weil die Regierung seit lange nicht ohne den Einfluß des ultramontanen Clerus geblieben ist, dieses, weil es das Alte, Hergebrachte erhalten haben will. Das Volk aller deutschen Länder dagegen, d. i. die Gebildeten, bewies überall große Vorliebe für die Sache der Christ-Katholiken und Abneigung gegen jede Beschränkung der Religionsfreiheit.

Eine andere, aber ähnliche Bewegung auf dem Gebiete der Religion zeigte sich in der evangelischen Kirche. Die durch den verbesserten Schulunterricht erhöhte Intelligenz fühlte sich durch das Festhalten mancher Kirchenlehren, die dem geläuterten Christenthume unserer Tage zu widersprechen schienen, unangenehm berührt; man wünschte nicht nur manche Aenderung in der Form des Gottesdienstes, sondern besonders ein inniges Anschließen an die eigentliche Christuslehre und ein Verlassen derjenigen Kirchenlehren, die zwar von den Reformatoren ausgesprochen waren, aber als irrthümlich erschienen. Andere im Gegentheil hielten um so fester an den Ansichten der lutherischen Kirche, ja ein Theil derselben wollte sogar die Liturgie Luther's und seiner Nachfolger beibehalten wissen. Die, welche nur dem Zeugniß der Bibel und ihrer Vernunft folgten, nannten sich protestantische Freunde und wurden von ihren Gegnern mit dem Namen der Lichtfreunde bezeichnet; die, welche den Bekenntnißschriften der Reformatoren anhingen, erhielten den

Namen der Symbolgläubigen, und die starren Nachtraber Luther's rühmten sich, Altlutheraner zu sein. Jene, die protestantischen Freunde, mochten in ihrem Eifer für das Lossagen vom alten Symbolglauben vielleicht zu rasch gehandelt haben; sie hatten in Köthen mehrmals zahlreiche Versammlungen gehalten. Prediger Uhlich, später in Magdeburg, leitete dieselben mit Kraft und Freimuth. Diese religiöse Aufregung schien aber der preußischen und sächsischen Regierung gefährlich, und darum wurden jene Versammlungen 1845 verboten und einige Geistliche, die zu freie Meinungen zu äußern schienen, von ihren Aemtern entfernt. Die Wirkung war, daß sich ihre Gemeinden von der Landeskirche trennten und freie Gemeinden gründeten. Der preußische Cultusminister Eichhorn setzte hartnäckig sein Verfahren auf dem kirchlichen Gebiete fort, erntete aber wenig Dank dafür. Die Nation sah mit Unwillen die Eingriffe in das kirchliche Leben und den Zwang des religiösen Bekenntnisses, und es entstand eine allgemein fühlbare Unzufriedenheit.

Doch ging ein allgemeiner Schrecken durch das Land, als ein in Preußen bisher unerhörtes Verbrechen geschah, ein Attentat auf das Leben des Königs. Ein ehemaliger Bürgermeister, Ludwig Tschech, schoß am 26. Juli 1844 ein Pistol auf den König ab, als dieser eben mit der Königin aus dem Portal des Schlosses zu Berlin fahren wollte. Die Kleider des Königs waren durchlöchert, über sein Leben hatte die Vorsehung gewacht. Es hat sich kein Zusammenhang des Verbrechens mit einer Verschwörung ergeben; die That war vereinzelt aus dem finstern Gemüthe des Mörders hervorgegangen; er hat sie auf dem Schaffot gebüßt.

Bewogen durch den immer stärker sich regenden öffentlichen Geist, berief der König am 3. Februar 1847 die Landtags-Abgeordneten aller acht Provinzen zu einem vereinigten Landtage in Berlin zusammen. Er eröffnete am 12. April die Versammlung mit einer Rede an die Abgeordneten. Diese gingen mit Ernst und Freimüthigkeit an ihre Berathungen, denen man im Lande mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme folgte.

Die orientalische Frage. Das größte Glück, welches Europa in diesen Jahren widerfuhr, war der mit wenigen Aus-

nahmen ungestörte Friedensstand. Jedoch fehlte wenig, daß 1840 ein Krieg mit Frankreich ausgebrochen wäre. Sonderbar ist dabei der Umstand, daß Aegypten und die Türkei dazu die Veranlassung gaben.

In der Türkei regierte der alte Sultan Mahmud (1808—39), ein kräftiger Mann, der eifrig an der Ausbildung seines Volks gearbeitet hatte. Aber er vermochte nicht, die Türkei, die an Altersschwäche krank war, zu verjüngen. Sie hatte sich überlebt, und wäre längst aufgelöst worden, wenn die europäischen Mächte sich über das Schicksal derselben hätten einigen können. Einen Hauptstoß erlitt sie durch den unternehmenden alten Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, der längst nur noch dem Namen nach türkischer Vasall war. Dieser unermüdliche Alte hatte nicht nur die Völker Nubiens sich unterworfen, sondern auch das Hedschas (die Westküste Arabiens, wo Mekka liegt) erobert und endlich sogar den Sultan durch einen Krieg 1832, in welchem sein Sohn Ibrahim bis in die Mitte Kleinasiens vorgedrungen war, gezwungen, ihm auch ganz Syrien und ein Stück von Kleinasien abzutreten. Gewiß lebte er der Hoffnung, daß es ihm einst noch gelingen würde, das türkische Reich umzustürzen und die türkischen Länder mit seinem Reiche zu vereinigen. Dem Sultan Mahmud mußte dieses Verhältniß zu seinem Vasallen höchst drückend sein. Nachdem er sich mehrere Jahre gerüstet hatte, erklärte er 1839 den Pascha für einen Rebellen und schickte ein Heer durch Kleinasien, um den Ibrahim Pascha aus Syrien zu vertreiben; aber er hatte zu sehr auf seine Macht vertraut. Es kam (24. Juni) zu einer entscheidenden Schlacht bei Nisib unfern des Euphrats, in welcher das türkische Heer völlig auseinandergesprengt wurde. Zu diesem Unglück kam noch ein zweites. Der türkische Kapudan Pascha (Admiral) ging mit der ganzen Flotte zum Pascha von Aegypten über. Gerade um diese Zeit (1. Juli) starb Mahmud und hinterließ den wankenden Thron seinem Sohn Abdul Medschid, einem Jünglinge von 16 Jahren. Schon wollte dieser dem Mehemed Ali einen demüthigenden Frieden anbieten, als die fünf Großmächte: Rußland, Preußen, Oestreich, Frankreich und England, einschritten und der Pforte erklärten, daß sie, die Mächte, den Streit zwischen Ae-

gypten und der Pforte entscheiden würden. Zugleich befahlen sie dem Ibrahim, nicht weiter vorzurücken; denn alle fünf Mächte waren darüber einig, daß das türkische Reich erhalten werden müsse, und daß man daher das Vorschreiten der Aegypter nicht zugeben dürfe.

Wer hätte wohl denken sollen, daß aus diesen Vorgängen im Morgenlande eben unter jenen Mächten ein Zwiespalt entstehen könnte, der den Ausbruch eines Kriegs sehr nahe brachte? Und doch war es so. Darin nämlich waren alle Fünf einig, daß die Pforte gegen den Pascha von Aegypten geschützt, und daß dieser in einer untergeordneten Stellung erhalten werden müßte. Aber Frankreich wich darin von der Meinung der andern Vier ab, daß es die Demüthigung Mehemed Ali's verhindern wollte; denn es sah wohl, daß sich England auf dem Mittelländischen Meere immer mehr auszubreiten gesonnen sei, um mit seinen Besitzungen in Ostindien in unmittelbaren Zusammenhang zu kommen. Das wollte Frankreich verhindern und sich dagegen durch Begünstigung Aegyptens mehr Einfluß verschaffen; darum wünschte es, daß Mehemed Ali eine imposante Macht behielte. An der Spitze des französischen Ministeriums stand damals ein gewandter, aber ränkevoller, eitler und ungerader Mann, Thiers. Dieser vereitelte aus dem eben angeführten Grunde alle Versuche der andern Mächte, den alten Mehemed Ali zum Nachgeben zu bewegen. Er ermunterte diesen heimlich, alle ihm von der Pforte und den Mächten gemachten Anträge zurückzuweisen, indem er zu verstehen gab, daß Frankreich ihm im Nothfall schon beistehen und nie seine Erniedrigung zugeben würde. Durch diese Ränke verzögerte sich die Entscheidung der sogenannten orientalischen Frage, bis endlich die andern vier Mächte die Geduld verloren und ohne Frankreich den 15. Juli 1840 einen Quadrupeltractat mit der Pforte schlossen, nach welchem der Pascha zwar Aegypten erblich behalten, aber von Syrien nur den südlichen Theil und zwar nur auf Lebenszeit besitzen sollte. Zugleich fügten sie die Drohung hinzu, daß sie den Pascha, wenn er nicht gehorchen und seine Truppen nicht aus Syrien zurückrufen wollte, dazu zwingen würden. Als Thiers diesen Abschluß jenes Quadrupeltractats erfuhr, fühlte seine Eitelkeit sich höchlich beleidigt, daß man ohne ihn die An-

gelegenheit zu Ende gebracht habe. Vergebens führte man ihm zu Gemüthe, daß er ja ganz allein daran Schuld sei, weil er sich geweigert habe, den von den vier Mächten gestellten Bedingungen beizutreten. Thiers sprach von der verletzten Ehre Frankreichs; die große Nation (!) dürfe solche Beleidigungen nicht ungestraft hinnehmen u. s. w. Die französischen Zeitungen stimmten nicht nur in diesen Ton ein und regten das Volk gegen England und Deutschland auf, sondern gaben auch ganz deutlich zu verstehen, daß man den Frieden von Paris, den die Fremden ihnen aufgenöthigt, brechen und das Land bis an den Rhein wiedernehmen müsse. Zugleich wurden in Frankreich die größten und eiligsten Rüstungen angeordnet. Ein Gleiches mußten nun auch die vier Mächte thun. Besonders sprach sich in Deutschland der Entschluß aus, den Franzosen kräftig entgegenzutreten, wenn sie sich etwa am Rheine für Das schadlos halten wollten, was sie im Orient eingebüßt hatten.

Ohne Zweifel wäre es endlich dem thörichten Thiers gelungen, ganz Europa wegen der vermeintlichen Verletzung der französischen Ehre in Krieg zu stürzen, wenn er länger Minister geblieben wäre. Aber Ludwig Philipp weigerte sich am Ende ganz entschieden, den Kampf zu beginnen, und Thiers nahm seine Entlassung als Minister. Das nachfolgende Ministerium Soult-Guizot lenkte auf eine friedliche Bahn zurück. Auch die Aufregung des französischen Volkes legte sich nach und nach, ungeachtet Viele dem Könige wegen seiner Nachgiebigkeit abgeneigt wurden.

Indessen hatten die vier Mächte nebst der Pforte dem Mehemed Ali einen Termin gesetzt, bis zu welchem er ihren Anforderungen genügen müsse; sonst würde ihm auch Syrien abgesprochen werden. Der alte Pascha hoffte noch immer auf Frankreichs Beistand und auf einen europäischen Krieg und gab daher ausweichende Antworten. Da wurde denn Ernst gemacht. Englische und östreichische Schiffe segelten nach der syrischen Küste und eroberten Acre und mehrere andere Seestädte, wobei sich die mitgebrachten türkischen Truppen recht tapfer benahmen. Besonders schrecklich war das Bombardement von Acre (St. Jean d'Acre). Eine Bombe schlug in das Pulvermagazin; es erfolgte eine furchtbare Explosion und 1200 Aegypter wurden dadurch

getödtet. Erschreckt zogen darauf die Andern während der Nacht ab (4. November 1840).

Diese unerwarteten Erfolge beugten endlich den Starrsinn Mehemed Ali's. Er erklärte im Jahre 1841, daß er sich den Bedingungen des Sultans und der vier Mächte unterwerfen wolle, gab die türkische Flotte zurück und befahl seinem Sohne Ibrahim, Syrien zu räumen. Demnach wurde der Friede zwischen ihm und dem Sultan wiederhergestellt und er betrachtete diesen wieder als seinen Herrn. Im November 1848 ist der merkwürdige Mann gestorben und die Herrschaft Aegyptens an seinen Enkel übergegangen.

Frankreich. An das im Voranstehenden über Frankreich Gesagte schließt sich ein Ereigniß, welches den stolzen Erinnerungen der Franzosen sehr schmeichelte. Es war die Zurückführung der Leiche Napoleon's, welche England auf die Forderung Thier's bewilligt hatte. Der Prinz von Joinville, ein Sohn des Königs, holte den Sarg des Kaisers von St. Helena und am 15. December 1840 traf der feierliche Zug in Paris ein. Eine ungeheuere Menschenmenge füllte die Straßen und Plätze; Ludwig Philipp selbst empfing die Ueberreste des Gewaltigen im Dome der Invaliden.

Kurze Zeit vorher war ein zweiter Versuch des Prinzen Ludwig Napoleon, die Anhänglichkeit der Franzosen an den Namen des Kaisers für sich zu benutzen, mißglückt. Er war am 6. August 1840 in Boulogne erschienen, aber Niemand regte sich für ihn; er wurde gefangen und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt.

Dagegen traf den König ein harter Schlag durch den Tod seines Thronerben, des Herzogs von Orleans. Er stürzte bei einer Spazierfahrt so unglücklich aus dem Wagen, daß er bald darauf verschied. Seine treffliche Gemahlin, die Prinzessin Helene, übernahm nun die Erziehung ihrer beiden Söhne, deren älterer, der Graf von Paris, einstens den Thron erben sollte.

Die Regierung Ludwig Philipp's schien sich immer mehr zu befestigen. Die Behauptung der Colonie Algier gelang trotz der immer wiederholten Angriffe der Beduinen unter dem kühnen Emir Abd-el-Kader und eines Krieges mit dem Sultan von

Marokko, welcher zur See und zu Lande (Schlacht am Isly) besiegt wurde. Abd-el-Kader mußte sich endlich 1847 den Franzosen ergeben und wurde nach Frankreich gebracht. Im Innern Frankreichs schien Ruhe zu sein; Aufstände ereigneten sich nicht mehr, und der König glaubte durch die 1841 beschlossene und seitdem ausgeführte Befestigung von Paris das Mittel gefunden zu haben, vorkommende Empörungen der Hauptstadt zu dämpfen. Allein die geheimen Gesellschaften unterwühlten fortwährend das Bestehen der Staatsgewalt und lauerten auf die Gelegenheit zum Aufruhr.

Niederlande, Schweden, Dänemark, Rußland, Polen. In den Niederlanden legte 1840 König Wilhelm I. die Krone nieder und lebte bis zu seinem Tode (1844) als Graf von Nassau in Berlin. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm II. (1840—49), nach welchem Wilhelm III. den Thron bestiegen hat. In Schweden starb der alte König Karl Johann (Bernadotte) 1844 und sein Sohn Oskar folgte.

Dänemark blieb während der Fortschritte der andern Staaten in industriellen Einrichtungen wie in einer Erstarrung zurück, so daß selbst Chausséen etwas Unerhörtes waren. Auch nach dem Tode des alten und deshalb schon unthätigen Königs Friedrich VI. wurde durch seinen Nachfolger Christian VIII. (1839—48) den Neuerungen wenig Eingang verstattet, selbst wenn sie dem Lande nützlich waren und im Geiste der Zeit lagen. Besondere Aufmerksamkeit erregte Dänemark durch sein Verfahren gegen die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Dem dänischen Königshause droht nämlich das Aussterben und dann müßte Holstein an die Linie Sonderburg-Augustenburg fallen und vom dänischen Staate getrennt werden. Diesem wollte der König zuvorkommen und versuchte also 1846 die Herzogthümer seinem Reiche Dänemark einzuverleiben. Allein es entstand eine gewaltige Bewegung in den Herzogthümern und auch in Deutschland gegen diese dänische Anmaßung, so daß Christian VIII. vorläufig nachgeben mußte.

Kaiser Nikolaus fuhr fort, Rußland immer mehr von den andern europäischen Staaten zu isoliren. Das Reisen der Russen nach dem Auslande, so wie der Eintritt der Ausländer in Rußland wurde erschwert, die Grenzen stark bewacht, fremde

Bücher und Zeitungen zurückgewiesen, kurz jede Neuerung, jeder politische Fortschritt möglichst abgewehrt; zugleich alles angewendet, diejenigen russischen Unterthanen, die sich nicht zur griechischen Kirche bekannten, durch Ueberredung und Gewalt zum Uebertritt zu bewegen.

In Polen herrschte daher große Unzufriedenheit, deren Ausbruch nur durch die äußerste Strenge und Wachsamkeit niedergehalten wurde. Aber nicht nur die Russisch-Polen sehnten sich nach Abschüttelung des fremden Joches, sondern auch die Polen im Posenschen und in Galizien verschworen sich, das Polenreich wiederherzustellen, und von Paris abgesandte Polen schlichen sich ins Land und schürten das Feuer. Daß solche Unternehmungen unklug waren und zum Unheil der Polen selbst ausschlagen mußten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Im Februar 1846 wurde in Posen die Verschwörung entdeckt. Am 14. bemächtigte sich die preußische Verwaltung vieler der Verschworenen; ihre Papiere und ihre Kasse wurden in Beschlag genommen. Andere, die man noch nicht ergriffen hatte, versuchten einen nächtlichen Angriff auf die Stadt (3. März), der durch das schnell herbeigeführte Militair aber zurückgewiesen wurde. Die Verhaftungen vermehrten sich und viele Familien wurden dadurch mit Trauer erfüllt. Der Proceß der gefangenen Polen wurde 1847 in Berlin öffentlich verhandelt; 251 Angeklagte traten vor die Richter, unter ihnen als der Hauptführer Ludwig von Mieroslawski, ein jugendlicher Mann. Dieser nebst noch Einigen wurde zum Tode verurtheilt; doch zog sich die Vollstreckung hinaus und ihr Schicksal wurde dann durch die Revolution in Berlin anders entschieden. — Mit noch schrecklichern Umständen war der Aufstand des polnischen Adels in Galizien verknüpft. Am 22. Februar 1846 brach die Empörung in Krakau los, wo seit lange der Herd der polnischen Ränke gewesen war. Die östreichischen Truppen wurden zurückgedrängt, und ein unbedeutender Mensch, Tyssowski, warf sich zum Dictator auf. Schnell eilten östreichische, russische und preußische Truppen herbei; die Insurgenten flohen auseinander oder ergaben sich und den 3. März zogen die Oestreicher wieder ein. Binnen wenigen Wochen war in Krakau die Ordnung wiederhergestellt. Dagegen erhob sich ein Bauernkrieg gegen den polnischen Adel

in Galizien. Die Insurgenten nämlich hatten die Bauern aufgefordert, mit ihnen gemeinsame Sache gegen Oestreich zu machen. Aber diese wußten recht wohl, daß die östreichische Regierung es mit ihnen besser meinte, als der Adel, und wandten daher mit allen Greueln roher Wuth ihre Waffen gegen die Gutsbesitzer, erschlugen ihrer eine Menge mit Frauen und Kindern durch Dreschflegel und Heugabeln und lieferten andere gefangen den östreichischen Behörden aus. — So fielen also beide Aufstände zum Unglück der Betheiligten aus; aber die wichtigste Folge war, daß die drei benachbarten Mächte: Oestreich, Rußland und Preußen sich dahin einigten, daß Krakau nicht ferner ein Freistaat bleiben könne. Es wurde mit dem östreichischen Kaiserstaat vereinigt (16. November 1846).

Die Schweiz. Dieses altberühmte Bergland hatte sich 1815 nach dem Untergange der Napoleon'schen Zeit, während welcher dort Vieles verändert worden war, eine neue Bundesverfassung gegeben. Die 22 Cantone leiteten ihre allgemeinen Angelegenheiten durch die Tagsatzung, d. h. eine Versammlung von Abgeordneten, welche sich abwechselnd in den drei Städten Bern, Zürich, Luzern, zusammenfanden. Nach der Julirevolution ereigneten sich auch in der Schweiz Bewegungen und die Cantone schieden sich in solche, welche den Volksbewegungen nachgaben, und andere, welche dem frühern Zustande anhingen. Fast wäre es 1833 zum Bürgerkriege gekommen, der aber glücklich vermieden wurde. Auch mit den Mächten kam die Schweiz in Mißhelligkeiten, weil jene es nicht leiden wollten, daß geflüchtete Italiener, Polen, Franzosen und Deutsche dort eine Zuflucht fanden. Das größte Uebel für die Schweiz war aber der fortdauernde Zwiespalt zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen, und derselbe Widerstreit gab sich auch in dem kirchlichen Leben zu erkennen. Nun hatten sich auch die Jesuiten, die schlauen Feinde des Lichtes und des Rechtes, eingeschlichen und schürten mit aller List die Uneinigkeit. Immer ärger wurde der Zwiespalt; da forderte die liberale Partei die Entfernung der Jesuiten, welche sich besonders in Freiburg und Luzern eingenistet hatten. Um sie zu schützen, schlossen sieben Cantone den Sonderbund. Vergebens forderte die Tagsatzung, daß sich das unrechtmäßige Bündniß auflöse. Es kam 1847 zum Kriege

zwischen beiden Parteien. General Dufour führte die Truppen der Tagsatzung an und richtete den ersten Angriff auf Freiburg, welches sich am 14. November ergab. Darauf ging es auf Luzern. Zwar mußte noch am 23. November blutig gekämpft werden, allein die Sonderbündler wurden geschlagen und Luzern eingenommen. Der Sonderbund wurde aufgelöst, die Jesuiten ausgewiesen und so der Krieg in kurzer Zeit kraftvoll beendigt.

131. Die Revolutionen im Frühjahr 1848.

Wir konnten die Betrachtung der vielfachen Ereignisse des vorigen Abschnittes nicht ohne Befürchtungen für die nächste Zukunft schließen. Wenn wir die Aufregung in Italien, die täuschende, schwüle Ruhe in Frankreich, die verworrenen Verhältnisse in Dänemark und den in Deutschland immer mehr erwachenden Volksgeist überlegten, so mochte sich ein seltsames Gefühl unserer bemächtigen — ähnlich Dem, wenn wir liebe Verwandte oder Freunde auf verschiedenen Seiten in Gefahren, bedeutenden Unternehmungen oder von Feinden umlauert wissen. Ein unklares Bangen bemeistert sich dann unserer Seele, wir hegen die unbestimmte Erwartung von etwas jählings Hereinbrechendem und wissen doch nicht, ob und woher es kommen wird. So ungefähr war die Stimmung, mit welcher man in die Zukunft schaute; allein die riesenhaften Begebenheiten, welche wir jüngst erlebt haben, hat auch das erwartungsvollste Gemüth nicht geahnt.

Der Zustand Frankreichs glich wirklich der Schwüle eines heißen Tages, wo sich die Blitze sammeln. König Ludwig Philipp war hochbejahrt, sein Nachfolger, der Graf von Paris, noch ein Kind. Die Parteien lauerten auf den Augenblick einer Regierungsveränderung und fast unaufhörlich gaben sich in Paris die Zeichen fortglimmender Empörungslust zu erkennen. Besonders wußten die Lehren einer Partei, Communisten oder auch Socialisten genannt, Eingang im Volke zu gewinnen. Denn sie verkündigten, daß die gedrückte und oft wirklich schlechte Lage der niedern Stände umgestaltet werden müsse. Das ist im Grunde ein ebenso richtiger als schon sehr alter Gedanke; denn es ist von jeher Sinn und Streben edler Menschen darauf gerichtet

gewesen, den Aermern zu helfen, und namentlich gilt es heutzutage jedem Menschenfreunde als eine der wichtigsten Aufgaben, die Verhältnisse der untersten Classen (oft Proletarier genannt) zu bessern und diesen Armen zu einem menschenwürdigern Dasein zu helfen. Der milde und liebreiche Frauensinn betheiligt sich ja auch so gern an solcher Wirksamkeit. Allein jene Socialisten kamen in ihrer Lehre zu den größten Uebertreibungen, und Wahrheit ist mit Irrthum, Schein und Wirklichkeit so künstlich und trügerisch glänzend gemischt, daß nur ein besonnenes Urtheil das Wahre von dem Falschen, das Mögliche von dem Unhaltbaren unterscheiden kann.

Nächst dieser Partei arbeiteten nun auch die Republikaner in Frankreich für ihre Zwecke. Der Minister Guizot aber hielt den Zügel der Regierung mit fester Hand; indeß waren selbst die mittlern Stände gleichgültig oder gar der Regierung abgeneigt geworden, weil man glaubte, daß der Ehre Frankreichs zu viel gegen andere Mächte vergeben werde und weil sich eine nichtswürdige Bestechlichkeit der Beamten bis in die höchsten Stellen hinauf kundgegeben hatte. Auch war das Streben nach einer Wahlreform vorhanden, d. i. man wünschte eine größere Betheiligung des Volkes an der Wahl der Kammerdeputirten. Es waren in den Provinzen schon sogenannte Reformbanketts gehalten worden, bei welchen man für Herbeiführung der Wahlreform Reden hielt; als nun aber am 22. Februar 1848 ein ähnliches Bankett in Paris stattfinden sollte und eine großartige Theilnahme daran sich zu erkennen gab, untersagte Guizot das Bankett. Hieraus entspann sich der Aufruhr.

Die Regierung hatte, um ihr Verbot durchzusetzen, das Militair aufgeboten und es herrschte schon am 22. Februar eine große Aufregung in Paris. Das Volk durchzog die Straßen mit dem lauten Verlangen, daß Guizot abdanken sollte. Am folgenden Tage wuchs der Aufstand; aus den Vorstädten zogen die Arbeiter in die Stadt, Barrikaden erhoben sich und der Kampf mit dem Militair begann. Selbst die sonst der Regierung ergebene Nationalgarde zeigte sich lau und stimmte in den Ruf nach Reform und nach Guizot's Entlassung ein. Das Andrängen darnach steigerte sich dergestalt, daß endlich der Minister nachgab und seine Stelle niederlegte.

Es war unter diesen Vorgängen Abend geworden. Als nun bei der Nachricht von Guizot's Sturz eine Illumination veranstaltet wurde und das jubelnde Volk vor des Ministers Hôtel zog, um auch dessen Erleuchtung zu begehren, fielen plötzlich Schüsse in die Menge und Todte bedeckten den Platz.

Das war der entscheidende Augenblick. Man schreit: „Verrath! Zu den Waffen!“ Eine ungeheuere Wuth des Volkes bricht los, die Todten werden mit den offenen, klaffenden Wunden durch die Straßen gefahren, Barrikaden wachsen in den Straßen empor und Alles eilt zu ihrer Vertheidigung. Die Nacht brach herein, doch setzte sich der Kampf an einigen Stellen fort, und die Häupter der Republikaner und Socialisten bestimmten in den nächtlichen Stunden die Entscheidung für den nächsten Tag.

An diesem, es war der 24. Februar, wurde der Kampf des Volkes gegen das Militair mit allgemeiner Heftigkeit fortgesetzt, Straßen und Plätze sind der Schauplatz eines ungeheuern Gewühles und fortgesetzter Angriffe gegen das Militair, welches hier und da schon beginnt, den Kampf aufzugeben. Vergeblich war es, daß der König einen Führer der Reformpartei, Odilon Barrot, zum Minister ernannte: die Arbeiter kämpften immer noch weiter; vergeblich, daß Ludwig Philipp darauf seine Abdankung erklärt und seinem Enkel unter der Regentschaft der Herzogin von Orleans den Thron überläßt. Die Männer des Kampfes wollten die monarchische Gewalt nicht mehr und man hörte den Ruf: „Es lebe die Republik.“ Eine ungeheuere Masse von Arbeitern, voran die Nationalgarde, stürmte gegen die Tuilerien, und nach einem kurzen Kampfe war das Schloß des Königs erobert. Der unglückliche Monarch hatte aber schon die Flucht ergriffen und war in einem unscheinbaren Fiacre aus dem Gewühl von Paris entkommen. Der Thronsessel wurde aus dem Schloß vor die Julisäule geschleppt und dort verbrannt.

Die Bewegung war entschieden gegen das weitere Bestehen des Königthums gerichtet. Noch einen Versuch, es zu retten, machte die kühne Herzogin von Orleans. Die Deputirtenkammer hatte sich während des Straßenkampfes versammelt; es herrschte eine sichtbare Bestürzung über die eingetretenen Ereignisse. Gegen ein Uhr Mittag trat die Herzogin ein, an der Hand ihre beiden Söhne. Der Herzog von Nemours begleitete sie. Es war ihre

Hoffnung, die Regentschaft anerkannt zu sehen. Aber auch hier erhob sich ein schrecklicher Tumult; die Blousenmänner drangen herein und mit Mühe retteten sich die Mitglieder der königlichen Familie. Die Kammer löste sich auf, das Volk und seine Führer herrschten, und mit Einsetzung einer provisorischen Regierung wurde die Republik proclamirt.

So war die Monarchie in Frankreich abermals gestürzt. Dem Könige war es gelungen, nach England zu entkommen; man hatte seine Flucht nicht erschwert. Eine der Prinzessinnen, die Herzogin von Montpensier, wurde den Tag nach dem Umsturz in den Tuilerien, halb verschmachtet, in einem Versteck gefunden. Die Herzogin von Orleans zog sich später nach Eisenach zurück, wo sie in würdiger Zurückgezogenheit der Erziehung ihrer Söhne hingegeben lebt.

Die Kunde von diesen pariser Ereignissen verursachte wohl überall in Europa eine ungemeine Aufregung, am meisten in Italien und Deutschland. Es ging von Paris aus eine Wirkung unter die Völker, an Schnelle und Gewalt vergleichbar dem Schlage, wenn mehrere Personen zugleich von der Entladung einer Elektrisirmaschine getroffen werden. In Italien hatten schon vor der Revolution in Frankreich Aufstände stattgefunden, denn seit den Maßregeln des Papstes Pius IX. war eine allgemeine Begeisterung über die Italiener gekommen. Im Königreich Neapel brach es im Januar los: Sicilien trennte sich und in Neapel konnte der Sturm des Volkes nur durch die Verleihung einer Verfassung beschwichtigt werden. Aehnliches geschah in Florenz und Turin, am besorglichsten aber war der Zustand des östreichischen Oberitaliens. Die Spannung zwischen den Einwohnern und dem östreichischen Militair war hier und da schon in Feindseligkeiten und Tumulte übergegangen: am 18. März brach der Aufstand in Mailand los. Die Truppen, befehligt von dem Marschall Radetzky, zogen sich nach Verona zurück. Auch Venedig empörte sich, und der König Karl Albert von Sardinien, der, voll Ehrgeiz, die Bewegungen Oberitaliens zu einer Vergrößerung seiner Herrschaft ausbeuten wollte, erklärte sich für die Lombarden, eröffnete den Krieg gegen Oestreich und zog am 25. März in Mailand ein. Die Herzoge von Parma und Modena waren ebenfalls geflohen. In Rom verursachten

die Nachrichten aus Frankreich lebhafte Erregungen. Die Jesuiten wurden vertrieben, und Pius IX. gab den Römern am 14. März eine constitutionelle Verfassung.

Ebenso reißend schritten die Ereignisse in Deutschland vor. Der Bundestag war verhaßt oder wurde doch wegen seiner mangelhaften Vertretung der deutschen Nation angefeindet, das Volk fühlte unwillig die Schwäche und Zersplitterung des unter den europäischen Völkern ehemals so mächtigen Deutschlands und die mancherlei ungerechten Fesseln seines Zustandes; denn obgleich der Deutsche vorzugsweise vor andern Völkern als gebildet und besonnen erscheint, wurden ihm doch manche Rechte vorenthalten, welche minder vorgeschrittene Nationen schon besaßen. Die kleinern deutschen Staaten wurden zuerst von dem Anstoß aus Paris her angegriffen. Volksversammlungen wurden fast überall gehalten, man brachte die Wünsche und Forderungen vor die Fürsten, und diese bewilligten, einige eilend, andere zögernd, das Verlangte. Hauptsächlich betraf es die Freiheit der Presse, die Gleichstellung des religiösen Bekenntnisses, ein deutsches Parlament und ein Oberhaupt für Deutschland. Solche Bewegungen ereigneten sich in Baden, Nassau, Darmstadt, Würtemberg, Kurhessen, Baiern, Sachsen und Hannover. Es war ein einmüthiges Streben, was die Deutschen ergriffen hatte. Glücklicherweise ging es ohne Blutvergießen ab, obgleich in manchen Hauptstädten, z. B. München, die Aufregung und der Widerstand mit großer Gefahr drohte. Traurig waren in einigen Gegenden die Ausbrüche zügelloser Leidenschaft der Landleute gegen ihre Gutsherrschaften, und es ereigneten sich Scenen, die an den Bauernkrieg erinnerten. Sie wurden aber beseitigt und ein in dem sonst so stillen Deutschland wundersam hervorbrechendes politisches Leben regte sich überall. Die Hauptrichtung der Bewegung blieb das Verlangen nach einem deutschen Parlament, welches in Frankfurt a. M. zusammentreten sollte.

Mitten in diese vielfältigen Volkserhebungen hinein trat nun das Unerwartetste — eine Revolution in Oestreich. Hier herrschte neben dem Kaiser der greise Diplomat und Minister, Fürst Metternich. Er war die Stütze der den Aufschwung des Volkes niederhaltenden Partei; ein bitterer Groll sammelte sich gegen ihn. Wien wurde durch die Nachrichten aus Paris

und Deutschland auf einmal aufgewühlt und ein ungewöhnliches Treiben herrschte in der volkreichen Stadt. Schon am 12. März erreichte die Unruhe eine bedenkliche Höhe. Die Universität sandte eine Deputation mit einigen Wünschen an den Kaiser; die Entlassung Metternich's wurde gefordert. Den folgenden Tag schaarten sich die Volksmassen um das Haus der eben versammelten östreichischen Stände. Redner sprachen von einem Brunnen herab, die Aufregung stieg in jeder Minute und brach schon in Gewaltthätigkeiten aus. Als nun das Militair anrückte und, zurückgedrängt, Feuer gab, stürzten sechs Menschen. Das Volk zerstob, aber das vergossene Blut entzündete die Wuth; die Haufen sammelten sich sogleich an andern Plätzen und griffen das Zeughaus an. Tausende zogen nach dem kaiserlichen Schlosse, und in dem hereinbrechenden Abenddunkel erschallte ein grauenhaftes Tosen um die Burg. Eine Deputation der Bürger konnte trotz aller Versuche keinen Zutritt zu dem Monarchen erlangen, die Erzherzöge wollten nicht nachgeben, bis endlich in der steigenden Bedrängniß Metternich den Bürgern seinen Rücktritt erklärte. Schnell war die Nachricht unter den Massen vor der Hofburg verbreitet und ein unermeßliches Frohlocken erschallte; in kurzer Zeit war die Stadt erleuchtet. Aber die Wuth oder der Uebermuth der Bevölkerung, namentlich in den Vorstädten, setzte die Scenen des Aufstandes fort. Fabriken wurden geplündert und demolirt, Zollhäuser niedergerissen und das Landhaus Metternich's diente dem Zorn der Menge als Ziel der Zerstörung. Am nächsten Tage floh der gestürzte Minister aus Wien.

Nun eilte Alles zu den Waffen, um den Anfang der Freiheit zu sichern, und wirklich gab der Kaiser einige freudig aufgenommene Zusicherungen; am 25. April erschien die neue Verfassung Oestreichs. Der alte Kaiserstaat sollte sich ganz verjüngen; aber da war einerseits die Hofpartei und die Anhänger des Alten, welche den Fortschritt wieder zu hintertreiben suchten, andererseits waren viele stürmische Köpfe mit den Gewährungen immer noch nicht zufrieden. Darum kam es zu keiner Ruhe und Wien erfuhr noch einige Male die Schrecken des Aufstandes. So am 15. Mai, wo die Aenderung der kaum gegebenen Verfassung vom Volke erzwungen wurde. Die nächste Folge dieser wiederholten Unruhen war die Flucht des Kaisers am 17. Mai. Er begab sich nach

Innsbruck. Dieses Ereigniß verbreitete große Bestürzung, allein die akademische Legion erhielt die öffentliche Ordnung. Die alte Partei versuchte es, diese Macht zu brechen; der heftigste Widerstand brannte auf, und zum dritten Male mußte Wien (am 26. Mai) einen Tag der Barrikaden und des Kampfes erleben. Der Erfolg war, daß die Legion ihr ferneres Bestehen erzwang, und Wien war beinahe gänzlich in der Macht der Volksgewalt.

Aber nicht blos in Wien tobten die Revolutionsstürme Oestreichs. Die Lombardei lag, wie wir wissen, in Aufruhr, Ungarn forderte und erhielt seine Selbständigkeit, und die slawischen Stämme des Kaiserstaates regten sich ebenfalls mit den kühnsten Wünschen ihrer Nationalität. Es war, als wenn Oestreich ganz auseinanderfallen sollte. In Prag war die Aufregung besonders groß. Hier versammelte sich am 31. Mai ein Slawencongreß: Böhmen, Polen, Kroaten, Serben, Slowaken u. A. m. kamen zusammen, um die Angelegenheiten der slawischen Völker zu berathen, und boten in ihren verschiedenartigen und reichen Nationaltrachten ein seltsam bewegtes Bild. Noch ehe dieser Congreß beendigt war, brach der Aufstand am 23. Juni in Prag los und währte mehrere blutige Tage, wurde aber von dem Fürsten Windischgrätz mit Militairgewalt wieder gedämpft.

Wenige Tage nach dem ersten Ausbruche in Wien ergriff der Strudel der Bewegung auch Preußen. Hier hatte der Landtag von 1847 den Sinn für politische Freiheit bedeutend gehoben; auch war von den kirchlichen Zerwürfnissen her eine Störung des Vertrauens im Volke bemerklich geworden. In dieser Stimmung wurde das preußische Volk von der Aufregung des März um so schneller erfaßt. Die Regierung zögerte, das Volksleben in die neue Bahn hinüberzuleiten, obgleich sich im Lande und selbst in Berlin ein mächtiges Drängen zeigte. Aber nach den Ereignissen in Wien mußte man eilen, und es erschien am 17. März die Aufhebung der Censur; am 18. März folgte die Entscheidung des Königs durch ein Patent, in welchem er nicht nur die nationalen Wünsche Deutschlands, sondern auch das Verlangen des preußischen Volkes zu befriedigen verhieß. Dieses königliche Patent rief einen ungeheuern Jubel in Berlin hervor. Es erschien gegen Mittag; man eilte nach dem Schlosse

hin und eine dichtgedrängte Menge versammelte sich auf dem Platze vor demselben. Die Masse wogte, einzelne Redner erhoben sich aus dem unendlichen Gewühle. Alle Fenster, und wo irgend ein erhöhter Gegenstand, waren mit Menschen besetzt. Als der König auf dem Balcon des Schlosses erschien, trat eine lautlose Stille ein. Der Monarch, über die Tausende ruhig hinschauend, sprach zum Volke und ein brausender Beifallssturm folgte auf seine Rede. Die Wünsche des Volks schienen befriedigt — da trat die plötzliche Umwandlung der Scene ein. Es fiel ein Schuß und noch einer. Der König zog sich in das Schloß zurück, aus dem Portale rückte Militair hervor. Nun — welch ein schrecklicher Wechsel! Ein ungeheueres Toben und Heulen brach in die Luft empor. „Vertheidigt euch: Verrath! Man mordet uns! Zu den Waffen!" schallte es aus dem sich verwirrenden Knäuel, der sich in die Straßen verbreitete. Man schrie nach Waffen; in kürzester Zeit erhoben sich Barrikaden; Fenster und Dächer waren mit Kämpfern besetzt. Da rückte das Militair an, und bald donnerten die Kanonen in den Straßen der Hauptstadt. Am heftigsten und mit leidenschaftlicher Erbitterung wurde in den Stadttheilen um das Schloß gekämpft. Die Nacht brach herein und vermehrte das Entsetzliche dieser Straßenschlacht.

Der König brachte diese schaudervollen Stunden im Schlosse zu, welches vom furchtbaren Geschützfeuer erzitterte. Deputationen kamen und gingen, um das Ende des Blutvergießens zu erbitten. Gegen Morgen ertheilte der König den Befehl an die Truppen, den Kampf einzustellen; es zog ab und der Monarch war der Bewachung des Volkes übergeben. Da brachte man die blutig entstellten Leichen der gefallenen Volkskämpfer auf Wagen vor das Schloß gefahren, und indem man sie hereintrug, nöthigte man den König, herauszutreten und das Haupt zu entblößen. Das war eine That verabscheuungswürdiger Roheit, die an der Erniedrigung eine Lust hatte. Der Prinz von Preußen, den der bittere Haß dieser Tage traf, hatte Berlin verlassen und begab sich nach London. Nun herrschte einige Tage hindurch die Volksgewalt in der Hauptstadt. Die Polen wurden durch eine Amnestie aus ihrem Gefängnisse befreit und mit Jubel durch die Straßen begleitet. Am 21. März hielt der König einen Umzug zu Pferde,

begleitet von Prinzen, Ministern und Generalen. Er trug dabei die deutschen Farben: Schwarz, Roth und Gold und das gleiche Banner wehte von der Höhe des Königsschlosses. Friedrich Wilhelm IV. sprach es aus, an die Spitze Deutschlands treten zu wollen. Den Tag darauf wurden die im Kampfe gefallenen Bürger beerdigt. In langer Reihe, von einem unermeßlichen Zuge begleitet, trug man die Särge vor dem Schlosse vorüber. Die Ruhestätte war auf dem Friedrichshain bereitet, ein großes, gemeinschaftliches Grab. Ungestört ging die ernste Feier vorüber. Ein neues Ministerium, in welches Camphausen, Hansemann, v. Auerswald, Graf Schwerin eintraten, bereitete nun die Maßregeln vor, welche die Umwandlung des Staates erforderte, und überall betheiligten sich Jung und Alt, Vornehme und Niedrige an den neuerwachten politischen Bestrebungen, so daß das Volksleben bald einen ganz andern Anblick darbot, als früher. Manche freilich konnten oder wollten sich in die veränderten Zustände nicht recht finden.

Wie in Oestreich alle slawischen Stämme, so bauten auch die preußischen Polen im Herzogthum Posen in dieser allgemeinen Aufregung auf eine Wiederherstellung ihrer Nationalität. Die polnischen Abzeichen und Farben zeigten sich in jener Provinz, das Landvolk wurde bewaffnet, selbst die Geistlichkeit regte dasselbe auf, und die in Berlin befreiten Polen waren herbeigeeilt und schürten eifrigst den Aufstand. Der Kampf mit den königlichen Truppen begann an mehrern Orten, und wenn auch die ungeübten Landleute gewöhnlich auseinanderstoben, so fanden doch auch einige ernsthaftere Gefechte statt. Endlich wurde die Hauptmacht der Polen durch die Preußen zusammengedrängt und überwunden. Der Aufstand hatte ein Ende, aber in der Provinz blieb eine bittere Entfremdung zwischen den Polen und den deutschen Bewohnern zurück.

Noch an einem andern Punkte hatten bald nach den Märztagen die preußischen Waffen zu thun. Wir wissen es schon, daß Dänemark den Willen gezeigt hatte, die Herzogthümer Schleswig und Holstein dem dänischen Staate widerrechtlich einzuverleiben. König Christian VIII. starb am 28. Januar 1848, und sein Nachfolger Friedrich VII. versuchte sogleich die Selbständigkeit der Herzogthümer aufzuheben. Es blieb diesen für ihr Recht

Nichts als die Waffen übrig, und der Bundestag beschloß, mit dem Streben der Herzogthümer übereinstimmend, den Krieg gegen Dänemark, dessen Führung den norddeutschen Staaten aufgetragen wurde. Preußische Regimenter marschirten dahin und am Ostermorgen (23. April) erstürmten sie heldenmüthig die Schanzen von Dannewerk bei Schleswig und schlugen die Dänen. General Wrangel rückte siegend bis Fridericia vor. Allein bald fehlte diesem erfreulichen Anfange des Krieges die kraftvolle Fortsetzung; denn theils hatten die Deutschen keine Schiffe, um die retirirenden Dänen zu verfolgen, theils mengten sich Rußland und England in den Streit und schützten die übermüthigen Dänen durch Drohungen, gegen welche man allzu nachgiebig war, während doch die preußischen Ostseeprovinzen durch den erfolglosen Krieg die größten Verluste erlitten.

132. Der nächste Verlauf der Volkserhebungen von 1848.

Die Gleichzeitigkeit der eben erzählten Revolutionen vergrößerte die Wichtigkeit und die Folgen jeder einzelnen derselben. Eine überall sichtbare Schwäche und Machtlosigkeit der Regierungen trat ein, das Volk hoffte neue und erwünschte Zustände errungen zu haben und überließ sich theils einer unerfahrenen Befriedigung, theils einem Uebermuth und einer Zerfahrenheit aller Ordnung, welche nicht selten in den rohesten Ausbrüchen zu Tage kam und manche Freunde des Fortschrittes entweder abgeneigt machte, oder doch zu einer Bekämpfung jenes gewaltsamen Treibens aufforderte. Die zusammengetretenen Parlamente waren in einem großen Theile ihrer Mitglieder für eine rasche und besonnene Aenderung des Staatswesens nicht geeignet und verloren viel kostbare Zeit. Inzwischen begannen die zurückgedrängten und nur auf einen Augenblick eingeschüchterten Freunde des Alten und jene Selbstsüchtigen, die jeder Aenderung und auch Verbesserung feind waren, welche ihnen einen Besitz schmälerte, sich von ihrer Bestürzung zu erholen und wirkten — erst leise durch ihren Einfluß und ihre mächtigen Verbindungen — gegen die Neuerungen, bis sie in offene Bekämpfung derselben heraustraten. Wir werden diese Bemerkungen im Nachfolgenden fast auf allen Punkten der Ereignisse sich bestätigen sehen.

Frankreich war in aller Schnelligkeit zu einer Republik umgeformt worden, deren Leitung anfänglich Lamartine und Ledru Rollin übernahmen. Allein das öffentliche Zutrauen auf den neuen Zustand war erschüttert und Handel und Gewerbe stockten. Vorzügliche Schwierigkeiten machten die Forderungen der Arbeiter, die man durch allerlei Bewilligungen und durch Einrichtung von Nationalwerkstätten zu befriedigen suchte, in welchen bald gegen 120,000 Arbeiter aufgenommen waren, ohne daß der Erfolg den großen Kosten entsprach. Die Nationalversammlung machte sich die Socialisten auch bald zu Feinden, da sie ihre Zwecke nicht begünstigte, und es ereigneten sich große Zusammenrottungen der Arbeiter und wiederholte Aufstände. Man beschloß im Juni die Auflösung der Nationalwerkstätten. Das war Oel ins Feuer gegossen; die Arbeiter leisteten keinen Gehorsam und am 23. Juni begann der Aufruhr. Es war einer der schrecklichsten und blutigsten dieser letzten Jahre. Das Ziel des Aufstandes war die socialistische Republik. Da wurde General Cavaignac mit der Dictatur bekleidet; 100,000 Mann kämpften in den Straßen und Plätzen von Paris gegen die wüthende Tapferkeit der Arbeiter und ihre festen Barrikaden. Keine Schonung und Rücksicht war mehr in der leidenschaftlichen Erbitterung, selbst der Erzbischof von Paris, der die Insurgenten zum Niederlegen der Waffen aufforderte, fiel von einer Kugel getroffen. Endlich am 26., als Cavaignac im Begriff war, den letzten von den Insurgenten noch besetzten Stadttheil in Grund und Boden schießen zu lassen, capitulirten dieselben. Der Aufstand war gedämpft.

Aber zu einer wirklichen Beruhigung des in Parteien zerrissenen Frankreichs ist noch heute wenig Aussicht. Zwar wurde die Verfassung vollendet und im December 1848 der Prinz Ludwig Napoleon, bekannt durch seine Versuche in Strasburg und Boulogne, zum Präsidenten der Republik gewählt; allein die Parteien feinden sich auf das fürchterlichste an und die Erwartung, daß irgend eine gewaltsame Aenderung der jetzigen Lage eintreten werde, erhält die Industrie Frankreichs in einer fieberhaften Spannung.

In Italien tobte den Sommer 1848 hindurch der Krieg in der Lombardei. Die Oestreicher unter dem tapfern Feldmar-

schall Radetzky rückten siegreich vor und schlugen am 24. Juli den König von Sardinien und die Lombarden bei Custozza, worauf Mailand wieder besetzt wurde. Ein Waffenstillstand wurde nun zwar abgeschlossen, aber zum Frieden führte er nicht, und im März 1849 begann der Krieg von neuem. Der Sieg der Oestreicher bei Novara (23. März) machte dem Feldzuge ein rasches Ende, Karl Albert übergab die Krone seinem Sohne Victor Emanuel und Sardinien mußte Frieden schließen. Venedig ist ebenfalls (im August 1849) nach einer langen Belagerung in die Gewalt Oestreichs gekommen. In Toscana wurde im Februar 1849 die Republik proclamirt; der Großherzog Leopold floh, ist aber schon im Juli durch die Oestreicher wieder eingesetzt worden. Sicilien, wo 1848 die Absetzung des Königs von Neapel schon ausgesprochen war, ist ebenfalls unter die Herrschaft desselben zurückgenöthigt worden. In Rom befriedigten die Gewährungen des Papstes die republikanische Partei nicht mehr, man drang ihm im November 1848 ein demokratisches Ministerium auf. Da entfloh Pius IX. am 24. November, denn er wurde in seinem Palaste wie ein Gefangener gehalten. Er ging nach Gaeta im Neapolitanischen. Nun wurde der Papst (11. December) der weltlichen Herrschaft für verlustig erklärt und im Februar 1849 die römische Republik proclamirt. Aber die katholischen Mächte beschlossen die Wiedereinsetzung des Papstes, und ein französisches Heer unter General Oudinot landete im April bei Civita-Vecchia. Rom wurde heftig vertheidigt und die Belagerung zog sich einige Monate hin, bis am 3. Juli die Franzosen die Stadt besetzten. Bald darauf wurde die Wiedereinsetzung der päpstlichen Herrschaft verkündigt. Pius IX. ist endlich nach langem Zögern im April 1850 nach Rom zurückgekehrt.

Oestreich hat unter allen von dem Strom der Umwälzung ergriffenen Staaten die größten Erschütterungen erlebt. Schon die ersten Ereignisse zeigten uns die fast allgemeine Zerrüttung dieses Reiches. Der Kaiser war im August 1848 nach Schönbrunn zurückgekehrt, und der Reichstag in Wien arbeitete über der neuen Verfassung; es fehlte aber an Vertrauen und Einverständniß zwischen dem Volke und dem Hofe, und der Horizont blieb von düstern Wolken umlagert, die sich auch wirklich im

October noch einmal über Wien mit den furchtbarsten Schlägen entluden. In Ungarn nämlich wollten die südslawischen Nebenländer dem ungarischen Ministerium nicht gehorchen; Jellachich, Ban von Kroatien, war der Führer dieses Widerstandes. Der kaiserliche Hof hatte ein solches Verfahren anfänglich gemißbilligt, später aber sich wieder den Slawen zugewendet. Die Partei der alten Metternich'schen Regierungsweise, welche sehr mächtige Stützen in der Umgebung des Kaisers fand, versuchte es nun zuerst die in Ungarn verlorene Gewalt wieder zu erringen. Graf Lamberg wurde, den eingeräumten Rechten zuwider, zum Gouverneur in Ungarn ernannt. Kaum dort angekommen, ergriff ihn der Pöbel auf der Donaubrücke zu Pesth und ermordete ihn. Nun wurde der ungarische Reichstag aufgelöst und Jellachich, der Gegner dieses Landes, zum dortigen Gouverneur ernannt. Zugleich erhielten zwei Bataillone in Wien den Befehl, nach Ungarn zu marschiren. Da brach die Gährung in Wien aus; ein Theil der Grenadiere wollte nicht marschiren, das Volk widersetzte sich ebenfalls ihrem Abzuge, anderes Militair rückte herbei und der Kampf begann (6. October). Rasch griff der Aufstand um sich, die Sturmglocken läuteten, die Kanonen donnerten und das erbitterte Streiten zog sich in die Stadt hinein. Hier drängte die Menge vor das Kriegsministerium und forderte den verhaßten Kriegsminister Latour. Als er erschien, ermordete man ihn auf die schauerlichste Weise. Unwiderstehlich stürmte nun das Volk an das Zeughaus, es wurde genommen und die Waffen vertheilt. Die Truppen hatten sich vor die Stadt zurückgezogen; der Kaiser floh aus seinem Schlosse Schönbrunn und begab sich nach Ollmütz. In Wien gewann Alles das Ansehen des Krieges oder der Vertheidigung: die Zugänge der Stadt und der wichtigsten Stadttheile wurden verschanzt und verbarrikadirt; man wollte den Kampf mit den heranziehenden Heeresmassen bestehen. Fürst Windischgrätz, durch sein Bombardement Prags bekannt, erhielt vom Kaiser volle Gewalt gegen das empörte Wien und hatte am 25. October die Einschließung vollendet; es standen 62 Bataillone, 60 Schwadronen und 180 Kanonen um die Kaiserstadt. Alle Versuche des Reichstages, auf gütliche und unblutige Weise den Streit zu schlichten, waren am Hofe vergeblich. Am 28. October begann die Bestürmung Wiens. Was

nun bis zur Einnahme der Stadt erfolgte, sind die Scenen der Vernichtung, des Blutes und der Wuth. Mit militairischem Muthe griffen die Bataillone an, mit Todesverachtung stritten die Kämpfer Wiens; die Brandmauern der Häuserreihen wurden durchgeschlagen, um hinter die Barrikaden zu kommen, und das schwere Geschütz arbeitete gegen die Befestigungen oder die von den Vertheidigern besetzten Gebäude. Vergeblich war der Versuch eines ungarischen Heeres, Hülfe zu bringen; es wurde zurückgeschlagen. Am 31. October wurde die Einnahme Wiens vollendet; es folgten die Hinrichtungen der Volksführer durch Pulver und Blei.

Der Reichstag war nach Kremsier bei Ollmütz berufen worden. Unerwartet legte Kaiser Ferdinand I. am 2. December die Krone nieder; sein Neffe Franz Joseph, 18 Jahr alt, folgte ihm. Ihm zur Seite stand seine Mutter, die Erzherzogin Sophie. Einige Monate später wurde der Reichstag aufgelöst und eine Verfassung vom Kaiser gegeben. Ganz ersichtlich strebte Oestreich nach den frühern Zuständen zurück.

Ungarn erkannte den Thronwechsel nicht an und der Krieg begann noch im December 1848. Windischgrätz rückte in Ungarn ein und seine Heeresmacht drang anfänglich mit Glück in das Innere vor. Große und blutige Schlachten wurden hier geschlagen; bald änderte sich die Lage des Kampfes. Mit unsäglichen Schwierigkeiten hatten die Oestreicher in den Niederungen der Donau und Theiß zu ringen, und die begeisterte Tapferkeit der Ungern unter Görgey und Dembinsky drängte sie unaufhaltsam zurück. Windischgrätz legte sein Commando nieder; bis an die östreichische Grenze drangen die Ungern vor und Ofen wurde von ihnen blutig erstürmt. Oestreich vermochte nicht des Aufstandes Herr zu werden und bat den russischen Kaiser um Hülfe. Er sandte 140,000 Mann unter dem Fürsten Paskewitsch; gleichzeitig rückten die Oestreicher unter General Haynau wieder vor. Dennoch bestanden die Ungern, deren Angelegenheiten der geniale Kossuth leitete, ehrenvoll und oft siegreich den schweren Kampf im Sommer 1849, und es war sein Ende nicht vorauszusehen, als es ganz unerwartet durch den Verrath des General Görgey herbeigeführt wurde, der am 13. August 1849 bei Villagos sich mit seinem Heere den Russen übergab. So ward

Oestreich wiederum Herr des empörten Landes und hat seitdem sich viel mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigt.

Der Drang der deutschen Nation, ein einiges und mächtiges Deutschland zu gestalten, hatte wirklich zu der Eröffnung eines Parlamentes in Frankfurt a. M. geführt (18. Mai 1848). Treffliche und patriotische Männer fanden sich dort zusammen, aber leider waren auch hier die Ansichten über den rechten Weg zum Glücke des Vaterlandes so verschieden, daß die Zeit über den vielen Wortgefechten verging und, was nöthig war, nicht recht zu Stande kam. Doch wählte die Versammlung am 22. Juni einen Reichsverweser in der Person des östreichischen Erzherzogs Johann, und der Bundestag hörte damit auf. Inzwischen war am 22. Mai auch in Preußen die Nationalversammlung in Berlin zusammengetreten. Die niedere Bevölkerung der Hauptstadt, angestachelt von ihrer Noth oder von der Lust an Tumulten, und eine Menge leidenschaftlicher Menschen oder Solche, die in einer Verwirrung emporkommen wollten, mischten sich in die öffentlichen Angelegenheiten, und es ging oft sehr unruhig in Berlin her; sogar das Zeughaus wurde bei einem solchen Tumulte erstürmt und schmählicherweise nicht blos Waffen, sondern auch ruhmvolle Trophäen preußischer Siege geraubt. Die Spannung, welche schon anfänglich zwischen der Regierung und der Nationalversammlung sichtbar gewesen war, stieg immer höher und bereits im September drohte ein offenbares Zerwürfniß einzutreten. Um diese Zeit hatte Preußen mit Dänemark den Waffenstillstand von Malmoe geschlossen, und zwar nicht blos für sich, sondern auch im Namen Deutschlands. *) Er wurde vom Parlament in Frank-

---

*) Mögen die Begebenheiten des weitern dänischen Krieges hier sogleich ihre Stelle finden. Der Waffenstillstand führte den Frieden nicht herbei, die Feindseligkeiten wurden im April 1849 wieder erneuert. Am 5. April verloren die Dänen zwei große Kriegsschiffe im Hafen von Eckernförde nach einem furchtbaren Kampfe mit den Strandbatterien. Das war wieder ein glorreicher Anfang; den 13. April wurden die Düppeler Schanzen von den Deutschen erstürmt. Diese rückten bis Jütland vor, aber der Sieg hatte keinen Erfolg. Während man über einen neuen Waffenstillstand unterhandelte, überfielen die Dänen die Schleswig-Holsteiner, welche Fridericia belagerten, zur Nachtzeit. Es war ein gräßliches Blutbad, und die Deutschen mußten sich zurückziehen. Der Waffenstillstand wurde geschlossen, 10. Juni 1849.

furt verworfen, nach kurzer Zeit aber anerkannt. Hierüber erhob sich die heftigste Aufregung im Volke, welche am 18. September einen Aufstand in Frankfurt herbeiführte. Verwegene Haufen suchten die Thüren der Paulskirche, wo das Parlament tagte, zu sprengen; doch gelang es nicht. Militair war herbeigeeilt und der am Nachmittage ausgebrochene Straßenkampf schlug zum Nachtheil der Aufständischen aus. Aber während des Kampfes fielen zwei der Umsturzpartei verhaßte Abgeordnete, Auerswald und Fürst Lichnowsky, welche vor das Thor geritten waren, unmenschlichen Haufen in die Hände und wurden grauenvoll ermordet; selbst Weiberhände schlugen mit auf die Unglücklichen los. Bald nach diesen Frankfurter Ereignissen geschahen in mehrern Gegenden Deutschlands republikanische Erhebungen, am bedeutendsten im badischen Oberlande durch Struve. Sie wurden gedämpft.

Während nun im October die Empörung Wiens die Augen Deutschlands auf sich zog, vergrößerte sich der Zwiespalt der Nationalversammlung in Berlin mit der Regierung und brach im November völlig aus. Die Nationalversammlung sollte wegen wiederholter Störung ihrer Sitzungen durch die Volksmassen nach Brandenburg verlegt werden (9. November). Sie setzte dieser Maßregel des eben gebildeten Ministeriums (Brandenburg-Manteuffel) Widerstand entgegen und fuhr fort, in Berlin zu berathen. Als sie mehre Male durch Militairgewalt vertrieben wurde, wollte sie sich durch den bekannten Beschluß der Steuerverweigerung retten. Eine gewaltige Aufregung ging durch das Land, aber der Beschluß blieb ein vergeblicher und am 5. December erfolgte die Auflösung der Nationalversammlung nebst der Verkündigung einer Verfassung für den preußischen Staat. Nun vergingen die nächsten Wintermonate im Hin- und Hertreiben der Parteien, bis im Frühjahr 1849 wieder eine heftigere Strömung der Ereignisse eintrat. Das Frankfurter Parlament raffte sich zur Beendigung seines Werkes auf und wählte am 28. März Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser von Deutschland. Die preußischen Kammern waren eben versammelt und riethen dem Könige die Annahme der Würde. Ganz Deutschland blickte auf die Entscheidung, als am 3. April die Frankfurter Deputation im Schlosse

zu Berlin empfangen wurde. Der König lehnte die von den Abgeordneten des Volkes dargebotene Würde ab.

Jetzt folgte eine unsägliche Verwirrung und Schlag auf Schlag der Ereignisse in Deutschland. Ein großer Theil des Volkes und selbst die kleinern Fürsten wollten die Reichsverfassung des Parlaments festhalten; in Würtemberg mußte sie der König nach heftigem Volksdrängen ebenfalls annehmen. In Dresden brach (3. Mai) aus gleicher Ursache ein heftiger Aufstand gegen den sich weigernden König aus; er mußte flüchten und preußische Truppen wurden herbeigerufen, den Aufstand zu bezwingen und den Thron wieder aufzurichten. Auch in den preußischen Rheinlanden und Westphalen lehnten sich einzelne Städte und Gegenden für die deutsche Verfassung auf. Der ansehnlichste dieser Kämpfe geschah in Baden, wo das Militair an der Volkserhebung Theil nahm und auch die Festung Rastatt in die Gewalt der Aufständischen kam. Der Großherzog hatte am 14. Mai aus seiner Residenz fliehen müssen. Während dieser Unruhen endete das Frankfurter Parlament. Die meisten Abgeordneten hatten Frankfurt verlassen; der Ueberrest ging nach Stuttgart, um dort seine Sitzungen fortzusetzen und wo möglich eine Gewalt über die Ereignisse zu erringen. Es gelang nicht; am 18. Juni trieb würtembergisches Militair die Abgeordneten auseinander. Das war das unwürdige Ende jener großen und zu ihrer Zeit so mächtigen Versammlung.

Den Aufstand in Baden und Rheinbaiern zu dämpfen, war in Deutschland Niemand im Stande, als Preußen. Der König sandte einige Armeecorps unter dem Oberbefehle des Prinzen von Preußen; auch Truppen kleinerer Staaten nahmen an dem Feldzuge Theil. Zum Anführer der Aufständischen war der Pole Mieroslawsky berufen worden; an der Spitze der Regierung in Baden standen Brentano und Struve, beide nicht eines Sinnes. Denn es wurde klar, daß das Gelingen des Aufstandes nicht die Anerkennung der Reichsverfassung, sondern die Einführung der Republik zur Folge gehabt hätte. Es lag ein verwirrendes Durcheinander über dem unglücklichen Baden, und wie sehr aufgelockert, ja zerstört die Begriffe über Das waren, was sonst als fest und sicher galt, zeigt, daß die Frauen einiger Führer sich über die Sitte erhaben dünkten und an der Seite

ihrer Männer die Züge und Märsche mitmachten. Mitte Juni begann der Kampf. Die Gefechte folgten rasch aufeinander, die Aufständischen wurden zurückgedrängt; am 25. Juni zog der Prinz von Preußen in Karlsruhe ein und schritt siegreich weiter vor. Da flohen die Führer des Aufstandes in die Schweiz und überließen das Volk seinem Schicksale. Der Aufstand war im Juli völlig niedergeworfen, aber das Land hatte entsetzlich gelitten und alle Verhältnisse waren verworren. Die Preußen blieben zur Sicherung der Ordnung im Lande stehen. So war binnen Jahresfrist das Streben des deutschen Volkes nach Einheit und Macht in Unfrieden, drohenden Zerfall und Ohnmacht verkehrt worden. Auch der Reichsverweser legte im December 1849 seine völlig haltlos gewordene Stellung nieder. Wenn nun von der Zukunft nicht Alles gefürchtet, sondern auch noch gehofft werden sollte, so mußte bald eine Rettung, wenigstens des Wichtigsten, unter dem Vielen sich zeigen, was das Volk gewollt hatte. Preußen bot es dar. Im Bündniß mit Sachsen und Hannover wurde von ihm dem Volke und den Fürsten ein Bundesstaat dargeboten, dessen Verfassung man einem neuen Parlamente vorzulegen verhieß. Die meisten deutschen Regierungen traten bei, aber Oestreich schloß sich aus und die Könige von Baiern und Würtemberg wollten sich dem preußischen Oberhaupte nicht unterordnen. Es begann ein ebenso unwürdiges, als gefährliches Spiel der offenbaren und versteckten Anfeindung gegen den Bundesstaat, und selbst Sachsen und Hannover wagten es, aus dem Bündnisse mit Preußen zu scheiden. Unterdeß vollendeten die preußischen Kammern in mehrmonatlicher Arbeit die Feststellung der Verfassung, welche sodann am 6. Februar 1850 in dem Rittersaale des Schlosses zu Berlin von dem Könige, den Ministern und Abgeordneten beschworen wurde. Darauf ist am 20. März das Parlament des deutschen Bundesstaates trotz aller Hindernisse in Erfurt zusammengetreten und hat auch bereits die vorgelegte Verfassung angenommen.

Wir sind am Ende. Wie am Meeresufer glauben wir zu stehen, indem wir hinüberblicken auf die Weiten der Geschichte. Unermeßlich ist der Anblick der durcheinander wogenden Zeiten

und Völker, aber unser Sinn ist noch befangen von dem Nächsten, was wir sahen und eben erlebten; noch gehen die Wogen am Ufer der Gegenwart hoch und beunruhigt von den jüngsten Stürmen. Ob sie sich zu Friede und Freude ebnen werden, ob neue Brandung anschwellen und auftoben wird — wer mag es wissen? Uns aber leitet die Zuversicht des Gedankens: Gott ist es, ja der Gott der Geschichte ist es, der das Steuer unserer Zeit und unseres Vaterlandes lenkt, und immer noch hat seine gewaltige Führung Recht und Wahrheit in den Hafen gebracht.

Aber ein Jeglicher muß dazu helfen, daß eine gedeihliche und erwünschte Zukunft komme, daß der Weg immer freier werde zu Wahrheit, Recht und thätiger Menschenliebe. Begeisterung für das Edle, innige Liebe zum Vaterlande und Wärme des Strebens für die Menschheit, das sei für uns der Gewinn der Geschichtskenntniß. Auch das weibliche Gemüth kann Vieles und Herrliches thun. Nicht dadurch, daß es sich hinausstürzt auf den Markt des Lebens, wohin die Kraft und Ausdauer des Mannes gehört; aber im stillen Kreise des Hauses zu schaffen und von da aus für die größere Welt mitzuwirken, das ist die bewunderungswürdige Aufgabe des Frauenlebens. Wenn dies auch wie verloren geschieht, so ganz ohne Aufsehen und Glanz —: wir wollen denken, daß die Zukunft nur durch das stille Thun von Millionen verborgener und unbemerkter Menschen herbeikommt; wir wollen gern die Demuth hegen, ein unbeachtetes, aber mitwirkendes Theilchen des großen und weiten Domes zu sein, den das Völkerleben auch unserer Zeit zur Verherrlichung des weisen und gütigen Weltgeistes wölbt.

Zeittafel.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

2200 vor Christus. Ninus und Semiramis stiften das alt-assyrische Reich.
2000 Abraham.
1500 Deukalion, Kekrops, Kadmos und Danaos in Griechenland. — Moses.
1350 Pelops in Griechenland. — Sesostris in Aegypten.
1250 Herkules. Theseus. Oedipus. Die Argonauten.
1200 Der Handel der Phönicier blüht.
1184 Trojas Zerstörung.
888 Untergang des alt-assyrischen Reichs unter Sardanapal. — Lykurg, Gesetzgeber in Sparta.
754 Erbauung Roms.
720 Zerstörung des israelitischen Reichs.
650 Psammetich, Miterbauer des Labyrinths in Aegypten.
600 Nebukadnezar stiftet das babylonische Reich und macht dem jüdischen Reiche ein Ende.
Solon, Gesetzgeber in Athen.

Zweite Periode.

560—529 Cyros stiftet das große persische Reich.
490 Miltiades besiegt die Perser bei Marathon.
480 Themistokles besiegt die Perser bei Salamis.
444 Perikles und Phidias verschönern Athen.
400 Der Feldherr Alkibiades und der Philosoph Sokrates.
380 Pelopidas und Epaminondas in Theben.
Camillus rettet Rom.
350 Der Redner Demosthenes und der Philosoph Diogenes.

Dritte Periode.

336—323 Alexander der Große zerstört das persische Reich und stiftet das makedonische.
280 Pyrrhos und Fabricius.
260 Der erste punische Krieg.
202 Hannibal und Cornelius Scipio bei Zama.
146 Die Römer zerstören Karthago und Korinth. — Verfall der Sitten in Rom.
113 Cimbern und Teutonen.
60 Cicero. Pompejus. Cäsar. — Das römische Reich in seiner größten Blüthe.
31 Schlacht bei Actium. Octavian besiegt Antonius und macht sich zum Kaiser von Rom.

Vierte Periode.

1 Jesus Christus' Geburt.
2 Armin befreit die Deutschen von der Herrschaft der Römer.
70 Zerstörung von Jerusalem.
333 Constantin wird Christ und verlegt die Kaiserresidenz von Rom nach Constantinopel.
374 Anfang der Völkerwanderung.
395 Theodosius theilt das große römische Reich in das abendländische und morgenländische.
476 Untergang des abendländischen römischen Reichs. — Odoacer setzt Romulus Augustulus ab.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

500 Theodorich, der Ostgothe.
555 Justinian erobert durch seine Feldherren Belisar und Narses das ostgothische Reich in Italien.
568 Die Longobarden kommen nach Italien.

622 Mahomed.
732 Karl Martell schlägt die Araber bei Poitiers aus Frankreich zurück.
800 Karl der Große.

Zweite Periode.

843 Durch den Vertrag von Verdun werden Frankreich, Italien und Deutschland geschieden.
933 Heinrich der Vogler } Besieger der Ungern.
955 Otto der Große }
1077 Heinrich IV. und Gregor VII.

Dritte Periode.

1096 Erster Kreuzzug. — Gottfried von Bouillon.
1190 Richard Löwenherz. — Philipp August.
1250 Stiftung der Hansa. — Friedrich II. von Hohenstaufen.
1268 Untergang der Hohenstaufen. Konradin.
1270 Letzter Kreuzzug. — Ludwig IX. der Heilige.
1282 Sicilianische Vesper.
Rudolph von Habsburg.
1300 Erfindung des Compasses.
1307 Schweizerbund. — Albrecht I.
1350 Erfindung des Schießpulvers.
1386 Arnold von Winkelried bei Sempach.
1415 Johann Huß.
1430 Die Jungfrau von Orleans.
1440 Erfindung der Buchdruckerkunst.
1453 Heinrich der Seefahrer.
Eroberung Constantinopels durch die Türken.
1486 Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.
1492 Entdeckung von Amerika durch Colombo.
1500 Kaiser Maximilian I.
1520 Hernandez Cortez erobert Mexico.

Neue Geschichte.

Erste Periode.

1517 Martin Luther bewirkt die große Reformation.
1519 Kaiser Karl V., Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England.
1520 Gustav Wasa.
1547 Der schmalkaldische Krieg. Johann Friedrich und Moritz von Sachsen und Philipp von Hessen.
1566 Philipp II. von Spanien und die Niederländer.
1572 Die Bartholomäusnacht.
1587 Elisabeth von England und Maria Stuart.
1600 Heinrich IV. von Frankreich.

Zweite Periode.

1618—48 Dreißigjähriger Krieg.
1640—88 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
1643—1715 Ludwig XIV. von Frankreich.
1649 Karl I. von England wird enthauptet. Oliver Cromwell.
1688—1713 Friedrich, erster König von Preußen.
1689—1725 Peter der Große von Rußland.
1697—1718 Karl XII. von Schweden.

Dritte Periode.

1713—1740 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.
1740—1786 Friedrich der Große.
1756—1763 Siebenjähriger Krieg.
1762—1796 Katharina II. von Rußland.
1772 Erste Theilung Polens.
1776 Anfang des nordamerikanischen Freistaats.
1780—1790 Joseph II.

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

1789 Anfang der Französischen Revolution.
1793 Hinrichtung Ludwig's XVI.
Frankreich mit fast ganz Europa im Kriege.
Schreckenszeit unter Robespierre.
1795 Ende Polens.
1797 Friede zu Campo Formio.

Zweite Periode.

1799 Bonaparte wird zum ersten Consul ernannt.
1801 Friede von Luneville.
1802 Friede von Amiens.
1804 Bonaparte wird als Napoleon I. Kaiser der Franzosen.
1805 Schlacht bei Austerlitz. Friede von Preßburg.
1806 Schlachten bei Auerstädt und Jena.
Franz II. wird Kaiser von Oestreich.
1807 Schlachten von Eylau und Friedland. Friede von Tilsit.
1809 Schlachten von Aspern und Wagram. Friede von Wien.
1812 Napoleon auf der größten Höhe seiner Macht.
Zug nach Moskau und Niederlage des französischen Heeres.

Dritte Periode.

1813 Wiedererwachen von Europa. — Völkerschlacht bei Leipzig.
1814 Erste Einnahme von Paris durch die Verbündeten.
Verweisung Napoleon's nach Elba.
1815 Rückkehr Napoleon's. Schlacht bei Belle Alliance.
Verweisung Napoleon's nach St. Helena.
1821 Aufstand der Griechen.
1825 Kaiser Nikolaus.

1828—29 Russisch-türkischer Krieg.
1829 Friede von Adrianopel.

Vierte Periode.

1830 Zweite französische Revolution.
Revolutionen in Belgien und Polen.
1831 Königreich Griechenland.
1834 Bürgerkrieg in Spanien (bis 1840).
1835 Kaiser Ferdinand I.
1839 Türkisch-ägyptischer Krieg.
1840 Friedrich Wilhelm IV.
Quadrupeltractat gegen Mehemed Ali von Aegypten.
1848 Revolutionen in Frankreich, Italien, Deutschland und Ungarn.

Umständlichere Zeittafel.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

2200 vor Christus. Ninus und Semiramis stiften das altassyrische Reich.
2000 Abraham.
1500 Deukalion, Kekrops und Kadmos in Griechenland. — Moses.
1485 Danaos.
1350 Pelops in Griechenland. — Sesostris in Aegypten.
1250 Herkules, Theseus, Oedipus. Die Argonauten.
1200 Blüthe des phönicischen Handels.
1184 Trojas Zerstörung.
888 Untergang des alt-assyrischen Reichs unter Sardanapal.
Lykurg, Gesetzgeber in Sparta. Die Phönicier erbauen Karthago.

754 Erbauung Roms.
720 Zerstörung des israelitischen Königreichs durch die Assyrer.
650 Psammetich, Miterbauer des Labyrinths in Aegypten.
600 Nebukadnezar stiftet das babylonische Reich und macht dem jüdischen Reiche ein Ende.
Solon, Gesetzgeber in Athen.

Zweite Periode.

560—529 Cyros stiftet das große persische Reich.
525 Kambyses von Persien und Psammenit von Aegypten.
510 Vertreibung des letzten römischen Königs.
507 Porsenna, Horatius Cocles, Mucius Scävola und Clölia.
489 Coriolan in Rom.
490 Miltiades besiegt die Perser bei Marathon. — Menenius Agrippa und Coriolan.
480 Themistokles besiegt die Perser bei Salamis.
479 Schlacht bei Platäa und Mykale.
450 Appius Claudius und Virginia.
444 Perikles und Phidias verschönern Athen. Herodot, der Geschichtschreiber.
431—404 Peloponnesischer Krieg.
429 Tod des Perikles.
420 Der Feldherr Alkibiades und der Philosoph Sokrates.
406 Dionysios der Aeltere in Syrakus.
380 Pelopidas und Epaminondas in Theben.
Camillus errettet Rom von den Galliern.
371 Epaminondas siegt bei Leuktra.
367 Die licinischen Gesetze. — Dionysios der Jüngere. Plato.
363 Epaminondas fällt bei Mantineia.
350 Der Redner Demosthenes und der Philosoph Diogenes.
338 Philipp von Makedonien siegt bei Chäroneia über die Griechen.

Dritte Periode.

336 323 Alexander der Große zerstört das persische Reich und stiftet das makedonische.
280 Pyrrhos und Fabricius.
264—241 Der erste punische Krieg.
218—202 Der zweite punische Krieg.
216 Schlacht bei Cannä.
202 Hannibal und Scipio bei Zama.
149—146 Der dritte punische Krieg.
146 Die Römer zerstören Karthago und Korinth. — Verfall der römischen Sitten.
133 Tiberius Gracchus.
123 Cajus Gracchus.
113 Die Cimbern und Teutonen.
102 und 101 Marius siegt bei Aix und bei Vercelli.
88 Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla.
86 Tod des Marius.
78 Tod des Sylla.
60 Cicero, Pompejus, Cäsar. — Das römische Reich in seiner größten Blüthe.
48 Cäsar siegt bei Pharsalos.
44 Cäsar wird ermordet. — Triumvirat des Octavius, Antonius und Lepidus.
31 Schlacht bei Actium. Octavian besiegt Antonius und macht sich zum Kaiser von Rom.

Vierte Periode.

1 Jesus Christus' Geburt.
9 Armin befreit die Deutschen von der Herrschaft der Römer.
14 Tod des Kaisers Augustus.
68 Das Haus des Augustus erlischt.
70 Zerstörung von Jerusalem durch Titus.
79 Untergang von Herculanum und Pompeji.
80—180 Domitian. Trajan. Hadrian. Die beiden Antonine.
270 Zenobia, Königin von Palmyra.

324—337 Constantin wird Christ und verlegt den Kaisersitz von Rom nach Constantinopel.
374 Anfang der Völkerwanderung.
395 Theodosius theilt das große römische Reich in das abendländische und morgenländische.
410 Der Westgothe Alarich verwüstet Rom.
419 Stiftung des westgothischen Reichs in Südfrankreich.
439 Stiftung des Vandalen-Reichs in Nordafrika.
449 Die Angelsachsen gehen nach England.
450 Attila, der Hunnenkönig.
455 Geiserich, König der Vandalen, plündert Rom aus.
476 Untergang des abendländischen römischen Reichs. Odoacer setzt Romulus Augustulus ab.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

482—511 Chlodwig, König der Franken.
490 Theoderich der Große, König der Ostgothen, wird König von Italien. Gest. 526.
527—65 Justinian. Er erobert durch seine Feldherren Belisar und Narses das vandalische und ostgothische Reich in Italien (554).
568 Die Longobarden kommen nach Italien.
622 Mahomed.
711 Tarik führt einen Schwarm Mauren nach Spanien über.
732 Karl Martell schlägt die Araber bei Poitiers aus Frankreich zurück. Gest. 741. — Bonifacius, Apostel der Deutschen. Gest. 754.
752 Pipin, König der Franken.
768—814 Karl der Große.

Zweite Periode.

814—40 Ludwig der Fromme.
843 Durch den Vertrag von Verdun werden Frankreich, Italien und Deutschland geschieden.
875 Die Karolinger in Italien sterben aus.
911 Die Karolinger in Deutschland sterben aus. Konrad I. — Eroberungen der Normänner in Frankreich und England.
918 Heinrich der Vogler.
933 Niederlage der Ungarn bei Merseburg.
936 Otto I. der Große.
955 Niederlage der Ungarn auf dem Lechfelde.
973 Otto II.
983 Otto III.
987 Ende der Karolinger in Frankreich. — Hugo Capet, Stifter der Capetinger.
1002 Heinrich II.
1024 Konrad II., der Salier.
1039 Heinrich III.
1056 Heinrich IV.
1077 Heinrich IV. und Papst Gregor VII. in Canossa.
1080 Schlacht bei Merseburg.
1084 Stiftung der Karthäuser.

Dritte Periode.

1096 Erster Kreuzzug. Gottfried von Bouillon.
1099 Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer.
1106 Heinrich V.
1122 Wormser Concordat.
1125 Lothar der Sachse.
1137 Konrad III. von Hohenstaufen.
1147 Konrad III. und Ludwig VII. unternehmen den zweiten Kreuzzug.
1152 Friedrich I. Barbarossa.
1187 Eroberung von Jerusalem durch Saladin.
1190 Heinrich VI. — Richard Löwenherz und Philipp August.
1197 Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig.

1205 Verfolgung der Albigenser.
1210 und 1216 Franziskaner und Dominikaner. — Inquisition.
1212 Friedrich II. von Hohenstaufen.
1229 Kreuzzug Friedrich's II.
1231 Die heilige Elisabeth } sterben.
1243 Die heilige Hedwig }
1241 Stiftung der Hansa. — Mongolenschlacht.
1246 Heinrich Raspe.
1247 Wilhelm von Holland.
1248 Erster Kreuzzug Ludwig's IX.
1250 Konrad IV.
1268 Untergang der Hohenstaufen. Konradino.
1270 Letzter Kreuzzug. — Ludwig IX. der Heilige stirbt.
1273 Rudolph von Habsburg.
1278 Schlacht bei Zistersdorf.
1282 Sicilianische Vesper.
1291 Adolph von Nassau. — Ende der Kreuzzüge.
1298 Albrecht I.
1300 Erfindung des Compasses.
1307 Schweizerbund. — Philipp der Schöne hebt den Orden der Tempelherren auf.
1308 Heinrich VII. von Luxemburg.
1313 Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich.
1315 Schlacht im Morgarten.
1322 Schlacht bei Mühldorf.
1330 Tod Friedrich's von Oestreich.
1347 Karl IV. — Cola di Rienzi (bis 1354).
1350 Erfindung des Schießpulvers. — Der schwarze Tod.
1357 Erscheinen der Türken in Europa.
1378 Wenzel.
1380—1422 Karl VI. von Frankreich.
1384 Tod Wiklef's.
1386 Arnold von Winkelried bei Sempach.
1400 Ruprecht von der Pfalz.
1410 Sigismund.
1415 Johann Huß. — Burggraf Friedrich von Nürnberg wird mit dem Kurfürstenthum Brandenburg belehnt. — Schlacht bei Azincourt.

1418 Entdeckung der Insel Porto Santo durch die Portugiesen. Anfang der Entdeckungen.
1419 Tod Wenzel's.
1420 Vertrag von Troyes.
1422—1461 Karl VII. von Frankreich.
1424 Tod Ziska's.
1430 Die Jungfrau von Orleans.
1431 Schlacht bei Tauß.
1433 Prager Compactaten.
1434 Schlacht bei Böhmisch-Brod.
1437 Albrecht II. von Oestreich.
1439 Friedrich III.
1440 Erfindung der Buchdruckerkunst.
1450 Capistran.
1453 Eroberung Constantinopels durch die Türken.
1455 Sächsischer Prinzenraub.
1463 Heinrich des Seefahrers Tod.
1467—1477 Karl der Kühne von Burgund.
1483 Richard III. von England. — Martin Luther wird geboren.
1486 Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.
1492 Entdeckung von Amerika durch Colombo.
1493 Maximilian I. — Colombo's zweite Reise nach Amerika.
1497 Philipp Melanchthon wird geboren.
1498 Colombo's dritte Reise nach Amerika.
Vasco de Gama umfährt d. Vorgeb. d. guten Hoffnung.
1500 Cabral entdeckt Brasilien.
1502 Colombo's vierte Reise.
1520 Fernando Magellan, der erste Erdumsegler.
Hernandez Cortez erobert Mexico.

Neue Geschichte.

Erste Periode.

1517 Martin Luther bewirkt die große Reformation. Zwingli und Calvin.

1519 Kaiser Karl V., Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England.
1520—1560 Gustav Wasa.
1521 Reichstag in Worms.
1525 Bauernkrieg. — Thomas Münzer.
1529 Reichstag in Speier. Protestanten.
1530 Reichstag in Augsburg. Augsburgische Confession. Pizarro erobert Peru.
1531 Schmalkaldischer Bund. — Zwingli's Tod.
1533 Ariost's Tod.
1534 Unruhen der Wiedertäufer.
1546 Luther stirbt.
1547 Der schmalkaldische Krieg.
1547 Tod Franz' I. und Heinrich's VIII.
1552 Vertrag zu Passau.
1553 Schlacht bei Sievershausen.
1554 Johanna Gray wird enthauptet.
1555 Religionsfriede in Augsburg.
1556 Karl's V. Thronentsagung. — Ferdinand I.
1556—1598 Philipp II. König von Spanien.
1558 Karl V. stirbt.
1558—1603 Elisabeth von England.
1564 Calvin's Tod. — Maximilian II.
1566 Anfang der niederländischen Unruhen.
1567 Herzog von Alba in Brüssel.
1568 Don Carlos. Egmont und Hoorne enthauptet.
1572 Die Bartholomäusnacht.
1576 Rudolph II.
1580 Portugal mit Spanien vereinigt, bis 1640.
1584 Oranien's Tod.
1587 Maria Stuart wird enthauptet.
1588 Armada.
1589—1610 Heinrich IV., König von Frankreich.
1595 Torquato Tasso's Tod.
1598 Edict von Nantes.
1600 Graf Essex.
1605 Pulververschwörung.
1608 Union und Liga.

1609 Spanien erkennt die Republik der sieben vereinigten Niederlande an.
1611 Matthias.

Zweite Periode.

1618—1648 Dreißigjähriger Krieg.
1619 Ferdinand II.
1625 Karl I., König von England.
1631 Zerstörung Magdeburgs. — Schlacht bei Leipzig.
1632 Gustav Adolph fällt in der Schlacht bei Lützen.
1634 Wallenstein's Ermordung.
1637 Ferdinand III.
1640—1688 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
1642 Richelieu's Tod.
1643—1715 Ludwig XIV. von Frankreich.
1649 Karl I. von England wird enthauptet. Oliver Cromwell.
1657 Leopold I.
1660 George Monk und Karl II. von England (bis 1685).
1661 Mazarin's Tod.
1682 Feodor, russischer Czar, stirbt.
1683 Belagerung Wiens.
1685—88 Jacob II. von England.
1688—1713 Friedrich, erster König von Preußen. Revolution in England. Wilhelm III. (bis 1702).
1689 Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen.
1689—1725 Peter der Große von Rußland.
1694 Voltaire's Geburt.
1697 Erste Reise Peter des Großen nach Holland.
1697—1712 Karl XII. von Schweden.
1700 Karl XII. eröffnet den Krieg gegen Dänemark, Rußland und Polen.
1701—1713 Spanischer Erbfolgekrieg.
1701 Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, wird als Friedrich I. zum König von Preußen gekrönt.
1702—1714 Anna von England.
1703 Erbauung Petersburgs.

1704 Schlacht bei Höchstädt.
1705 Joseph I.
1706 Karl XII. in Sachsen. Friede in Altranstädt.
1709 Schlacht bei Poltawa.
1711 Karl VI.
1712 Friedrich des Großen Geburt.
1713 Friede von Utrecht.

Dritte Periode.

1713—1740 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.
1716 Zweite Reise Peter des Großen nach Holland.
1718 Karl XII. fällt vor Friedrichshall.
1718 Großfürst Alexei.
1725—1727 Katharina I. von Rußland.
1727—1730 Peter II. von Rußland.
1730—1740 Anna von Rußland.
1740—1786 Friedrich der Große.
1740—1780 Maria Theresia. — Franz I.
1740—1748 Oestreichischer Erbfolgekrieg. — Karl VII.
1740—1742 Erster schlesischer Krieg.
1741—1762 Elisabeth von Rußland.
1744—1745 Zweiter schlesischer Krieg.
1755—1762 Seekrieg zwischen Frankreich und England.
1756—1763 Siebenjähriger Krieg.
1757 Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.
1758 Schlacht bei Zorndorf. Ueberfall bei Hochkirch.
1759 Schlacht bei Kunersdorf.
1760 Treffen bei Liegnitz und Schlacht bei Torgau.
1762 Elisabeth von Rußland stirbt. Ermordung Peter's III.
1762—1796 Katharina II. von Rußland.
1763 Friede von Hubertsburg.
1765 Joseph II., Mitregent von Oestreich. — Stempelacte in Nordamerika.
1768—1774 Katharina's erster Türkenkrieg.
1772 Erste Theilung Polens.
1773 Theeacte in Nordamerika. Theesturm in Boston.

1774 Ludwig XVI., König von Frankreich.
1775—1783 Nordamerikanischer Freiheitskrieg. Washington und Franklin.
1776—1791 Potemkin.
1778 Voltaire's Tod.
Baierscher Erbfolgekrieg.
1779 Friede von Teschen.
1780—1790 Joseph II., Alleinherrscher von Oestreich.
1786 Friedrich Wilhelm II.
1787 Katharina II. und Joseph II. in Cherson.
1787—1791 Katharina's zweiter Türkenkrieg.
1788 Aufruhr der östreichischen Niederlande.

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

1787 Versammlung der Notabeln von Frankreich. — Necker.
1789 Reichstag in Versailles. Nationalversammlung. Anfang der Französischen Revolution. — Unruhen in Paris. Zerstörung der Bastille. — Unruhen in Versailles.
1790 Nationalfest auf dem Märzfelde.
1791 Flucht Ludwig's XVI. — Zweite Nationalversammlung.
1792 Ermordung Gustav's III. von Schweden.
Tod Leopold's II. Franz II., Kaiser (bis 1835).
Erstürmung der Tuilerien, 10. Aug. Absetzung und Gefangennehmung des Königs Ludwig XVI. — Frankreich eine Republik.
Krieg Oestreichs, Preußens und anderer Mächte gegen Frankreich. Schlacht bei Jemappes, 5. und 6. Nov.
Empörung der Neger auf Domingo.
1793 Hinrichtung Ludwig's XVI., 21. Januar. — Robespierre, Danton und Marat. Schreckenszeit. — Hinrichtung der Königin Maria Antoinette, 16. October. Frankreich mit fast ganz Europa im Kriege.

1793 Zweite Theilung Polens. Suwarow erstürmt Praga.
1794 Robespierre wird gestürzt, 27. Juli.
Neue Verfassung: fünf Directoren, ein Rath der Fünfhundert, ein Rath der Alten.
1795 Ludwig XVII. stirbt am 9. Juni.
Friede von Basel.
Pichegru erobert Holland.
Ende Polens.
1796 Reißende Fortschritte Bonaparte's.
Katharina II. stirbt. Paul I.
1797 Friede von Campo Formio.
Friedrich Wilhelm III. (1797—1840).
1798 Gefangennehmung des Papstes Pius VI.
Bonaparte in Aegypten.

Zweite Periode.

1799 Pius VII.
Congreß in Rastadt. Mord der französischen Gesandten.
Zweite Coalition gegen Frankreich.
Bonaparte in Syrien. Kehrt nach Frankreich zurück im October und wird Consul, 10. November.
1800 Schlachten bei Marengo und Hohenlinden.
1801 Friede von Luneville.
Paul I. wird ermordet. Alexander I. (bis 1825).
1802 Friede von Amiens.
1803 Neuer Krieg zwischen England und Frankreich.
1804 Angebliche Verschwörung George's, Pichegru's und Moreau's.
Ermordung des Herzogs von Enghien.
Napoleon, Kaiser der Franzosen.
1805 Schlachten bei Ulm und Austerlitz. Seeschlacht bei Trafalgar. Friede von Preßburg.
1806 Rheinbund. — Schlachten bei Jena und Auerstädt.
1807 Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland. — Friede von Tilsit. Eroberung von Portugal.
1808 Eroberung von Spanien. Einziehung des Kirchenstaats.

1808—1839 Mahmud, türkischer Kaiser.

1809 Schlachten bei Eckmühl, Aspern und Deutsch-Wagram. Andreas Hofer. Friede von Wien.
Gefangennehmung des Papstes Pius VII.
Entthronung Gustav's IV. von Schweden.

1812 Schlachten von Smolensk und an der Moskwa. Einäscherung Moskaus. Vernichtung des französischen Heeres.

Dritte Periode.

1812 Wiedererwachen Europas. Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen, Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Dresden, Culm, Dennewitz und Leipzig. Ende der französischen Herrschaft.
Schlacht bei Vittoria. Erstes Dampfschiff in England.

1814 Schlachten bei Brienne, La Rothière, Arcis sur Aube und Monmartre. Einzug der Verbündeten in Paris. Napoleon auf Elba.
Ludwig XVIII. Friede von Paris. Wiener Congreß.

1815 Wiederkehr Napoleon's. Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance. Napoleon auf St. Helena.
Zweiter Friede von Paris.

1818 Congreß in Aachen. — Karl Johann, König von Schweden (1818—1844).

1820 Revolution in Spanien, Neapel, Portugal und Piemont. Congreß in Troppau und Laibach.

1821 Napoleon's Tod. — Aufstand der Griechen.

1822 Congreß in Verona.

1824 Karl X. von Frankreich.

1825 Tod Alexander's I. Nikolaus.

1827 Seeschlacht bei Navarin.

1828—1829 Krieg Rußlands gegen die Türkei.

1829 Friede in Adrianopel.
Befreiung Griechenlands.

Vierte Periode.

1830 Zweite französische Revolution.
Belgische Revolution.
Polnische Revolution.
Erste Eisenbahn mit Dampfkraft in England.
1831 Russisch-polnischer Krieg.
Cholera in Deutschland.
Königreich Griechenland.
Revolution in Brasilien.
1832 Bruderkrieg in Portugal bis 1834.
Belagerung der Citadelle von Antwerpen.
1834—1840 Bürgerkrieg in Spanien.
Unruhen in Paris und Lyon.
1835 Tod Franz' I. Kaiser Ferdinand I.
Erste Eisenbahn in Deutschland.
1836 Friedrich August, König von Sachsen.
1837 Victoria, Königin von England.
Umtriebe des Erzbischofs von Cöln.
Ernst August, König von Hannover.
1838 Umtriebe des Erzbischofs von Posen und Gnesen.
1839 Christian VIII., König von Dänemark.
Türkisch-ägyptischer Krieg. Schlacht bei Nisib.
Abdul Medschid, türkischer Kaiser.
Unruhen in Paris.
1840 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
Wilhelm II., König der Niederlande.
Quadrupeltractat zwischen England, Rußland, Oestreich und Preußen.
Eroberung von Acre und der syrischen Küste.
1841 Espartero, Regent von Spanien.
1842 Friede Englands mit China. Niederlassung der Engländer auf Hongkong.
1843 Espartero in Spanien entsetzt.
Revolution in Griechenland. Kalergis.
1844 Oskar, König von Schweden.
Krieg der Franzosen mit Marokko. Schlacht am Isly.
Arnoldi in Trier und Joh. Ronge in Breslau.

1846 Unruhen der Polen in Posen und Krakau.
Papst Pius IX.
1847 Vereinigter Landtag in Preußen.
Sonderbundskrieg in der Schweiz.
1848 Dritte französische Revolution. Republik Frankreich.
Revolutionen in Italien. Flucht des Papstes.
Revolutionen in Deutschland. Die Märztage in Wien und Berlin.
Krieg gegen Dänemark.
1849 Aufstände in Sachsen und Baden.
Krieg in Ungarn.

Register

über alle drei Bände.

(a. zeigt den ersten, b. den zweiten, c. den dritten Band an.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nösselt, Friedrich,

Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen

Bd.: 3

Breslau 1850